3 1761 04925416 2

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Biographiſch-hiſtoriſche

Studien

von

Ernſt Münch.

Erſter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1836.

8438
26/11/90 2 vols.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

C. E. Stifft,

Geheimen Referendar Sr. Majeſtät des Königs der Niederlande für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg, Mitglied des teutſchen Schiedsgerichtes, Ritter des Ordens vom Niederl. Löwen u. ſ. w.

in hochachtungsvollſter Freundſchaft

gewidmet.

Vorwort.

Dem Publikum werden in dieſer Sammlung eine Reihe berühmter Charaktere und anziehender Erſcheinungen aus verſchiedenen Zeiträumen der Geſchichte, bearbeitet nach Quellen, dargeboten, ohne daß jedoch der Verfaſſer ſich für verpflichtet erachtet hätte, ſie gerade in ſtreng

chronologiſcher Folge aufzuſtellen. Wie ſie nach Zeit, Muße und Luſt, aus ſeiner Feder theils zum erſtenmal hervorgegangen, theils nach frü- heren Skizzen und Verſuchen völlig umgeſtaltet, von ihm zu Tage gefördert worden ſind, erſchei- nen ſie hier hinter einander abgedruckt. Bei weitem der größere Theil iſt neu.

Walter Raleigh, der berühmte See- fahrer, Staatsmann, Günſtling und Schriftſtel- ler, — der ritterliche Palzgraf Friedrich II. und die ſchöne Leonore von Oeſterreich, — der furchtbare Chriſtian II. von Dänemark mit ſeiner Geliebten, Düveke oder der Taube von Amſterdam, und ſeiner berüchtigten Rathge- berin, Mutter Sigbritt, ſodann der Mär- tyrer des Fanatismus, Giulio Ceſare Va- nini der Philoſoph, — Floris von Mont- morency, Hr. v. Montigny, Freund und

Schickſalsgenoſſe von Egmont und Horn (in Vervollſtändigung des berühmten, von Schiller bearbeiteten Prozeſſes), — machen den Anfang. Darauf folgen: König Enzio, in neuer Bearbeitung, und Petrus de Vineis, zum erſtenmal biographiſch und erſchöpfend dargeſtellt; Philipp von Marnix, Hr. von St. Aldegonde; — Studien über Demoſthenes und Markus Brutus; über Thraſea Pätus und die Stoiker und letzten Patrioten Roms während der Kaiſerzeit; — Hypatia von Alexandrien, mit Nachrichten über Syneſios den Kyrenäer und die letzten Neu-Platoniker; — die Verſchwörung von P. Zriny, Nadaſty, Frangipani und Tättenbach wider Kaiſer Leopold I.; Tafilet, Uſurpator von Nordafrika; Inez de Caſtro (neu bearbeitet), Hakon Jarl

(nach friſchen Quellen); Don Miguel de Cervantes; — Don Antonio de Guevara; — Th. Gray, der Elegiker Englands, nach ſeinem Leben und ſeinen Schriften; — Apologie der Lukrezia Borgia wider alte und neue hiſtoriſche Verläumdungen; die Partheikämpfe in Holland zu Ende des 15. Jahrhunderts; die Geſchichte der älteren Prinzen von Oranien bis zum Tode Philiberts von Chalons, mit allerlei Denkwürdigkeiten zur Literärgeſchichte, beſonders der Troubadours; Kardinal Giovanni Moron; Gianettino Doria; Cecilio Curione Segundo und ſeine Töchter; der Prozeß der Königsmörder Harriſon, Lembert, H. Vane u. A. unter Karl II. in England; — Anna Maria von Schuurmann; Lady Jane Gray; — Samuel Henzi; Albrecht von

Haller; — J. G. Zimmermann. — Louvet de Couvrat und die Girondiſten; — Georg Forſter. — Die Gefangenen vom Aſperg und vom Hohentwiel: J. J. Moſer, Schubart und Rieger. — Von Charakteren neueſter Zeit: König Wilhelm I. von Würtemberg, ſeine Kriegsthaten und ſeine achtzehnjährige Regierung in größeren Umriſſen. — König Wilhelm I. der Niederlande. — C. F. van Maanen. — J. D. Meyer, der Rechtshiſtoriker. — P. C. Hooft der Geſchichtſchreiber der Niederlande; — G. A. Brederoode nebſt Beiträgen zur Geſchichte der holländiſchen Volkspoeſie. — Frhr. vom Stein, Juſtus Gruner und Niebuhr; — Lord John Ruſſel. —

Der II. Band wird die Biographie Phi-

lipps von Marnix und Peters de Vinea liefern, welche beide längſtverſprochene Arbeiten durch das Ausbleiben zugeſagter Materialien wider Willen des Verfaſſers bisher verzögert worden waren. Das Intereſſe des Publikums für vorliegenden I. Band dürfte entſcheiden, ob die angezeigten Artikel, zu welchen alles vorbereitet liegt, mehr oder raſch auf einander folgen werden.

I.

Sir Walter Raleigh.

Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Fr. Schiller.

In der, an ausgezeichneten Männern mancherlei Art reichen Geſchichte der Königin Eliſabeth von England, ſo wie in jener der darauf gefolgten Regierung Königs Jakob I., erſcheint als einer der erſten, und, wenn auf Vielſeitigkeit des Talentes, großartige Richtung des Geiſtes und Univerſalität der Beſtrebungen Rückſicht genommen wird, nach Bakon von Verulam vielleicht als der erſte Mann dieſer merkwürdigen Zeit, der Ritter Sir Walter Raleigh.

In verſchiedenen Sphären, deren mehrere, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und den Begriffen der Menſchen, einander auszuſchließen oder zu hemmen pflegen, gewann er gleich großen und bleibenden Ruhm; in der theoretiſchen Staatskunſt, wie in dem praktiſchen Hofleben und den Geheimniſſen der völkerlenken-

den Diplomatie, in den Geſchäften eines Rathes der Krone; wie in den glänzenden Improviſationen eines Redners und Volksanwalts im Parlamente; als Seemann, Länderentdecker und Pflanzer, wie als Befehlshaber von Truppen und als friedlicher Prieſter der Wiſſenſchaft in ihren ſpeculativen und hiſtoriſchen Gebieten. Dazu kam die beſondere Eigenthümlichkeit eines Charakters, welcher zahlreiche Freunde und Feinde in gleichem Grade ſich erwarb und über manche Punkte das Urtheil der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt verwirrte, welcher aber dennoch in den Hauptzügen ſiegreich über ſchwere Verläumdungen, nach vollbrachten großen Thaten, ſowohl im Dienſte des Vaterlandes als der Wiſſenſchaft, und nach theilweiſe glücklichen, theilweiſe mißlungenen Beſtrebungen, trotz eines tragiſchen Endes, ſich geſtaltete. In dem Haupte dieſes Mannes hatten ſo vermeſſene Gedanken und weitausreichende Plane, denen es keineswegs an den nöthigen Hebeln zur praktiſchen Ausführung fehlte, Raum gewonnen, daß ſelbſt mächtige Kabinete entweder von Beſorgniß darüber erfüllt wurden, oder um glänzenden Preis ſeine Freundſchaft nachzuſuchen ſich genöthigt ſahen, und daß blos das Unglück eines Regierungswechſels, welcher das Steuer in andere, minder geniale Hände, als die unter der großen Königin wirkſamen, gab und welcher der ruheliebenden Tendenz eines ruhm-

loſen, wichtige Nationalintereſſen oft verabſäumenden geldſchmutzigen Müßigganges huldigte, die Verwirklichung einer rieſenhaften Idee — Zertrümmerung der ſpaniſchen Macht im Süden von Amerika, und damit Bereicherung des öffentlichen Schatzes und der Staats-Kräfte von Britannien durch neue unermeßliche Hülfsquellen — vereitelte.

In den weſtlichen Provinzen von Alt-England befanden ſich mehrere geachtetete Geſchlechter angeſeſſen, welche den Namen „Raleigh" führten, und beſonders wurden ihrer Drei, aus verſchiedenen Perioden, was die Niederlaſſung betrifft, und mit unterſcheidenden Wappen und Siegeln, gezählt. Dasjenige unter ihnen, von welchem Sir Walter herzuſtammen ſich berühmte, leitete ſeinen Urſprung bis zur Regierung König Johanns ohne Land zurück; andere jedoch behaupteten, ſchon vor der normänniſchen Eroberung in England bekannt geweſen zu ſeyn. Der Vater unſeres Ritters, welcher jedoch dieſes Prädikat, durch die Gnade ſeiner Königin, erſt ſpäter erhalten hat, hieß Hr. Walter Raleigh (oder Ralegh) von Fardel, in der Grafſchaft Devon. Er hatte ſich dreimal verheurathet und aus ſämmtlichen drei Ehen Kinder erzeugt. Seine letzte Gemahlin war Katharina, Tochter des Ritters Philipp Champernon von Modbury und Wittwe Sir Otto Gilberts von Compton in Devons-

hire geweſen, dieſe gebar ihm zwei Söhne, Carew und Walter, ſo wie eine Tochter, welche zweimal ſich verehlichte. Mütterlicherſeits hatte demnach Sir Walter die drei ebenfalls berühmt gewordenen John, Humphry und Adrian Gilbert zu Halbbrüdern. *)

Er wurde im Jahr 1552 zu Hayns, in Devonshire, welcher Ort nahe an der See liegt, geboren. Nach beendigtem erſten Unterricht bezog er die Hochſchule zu Oxford. Nach allen Berichten zeichnete er ſich vor ſeinen Genoſſen durch Eifer und Fortſchritte in allen Fächern, die er ergriffen, und zwar weit über ſeine Jahre, aus. Nach dieſem ward er hintereinander Zögling des Oriel-Kollegiums und jenes der Rechtsgelehrten in Middle-Temple. Im Jahr 1569 begab er ſich, nach dem Beiſpiele vieler jungen Leute aus beſſern Häuſern, nach Frankreich, um unter der Fahne des Proteſtantismus Lorbeeren in jenen blutigen Kriegen ſich zu erfechten, welche die Politik Katharina's von Medici, der heroiſch-nationale Fanatismus der Ligue und die ſpaniſche Ränkeſucht hervorgerufen. Fünf Jahre lang diente er hier mit Ehre und Gewinn für ſich zugleich; denn mit einer für ſein Alter ungewöhnlichen Beſonnenheit faßte er nicht nur alle kriege-

*) Oldys: Life of Walter Raleigh. — J. Campbell: Life of British Admirals etc. II. Vol. —

riſche Begebenheiten, an denen er mehr oder minder Theilnehmer war, ſondern auch die politiſche Seite derſelben und und zwar im Zuſammenhange und im Verhältniſſe zu jenem, auf, ſtellte über Land, Regierung und Partheien Betrachtungen an und erwarb ſich dadurch einen Schatz von praktiſchen Kenntniſſen, welchen die reiferen Jahre herrlich entwickelten.

Sowohl zerſtreute Andeutungen in ſeinen Werken *) als ausdrückliche Angaben von Hiſtorikern zeugen hiefür, wiewohl die Biographen manches überſehen.

Aber mehr noch als Frankreich, zog Sir Walter'n der heldenmüthige Kampf des Niederländiſchen Volkes gegen die Spanier an, welchen er ſchon frühe in inner= ſter Seele Haß geſchworen. In allem dieſem huldigte er — wie der Geſchichtſchreiber brittiſcher Admirale **) ſich ausdrückt — mit der einem jungen Manne natür= lichen Lebhaftigkeit ganz der herrſchenden Mode gemäß. Frankreich und die Niederlande waren damals die Kriegsſchule, in welcher alle diejenigen ſich ausbilde= ten, die ihr Glück durch den Degen zu machen, entſchloſſen waren, und die ſich durch Preisgebung von Leib und Leben zum Dienſte ihres Vaterlandes

*) Sir W. Raleghs Essays. —

**) John Campbell: Life and Actions of brittish Admirals. T. I.

einen rühmlichen Weg bahnen wollten. Allein während Viele auf dieſer Laufbahn ſchweres Unglück traf, indem ſie ſich durch die bei Armeen herrſchenden Laſter und Ausſchweifungen verführen ließen, und ein ungebehrdiges und ungeſtümes Weſen ſich aneigneten, welches Anderen wiederum für ſoldatiſche Freiheit galt, zog Raleigh aus ſeinen Kriegsdienſten in fremden Ländern einen wirklichen Nutzen. Seine Kenntniſſe in mehr als einem Zweige mehrten ſich beträchtlich; die gegemachten Erfahrungen vervollkommneten die Theorieen der Kriegswiſſenſchaft, und zugleich gaben ſie ihm einen feinen Sinn und ein ſo geglättetes Aeußere, daß er nach der Rückkehr in ſein Vaterland (1578) für einen der gewandteſten und geſittetſten jungen Kavaliere gehalten ward. *)

Bald darauf finden wir ihn für ſeinen Halbbruder Humphry Gilbert thätig. Dieſer, als Lieblingsſohn von der beſorgten Mutter mit einer vortrefflichen Erziehung ausgeſtattet, und für Kriegsweſen, Seefahrt und Weltkunde ſchon frühe, als Hauptgegenſtände ſeiner Sehnſucht, begeiſtert, hatte bei Anlaß

---

*) Wood: Athenaeum Oxoniense T, I. — Camden: Annals of the Queen Elizabeth and King James I. — Thuanus: Historia sui temporis. II. L. 46. — Naunton: Fragmenta regalia. — Campbell. I.

der bekannten Expedition nach Havre de Grace im Jahr 1562 zum erſtenmal Gelegenheit gefunden, in Thaten für ſein Vaterland ſich auszuzeichnen und die Augen des Hofes auf ſich zu ziehen. Man begann Vertrauen in das ſchön aufkeimende Talent zu ſetzen und Sir Humphry erhielt die wichtige Präſidentenſtelle von Münſter in Irland, wo er, an der Spitze von weniger Mannſchaft in kurzer Zeit Ungewöhnliches und ſeinen Namen unter den Bewohnern dieſes Landes, welche ſo häufig zum Abfall des tyranniſch über ihm laſtenden Englands geneigt waren, gefürchtet machte. Zumal fühlten M'Carthies und Fitz-Morris, Häuptlinge, die bisher den engliſchen Statthaltern und Generälen viel zu ſchaffen gemacht hatten, *) ſeinen Arm. Sir Walter ſtand ſeinem Stiefbruder, den er als Geiſtverwandten, ſchätzte und liebte, hier und anderwärts redlich bei **).

---

*) Th. Moore History of Ireland. — Lingard History of England. VIII. und IX.

**) W. Pole: Description of Devonshire. — Hooker: Discourse of Sir Gilbert. — W. Monson: Naval Trackts. — Loyd: Stete-Worthirs. — Stove: Annals. — Oldys l. c. — Hackluyt: the principal Navigations, voyages traffiques and discoveries of the English Nation. Lond. 1599. (Ein Hauptwerk für die See- Entdeckungs- und Handelsgeſchichte) mit vielen wichtigen und intereſſanten Dokumenten. Es iſt größtentheils aufgenommen in der anderen

Das Hauptziel Humphry's war jedoch, wie wir zum Theil ſchon angedeutet, die Erforſchung unbekannter Weltgegenden, eine Entdeckungsreiſe im großen Styl. Er verſuchte es darum, der Königin Eliſabeth in einer eigenen Denkſchrift aus einander zu ſetzen, daß eine nordweſtliche Fahrt nach Oſtindien zu den Möglichkeiten gehöre und ſuchte eine Anzahl rüſtiger Leute zu einem dießfallſigen Verſuche zu bereden; für ſich ſelbſt begehrte er vorläufig blos ein Patent, welches ihn zur Beſitznahme und Bepflanzung eines erſt noch zu entdeckenden, von keinem der chriſtlichen Souveräne ſchon beſetzten Gebietes im weſtlichen Amerika berechtigte; was ihm denn auch von Eliſabeth unbedenklich verwilligt wurde.

Nunmehr handelte es ſich um die Ausführung des Projektes oder vielmehr um die Mittel derſelben. Eine Menge von Perſonen hatte ſich zwar anwerben laſſen und eine Flottille lag bereits ſegelfertig; allein ergriff Viele auf derſelben Kleinmuth; Andere beſtimmte Eiferſucht gegen Humphry, ſich wiederum von ihm los zu ſagen, und mit Schmerzen ſah er den ſchimpflichen Ausgang eines wohl eingeleiteten Unter-

---

großen Sammlung: Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca, or a compleat Collection of voyages and travels, consisting of above four hundred of the most authentick writers, by John Harris. Lond. 1705. II. Vol. gr. Fol.

nehmens ſchon vor dem Beginnen deſſelben. Allein Sir Walter und der zweite Bruder, Adrian Gilbert nebſt einigen anderen Leuten beſſeren Schlages, hielten ihn aufrecht und wußten Hülfe zu ſchaffen. Beſonders aber war es Raleighs Genie, welches viele Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen wußte. Sir Humphry ſtach alſo in die See und erreichte glücklich Neufoundland; nach dieſem ward hier eine Zeitlang Raſt gemacht. Die drei Brüder — Raleigh befand ſich mit auf dem Zuge — fühlten jedoch die Nothwendigkeit von Verſtärkungen an Schiffen und Mannſchaft, oder es war der Wind ihnen nicht günſtig und deßhalb die erſte Entdeckung verfehlt; genug, ſie traten den Rückweg nach England an und begegneten auf demſelben einer ſpaniſchen Schiffsabtheilung, welche nicht übel Luſt bezeigte, ſie in den Grund zu bohren; mit Mühe nur und mit dem Verluſte eines der beſten Schiffe und des wackern Jünglings Miles Morgan, entgingen ſie dieſer Gefahr, nachdem ſie den Feinden lange und muthige Gegenwehr geleiſtet *).

Raleigh gab nun vorerſt jede weitere Expedition auf und ging alsbald bei ſeiner Rückkehr (im Frühjahr 1579) nach Irland, wo der Kampf mit den Rebellen, in Folge päbſtlicher und ſpaniſcher Unter-

*) Campbell l. c.

ſtützungen und Intriguen, einen neuen hartnäckigen Charakter angenommen hatte. Er diente hier unter dem Präſidenten von Münſter, in der Eigenſchaft als Hauptmann, und im folgenden Jahre unter dem Grafen von Ormond, einem nahen Verwandten und getreuen, über vielfache Verſuchungen des Ehrgeizes ſiegreichen Freunde der Königin. Der Statthalter von Irland, Lord Grey, welcher dieſe Nation mit perſönlichem Haſſe verfolgte, legte dem Heere vor allem die Eroberung der wohlbefeſtigten Feſtung Ore, am Meerbuſen von Smerwik in der Grafſchaft Kerry, an's Herz, da die Inſurgenten daraus einen Hauptanlehnpunkt ihrer Macht und einen Sammelplatz der neu erwarteten Truppenverſtärkung gemacht hatten. Sir Walter hatte einen vorzüglichen Antheil an der endlichen Einnahme. Es wird erzählt, daß die Beſatzung, troz feierlich zugeſicherter Schonung, mit dem päbſtlichen Offizier San Giuſeppe an der Spitze, niedergemetzelt worden; allein es ſcheint, daß der Iriſche Geſchichtſchreiber von England hier Raleigh Unrecht thut, wenn er ihm dieſe That auf eigene Rechnung zuſchiebt *), da es aus andern Berichten ſich ergibt, daß ſie auf ausdrücklichen Befehl des Lord-Statthalters, und zwar mit großem Widerſtreben der

---

*) Lingard: History of England VIII.

damit beauftragten Kapitäne Raleigh und Mackworth, geſchehen. Lord Grey hatte diesmal ganz den Grundſatz des römiſchen Katechismus: Ketzern dürfe nicht Wort gehalten werden, gegenüber den Papiſten, befolgt *).

Noch mehrere andere glückliche Verrichtungen beim iriſchen Heere machten Sir Waltern bei Hofe immer bekannter; er erhielt jetzt die Präſidentſchaft von Münſter für ſich ſelbſt, und nach einiger Zeit, zur Belohnung für ſeine vorzüglich eifrige Treue auch in dieſem neuen Berufe, ein großes Landgut in der bewältigten Provinz **).

Die Feinde und Ehrenneider fehlten jedoch ebenfalls nicht und beſonders verbitterte ihm Lord Grey das Leben ungemein, durch eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und Zwiſte, in welche er ihn hineinzog, und wegen welcher Raleigh denn endlich, da der öffentliche Dienſt darunter litt, heimberufen, ja von dem Geheimen Rath, in Folge vielfacher Beſchuldigungen von Seite des Statthalters, zur Rechenſchaft gezogen wurde. Allein er wußte ſeine Sache mündlich mit ſo glän-

---

*) Vgl. Berchetti. — William Con.: State of Ireland. — Cox: History of Ireland. — Carte: Life of the Duke of Ormond. I. — Camden. — Spencer. — Cayley: Sir W. Raleigh. I. — Campbell l. c. im Leben Sir H. Gilberts. —

**) Nannton: Fragmenta navalia. —

zender Beredtſamkeit zu verfechten, daß dem Abtretenden die allgemeine Bewunderung folgte. Die Königin rief ihn unverzüglich zu ſich, fand großes Vergnügen an ſeinem geiſtreichen Umgang wie an ſeinen ritterlichen Manieren und feinen Schmeicheleien, die er, höfiſch und gründlich zugleich, im Hinblick auf ein größeres Intereſſe, keineswegs verſchmähen zu dürfen glaubte. Raleigh ward nun im geheimen Kabinete oft zu Rathe gezogen und galt bald als „Orakel“ deſſelben.

Eine Anekdote, die auf ſein Verhältniß als begünſtigter Hofmann, einiges Licht wirft, können wir nicht umgehen, beſonders da ſeine Gegner, ſie als Uebermaaß von ſchmeichleriſcher Gewandtheit, ſpäter häufig genug ihm vorgeworfen haben. Als nemlich Raleigh eines Tages die Königin auf ihrem Spatziergange begleitete, fand ſich eine Stelle, über welche ſie ſetzen mußten, ſo ſchmutzig, daß Eliſabeth Anſtand nahm, weiter zu gehen; jener, raſch beſonnen, warf ſeinen Mantel *) in den Weg, ſo daß er der Monarchin als Fußteppich diente. Nach dieſem Vorfall erhielt er einen Wink aus dem geheimen Kabinete: ſein Glück ſey gemacht.

*) Höchſt impertinent und unwahr zugleich ſetzt Lingard, der die Sache erzählt, hinzu: „vielleicht den einzigen, den er hatte.“ Sir Walter beſaß noch Vermögen genug, um einen neuen Mantel ſich anzuſchaffen.

Die Ränke ſeiner Gegner ließen ihn jedoch nicht lange ungeſtört in einer Gunſt, die er mit Sir Charles Blount, Sohn des Grafen Montjoye, theilen mußte. Nachdem dieſer letztere als Student zu Innertemple, durch ausgezeichnetes Benehmen bei einem Turniere, die Augen Eliſabeths auf ſich gezogen, und aus den Händen der Monarchin ein karmoiſinrothes Band als Kampfpreis erhalten hatte, machte Graf Eſſex, welcher die Liebe Eliſabeths mit heftiger Eiferſucht für ſich allein anſprach, bereits die boshafte Bemerkung: jeder Narr müße an dieſem Hofe ſeine Gunſt haben. Trotz des darüber ſtatt gefundenen Duells, ſöhnte er ſich jedoch, auf Bitte der Königin, mit Blount wieder aus, und es bildete ſich ſogar eine enge Freundſchaft zwiſchen den beiden, welche den Grafen Nottingham, einen zweiten, bisher ſehr einflußreichen Nebenbuhler, beſtimmte, voll Verdruß den Hof zu verlaſſen. Dagegen blieb Raleigh fortwährend eine widerwärtige Erſcheinung für Graf Eſſex, ohne daß dieſer jedoch es dahinbringen konnte, ihn zu verdrängen. Vielmehr zeichnete Eliſabeth Walter'n neuerdings dadurch aus, daß ſie ihn dem Herzog von Anjou bei ſeiner Rückreiſe nach den Niederlanden zum Begleiter gab und als Unterhändler zu dem Prinzen von Oranien ſandte, von welchem er auch (1582) Briefe von hoher Wichtigkeit mitbrachte. Einige Monate

blieb er hierauf noch am Hofe und die auf ihn eiferſüchtigen Staatsmänner mußten ſich bequemen, ihm ſelbſt nun den Hof zu machen, um Allerlei durch ſeine Vermittlung durchzuſetzen. Seine Verdienſte waren zu allgemein anerkannt, um von ihnen ignorirt werden zu können. Auch hielt Eliſabeth ſehr darauf, daß diejenigen geehrt wurden, welche ſie ſelbſt ehrte *). Um dieſe Zeit war Raleigh bereits Mitglied des Geheimen Rathes mit Sitz und Stimme.

Im folgenden Jahre (1583) oder noch zu Ende des abgelaufenen, wurden die früheren Entdeckungsplane wieder aufgenommen. Das erſte Mißlingen Sir Gilbert's hatte dieſen nicht abgeſchreckt; vielmehr ward, noch im Frühjahre, eine zweite Ausrüſtung zu Stande gebracht. Sir Walter zeigte ſich bereit zu ihrer kräftigſten Unterſtützung, und ließ ſogar auf ſeine eigenen Koſten das zweite der fünf Schiffe, aus denen die Flotte beſtehen ſollte, nemlich das Unter-Admiralſchiff, erbauen, welches ſofort die Benennung „Barke Raleigh" erhielt. Gilbert war als Admiral friſch patentirt und die ſämmtliche Mannſchaft unter ſeinen Befehl geſtellt; doch ſollte, wenn binnen ſechs Jahren keine neue Länder entdeckt worden, ſeine Vollmacht erloſchen ſeyn.

---

*) Das Nähere bei Leicester: Commonweelth. — Aulicus Coquinar. — Sir W. Raleigh: Invention of Skipping. (Selects Essays.) Shirley: Life of W. Raleigh. —

Am 11. Juni gingen ſie zu Plymouth unter Segel; allein ſchon am dritten Tage ſah ſich Sir Walters Fahrzeug zur Heimkehr genöthigt, weil eine anſteckende Seuche den Hauptmann und den größten Theil der Mannſchaft überfiel. Nachdem Sir Humphry Neuland glücklich erreicht, den Hafen St. Johann in Beſitz genommen, auch durch einen aus Sachſen verſchriebenen Bergmann eine Silbergrube angelegt und ſeine Unternehmungen weiter zu verfolgen ſich angeſchickt hatte, zerſtörte ihm in den letzten Tagen des Auguſts unter dem 47. Grad nördlicher Breite ein furchtbarer Sturm das wichtige Schiff „das Vergnügen“, wobei faſt die ganze Mannſchaft und zu ſeinem noch größern Schmerz der getreue Freund, der ſächſiſche Bergmann, mit zu Grunde gingen. Auf dieſen letztern hatte er ſo große Dinge gebaut, ſo daß er ſogar erklärte, alsbald nach ſeiner Rückkehr auf die künftige Erzgrube hin 10,000 Pfund Sterl. von der Königin borgen zu wollen.

Allein ein neuer Unſtern verfolgte den kühnen und geiſtvollen Mann auf ſeiner Heimfahrt und machte allen ſeinen Entwürfen, welche er nach einer dritten ſorgfältigen Ausrüſtung um jeden Preis auszuführen gedachte, noch ehe er das Vaterland wieder geſchaut, ein tragiſches Ende. Am Nagel heftig verwundet, hatte er ſich von dem Fahrzeuge: „das Eichhorn“ weg und an Bord der „goldenen Hündin“ be-

geben, um ſich verbinden zu laſſen. Alle ſeine Leute ſetzten ihm heftig zu, auf dieſem Schiffe nach England zurückzukehren und daſelbſt ſeine beabſichtigten Maaßregeln zu treffen; denn die Barke, auf der er, ſeit der Abfahrt aus St. Johann, ſich befunden hatte, weil es leichter ſchien, mit ihr raſch in alle Buchten und Häfen, als mit ſchwereren Fahrzeugen, einzulaufen, däuchte ihnen viel zu klein und unſicher. Sir Gilbert aber, welcher die Mannſchaft darauf nicht verlaſſen und auch dem Vorwurfe der Furcht ungern ſich ausſetzen wollte, verharrte auf ſeinem Entſchluß, wieder in jenes kleine Schiff zu ſteigen. Am 9. September erhob ſich abermal ein heftiger Sturm und die Wellen drangen ſo ungeſtüm an das „Eichhorn“ heran, daß daſſelbe zuletzt von ihnen mit allem, was darauf war, verſchlungen wurde. Der Ritter hatte dem nahen Tod mit Muth ins Angeſicht geblickt und die zitternden Gefährten mit den Worten zu tröſten geſucht: „Kinder! wir ſind dem Himmel auf der See eben ſo nahe, als zu Land!“ *)

Der Verluſt dieſes trefflichen Mannes, der in gewiſſer Beziehung als einer der erſten Gründer des engliſchen Kolonialweſens mit Recht betrachtet werden

---

*) S. die Biographie H. Gilberts bei Campbell. I. — Allgem. Hiſtorie der Reiſen. XVI. —

konnte, ward von Jedermann ſehr bedauert; aber er ging Niemanden tiefer zu Herzen, als Sir Walter Raleigh ſelbſt, der die großen Kenntniſſe, das Genie und die Gedanken ſeines Halbbruders mit Kenner-auge durchſchaut und mit neidloſer Bewunderung verfolgt hatte. Ihm war gewiſſermaßen nun die Erb-ſchaft ſeiner Plane zugefallen, wiewohl das Mißlingen des Gilbert'ſchen Unternehmens im Publikum nun viele Bedenklichkeiten über den Erfolg irgend eines künftigen erregte und das Koloniſations-Syſtem gänzlich in Stocken zu bringen drohte.

Sir Walter, der mit allem was früher geſchehen, völlig vertraut geweſen war, und die Spiele des Zu-falls nicht ſo hoch anſchlug, als die Menge, beſchloß bald möglichſt die nördlichen Entdeckungsreiſen um jeden Preis fortzuſetzen und entwickelte in einer gründ-lichen Schrift, welche er der Königin übergab und welche von dieſer dem geheimen Rathe zur Prüfung vorgelegt wurde, alle daraus zu gewinnenden Vortheile auf ſo einleuchtende Weiſe, daß er ſchon im März-mond 1584 den gewünſchten Freibrief erhielt. Fortan wurde er, wie alle Geſchichtsſchreiber und Reiſebe-ſchreiber zugeſtehen, die Seele aller gleichzeitigen und ſpäteren Unternehmungen, welche den engliſchen Han-del auf eine ſo erſtaunenswerthe Höhe brachten.

Sein Blick fiel bei Betreibung der neuen Expe-

dition hauptſächlich auf zwei Kapitäne, Philipp Amadas und Arthur Barlow, in deren Tüchtigkeit er das meiſte Vertrauen ſetzte. Die Anſtalten gediehen mit ungewöhnlicher Schnelle und ſchon am 27. April war die Expedition im Stande, aus einem Hafen der weſtlichen Küſte Englands in die See zu ſtechen. Sie ſegelte bei den Kanariſchen Inſeln vorüber, kreuzte eine Zeitlang (gegen Anfang Juni's) im Golf von Mexiko und nahm ſodann die Richtung nach der Küſte von Florida. Die den Seeleuten Sir Walters vorgeworfenen Unkunde, welche ſie den bedeutenden Umweg von mehr als 2000 Seemeilen machen ließ, beruhte auf der eigenen Unwiſſenheit derjenigen, welche den Plan im Ganzen und die beſonderen Zwecke Raleighs bei dieſer Fahrt nicht begriffen. Er hatte ihnen beſtimmte Inſtruktionen mitgegeben; das Verhältniß zu den künftigen gefährlichen Nachbarn den Spaniern motivirten ſie hinreichend *).

Am 2. Julius näherten ſich unſre Seefahrer dem Ufer, an einem Orte, wo das Waſſer außerordentlich niedrig ſtand, und ein Duft, wie von den lieblichſten Gartenblumen, ſtrömte ihnen entgegen. Daraus zogen ſie den Schluß, daß, obgleich noch kein Land zu ſehen,

*) Verſtändig hat dies Hakluyt (bei Harris 201) aus einander geſetzt.

daſſelbe doch nicht ſehr weit entfernt ſeyn könne. In der That landeten ſie bald darauf an einer Inſel, auf welcher ſie eine große Menge von Thieren und Bäumen der verſchiedenſten Art trafen. Mehrere Tage verſtrichen, ohne daß ſie menſchliche Weſen erblickt hätten; endlich ſtießen ſie auf kleine Kähne, welche wenige Eingeborne faßten. Sie gaben ihnen ein Zeichen ſich zu nähern; aber jene wandten ſich, mit kläglichen und ſeltſamen Rufen die Luft erfüllend, um, entſetzt von dem Anblick der ungewöhnlichen, andersfärbigen Menſchengeſtalten, die wie durch einen Zauberſchlag auf ihr Eiland verſetzt worden waren. Als man ihnen aber freundlich nachrief und allerlei Spielwerk, wie: Spiegel, Meſſer, Puppen, Glaskünſteleien u. dgl., vorzeigte, wurden ſie zutraulicher und kamen endlich ihren Gäſten näher. Ein Bruder des Oberhauptes der Inſel war die wichtigſte unter den gewonnenen Bekanntſchaften *). Sie führten endlich die Neuangekommenen in eine Art von Stadt, Roanoac genannt, ſtellten ſie ihren Wervans oder Oberherren vor und man fand ſich nach und nach recht gut zuſammen.

Die Inſel, unter dem 34. Grad nördlicher Breite

---

*) Die beiden hießen Wingandecaa und Wingina. Gottfried: Historia Antipodum. —

gelegen, zählte ungefähr zwanzig Meilen in der Länge und ſechs in der Breite. Die Einwohner zeigten ſich von ſanſter Gemüthsart, gingen alsbald in die Tauſchanträge der Engländer ein und bewieſen darin, gegen die Gewohnheit vieler Stämme der Wilden, außerordentliche Redlichkeit. Zwei von ihnen, Wangiſo und Manteo benannt, machten ſich bald, wenigſtens theilweiſe, mit der engliſchen Sprache, vertraut und halfen die Begriffe gegenſeitig vermitteln, die Aufſchlüſſe über das Innere des Landes in allen ſeinen Beziehungen vervollſtändigen, und die großen Vorſtellungen vom Reichthum ihres Landes vermehren. Nachdem von demſelben im Namen der Königin Beſitz genommen worden, beſchloß man unverweilt nach England zurückzukehren und die freudige Botſchaft daſelbſt zu überbringen. *)

Das Hauptreſultat der Entdeckung, und der von den Eingebornen gewonnenen Nachrichten über die Zuſtände Virginiens, welches Sir Walter an die Königin übermachte, war nachſtehendes:

Das Land ſchien verhältnißmäßig ſehr gering bevölkert; denn obgleich das Erdreich üppig an Erzeugniſſen ſich bezeigte, ſo konnte es doch wegen allzu mangelhaftem Anbau nicht viele Bewohner ernähren

---

*) Hakluyt II. und Allg. Hiſtorie der Reiſen XVI.

Man fand folgende Nationen durch das neu entdeckte Gebiet zerſtreut: die Recongthans, die Weanocks, die Arrahattocks, die Appenictocks, die Nanſemunds, die Cheſeapeacs und die Paſpahoges. Am Pamumkefluß hausten die Youngtamunds und Mattapaments, am Rappatanok (Toppabamuk) aber die Manahoacs, Moraughtacunds und Outtawomens. Die Häuptlinge lagen unter ſich in beſtändigem Hader und oft bemächtigte ſich der eine und andere von ihnen zweier oder dreier benachbarten Hordenreiche, welche jedoch meiſt nach ſeinem Tode den Söhnen der vertriebenen Beherrſcher wieder zufielen.

Man hielt in der Folge die Eingebornen dieſes Theils von Amerika für die allerſchlimmſten, und durch Grauſamkeit und Verrätherei hervorſtechendſten; allein da Sir Walter und ſeine Freunde ſie nicht ſo hart beurtheilten, ſo mögen ſie alles dieß erſt durch die Treuloſigkeiten und Mißhandlungen der europäiſchen Gäſte geworden ſeyn, in denen ſie nach anfänglicher Freundſchaft nichts anderes, als Feinde, Räuber und Tyrannen, erblicken mußten; denn wiewohl die Engländer in dieſer Beziehung noch nicht zu den ſchlimmſten gehörten; ſo verübten doch ſie und die Holländer oft mit kaltem Blut und berechnender Härte, was die

Spanier und Portugieſen getrieben von der Hitze des ſüdlichen Blutes, vollbracht.

Die Religionsbegriffe dieſer Indianer waren nicht ganz ſo verwahrlost, als man nach ihrer Kulturſtufe wohl annehmen mochte. Sie glaubten an einen Gott von durchaus huldvoller Natur, deſſen Wohnung im Himmel ſey, deſſen Güte jedoch bis auf die Erde herabreiche. Unbegreiflich und unbegränzt in ſeinen Vortrefflichkeiten, und ewig in ſeinen Jahren, genoß er aller erdenklichen Freuden, befreit von Schmerzen und Beſorgniſſen. Als jedoch derjenige Eingeborne, welchem man dieſe Aufſchlüſſe verdankte, befragt wurde: warum ſeine Landsleute gleichwohl den „Okee“ (böſen Geiſt oder Teufel) anbeteten? erzählte er mancherlei, für gutgläubige Chriſten tolle Dinge, welche aber nicht nur nicht toller, ſondern im Einzelnen ſelbſt würdiger des Begriffs von dem was über uns waren, als Vieles, das ein verkehrtes Chriſtenthum in mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgehegt. Er meinte: Gott ſey freilich der Geber alles Guten; allein es fließe ungezwungen und durcheinander auf alle Menſchen ohne Unterſchied. Gott bekümmere ſich nicht um die ungereimten Handlungen der Menſchen, ſondern laſſe ihnen ihren freien Willen, ſo daß ein Jeder von dem zufließenden Guten nach eigenem Gefallen wählen könne. Deßhalb ſey es thöricht, ihn zu fürchten oder anzubeten; vielmehr

würde ſie der böſe Geiſt, wenn ſie ihn nicht beſänftigten, an Geſundheit, Frieden und Genuß beeinträchtigen. Oft mache dieſer ſeinen Beſuch bei den Menſchen, im Donner und Sturm oder in anderen dergleichen ſchreckhaften Erſcheinungen. Der Okee (Quiccaſca, Orec, Quivecos) oder Kiwas ward daher in einem Tempel verehrt, während man den eigentlichen den Urgott, gleichſam völlig ignorirte. Doch beſtanden noch viele andre Götter von einerlei Natur neben ihm, denen in Tempeln oder „Machurmuh's" Altäre erbaut werden; Sonne, Mond und Sterne galten als Halbgötter. In einem Felſen, welchen die Prieſter oder „Wervans" wieſen, ſah man die Fußtapfen des Okée Die Wervans, zugleich die Gelehrten und Weiſen des Volkes, wie allenthalben, verſprachen denſelben einen ewigen Frühling, die ſchönſten Frauen und die dauerhafteſte und reichſte Wolluſt in der andern Welt. Dagegen ſchreckten ſie die Böſen mit düſteren Vorſtellungen von Feuerſeeen und heftigen Qualen, zugefügt durch eine boshafte Nymphe, in Geſtalt eines alten Weibes. Um den Okée oder Kiwas in guter Laune zu erhalten, wurden ihm bisweilen Kinder geopfert, unter allerlei ſeltſamen Gebehrden und Feierlichkeiten. Die Männer, in Waffen, ſahen der herzzerreißenden Scene ruhig zu; die Freundinnen der Mutter, deren Erſtlinge hier zur Sühne fielen, unterſtützten ſie in ihren Klagen und

beſchworen in eifrigem Gebet den Zorn des böſen Geiſtes. Ihre Propheten waren zugleich Zauberer, die von Zeit zu Zeit ihn um Rathe fragten und mit Beſchwörungen ſich befaßten, welche die Wenigſten unter dem Volke verſtanden; ſie und die Prieſter genoſſen daher gleiches Anſehen bei der Maſſe. Die Unſterblichkeit der Seele erklärten ſie ſich ſo, daß ſie entweder in Geſellſchaft der Götter ewiger Freuden theilhaft oder alsbald nach ihrer Ankunft in der anderen Welt, in einem feurigen See oder Brunnen, welcher am Ende der Erde, gegen Weſten, an dem Orte Popoguſſo ſich befinde, geworfen werden würden. Der Huskanawing, eine höchſt eigenthümliche Gewohnheit, zog die Augen der Ankömmlinge beſonders auf ſich. Ein Dutzend Jünglinge von ſtattlichem Ausſehen und in einem Alter von 20 Jahren, wurden in einen Korb verſchloſſen, der die Geſtalt eines Zuckerrohrs hatte und im Uebrigen wie ein Gitter geflochten war. Hier erhielten ſie mehrere Monate nichts als ein Getränk, aus giftigen Wurzeln und Kräutern gebräut; daſſelbe machte ſie raſend, ſo daß ſie Eltern, Namen und alles vergaßen. Die Probe ward, wenn ſie durch irgend etwas merken ließen, daß nicht alle Erinnerungen an den früheren Zuſtand ausgetilgt werden, wiederholt. Dieſe Raſenden wurden hiernach als die eigentlichen Weiſen, als die „Caucatuſes“ oder Notablen der Stämme, betrachtet und man glaubte

ihnen durch ſolch' bizarre Kur alle Neigung zu kindiſchen Gedanken und alle Partheilichkeit gegen Sachen und Perſonen benommen zu haben.

Die Prieſter machten ſich, um ihr Anſehen deſto ſicherer zu behaupten, ſo häßlich und fürchterlich, als in ihren Kräften war; die Zauberer theilten ſtets den Gewinn aus der Leichtgläubigkeit des Volkes mit ihnen. Vor jeder wichtigen Unternehmung wurden beide um Rath gefragt. Charakteriſtiſch bleibt, daß, im Gegenſatz zu vielen anderen Völkern, keine Frauen zum Propheten-, Zauberer- und Prieſteramt ſich hergaben. Bei allen merkwürdigen Vorfällen errichteten ſie Altäre und Tempel, welche natürlich nichts als ſchlecht gelehmte oder gezimmerte Hütten waren und in dieſen ſtanden die Bilder ihrer Götter und lagen die Leichen ihrer Heerführer.

Ihre Sprache drückte ſich in Bildern aus; ſie zählte 1, 10, 100, 1000, gleich den Europäern. Die Jahre fingen mit dem Winter an und theilten ſich in fünf Zeiten; in die Knoſpen-, Reife-, Sommer-, Herbſt- und Winterzeit. Die Monate wurden nach Monden, die Tage nach Sonnen-Aufgang, höchſtem Stand und Niedergang berechnet. Das Maas, um irgend ein Ding zu ſchätzen, bildeten Knoten an einer Schnur oder Kerbe an einem Stocke.

Die Ehe war ebenfalls bei ihnen eingeführt; die

Scheidung erlaubt, aber in der Meinung ſchimpflich; die Kinder wurden im eingetretenen Falle nach der Liebe der Eltern zu ihnen vertheilt; (eine vernünftigere Anordnung als manche unſerer modernen, chriſtlich-kirchlichen). Ehebruch galt als großes Verbrechen. Ueber das Naturel und den Charakter der Jungfrauen wichen die Berichte ab. Raleigh und ſeine Genoſſen ſchilderten ſie als züchtig, während Andere und Spätere ſie als ſehr zum geſchlechtlichen Genuß ſich hinneigend beſchrieben haben. Die Weiber der Landſchaft erſchienen gleich den Männern, gut und ſtark gebaut, und von hübſchem und gefälligem Aeuſſeren. Einige Stämme zeichneten ſich durch beſondere Körperlänge, lange Lebensdauer und Kräftigkeit im Beſtehen von Beſchwerden aus; eben ſo durch ſehr breite Hüften; andere dagegen ſah man ungewöhnlich ſchmal und ſchmächtig, was die unteren Körpertheile betrifft. Ihre Farbe ſchien von Natur nicht ſo ſehr ſchwarz; aber die Gewohnheit, ſich zu ſalben, gab ihr ein eigenes Ausſehen von Kaſtanienbraun und Schwarzroth. Die von Natur zarte Haut ward durch die Hitze und das viele Schmieren hart und grob. Das Haar war, gleich ihren Augen, kr[illegible]ſchwarz und ward auf allerlei Weiſe zu- und verſchnitten, getragen. Die vornehmeren ließen hinten eine lange Locke herabhängen; die Weiber trugen es ziemlich lang auf dem Rücken oder mit

Kügelchen von Glas und anderen Materien (welche die Geſtalt unſerer Roſenkranzkrallen hatten) aufgebunden, viele auch eine Art Kranz auf dem Kopfe. Die Männer beraubten ſich der Bärte, die ſie für unſchicklich fanden, auf eine Weiſe, die ſie als wichtiges Geheimniß betrachteten und den Engländern durchaus nicht mittheilen wollten. Ihre Ohren waren an drei Orten durchſtochen und ſie hingen Perlen, Muſcheln oder andere Zierrath in dieſelben. Künſtlich verfertigte Mäntel von Welſchhahnenfedern, in der Mitte zuſammengeſchnürt, bildeten die Bekleidung der Männer und unter denſelben ein Stück Tuch, welches ganz um den Leib herum, bis auf die Mitte der Schenkel ging. Die Mehrzahl knüpfte jedoch blos ein Tuch oder eine Thierhaut um den Unterkörper. Einige zierten ſich das Haupt durch einen Federbuſch, andere durch eine Falken- oder Geierhaut.

Die Reicheren führten ein Stück breitgeſchlagenes Blech an der Seite mit, oder auch die gedörrte Hand eines ihrer erſchlagenen Feinde, als Zeichen der Tapferkeit.

Die Lebensweiſe betreffend, ſo bereiteten die Eingebornen ihre gewöhnliche Koſt, welche ſämmtlich entweder geſotten, geröſtet oder gebraten wurde, aus geweichtem indianiſchem Korn, in einer Art Mörſer zerſtoßen und bei gelindem Feuer 10 — 12 in Waſſer

gekocht. Die gekochten Fiſche wurden erſt, wenn das Mahl begann, aufgeſchnitten und die Eingeweide ſodann bei Seite gelegt. Auſſerdem verzehrten ſie Braten von Bibern, Turteltauben und Schlangen, und Suppen von Hirſchziemern, Erbſen, Bohnen u. dgl. Auch eine Art Brod, geknetet aus indianiſchem Korn, wildem Haſer, oder dem Saamen der Sonnenblumen, genoßen ſie. Ihre Mahlzeit richtete ſich nach dem Appetit ein; ſie ſaßen dabei zu Boden mit untergeſchlagenen Beinen; die Vornehmeren auf geflochtenen Matten.

Die Eingebornen verließen ihre Hütten nie unbewaffnet und ohne Bogen und Pfeil. Die Nachtruhen hielten ſie auf hohem Gras oder unter ſchützenden Bäumen. Ueber Flüſſe ſetzten ſie in Nachen von Birkenzweigen, welche ſtets improviſirt und, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte, am Ufer ſtehen gelaſſen wurden. Die feſteren Fahrzeuge, deren ſie ſich vorzüglich zum Fiſchen bedienten, der ſowohl ein Hauptnahrungszweig, als eine Hauptbeluſtigung des Volkes war, wurden aus ausgebrannten Baumſtämmen verfertigt. Wenn ſie Fremde empfingen, ſo reichte man ihnen die „Friedenspfeife,“ (der Genuß des Tabaks, von hier zu uns herüber verpflanzt, bildete einen ſtehenden Artikel); dieſe Pfeifen waren größer als die gewöhnlich gebrauchten; ſobald ſie angezündet, that der vornehmſte von ihnen

einen Zug daraus und reichte ſie dem Angekommenen. Rauchte dieſer mit, ſo beſtand Friede und die Pfeife wanderte der Reihe nach in der Geſellſchaft herum; verweigerte er's, ſo war damit der Krieg erklärt. Die Eingebornen zeichneten ſich durch beſonders gute und von Krankheiten freie Konſtitution aus. Stellte ſich gleichwohl bisweilen bei Minderſtarken Hüft- und Nervenweh ein, ſo heilten es die Prieſter oder Zauberer, welche um kleine Geſchenke die Stelle der Aerzte verſahen, und das Geheimniß ihrer Kunſt für eine Gabe der Götter erklärten, durch Schröpfen und ätzende Sachen, wobei das Schwitzen eine Hauptrolle ſpielte.

Erlöst aus Gefahren, ſtellten ſie große Freudenfeſte an. Man reihete ſich, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, um ein großes Feuer, mit einer Art von Kürbiſſen in der Hand, welche, ausgehöhlt und mit kleinen Steinen angefüllt, ein eigenes Geräuſch machten, das den Jubel des Volkes ausdrücken ſollte. Bisweilen tanzte man an geweihten Tagen auf einem großen Platze, welchen Bildniſſe der Götter zierten, Baumzweige und große Blumen in der Hand. Mitten im Kreiſe aber ſtanden drei der ſchönſten Jungfrauen, die Mitte des Unterkörpers von vornen bedeckt, Rücken, Hüften und Schenkel aber völlig nackt; ſie umhalsten ſich ſchweſterlich und drehten ſich mit mög-

lichſter Raſchheit herum, bis ſie müde geworden. Die Frauen und Mädchen, erſtere mit ihren Kindern, die ſich ganz eigenthümlich um ihren Hals und Rücken ſchlangen, pflegten gerne dem Fiſchfang zuzuſehen und entwickelten, wenn ſie endlich, im Uebermaas des Vergnügens, der letzten Hüllen ſich entledigten, und plätſchernd und ſchäckernd und mit Zweigen ſich ſchlagend, mit in die Fluth ſich ſtürzten, oder in langer Reihe am Ufer ſtehend, in den Strom ſich vorbeugten, an den gutgeformten Körpern Reize, gegen welche ſelbſt die europäiſchen Gäſte nicht ganz gleichgültig ſchienen.

Die vorzüglichſten Orte, welche nach und nach bekannt wurden, meiſt aus einer kleinen Zahl von Wohnungen beſtehend, waren Secota, Ramaoac, Pomeiooc, Daſamonquepeuc.*)

---

*) Ueber die Fahrt nach Virginien und daſſelbe vgl.: Th. Hariot und de Bry: Wunderliche doch wahrhaftige Erklärung von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia, welche newlich von den Engelländern, ſo im J. 1585 vom Herrn. Reichard Grainvile, einem von der Ritterſchaft, in gemeldte Landſchaft die zu bewohnen geführt waren, iſt erfunden worden, In Verlegung H. Walter Raleigh, Ritter und Oberſten des Zinbergwerks, auß Vergünſtigung der Durchlauchtigſten und Unüberwindlichſten Eliſabeth, Königin in Engelland ꝛc. Frankf. a. M. 1590. Fol. mit Kupfern. — J. L. Gottfried: Historia antipodum. Frankfurt a. M. Fol. mit Kupfern von Merian. — Hackluyt Voyags II. III. — Bruzen de la Martinière: Hiſtor.-polit.-geogr. Lexicon. B. VI. Teutſche Ausg.

Die Indianer erzählten Raleigh und ſeinen Genoſſen, ſo wie ſeinen Nachfolgern gerne zwei allgemein verbreitete Gſchichten. Ein ziemlich ruchloſer Mann, welcher begraben worden, fing am folgenden Tage an, ſich wieder zu bewegen. Hervorgezogen, zeigte er an, daß ſeine Seele nach Popoguſſo wäre verſtoßen worden, wenn nicht einer der Götter ſie erlöst und ihm die Gnade erzeugt hätte, lebend zu den Seinigen wieder kehren zu dürfen, um ihnen die nöthige Anweiſung zu ertheilen, durch welche fromme Werke ſie ſolch' einem Schickſal entfliehen könnten.

Ein Anderer erſtand ebenfalls aus dem Grabe wieder und erklärte: ſeine Seele lebe, ſein Leib aber liege noch im Grabe. Erſtere ſey durch einen langen und breiten Weg gewandert, der auf beiden Seiten mit herrlichen Bäumen von ſo koſtbaren und ſeltenen Früchten geziert geweſen, daß er nimmerdar ihres Gleichen erſchaut, und für welche ſeine Zunge keine Worte fände. Zuletzt ſey er bei einem ſtattlichen Haus angelangt, in welchem er ſeinen vor längerer Zeit geſtorbenen Vater getroffen; dieſer habe ihm ausdrücklich geboten, wieder zu ſeinen Landsleuten zurück zu reiſen und ihnen zu berichten, wie ihr Leben beſchaffen ſeyn müſſe, um ſie alle des gleichen Glückes, wie das von ihm genoſſene, theilhaft zu machen. In demſelben floß ſüßes Getränk in Strömen; die köſtlichſten Früchte

erlabten den Gaumen und wonnigliche Mägdleins von unendlicher Schönheit, ſtanden zur Umarmung bereit.

Eine äußerſt wichtige Entdeckung, welche Raleigh in Virginien machte und welche nicht nur für den engliſchen Handel, ſondern ſelbſt für die Kultur überhaupt bedeutſam geworden iſt, war die des Krautes, welches die Eingebornen Yppowoc, die Spanier aber Tabac genannt haben, aus dem Grunde, weil der Ort, wo es zuerſt getroffen worden, dieſen Namen trug. Die Blätter dieſes wunderbaren Krautes wurden, nachdem man ſie getrocknet, zu Mehl gerieben und, mit einem eigenen Inſtrumente angezündet, durch den Mund und die Naſe gezogen. Der angenehme, narkotiſche Geruch, verbunden mit den wohlthätigen Wirkungen, beſonders gegen Phlegma, zähe Flüſſe, Verſtopfung und Schweisverhärtung, machte Sir Walther'n ſo ſehr zum Proſelyten, daß er ein leidenſchaftlicher Raucher wurde und nach ſeiner Rückkehr in England eine Menge Perſonen ebenfalls dafür gewann, es bis zuletzt allgemein in die Mode kam, und, wiewohl ſelbſt von theologiſcher Seite, nicht nur von Staatswegen *) vielfach bekämpft, als eine der Hauptrubriken des Handels galt. Somit gebührt von Seite des

*) König Jakob I. ſelbſt gehörte zu den eifrigen Gegnern.

rauchenden Publikums Walter Raleighs Namen ein unvergängliches Denkmal.*)

Die Königin war durch die Schilderung der Reſultate von Sir Walthers Bemühungen hocherfreut und verhieß ihm die kräftigſte Unterſtützung bei ſeinen ferneren Unternehmungen. Das neu entdeckte Land erhielt nun, von ihr ſelbſt und nicht von Raleigh, wie bisher faſt allgemein fälſchlich behauptet worden iſt, den Namen „Virginien“**), welches

*) Vgl. Robertſon's intereſſante Notizen über den erſten Gebrauch des Tabaks. (Hist. of America. IX. Buch.) Nach ihm hatte Lanes das erſte Beiſpiel gegeben.

**) Ein Geſchichtſchreiber von hohem Rang, D. Hume, drückt ſehr ungalant ſich aus: Eliſabeth habe dem neuen Lande den Namen von „der zweifelhafteſten ihrer Tugenden“ gegeben. Die Königin wollte aber wahrſcheinlich weder ihrer perſönlich behaupteten jungfräulichen, noch der politiſchen Selbſtſtändigkeit ihres Reiches ein Denkmal ſetzen, ſondern blos den Charakter des entdeckten Landes, deſſen Bewohner noch durch Einfalt, Reinheit der Sitten und die Jugendkraft der erſten Welt ſich auszeichneten, dadurch andeuten. Daß der Name des Landes von einer Stadt, oder einem Könige der Eingebornen, Virginia, den Namen erhalten, wie Bruzen de la Martinière berichtet, iſt ſehr unglaublich. Daß Walter Raleigh nicht der Urheber der Benennung geweſen, iſt inſoferne von Wichtigkeit für ſeinen Biographen, als Viele daraus einen neuen Beweis für ſeinen ungebührlichen Hang zum Schmeicheln folgern wollten.

jedoch mit der nachmals unter dieſem Namen verwalteten Provinz verwechſelt worden iſt.**)

Das folgende Jahr (1586), im Frühjahr, überließ Raleigh einem ſeiner vorzüglichſten Begleiter, Sir Richard Greenville, das Geſchäft, auf einer Flotille von ſieben Schiffen Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfniſſe nach Virginien zu bringen und mit einer Anzahl freiwilliger Auswanderer eine Kolonie daſelbſt zu gründen. Sir Richard hatte die beiden Indianer Wanchiſo und Matteo an Bord; aber ſeine Abſicht und ſein Auftrag ging eigentlich nicht dahin, blos das von Walther Raleigh entdeckte Gebiet zu kultiviren, ſondern ſelbſtſtändig für ſich die Forſchungen fortzuſetzen. Allein der Anbau des Bodens mit Erbſen und Bohnen, welchen er verſucht, und welcher von

**) But perhabs the former was the sense imposed by Sir Walther, the compleatest courtier shal i say, or rather the compleatest man of his time; and the latter the sense in which the Queen would have had it understood. But hower that matter be, we must not confound the Virginia of Sir W. Raleigh with the province now so called; for, without all question, it was in those days a very different thing, and comprehended the whole country claimed by the crown of England, from the southern limits of the new Province of Georgia, tho the ut most extent of our discoveries northwards, agreable to the two Patents granted to Sir Humphry Gilbert and to his Brother, Sir W. Raleigh. Hakluyt. (202. bei Harris.)

ſehr günſtigen Ergebniſſen begleitet war, hielt ihn länger auf, als er gedacht und er wollte, nachdem er einen nützlichen Handel an Pelzwerk, Perlen und anderen Dingen mit Eingebornen getroffen, noch einmal eh' er weiter vordränge, Verſtärkungen einholen und auch über manche Bedürfniſſe der Kolonie dem Hofe einen erſchöpfenden Bericht erſtatten.

Achthundert Mann wurden auf Virginien zurückgelaſſen, mit gemeſſenen Befehlen zu friedlichem Betragen und gehöriger Vorſicht. Dieſe Befehle blieben aber unbefolgt; denn kaum hatte Greenville den Rücken gedreht, ſo zerſtreuten ſich die Koloniſten in einzelnen Haufen nach verſchiedenen Richtungen und drangen, nicht ohne Kränkung der Eingebornen, in's Innere vor, bis mehrere von ihnen erſchlagen wurden und die Indianer, welche plötzlich Argwohn und Mißtrauen ſchöpften, auf Mittel ſannen, auch der übrigen Gäſte gewalſam ſich zu entledigen. Vorerſt wußten ſie, mit den Hauptgegenſtänden der Sehnſucht bereits vertraut, auf liſtige Weiſe ſich durch erdichtete Erzählungen von ergiebigem Perlenfiſchfang in ihren Meeren und von noch reicheren Goldminen in ihren Bergen, zu beſchäftigen, ſo daß ſie die für den Anbau des Bodens ſo überaus koſtbare Zeit verſäumten;*) ſpäter zeigten ſie

*) Robertson History of America. L. IX.

ſich zu entſchiedener That wider die Eindringlinge gerüſtet. Lanes begriff die Nothwendigkeit, die Aufgeregten zu beſänftigen, und es gelang ihm durch Geld und Geſchenke. Die Entdeckungen längs der Küſte konnten ſofort an die hundert Meilen weit nordwärts ohne Hinderniß fortgeſetzt werden. Allein nirgendswo war ein Ort auffindbar, welcher zu Anlegung eines bequemen Hafens ſich tauglich gezeigt hätte. Man ſah daher ſich gezwungen, wieder nach der Bucht Roenoeke zu kehren.

Der Winter verſtrich ohne beſondere Abentheuer; allein das Ausbleiben des erwarteten Beiſtandes aus England ſetzte die Kolonie in die peinlichſte Verlegenheit; Lanes, des Harrens überdrüſſig und vor der Zukunft bange, ſuchte mit ſeinen beſchränkten Mitteln wenigſtens ſich in einen Stand zu ſetzen, der ihm die Rückkehr nach der Heimath ſicherte. Da erſchien plötzlich, gegen Ende des Auguſts, eine engliſche Flotte, aber nicht von Walter Raleigh, den er erwartet, ſondern von Francis Drake angeführt. Dieſer berühmte Seemann, welcher eine andere Beſtimmung, jedoch die Ordre hatte, bei der neuen Kolonie anzulegen und derſelben alle Hülfe zu leiſten, deren ſie bedürftig ſeyn könnte, war ganz gerührt von den Leiden und Drangſalen ihrer Bewohner und wollte alsbald das Gewünſchte an's Land ſchaffen, auf einer Fregatte, die

Lanes dringend als Zuflucht für gedenkbare Unglücksfälle ſich ausgebeten hatte. Allein in demſelben Augenblicke, wo ſie ſich der Küſte näherte, entſtand ein fürchterlicher Sturm, welcher das Fahrzeug mit der ganzen reichhaltigen Ladung in die weite See verſchlug, ſo zwar, daß man es ganz für verloren gab. Der Admiral bot nun den Koloniſten ein anderes, gut verſehenes Schiff an; allein alles Selbſtvertrauen und aller Muth war den durch Strapazen und Hunger phyſiſch und geiſtig Abgeſchwächten gewichen; ſie erkannten in den bisherigen Vorfällen einen Wink der Vorſehung, welche ihrem Unternehmen entgegen ſey und zogen es vor, auf alles Fernere reſignirend, an Bord der Flottille ſich zu begeben.

Walter Raleigh, welcher den unglücklichen Ausgang der zweiten Expedition nach Virginien noch nicht kannte, wohl aber ihre Verwicklungen ahnte, rüſtete, ſeine Verbündeten neu ermuthigend, i. J. 1587 eine dritte Fahrt aus, an deren Spitze er ſich ſelbſt wieder ſtellte. Seiner Ungeduld däuchten jedoch die Anſtalten ſo unerträglich langſam, daß er mit dem Hauptſchiffe voran auf die Fahrt ſich begab und bei dem Vorgebirge Hattoras, etwas ſüdlicher von der Gegend, wo die Achthundert ſich niedergelaſſen hatten, landete. Vergebens ſuchte er dieſe in allen Richtungen auf, und trat endlich gramerfüllt die Rückreiſe

an. Mittlerweile hatte Greenville, welcher 14 Tage ſpäter von England abgegangen war, in der Roenoekebucht vor Anker gelegt, jedoch von der Niederlaſſung nur noch wenige Spuren gefunden. Matteo ſelbſt, welcher bald darauf ſich zeigte und über das Verſchwinden der europäiſchen Gäſte ſelber erſtaunt war, betheuerte ſeine und ſeiner Landsleute Unſchuld. Allein Greenville traute den Dingen doch nicht ganz und begnügte ſich, um wenigſtens ein Schattenbild von Kolonie zu retten und die Fahrt nicht ganz umſonſt gemacht zu haben, fünfzig Mann zurückzulaſſen, welche um gutes Geld dafür gewonnen und mit allem Nöthigen auf zwei Jahre verſehen wurden.

John White trat jetzt nach Sir Richards abermaliger Rückkehr in deſſen Fußſtapfen und zeigte ſich ſowohl beſonnener, als muthiger und ausdauernder in allen ſeinen Handlungen und Maßregeln. Auch er ſah die Kolonie brach und öde und fand keinen einzigen der Fünfzig mehr auf ihr. Matteo behauptete, ein Theil von ihnen ſey bei einem Ueberfall ermordet worden, die übrigen aber hätten darauf die Flucht ergriffen. White ſtellte alles wieder her, führte neue Wohnungen auf, und baute, um ſeinen Leuten ein gutes Beiſpiel zu geben, für ſich ſelbſt ein Haus. Sodann trachtete er, die Eingebornen, mehr als bisher geſchehen, an das Intereſſe der Britten zu feſſeln. Matteo,

deſſen Geſinnungen auſſer allem Zweifel waren, leiſtete hiebei treffliche Dienſte und bequemte ſich ſogar zur Taufe. Er erhielt den Titel eines „Beherrſchers der Aſſamupeack“ (denn alſo hieß die Völkerſchaft zu der er gehörte) und die Engländer wußten ſeiner Eitelkeit und derjenigen ſeiner Freunde und Verwandten gehörig zu ſchmeicheln. Immer mehr Indianer fanden ſich ein, und ihre Stämme ſowohl, als mehrere andere benachbarte ſchloſſen mit den Koloniſten Freundſchaftsverträge. White gab dem jungen Staat eine geregelte Einrichtung und übertrug einem Rathe mit einem Oberhaupt an der Spitze die Leitung des Ganzen. Der angelegte Ort hieß, dem erſten Entdecker zu Ehren: „Stadt Raleigh“. Die neugeborne Tochter eines Engländers aber ward Virginia getauft. Dieſes Ereigniß ward als gute Vorbedeutung des künftigen Wachsthums der Kolonie von ihren Bewohnern mit großem Jubel gefeiert.

Als die Umſtände neue Hülfsmittel aus England nothwendig machten, ging White auf den Wunſch ſämmtlicher Landsleute ſelbſt dahin ab; allein er beſtieg das Schiff nicht früher, als bis er für die Zwiſchenzeit genaueſte Sorge getragen hatte. Er beſchleunigte die Fahrt und zu London ſelbſt die Vorbereitungen für die Wiederkehr auf jegliche Weiſe; allein nicht Jedermann daſelbſt theilte ſeinen Eifer

und er hatte mit ſo vielen Hinderniſſen zu ringen, daß zwei volle Jahre verſtrichen, eh' und bevor er wieder auf den Weg ſich machen konnte und zwar mit nicht mehr denn drei Schiffen. Zu Ende 1589 lief er von Plymouth aus, auch dießmal wieder über die Antillen (denn noch war man, trotz der erweiterten Seekenntniß, auf keinen andern Weg verfallen) und erreichte erſt um die Mitte Auguſts das Cap Hatteras. Unruhig über das Schickſal der Pflanzer fand er in mehreren Baumrinden Inſchriften, welche ihn belehrten, daß ſie zwanzig Seemeilen von Roenocke weg, nach der Inſel Croatan ſich begeben hätten. Ein Beweggrund dieſes Wechſels war nicht beigefügt. Kaum wieder an Bord, erlebte White das Unglück, daß ein Sturm ihm mehrere ſeiner Ankerſeile zerriß und ihn mitten in die hohe See hinaus trieb. Da es ihm nun unmöglich wurde, die Inſel zu erreichen, ſo ſah er ſich genöthigt, ohne alle Reſultate nach England zurückzukehren *). Dieß erregte dort großes Mißvergnügen, ohne daß doch die geringſte Schuld ihm aufgebürdet werden konnte. Nur Walter Raleigh, der ſtets mit hellen Augen ſah und die Hauptkoſten von nunmehr fünf Expeditionen getragen hatte, gehörte

---

*) Hakluyt. Vol. III — Campbell — History of Voyages. XVI. VI. 12.

nicht in dieſe Kategorie. Er trennte genau was auf Rechnung der Umſtände und auf die Schuld der Menſchen kam und verfolgte die Idee ſeines Lebens mit ungeminderter Beharrlichkeit. Zugleich erklärten ſowohl er, als ſeine Freunde die wahren Urſachen des Mißvergnügens und der üblen Gerüchte, welche von Seite vieler der Zurückgekehrten über Virginien und deſſen Koloniſation verbreitet worden*). Die Königin ſelbſt, welche große Geiſter zu faſſen wußte, begriff ſeine Gründe, mit denen er ihr den Stand der Sache erklärte, und überzeugte ſich, daß die Plane des Ritters, welcher für ſeine eigene Perſon davon den geringſten Nutzen zog, von hoher Wichtigkeit für den Staat ſeyen. Ihr Vertrauen zu ihm blieb daher ungeſchwächt und ſie bewies ihm königliche Freigebigkeit, welche Raleigh nur annahm, um andere Unter-

*) Vgl. Hariot: Beſchreibung von Virginien ꝛc. die von Raleigh und andern erlittenen Züchtigungen wegen üblen Betragens, die Schaam, nach längerem Aufenthalte nichts berichten zu können, die Sucht, ſich wichtig zu machen, Stumpfſinn und Unfähigkeit, an Ort und Stelle die neuen Erſcheinungen aufzufaſſen und die noch unpaſſendere Art, Zuſtände der neuentdeckten Welt mit alteuropäiſchen zu vergleichen, gehörten in die erſte Reihe dieſer Gründe. Alle Berichterſtatter über Raleighs Verfahren gegen ſeine Leute, wie gegen die Eingebornen lauten nur zu ſeinen Gunſten.

nehmen für das Intereſſe und den Ruhm ſeines Vaterlandes verfolgen zu können *).

Inzwiſchen griffen andere die Idee unſeres Ritters bald nachher wieder auf und verſchiedene Geſellſchaften und Expeditionen, die für Virginia beſtimmt waren, bildeten ſich, bis endlich John Smith im J. 1606 glücklicher als alle ſeine Vorgänger wurde und in demjenigen Theil des Kontinentes landete, welcher nachher ausſchließlich den Namen „Virginien" erhielt. Seine Berichte vervollſtändigten auch die erſten**).

Walter Raleigh hatte noch im Jahre 1584 zur Belohnung für früher erworbene Verdienſte, bei Anlaß einer feierlichen Hof-Gala, die Ritterwürde, und zwar mit ganz beſonderen Zeichen von Hochachtung, von der Königin erhalten***). Kurz zuvor war er zum Parlamentsmitglied für die Grafſchaft Devon ernannt worden†). Seine neue Expedition, die er nach Virginien ausgerüſtet, hatte ihm durch die Kaperung eines ſpaniſchen Schiffes eine Priſe von 50,000 Pfund an Werth verſchafft, wodurch er in ſeinen Hülfs-

*) Hakluyt. III.

**) Smiths Reiſe-Entdeckungen von Scheibler. Berlin 1782.

***) Campbell. — Coxe: History of Ireland.

†) Oldys. — Brown. — Willis: Notitia Parlamentaria.

quellen nicht wenig ſich gemehrt und zu größeren Planen erkräftiget ſah. Die nordweſtliche Fahrt des Kapitäns Davis, eines ganz ausgezeichneten Seemanns, voll Geiſt, Thätigkeit, Umſicht und Ausdauer, über welchen Hakluyt ausführlich ſich verbreitet hat*), zog ſeine Aufmerkſamkeit in beſonderem Grade auf ſich, und ſeiner thätigen Theilnahme daran verdankte man die wichtigen Ergebniſſe. Ein Vorgebirg erhielt zur Erinnerung an dieſe Gemeinſchaft den Namen „Davis-Mount-Raleigh-Straße“. Die Königin ertheilte unmittelbar hierauf Sir Walter einen Freibrief für den Weinhandel; ſodann erhielt er von ihr auch eine Herrſchaft von 12,000 Morgen Landes in Irland. Er baute ſie mit vielen Koſten an und veräuſſerte ſie ſpäter an Sir Richard Boylen (nachmals Graf von Kork). Mehrere Geſchichtſchreiber Irlands reden nicht allzu vortheilhaft von dem eingeſchlagenen Koloniſationsſyſteme Raleighs und anderer vornehmer Britten. Doch treffen ihre Vorwürfe mehr die dabei verwendeten Subalternen und den Mangel hinreichender Oberleitung, als ihre eigene Perſon und Abſicht**). Eine dritte Flotte nach Virginien und ein Kreuzzug von Barken nach den Azoren wider die Spanier fanden

*) Hakluyt (204 — 207 bei Harris).

**) Keralio: Histoire de la Reine Elisabeth. V.

jetzt ſtatt und reiche Beute ward abermals gewonnen*). Für Virginien war Raleigh fortwährend mit beſonderer Sorgfalt erfüllt. Die Koloniſten prieſen ſeine ungewöhnliche Freigebigkeit bei Austheilung des von ihm daſelbſt an die Einzelnen überlaſſenen Landes, ſowie ſeine klugen Anordnungen; die Seefahrer ſelbſt waren von der Bewunderung ſeines Namens erfüllt, und voll begeiſterter Anhänglichkeit an ſeine Perſon, wie aus verſchiedenen Reiſebeſchreibungen hervorgeht.

Der Ritter fuhr fort, ſeiner Königin und dem Staate die ehrenvollſten und nützlichſten Dienſte zu leiſten; daher neue Würden, wie die eines Seneſchalls der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und die eines oberſten Aufſehers der Zinngruben in der Grafſchaft Devon ihm zu Theil wurden. Später kam noch die Stelle eines Hauptmanns der königlichen Leibwache hinzu, in welcher Eigenſchaft man bei der Eſſex'ſchen Geſchichte ihn findet. Dieſe Ehren- und Gnadenbezeugungen zogen ihm viele neue Neider und Feinde zu, nachdem es bereits ſeit längerem nicht an Leuten ge-

---

*) A voyage to the Azors with two pinases, the one called the Serpent and the other the Mary Sparke, both of them belonging to Sir W. Ralegh, written by John Evesham, wherein were taken the gouvernour of the Isle of St. Michael, and Pedro Sarmiento, gouvernour of the straits of Magalanes, in the yeere 1586.

fehlt, welche ſeine Dienſte und Verdienſte nach dem gewöhnlichen Maasſtab kleiner Geiſter und kriechender Emporkömmlinge beurtheilten. Dafür erkannten ihn deſto bereitwilliger die denkenden Geiſter und ſtarken Naturen im Lande an, denen nicht gerade Leidenſchaft oder Intereſſe die Prinzipien erdrückte*).

Eine neue Glanzperiode für Raleighs Wirkſamkeit nach Auſſen eröffneten ihm die großen Seekämpfe ſeines Vaterlandes mit der Krone Spanien; hier hatten ſein Geiſt, ſeine Thatengier einen unermeßlichen Spielraum und unſer Held ſäumte nicht, mit aller Kraft, die ihm eigen, ſich hineinzuwerfen.

Die Königin hatte ihn bereits mit Sitz und Stimme in den Geheimen Rath aufgenommen. Seine Vorſchläge über Mittel und Wege der Vaterlandsvertheidigung gegen erwartete Angriffe des Feindes fanden den meiſten Eingang und ſein über die Sicherſtellung der britiſchen Inſel ausgearbeiteter Plan erhielt vielen Beifall. Die Familie Cecil, in Vater und Söhnen gleich einflußreich, war ihm damals befreundet; ihre Anſichten ſtimmten zuſammen und ſie ſchienen im Patriotismus mit Jedermann wetteifern zu wollen. Die tüchtigſten Seemänner (wie Fr.

*) Hakluyt. II. — Oldys. — Cox. — Hooker. Hariot. — Campbell. — Lingard. —

Drake, Hawkins, Frobisher*), ꝛc.) waren an die Spitze des Ganzen geſtellt; als Führer der Freiwilligen, welche auf eigene Koſten Schiffe ausrüſteten, ſtanden die Cecils, Oxford, Northumberland und unſer Ritter oben an. Die Nation wurde ſtark durch das Vertrauen auf dieſe Männer, ſo wie auf ſich ſelbſt.

Im Jahre 1588 ging der entſcheidende Schlag vor ſich, auf eine in den Annalen des Seekriegs unerhörte Weiſe. Lord Howard, Graf von Effingham, hatte als Oberadmiral die brittiſche Flotte angeführt. Die Geſchichte des Kampfes ſelbſt**) und des Schickſals der unüberwindlichen Flotte gehört nicht hierher. Wie bekannt, waren alle auf die Armada verſchwendeten Schätze rein verloren und der bei weitem größte Theil der Schiffe ging auf klägliche Weiſe, theils durch Wind und Wellen und Klippen, theils durch die Angriffe der Engländer, zu Grunde.

---

*) Vergl. deren gutausgearbeitete Biograrhieen bei Campbell und deſſen Geſchichte der Engl. Seemacht unter Eliſabeth. B. I.

**) E. v. Meeteren. L. XV. — Hakluyt (the miraculous victory atchiered by te English Fleete etc. (p. 591. der Londn. Edit. v. 1599.) — Madem. de Keralio V. — Geſchichte der unüberwindlichen Flotte 1834. W. Raleigh iſt nach den Hauptanführern unter den vorzüglichſten Perſonen aufgezählt.

Walter Raleigh, um ſeinem Enthuſiasmus ganz ſich hingeben zu können, hatte den vollen Ertrag ſeines Weinhandels (über welchen neue, mit Zuſätzen vermehrte Patente ihm zugeſtellt worden) verpfändet, ja ſein ganzes Eigenthum und alle ſeine Rechte, die er in Virginien beſaß, an eine Geſellſchaft von Kaufleuten und andere Privatperſonen verkauft, letzteres in der Ueberzeugung zugleich, daß vielleicht die ihm vor allem theuern Intereſſen der Kolonie dadurch nur gewinnen würden. Er war großmüthig genug, jenen Leuten, nach Uebergabe der Urkunden, noch bedeutende Summen zu der Ausrüſtung zu ſchenken; für ſich ſelbſt behielt er blos den fünften Theil des Ertrags in Gold- und Silberbergwerken vor. Ueberdieß ſtand er ihnen überall in der Sache mit Rath und That bei und von den Geſchichtſchreibern werden ſeine fortgeſetzten Verdienſte um Virginien in beſonderem Maaße angerühmt. Ihm vorzüglich ſchrieb man daher auch das allmählige Emporkommen und den endlichen Flor derſelben zu*).

Als im Jahre 1589 der Prior von Crato, Dom Antonio, der den Titel eines Königs von Portugal angenommen und wider Philipp II. in den

---

*) Townskend: Collections. — Campbell. — Hakluyt II.

Kampf getreten war, mit Eliſabeth freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft, auch von ihr die Zuſage bewaffneter Hülfe erhalten hatte, ließ ſich wiederum eine Anzahl Privaten zur Unterſtützung der beſchloſſenen Expedition bereit finden. Die gemachten Vorſchläge ſchienen unſerem Ritter ſo annehmbar, daß auch er einen Theil der Koſten dazu herſchoß und andere Perſonen zu Gleichem anfeuern half. Die Königin ſelbſt gab 6 Kriegsſchiffe und 60,000 Pfund; die übrigen Aktionäre zuſammen ſtellten 120 Schiffe, mit 14 — 15,000 Mann Seeſoldaten bemannt. In dem Kriegsrath führte er neuerdings eine gewichtige Stimme. Die Zwietracht unter den Anführern vor Liſſabon jedoch vereitelte den Hauptplan. Raleighs wichtigſte That auf dieſem Zuge war die Wegnahme einer Anzahl Hanſeatiſcher Fahrzeuge, wofür die Königin bei ſeiner Rückkehr ihm eine goldene Kette umhing *).

Nach einem beinah ein Jahr langen Aufenthalt in Irelaud entwarf er den kühnen Plan, die Spanier in ihren weſtindiſchen Beſitzungen anzugreifen und daſelbſt die Hauptquellen ihrer Macht und ihres Reichthums mit einem Schlage zu zerſtören.

Auch dießmal geſchah das Unternehmen auf

---

*) Oldys. — Geſchichte der engl. Seemacht unter Eliſabeth bei Campbell I.

gemeinſame Koſten der Königin und einer Anzahl Aktionäre. Raleigh und John Hawkins waren die vornehmſten darunter. Erſterem ward die Oberanführung der Flotte, beſtehend aus zwei königlichen und fünfzehn Privatſchiffen, übertragen. Sie ward jedoch leider über zwölf Wochen lang durch allerlei widerwärtige Zufälle an der engliſchen Küſte aufgehalten. Endlich, am 2. Mai 1590, ging man unter Segel. Tags darauf ſteuerte der Ritter Martin Frobisher mit einer Ordre der Königin ihm nach, welche ihn zurückberief. Allein Sir Walter, in der Ueberzeugung, ſeine Ehre leide darunter, wollte den Zug dennoch fortſetzen, verſäumte aber den glücklichen Augenblick, da er zu lange auf der See blieb. Endlich kehrte er heim, Frobisher und Burrough das Weitere überlaſſend. Glückliche Priſen von ungeheurem Werth waren das Hauptergebniß und die Königin, welche das Wenigſte zum Unternehmen beigetragen hatte, fand größere Rechnung dabei, als Raleigh, auf welchen nun die Schuld des Mißlingens in der Hauptſache geſchoben ward *).

---

*) Campbell. — Biogr. M. Frobisher's. Hakluyt. II. A true report of the honourable service at sea perfourmed by Sir John Burrough Kneight, Lieutenant Generall of the fleet by the honourable Sir Walter Ralegh Knight, Lord warden of the stanneries of Cornwall and Devon, wherin chiefly the Santa Clara of Biscay, a ship of 600

Die Zeit ſeines ſofortigen Aufenthalts in England benützte der Ritter für die Wiſſenſchaften, denen er, ſeit einer Reihe von Jahren, mit feuriger Liebe zugethan war, und eben ſo für den Staat, indem er ſowohl im geheimen Rathe die Regierung der Königin mit ſeinen weiſen Vorſchlägen unterſtützte, denn als Redner im Parlamente mit patriotiſchen Anträgen, ganz ſo wie es einem Bürger des freien Englands geziemte, bei vielen Anläſſen auftrat. Man war im Zweifel, ob dabei mehr die Anmuth ſeiner Beredſamkeit, oder die Schärfe ſeines Verſtandes bewundert werden ſollte. Selbſt Gelehrter und Kunſtfreund, begünſtigte er Gelehrte und Künſtler, wo er's vermochte, durch Unterſtützung aus eigenen Mitteln, oder durch Fürſprache bei Hof. Eliſabeth fand an ſeinem Umgang ein ungewöhnliches Vergnügen und er galt immer mehr als einer ihrer erklärten Günſtlinge. Dieſer Umſtand und das Bewußtſeyn der Sicherheit in der Hauptſache, verleitete ihn jedoch zu mancherlei Unvorſichtigkeiten. Darunter gehörte beſonders die Liebe zum ſchönen Geſchlecht. Er fühlte heftige Nei-

---

tunnes was taken, and the two East Indian Caraks, the Santa Cruz and the Madre de Dios were forced, the one burnt, and the other taken and brought into Dartmouth, the 7. Septemb. 1592. (Edit. cit. 194.)

gung zu einem reizenden Fräulein vom Hofſtaate der Königin, Miß Throck-Morton, und die Liebenden genoſſen ihres Glückes in ſo vollen Zügen, daß die Folgen davon ſichtbar wurden. Eliſabeth, wiewohl für ihre eigene Perſon in dieſem Punkte nicht übertrieben ſtrenge, nahm es gleichwohl bei ihren Günſtlingen ſehr genau; und ſo wie ſie einſt in ähnlichen Fällen gegen Leiceſter und Eſſex ſehr in Zorn entbrannte, alſo zwar, daß ſie die Geliebte des letztern ebenfalls ein ſchönes junges Ehrenfräulein, mit eigener Hand vor ihrem Hofſtaate durchzüchtigte, ebenſo gerieth ſie über die Entdeckung von Sir Walters Roman, in auſſerordentliche Gemüthsbewegung, und ſowohl der Umſtand vielleicht, daß ſie es übel ertrug, wenn andre Frauen neben ihr anziehend gefunden wurden, als die Einflüſterungen von Raleighs zahlreichen Feinden, vielleicht auch ein natürliches Gefühl für Ordnung und Schicklichkeit in ihren Umgebungen, deren Flecken auf ſie zurückfallen mußten, beſtimmten ſie zu nachdrücklicher Ahndung. Der Ritter, welcher übrigens mit der Dame ſeiner Wahl ſich vermählte, und an ihr eine erprobte Lebensfreundin fand, ward, nicht ohne Zeichen großer Entrüſtung und Ungnade, ja ſelbſt nach zeitlicher Gefangenſchaft, vom Hofe verbannt.*)

---

*) Oldys. — Limond d'Ewes: Journal of the Queen

Allein Raleigh, Hofmann und Menſchenkenner von tiefer Anlage, hoffte von der Zeit das Beſte, und er ſann, in ſcheinbarer Demuth die auferlegte Strafe tragend, während ſeiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit über einen neuen großen Plan nach, welcher ihn, ſeiner Ueberzeugung nach, mit der zürnenden Monarchin wieder verſöhnen ſollte. Er irrte ſich darin auch nicht.

Zuerſt bearbeitete er Eliſabeths weibliche Schwäche, die ſo weit ging, ſich im ſechzigſten Jahre noch für eine Schönheit zu halten und preiſen zu laſſen, wiewohl es allerdings wahr iſt, daß ihr, überdies von dem immer friſchen Hauch ihres geiſtigen Weſens belebter Körper, auch im Alter noch eine ungewöhnliche Bewahrung der ſchönen und edlen Formen, ſo wie der ausdrucksvollen Züge des Geſichtes zeigte. Er ſchrieb in dieſer Abſicht einen Brief an ſeinen Freund Robert Cecil, von dem er wußte, daß er der Königin mitgetheilt werden würde, und in demſelben las man unter andern, folgende Stellen:

„Mein Herz war noch niemals ſo kleinmüthig, wie an dieſem Tag, wo ich höre, daß die Königin ſo weit von hier geht; ſie, der ich ſo viele

---

Elisabeth. — Howard-Townskend: Historic. Collections. — Naunton: Fragmenta regalia. — Camden: Annals. — — Loyd. — Iſelin: hiſt. Lexik. IV. —

Jahre bereits mit ſo heftiger Liebe und Sehnſucht gefolgt bin, und die mich jetzt in einem dunkeln Gefängniſſe ganz allein zurückläßt. Als ſie mir noch näher war, ſo daß ich alle zwei oder drei Tage etwas von ihr hörte, da war mein Kummer geringer; aber jetzt iſt mein Herz in eine Tiefe von Jammer verſenkt. Ich, der ich gewohnt war, ſie reiten zu ſehen, wie Alexander, oder jagen wie Diana, oder einherſchreiten wie Venus; wenn ein ſanfter Weſt ihr ſchönes Haar um ihre reine Wangen zerſtreute, gleich dem einer Nymphe; oder wenn ſie zuweilen im Schatten ſaß, gleich einer Göttin, zuweilen ſang, wie ein Engel, und ſpielte, wie ein Orpheus; — welch' ein Glück hat dieſe Welt, hat ein einziger Fehltritt mir geraubt! O Herrlichkeit, die nur im Unglück ſchimmert — was iſt aus deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben: nur die der Phantaſie fließen ewig fort. Alle Leidenſchaften werden ſchwächer: nur die zu einer Dame nicht. Wer iſt ein beſſerer Richter in der Freundſchaft, als die Widerwärtigkeit? oder wann erzeigt man Gnade, als bei Beleidigungen? Wahrlich, es wäre keine Gottheit vorhanden, wäre ſie nicht der Barmherzigkeit willen nothwendig geweſen; denn die Rache iſt thieriſch und nur den Sterblichen eigen. Können all die vergangenen Zeiten, Küſſe, Seufzer, Sorgen, Wünſche nicht ein vorübergehendes Unglück

aufwiegen? Kann ein Tropfen Galle ſich nicht in ſo großen Süßigkeiten verlieren? Soll ich wirklich den Schluß machen: Spes et Fortuna valete!? Sie iſt hinweg, auf die ich hoffte und erinnert ſich meiner nicht einmal mehr mit einem gnädigen Gedanken, nicht mit einer Rückſicht auf die Vergangenheit. Wohlan! geſchehe mir jetzt, was da wolle! Ich bin des Lebens überdrüſſiger, als Andere begierig nach meinem Tode ſind. Hätte ich dieſen für ſie ſterben können, wie es nun durch ſie geſchieht, ſo würde mein Geſchick zu preiſen ſeyn*)."

Allein Walter wußte auch auf Eliſabeths Geiſt und ihr beſſeres Selbſt durch edlere Motive einzuwirken. Sobald es etwas Großes, den Staat und deſſen Ruhm betraf, war die Weiblich-Schwache auch ſtets wieder ein männlichgeſinnter König und zur Anhörung des Ernſten und Würdigen bereit.

Südamerika, und beſonders das zwar bereits entdeckte, aber doch nur oberflächlich bekannte, in ſeinem Innern noch gar nicht unterſuchte Guiana, wurde das Land ſeiner Träume. Alle Nachrichten, welche bisher

---

*) Murden 6. und 7. — Hume. VII. (mit allerlei ſpottenden Gloſſen auf die in Jahren ſtark vorgerückte Nymphe und Göttin. Auch Mademoiſelle de Keralio kann über Raleigh's unverſchämte Schmeicheleien nicht genug ſich ärgern.

über dieſes Land zugekommen, von den erſten Entdeckungen durch die Spanier an, bis auf den gegenwärtigen Tag, ſammelte er ſorgfältig, verglich ſie mit den Schriften über die ſüdamerikaniſchen Beſitzungen, über deren Eroberung, und Behandlung, u. ſ. w. und dachte darüber weiter nach. Aus den Ergebniſſen ſeiner Studien entwarf er Inſtruktionen für einige ſeiner Leute, die er voraus ſandte und unter denen vorzüglich der Kapitän Whidon, ein alter erfahrener Seeoffizier, ſich auszeichnete. Die Notizen, welche dieſer zurückbrachte und die Schilderungen von den maasloſen Grauſamkeiten der Spanier gegen die Eingebornen der dortigen Gegend beſtimmten ihn zu einem kühnen Entſchluß. Ritter Robert Cecil, damals Großadmiral der brittiſchen Seemacht, theilte ſeine Anſichten und Plane; beide vereinigten ſich zu einem Unternehmen auf eigene Koſten und Walter Raleigh ſtellte ſich in Perſon an die Spitze deſſelben. Es wurde nichts geſpart, was dem Ganzen Erfolg und Glanz verbürgen konnte. Am 6. Februar 1595 *) verließ er die

*) The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana, with a relation of the great and golden city Manoa, call'd by the Spaniards El Dorado, and performed in the year 1595 by Sir W. Ralegh. London by Robert Robinson, 4. 1596. Franzöſiſch unter dem Titel: Voyages de François Corréal aux Indes Orientales.

engliſchen Häfen und befand ſich am 9. auf der Höhe der Küſten von Spanien. Am 17. traf er bei Fuerta Ventura, einer der kanariſchen Inſeln, ein, wo man friſches Waſſer, Holz und Mundvorräthe einnahm und vier Tage Raſt hielt. Sofort wurde der großen Kanaria und von da Teneriffa zugeſteuert, wo der Kapitän Preſton und ſein Schiff zu Sir Walter ſtoßen ſollte; allein nach achttägigem vergeblichen Harren ſah er ſich genöthigt, ohne ihn nach Trinidad unter Segel zu gehen; die einzige Barke des Kapitäns Groſſes begleitete ihn, da eine herrliche Fregatte, welche von Plymouth mit abgegangen, unterwegs, an der ſpaniſchen Küſte ſchon, Unglück erlitten hatte.

Am 23. warfen ſie bei Trinidad auf der Spitze Curiapan (Punta da Gallo) Anker, woſelbſt, ſie vier oder fünf Tage liegen blieben, ohne mit Spaniern oder Indianern in die geringſte Berührung kommen zu können. Zwar nahm man, als von Carao nach Punta

---

Amsterdam. Relation du Lac de Parime et des Provinces d'Emeria, d'Arromaja et d'Amápaia, découverts par le Chevalier W. Raleigh. — Eine holländiſche Ueberſetzung erſchien zu Amſterdam noch im 16. Jahrhundert. Hiemit können noch verglichen werden: Hakluyts History of Voyages II. III. (wo ſie 33 Folioſeiten einnimmt.) Biblioth. Itineraria von Harris I. Allgem. Geſch. der Reiſen. XVI. 10. — Gottfried: Historia Antipodum mit Merianiſchen Kupfern.

da Gallo geſegelt ward, mehrere Feuer auf der Küſte wahr; allein die Indianer aus übergroßer Furcht vor den Spaniern, getrauten ſich nicht, heranzukommen. Dieß ſchreckte unſeren Ritter nicht ab, gleichwohl an's Land zu ſteigen und Nachforſchungen anzuſtellen; als er aber nach Verfluß etlicher Tage ſich überzeugt, daß hier nichts zu thun ſey, ſetzte er ſeine Fahrt nordöſtlich von Curiapan weiter fort, um die Höhe von Puerta de los Hiſpaniolos (bei den Indianern Concorobia genannt) zu gewinnen; und hier beſchloß Raleigh ſein Möglichſtes zu verſuchen, um die Bekanntſchaft der Eingebornen des Landes zu machen. Von da ging es nach Purico, wo herrliches Waſſer die Seeleute erfriſchte, und Piche, oder Tierra de Bray, wo ebenfalls ein lieblich ſüßes Waſſer und dann wiederum ein ganz ſalzartiges vorgefunden ward, das in eine Art Fluß ſich verlief. Derſelbe war von einer Menge von Bäumen beſetzt, auf die ſich Auſtern ſetzten, und dieſe Speiſe mundete den Reiſenden ſehr, da ſie ſchon geſalzen und gleichſam zugerichtet waren*); auch einen vortrefflichen Theer erhielten die Engländer auf Tierra de Bray; ſie gaben ihm, nachdem ſie ihn verſucht, bei weitem den Vorzug vor dem nordiſchen, und er hatte

---

*) Vgl. über dieſe Auſtern-Bäume: Thevet: France Antique.

überdieß die Eigenſchaft, an der Sonne nicht zu ſchmelzen, was für Bewohner ſüdlicher Gegenden von ungemeinem Vortheil ſeyn mußte. Hierauf legte Raleigh unterhalb Anna Perima vor Anker, ſegelte von da nach Rio Carone, in der Abſicht, unbemerkt bei Puertos de los Hiſpaniolos landen zu können.

Die Geſtalt von Trinidad kam ihm vor, wie die eines Dreifaltigkeitsſtabes. Die Inſel iſt an der Nordſeite erhaben, der Boden fruchtbar und beſonders zum Zucker-, Ingwer- und Tabak-Bau geeignet; an Wildpret, Fiſchen und Vögeln und Früchten jeglicher Art war ſie ſehr reich und einige Spanier geſtanden Sir Walter, daß die Flüſſe Gold mit ſich führten. Ihr altheidniſcher Name war Cairi. Verſchiedene Namen trennten die verſchiedenen Theile ihrer Bevölkerung; die bei Parico hießen Jaioer, die bei Carao Avacaer, die zwiſchen Carao und Curiadan Salvojoer, und jene zwiſchen Carao und Punta Galera Nepojoer.

Kaum hatten die Engländer ſich vor Anker gelegt, als die Spanier, welche an der Küſte Wache hielten, ſie einluden, ſich ihnen zu nähern. Kapitän Whidon wurde daher an ſie abgeſchickt, mit dem Antrage, Handel mit ihnen treiben und aufrichtig und friedlich mit einander verfahren zu wollen. Die Spanier ſtellten ſich mit großer Freundlichkeit, als ob ſie den Antrag anzunehmen bereit wären; allein dieſes Benehmen

war in der Unkunde von der Stärke der Angekom-
menen und dem Gefühl der Unzulänglichkeit feindſe-
liger Maaßregeln gegen ſie begründet. Zwei Indianer,
welche noch am gleichen Tage in einem kleinen Kahne
an Bord kamen, gaben den Engländern Nachrichten
vom Zuſtande der Inſel im Allgemeinen, ſo wie von
dem Hauptſitze der Spanier, St. Joſeph, insbeſon-
dere. Einige Kaufleute aus jener Stadt erſchienen
bald darauf, ſcheinbar des Handels wegen; allein ihre
Hauptabſicht ging dahin, die Engländer abzuzählen.
Unſer Ritter jedoch, welcher ihr Vorhaben merkte und
von ihnen ſelbſt allerlei zu erfahren wünſchte, wußte,
indem er ſeine Gäſte mit freundlichem Geſpräche unter-
hielt, und Wein, den ſie lange nicht mehr getrunken,
fleißig einſchenken ließ, dieſelben gar bald zu ſolcher
Heiterkeit zu ſtimmen, daß ſie in alle ſeine Ideen ein-
gingen und Guiana's wahre Beſchaffenheit, Reich-
thümer und Merkwürdigkeiten redſelig ihm ſchilderten,
wodurch ſeine früheren Anſichten von der Wichtigkeit
dieſes Landes völlig beſtätigt wurden. Raleigh, dieſe
günſtige Stimmung feſthaltend, und ihr Anerbieten ſelbſt,
ihm den Weg zu zeigen, benützend, ſuchte mit vieler
Schlauheit ſein eigentliches Vorhaben zu verhüllen und
den Spaniern weiß zu machen, daß ſeine Fahrt ein
ganz anderes Ziel und er blos um der Erfriſchungen
willen bei Trinidad angehalten habe. Inzwiſchen

aber brütete er wider D. Antonio Berreo, den Gouverneur der Inſel, welcher im verfloſſenen Jahre Whidon acht Mann entführt und Eroberungsplane wider Guiana eingeleitet hatte, einen Plan aus, ſowohl um erſtere zu rächen, als um letzteres zu verhindern. Von einem Kaziken des nördlichen Theils von Trinidad erfuhr er zugleich Dinge, welche ihn noch mehr zur Ausführung dieſes Planes beſtimmten; der Statthalter ließ zu Margarita und Cumana Truppen werben, um mit ihnen einen Schlag auf die Engländer, welchen er den Tod geſchworen, zu vollführen; um ganz des Geheimniſſes Meiſter zu bleiben, ließ er, ſo erzählten ſie, allen Indianern bei Todesſtrafe jeden Umgang mit ſeinen Feinden verbieten, und ihre Kaziken, denen er ſehr mißtraute, einſperren, nicht ohne Zufügung von allerlei empörenden Grauſamkeiten *).

Sir Walter wußte nun genug und zögerte nicht länger. Noch in derſelben Nacht wurde Kapitän Calfield mit 60 Mann wider St. Joſeph abgeſendet, und der Ritter ſelbſt folgte mit ſeinen übrigen Leuten nach und bedrängte den Platz mit ſolchem Ungeſtüm, daß er vor Tagesanbruch ſich ergab. Der Sieger löste die Bande von fünf mehr todten,

*) So wurde ihnen z. B. brennender Speck auf die Haut geträufelt.

als lebendigen Kaziken, deren Körper im beklagenswertheſten Zuſtand gefunden worden; Berreo ward mit ſeinen Leuten gefangen an Bord gebracht. Gegen die Koloniſten und die Eingebornen bewies man die möglichſte Milde und Schonung.

Gleich am folgenden Tage erlebte Raleigh nun auch noch die Freude, daß zwei engliſche Schiffe, von den Kapitänen Keymis und Gifford geführt, als Verſtärkung, zu Puertos de los Hiſpaniolos eintrafen. Sofort ward eine Verſammlung der Hauptleute zu Berathung fernerer Maaßregeln gehalten, zu welcher Raleigh alle Kaziken der Inſel einlud. Die Mehrzahl haßte die Spanier wie Teufel; doch gab es ihrer einige, welche mit Berreo in Freundſchaft geſtanden und viel dazu mitgewirkt hatten, daß er feſten Fuß auf dem Eilande gefaßt. Durch ſeinen Dollmetſcher ſetzte ſie Sir Walter jetzt in Kenntniß: daß er der Unterthan einer Königin ſey, welche mehr Kaziken unter ihrer Herrſchaft zähle, als Bäume auf dieſer Inſel vorhanden wären; dieſe große Fürſtin ſey eine entſchiedene Feindin der Spanier, wegen der Tyrannei, durch welche ſie ſich allenthalben verhaßt gemacht, und eben dieſelbe habe ihn hierher geſchickt, um die Eingebornen dieſer Inſel aus dem Joche zu befreien und ihr Vaterland wider die unrechtmäßige Beſitznahme der Spanier zu vertheidigen. Bereits habe ſie

alle an ihre Staaten gränzenden Völker und die nörd=lichen Theile der Welt befreit. Er zeigte ihnen dar=auf ein Bildniß ſeiner Monarchin, welches ſie mit Ehrfurcht bewunderten und küßten; ja er hatte große Mühe, ſie abzuhalten, daß ſie demſelbem nicht förmliche Anbetung, wie einem Götterbilde, bezeigten; (eine feine Schmeichelei, welche unſer Ritter in dem Be=richte über ſeine Fahrt geſchickt einzuweben verſtand.) Daſſelbe Mittel ward auch noch bei anderen Stäm=men der Eingebornen verſucht, auf welche er ſpäter geſtoßen. Die Indianer redeten bald von nichts An=derem mehr — wenn man dem höfiſch=feinen Seemann trauen darf — als von der „Ezrabeta Caſſipuna aquerruna, (oder der unumſchränkten und aller=mächtigſten Königin Eliſabeth.)

Nach einigen Tagen verließ Raleigh Puertos de los Hiſpaniolos und kehrte mit ſeinen Gefangenen nach Curiapan; er ſuchte von Berreo fernere Aufklä=rungen über das Gebiet zu erhalten, welches er bisher verwaltet hatte; allein ſeine Angaben ſchienen nicht ganz Glauben zu verdienen. Der Umſtand, daß er aus einem alten Hauſe ſtammte und in italieniſchen und niederländiſchen Feldzügen gedient, machte den Ritter freundlicher gegen ihn geſinnt und die Ver=dienſte, die er allmählig an ihm kennen lernte, über=wogen das Gefühl der Abneigung wegen der ver=

übten Grauſamkeit. Berreo behauptete, daß ſein Schwiegervater, Don Gonzalez Ximenes de Caſada, welcher ſchon früher auf Entdeckungen ausgegangen, ihn hauptſächlich zu ſeinen Unternehmungen wider Guiana beſtimmt und er bereits einen Aufwand von 300,000 Dukaten dafür gemacht habe; (eine Summe, welche ſicherlich als eine alt-kaſtilianiſche Uebertreibung angenommen werden darf.) Inzwiſchen ſchrieb Raleigh alles, was der Ex-Statthalter ihm an Einzelnheiten davon erzählt, in ſeinem Tagebuch nieder; denn er wechſelte ſtets zwiſchen Schwert, Feder und Kompaß ab.

Nach dieſer Erzählung hatte Berreo zuerſt den Fluß Caſſanar aufgeſucht, welcher in den Pato ſich ergießt, einen größeren Fluß, der ſodann ſelbſt in den Meta und ſpäter in den Orinoko ſich verliert.*) Nach einer ergebnißloſen Fahrt von mehr als 500 Seemei-

---

*) Der Caſſanar hatte gleich dem Pato, nach Raleighs Berichten, ſeine Quelle in den Gebirgen, welche an Tunia ſtoßen, während der Meta, welcher ſie beide aufnimmt, aus den Pampeluna umgränzenden Gebirgen kommt. Der Meta und die Guajare verlieren, nachdem ſie jene von Timanga verlaſſen, ihren Namen im Baraquanſtrom, welcher etwas weiter hin Orinoko genannt wurde. Der Rio Grande nimmt ſeinen Lauf von der andern Seite der Timangagebirge und vereinigt ſich bei Santa Martha mit dem Meere.

len, nahm er ſeinen Weg durch Neu-Granada, wo ſeine Gattin viele Güter beſaß; ein Gefolge von 700 Berittenen und eine große Anzahl indianiſcher Sclaven begleiteten ihn dahin. Nach einem ganzen Jahre erſt gelang es ihm, einen Weg nach Guiana aufzufinden, und zwar durch das Gebiet von Amapeja, deſſen Eingeborne ihm lockende Beſchreibungen von der Herrlichkeit jenes Landes machten; allein er gerieth mit ihnen ſelbſt in Streit, welcher ihm tapfere Leute und die beſten Pferde koſtete und mit einem Waffenſtillſtand endigte. Seinen ferneren Bemühungen, ſüdlich einen Weg nach Guiana zu entdecken, ſtellten ſich Moräſte, Krankheiten und Hinderniſſe der verſchiedenſten Art entgegen, auſſerdem, daß faſt alle Völkerſchaften, auf die er traf, einen tödtlichen Haß gegen die Spanier offenbarten. Allein Sir Walter nahm bald aus den Antworten über die angeſtellten Fragen wahr, daß ein großer Theil des von Berreo erduldeten Mißgeſchickes auf Rechnung ſeines Mangels an wiſſenſchaftlicher und ſeemänniſcher Bildung zu bringen ſey; denn er wußte nicht nur die Namen der Stämme und der Flüſſe, welche er auf ſeiner Entdeckungsreiſe kennen gelernt, nicht zu nennen, ſondern er kannte nicht einmal den Unterſchied zwiſchen Oſt und Weſt. Doch gewann Raleigh aus einer Menge einzelner Notizen, die er durch ſeine eigenen

Studien, wie durch Berichte unterrichteter Reiſebeſchreiber nach und nach vervollſtändigte, eine mehr oder minder zuſammenhängende Kunde von den Flüſſen und Landſchaften, von den Völkerſtämmen und ihrer Regierungsform, ihren Sitten und Gebräuchen, vom Nordmeer angefangen bis an die Gränzen von Peru, von dem Orinoko bis an den Amazonenfluß. Emeria,an der Mündung des Orinoko, beherrſcht von dem Kaziken Carapana, deſſen Charakter und Gaſtfreundſchaft er ſehr rühmte, war die vorzüglichſte Bekanntſchaft Berreo's; neuen Hoffnungen jedoch ſich hingebend, verzögerte er ſeinen Entſchluß, weiter in das Innere zu dringen, bis auf die Ankunft neuer Hülfsmittel aus Spanien im folgenden Jahre und beſchränkte ſich darauf, in einem Kanot ſich an der Mündung des großen Stromes einzuſchiffen. Nach einigem Verweilen auf Trinidad, begab er ſich nach der Küſte von Paria und ſodann nach Margarita, um dem Statthalter derſelben, Don Juan de Sarmiento, ſeine mittlerweile erlebten Abentheuer und gemachten Entdeckungen mitzutheilen und zugleich denſelben um einigen Beiſtand anzugehen. Sarmiento gab ihm 50 Mann und verhieß ihm noch mehr, wenn er zu Carapana zurückkehren und den bereits eingeſchlagenen Weg weiter verfolgen wollte; allein dieſe Verſtärkung ſchien Berreo viel zu unzureichend, um mit

Erfolg etwas ausrichten zu können; er blieb daher zu Trinidad und ſendete blos einige ſeiner Leute nach Emeria, wo ſie zwar abermals eine freundliche Aufnahme fanden, wegen Guiana aber an einen andern Kaziken verwieſen wurden, welcher allein im Stande ſey, ihre Neugierde völlig zu befriedigen und ihre Unternehmungen zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Das Unglück wollte für Berreo, daß dieſer Häuptling bereits mit dem Statthalter von Cumana, Don Vides, ſich in Verbindungen eingelaſſen hatte; kaum erfuhr daher Letzterer die Abſichten ſeines Nebenbuhlers, als er alles anwendete, ſeinen Schritten Hemmungen in den Weg zu legen, indem er den Ruhm der Eroberung Guiana's mit keinem Andern zu theilen geſonnen war. Morquito, von ihm bearbeitet, ließ alle zu ihm gekommenen Spanier Berreo's tödten, bis auf einen, welcher über den Fluß ſchwamm und die Nachricht von dem Vorgefallenen ſeinem Gebieter überbrachte. Dieſer ſchwur dem Kaziken Rache und wußte ihn auch bald ſo ſehr in die Enge zu treiben, daß derſelbe unter großen Gefahren nach Cumana ſich flüchtete, ohne bei ſeinem Freunde Vides den gehofften Schutz zu finden; denn der niederträchtige Statthalter hielt es für gerathen, der Aufforderung Berreo's, daß die Beherbergung eines offenbaren Mörders ſpaniſcher Unterthanen eine Beleidigung des

Königs und Hochverrath an der Nation ſeyn würde, Folge zu leiſten und den Kaziken auszuliefern; worauf dieſer alsbald hingerichtet wurde.

Berreo mißbrauchte ſeinen Sieg auf ziemlich barbariſche Weiſe, verheerte die Landſchaft des Ermordeten, Ajomara, nach allen Richtungen, und mißhandelte die Verwandten Morquito's, ſo wie ſeine unſchuldigen Unterthanen ſo lange, bis dieſelben, ohnehin durch den Tod ihres Beherrſchers tief erſchüttert, verzweiflungsvoll ſich zur Wehre ſetzten und ſelbſt den Carapana zum Anſchluß an ihre Blutrache bewogen. Berreo ſandte darauf eine Menge Erzeugniſſe des bisher entdeckten Theils von Guiana, und darunter gediegenes Gold, ſo wie eine Anzahl Menſchen, Thiere, Vögel und Fiſche, als Probe nach Spanien, und hoffte dadurch den Hof zu kraftvoller Unterſtützung ſeines weiteren Unternehmens zu ſtimmen. Zu gleicher Zeit traf er mit ſeinem in Neu-Granada zurückgebliebenen Sohn Abrede in Bezug auf zuzuführende Verſtärkungen, welche nach der Landſchaft Emeria abgehen und längs den Ufern des Orinoko den Weg zu ihm nehmen ſollten. Mitten in dieſen Anſtalten ward er von Sir Walter Raleigh und den von ihm befehligten Engländern überraſcht.

Als dieſer ihm nun mittheilte, daß er gerade denſelben Plan verfolge und der zeitweiſe Aufenthalt auf

Trinidad damit zuſammen gehangen habe, ſchien Don Berreo ungemein verdrießlich und ließ nicht ab, durch lebhafte Gemälde von der Menge drohender Gefahren und unüberſteiglicher Hinderniſſe, beſonders in Folge des Widerſtandes der ſehr gereizten Kaziken, unſeren Ritter von der Ausführung abzuſchrecken; allein obgleich dieſer einen Theil ſeiner Gründe als ſtichhaltend zugeben mußte, ſo hegte er doch einerſeits zuviel Mißtrauen in die Rathſchläge eines Spaniers und andererſeits zuviel Selbſtvertrauen in ſeine Kraft, als daß er dieſen entmuthigenden Vorſtellungen ſich hingegeben hätte. Die Gründe, welche er überdieß als für die Sache ſprechend, nach reiflichem Erwägen, aufſtand, waren nicht unwichtig. Er hielt ſich für's erſte überzeugt, daß Guiana, weil unter gleichem Himmelsſtriche, wie Peru, liegend, eben ſo goldreich ſeyn müſſe, als dieſes Land; die Erzählungen von den Reichthümern und Schätzen, welche die Spanier unter Pizarro's und Almagro's Anführung, in letzterem gefunden, und welche den bisher „armen und kleinen König von Caſtilien“ zu einem der größten Monarchen auf der Welt gemacht, hatten ſeiner Phantaſie ſich ſo ſehr bemächtigt, daß er nicht ohne Seufzen ſie leſen oder hören konnte; für's zweite hatte ihn eine damals ſehr verbreitete Sage ganz erfüllt, nämlich: daß Huanca Cajac, der letzte Ynca von Peru,

noch einen dritten Sohn, auſſer Huascar und Athualpa, welche als Opfer der blutigen Habſucht der Spanier gefallen, hinterlaſſen und dieſer, mit den meiſten Schätzen und mehreren tauſend Peruanern, verſtärkt durch andere Stämme der Eingebornen, der Orejonen, das unglückliche Peru verlaſſen und zwiſchen dem Orinoko und dem Amazonenfluſſe ſich angeſiedelt und noch blühendere Städte, als die peruaniſchen, regiert nach denſelben Geſetzen, Gebräuchen und Sitten, in jenem Gebiete angelegt habe; eine Sage, deren durch die klare Thatſache erwieſener Ungrund Raleigh bei dem Mangel an genauer Kenntniß derſelben entgangen war. Endlich hatten Reiſebeſchreiber, abſichtlich oder auf blinden Glauben hin erzählend, die Nachricht von dem Daſeyn einer prächtigen Hauptſtadt dieſes neuen Ynka-Reiches, El Dorado genannt, weithin verbreitet. Dieſe Stadt ſollte von dem Stückmeiſter zu Ordaco, Juan Martinez, beſucht, derſelbe jedoch von der königlichen Kanzlei zu Porto Rico unter allerlei Vorwänden viele Monate lang zurückgehalten und erſt gegen gewiſſe Verſicherungen wiederum freigegeben worden ſeyn, worauf ihn aber die Indianer am Orinoko um all ſein Gold beſtohlen hätten. Zwei Flaſchen blos, ebenfalls damit angefüllt, ſo wie ſein Reiſe-Tagebuch habe Martinez gerettet und nach Porto Rico zurückgebracht, wo er

bald darauf geſtorben und das Gold den Kirchen, ſeine Beſchreibung aber der königlichen Kanzlei vermacht. Nun kam noch zu dieſer abentheuerlichen Sage der Umſtand, daß Männer wie Don Pedro d'Orſua, Geronimo d'Ortal, Pedro Hernandez de Serpa und Gonzalez Ximenes de Caſada ähnliche Dinge in ihren Reiſebeſchreibungen berichtet. All' dieß war Sir Walter'n ſchon vor ſeinem Abgang aus England nicht unbekannt geblieben und die Anſicht, daß Guiana reicher, als die reichſte unter allen Beſitzungen des Königs von Spanien ſey, und ſein Eroberer mächtiger, als dieſer Monarch, ja ſelbſt als der Sultan, werden würde, hatte ſich zur firen Idee bei einem Manne geſtaltet, der, ſo ſanguiniſch auch ſeine Einbildung in mancher Beziehung ſeyn mochte, doch in anderer Hinſicht als eine ſehr berechnende, praktiſch-intelligente Natur ſich bewährte.

Nimmermehr daher an dem glücklichen Ausgange zweifelnd und taub gegen alle Vorſtellungen des Berreo, ſchickte Sir Walter ſeinen Unteradmiral Gifford, ſo wie den Kapitän Calfield mit einer Anzahl Mannſchaft ab, um die Mündung des Capuri zu erforſchen; (früher ſchon waren Whidon und Douglas zu demſelben Zwecke beordert geweſen, jedoch ohne ein befriedigendes Reſultat, der Untiefen und anderer Hinderniſſe wegen, mitgebracht zu haben; und ebenſo

hatte einen andern Kapitän, welcher die Bucht Gua-
nipa (Amana) erforſchen ſollte, die Furcht vor den
vergifteten Pfeilen der Kannibalen abgeſchreckt.)

Gifford und Calfield fanden fünf Fuß Waſſer
nach der Ebbe; Raleigh ließ darauf Bänke zum Ru-
dern zimmern und gab Douglas, welcher den Kapitän
Kings aufſuchen mußte, einen alten Kaziken aus der
Inſel Trinidad als Lootſen mit. Man überzeugte
ſich endlich, daß vier gleich bequeme Einfahrten in die
Capuribucht vorhanden wären. Eine Galeaſſe nebſt drei
Schaluppen wurde demnach ausgerüſtet und auf einen
Monat mit Lebensmitteln verſehen. Raleigh ſelbſt,
ſchiffte mit 100 Mann auf ihr ſich ein, geleitet von
einem Indianer des Baiennafluſſes, als Lootsmann;
dieſer hatte verſprochen, die Engländer nach dem
Orinoko zu führen. Allein die Unzahl von kleinen
Flüſſen und Gewäſſern jeder Art, welche in und durch-
einander liefen, erſchien ihnen bald wie ein unermeß-
liches Labyrinth, welches ſie längere Zeit verwirrt und
unſicher machte und ihnen beinahe alle Hoffnung raubte.
Als Sir Walter endlich mit Hülfe des Compaſſes
und der Sonnenhöhe einen Weg gefunden zu haben
glaubte, kam er um eine Menge kleiner Eilande herum,
welche mit ſo zahlreichen und ſtark bebuſchten Bäumen
bepflanzt waren, daß Geſicht und Fahrt gleich ſehr
verwirrt wurden. Einer dieſer Punkte ward von ihm

Red=Croß (Rothkreuz) benannt, aus dem Grunde, weil vor ihm noch kein Chriſt bis hieher gedrungen. In den Krümmungen ſtießen ſie auf einen Kahn mit Eingebornen, welcher ſich ihnen nicht mehr entziehen konnte; da jedoch die Landsleute derſelben am Ufer wahrnahmen, daß die Fremden keine Gewaltthat übten, ſo wurden ſie zutraulich und kamen bis an den Rand des Waſſers, um zu handeln und zu tauſchen. Einer ihrer Kaziken theilte dies Gefühl in minderem Grade; er war über ſeinen Kollegen, welcher die Engländer hergeführt, ſo erbittert, daß er ihn umbringen wollte; denn er hielt jetzt das Unglück unvermeidlich mit in's Land gebracht, und der alte Kazike mußte durch die Flucht ſich retten.

Raleigh berichtet, daß die Bewohner dieſer Inſeln Tinitaver hießen und in zwei Hauptſtämme, in den der Ciuarier und in den der Uaraurier ſich unterſchieden. Der Orinoko ſelbſt aber theilt ſich bei ſeiner Mündung in nicht weniger, denn ſechszehn Arme, davon neun gen Norden und ſieben gen Süden laufen, und jene von den Eingebornen bewohnten Inſeln bilden; von dem nördlichſten bis zum ſüdlichſten Arme wurden an 100 Meilen Weges gezählt.

Die Tinitavier, von beſondern Kaziken regiert, führten beſtändig untereinander Kriege. Im Sommer wohnten ſie auf dem Erdboden, zu Winterszeit auf

Bäumen, wo kleine Hütten, mit wunderbarer Geſchick-lichkeit angebracht, vor den Ueberſchwemmungen des Orinoko ſie ſicherten, welche vom Mai an bis September ſich einzuſtellen pflegen und die Oberfläche des Bodens oft an die 20 Schuh hoch bedecken. Dieſer Umſtand hinderte ſie am Säen und zwang ſie auf ein Surrogat zu denken, nemlich Brod aus dem Marke des Palmbaums gebacken, wozu ſodann zur Speiſe Fiſche, Vögel, Wild und allerlei Baumfrüchte kamen. Einige Völkerſchaften unter den Orinokobewohnern, wie z. B. die Euparier und Macurcoer, waren ihres Muthes willen ſehr berühmt, und obgleich ſeit langer Zeit in heftigem Kampfe wider einander, vereinigten ſie ſich doch wider den gemeinſamen Feind, die Spanier.

Nichts zog unter ihnen die Aufmerkſamkeit Raleighs mehr an, als ihre Todtenfeier. Dieſelben begannen mit Trauergeſängen; doch ward der Geſtorbene weder verſcharrt, wie bei uns Chriſten, noch verbrannt, wie bei vielen andern Nationen, ſondern man ließ die Leichname verweſen, bis alles Fleiſch vom Gerippe losgeſchält war; dann aber wurde dieſes, geſchmückt mit den beſten Kleinodien und mit Federn verſchiedener Farben, an Armen und Beinen, in der Hütte die es bewohnt hatte, aufgeſtellt; dadurch wollten ſie auf ihre Weiſe die Spuren von ehemaliger Größe und

des im Leben genoſſenen Anſehens ihrer ausgezeichneten Männer bewahren. Dagegen verbrannten die Aracuer, am Südufer des Orinoko, die Gerippe ihrer Verwandten zu Aſche, miſchten ſie in ein Getränk und verſchlangen ſie ſodann. Ihre Abſicht war unſtreitig, durch dieſes Mittel die Subſtanz der Hingeſchiedenen mit ihrer eigenen zu vermiſchen und einer dem andern als Grab zu dienen, bis der letzte des Geſchlechtes geſtorben.

Als Sir Walter die Cianarier verließ, gerieth er in das große Bett des Orinoko, welchen er aufwärts befahren wollte. Er ſtrandete jedoch nach viertägiger Reiſe gegen Anbruch Abends, an einem ſo gefährlichen Orte, daß beinahe ſechzig Perſonen während der Anſtrengungen, den Ballaſt der Galeaſſe über Bord zu werfen, zu Grunde gegangen wären. Nachdem man glücklicherweiſe wieder flott geworden, ſetzte er drei Tage lang ohne ferneren Unfall die Fahrt weiter fort, bis man endlich in den Fluß Amana einlief, welchen man jedoch nur mit angeſtrengter Kraft der Ruderer hinauf gelangen konnte. Dieſe Müheſal ſchwächte die Leute Raleighs ungemein und nun kam zur Ermüdung auch noch der allmählige Mangel an Lebensmitteln. Es bedurfte der ganzen Autorität und der achtungeinflößenden Perſönlichkeit unſers Ritters, um eine völlige Entmuthigung zu verhindern; er ſtellte ihnen vor, daß

die Fortſetzung der Reiſe weniger gefahrvoll, als die Rückkehr, und überall am Ufer des Stromes das Fehlende zu gewinnen ſeyn dürfte. Der Anblick von Früchten, Vögeln, Fiſchen und Gewild, ja ſelbſt von Blumen und Pflanzen auf den Feldern, ſchien dieſe Behauptung, welche auch der begleitende Lootsmann, der alte Kazike von Trinidad, unterſtützte, zu beſtätigen. Auf den Rath einiger Indianer, welchen Raleighs Unruhe in den Mienen von Zeit zu Zeit nicht entgangen war, ließ er die Kähne zur Rechten in einen Fluß laufen, welcher, wie ſie verſicherten, bald nach Wohnungen der Aracuer ſie bringen würde, wo man mit Lebensmitteln ſich verſehen und gegen Abend wieder auf der, mittlerweile vor Anker gelaſſenen Galeaſſe ſeyn könnte. Als jedoch nach dreiſtündigem Rudern noch immer keine ſolche Wohnungen ſich zeigten, fingen die Engländer an Mißtrauen in die Geſinnung ihrer indiſchen Freunde zu hegen und Verrath zu wittern; bereits ſchickten ſie ſich zur Rache an; doch gelang es Raleigh, durch vernünftige Gründe ſie von der Thorheit eines ſolchen Benehmens zu überzeugen, welches, wenn ſelbſt der ſchlimmſte Fall ſich erwährt fände und die Strafe die Schuldigen träfe, ihre Lage immer noch nicht verbeſſern würde. Gegen Mitternacht endlich nahm man Feuer wahr und gelangte wenigſtens zu einer Wohnung, in welcher ſie jedoch nur

wenige Leute trafen, da der Kazike der Umgegend mit der Mehrzahl der Bewohner nach der Mündung des Orinoko ausgezogen war. Dafür fanden ſie deſto mehr Vorräthe, deren ſie bedürftig, und luden ihre Kanots damit voll.

Als ſie zu ihrer Galeaſſe ohne Hinderniß zurückgekommen, wurden ſie überraſcht von dem Anblick der Pracht und Schönheit der Ufer, welche um ſo mehr ihre Phantaſie nun erfüllten, als die Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe und die Entfernung des gewähnten Elends zu ruhigen Betrachtungen edlerer Art Raum verſtattete. Ein wunderliebliches Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, ſchloß ſich ihnen auf, voll Früchte, Pflanzen und Thiere mannigfacher Art. Aber auch Schlangen von ungewöhnlicher Größe erſchienen und ſetzten die Mannſchaft um ſo mehr in Schrecken, als ein Neger, welcher ans Ufer ſchwimmen wollte, von einer ſolchen plötzlich verſchlungen ward.

An dem gleichen Tage erblickte Sir Walter vier Kähne, welche den Fluß herunter ſegelten, auf dem er hinauf fuhr; er befahl auf ſie zuzurudern; da nahmen zwei eiligſt die Richtung dem Ufer zu, die andern aber folgten dem Laufe des Waſſers ſo ſchnell, daß es unmöglich war ſie zu erreichen. Man bemächtigte ſich der zwei Kähne am Ufer, und fand allerlei Vorräthe darin; von den Leuten ſelbſt, welche die

Flucht landeinwärts ergriffen, fing man etliche, und erkannte in ihnen Aracuer, welche den entronnenen ſpaniſchen Goldſcheidern zu Lootſen gedient. Die Verſuche, letztere einzuholen, waren vergebens; dagegen behielt Raleigh einen Aracuer bei ſich, gleichſam als Spürer für die Spanier. Von ihm erhielt er allerlei wichtige Aufklärungen über die Orte, wo dieſe letztern Gold zu ſuchen pflegten; allein die bald nun eintretende Ueberſchwemmung verhinderte ihn, dieſelben zu benutzen und er verſchwieg klug genug das bei dieſer Gelegenheit Erfahrene, um ſeine Leute nicht zu mißſtimmen.

Der Aracuer war nicht ohne große Beſorgniß für ſein Leben und als Raleigh ſolches bemerkte und um den Grund ihn ausforſchte, geſtand der arme Teufel daß die Spanier den Eingebornen weiß gemacht: alle welche das Unglück hätten, in die Hände der Engländer zu fallen, würden lebendig von ihnen gefreſſen. Der Ritter benahm ihm bald ſeinen Irrthum, und jener ward davon noch mehr überzeugt, als er mit der Gemüthsart und den Sitten der Engländer ſich vertraut gemacht. Die Wirkung des groben Betruges fiel auf die Feinde zurück. Raleigh behandelte ihn und alle Indianer mit welchen er in Berührung kam, mit größter Leutſeligkeit; keine Frauensperſon durfte angetaſtet werden, und wenn man mit Lebensmitteln

ſich verſah, ſo wurde jederzeit dafür Erſatz geleiſtet; auch ſtellte man vor dem jeweiligen Abzug von einer Station an die Eingeborenen die Frage, ob ſie keine Klage gegen das Schiffsvolk anzuſtellen hätten; die Uebertreter der gegebenen Ordre wurden ſcharf gezüchtigt. Selbſt die beiden Kähne, von denen ſo eben die Rede war, gab man an die Eigenthümer zurück und dem Lootsmann, deſſen man ſich bemächtigt hatte, ward die freie Wahl gelaſſen, zu folgen oder nicht.

Unter der Leitung deſſelben, welcher von den Spaniern den Namen Martin erhalten, verfolgte man die Fahrt weiter, ohne andre Gefahr, als die vor den Sandbänken. Nach dreizehn Tagen befand man ſich oſtwärts von der Landſchaft Carapana, welche die Spanier inne hatten; endlich begegneten ſie wieder drei Kähnen mit Eingeborenen, welche, nachdem ſie durch den Dollmetſcher überzeugt worden, daß die Fremdlinge nicht zu jener, von ihnen ſo ſehr verabſcheuten Nation gehörten, ſich näherten, und nach vollzogener Ankerung, das Verſprechen gaben, morgen mit ihrem Kaziken wieder zu kommen. Inzwiſchen erlabte man ſich an den Eiern der in ungewöhnlicher Anzahl hier vorgefundenen Schildkröten.

Des folgenden Tages erſchien der Kazike wirklich mit etwa 40 ſeiner Leute, aus dem in der Nähe gelegenen Flecken Toparimaca. Sie brachten Raleigh

eine Menge von Mundvorräthen mit, wofür er ſeine Gäſte mit ſpaniſchem Weine bewirthete, welcher ihnen herrlich mundete und welchen zu loben ſie nicht müde wurden. Der Ritter befragte nun den Kaziken um den kürzeſten und ſicherſten Weg nach Guiana; jener verhieß ſeine thätigſte Mitwirkung und erſuchte inzwiſchen die freundſchaftlichen Fremdlinge, mit ihm nach ſeinem Flecken zu kommen, wo er ihnen einen Beiſtand verſchaffen wolle, den das Glück nur für ſie aufgehoben hätte. Dieſer Beiſtand beſtand in einer Art Zaubertrank von ſpaniſchem Pfeffer und aus dem Safte vieler ſtarken Kräuter, welcher in großen Gefäſſen abgeklärt und hell gemacht wurde; die Engländer, wie die Spanier, wurden von ſeiner göttlichen Kraft nicht wenig berauſcht; der andere, reellere Beiſtand war das Geſchenk eines ſehr alten Indianers, welcher von allen Punkten des Orinoko die genauſte Kenntniß beſaß und vor Klippen, Sandbänken und Untiefen ſicher ſie ſchirmen ſollte.

Dieſer Mann, deſſen ganz unanſehnliche Geſtalt den Engländern anfänglich nur geringes Vertrauen eingeflößt hatte, leiſtete die nützlichſten Dienſte; er ſchlug vor, ſich eines Oſtwindes zu bedienen, welcher aller Mühe des Ruderns ſie überhob, und Raleigh hätte, da nach ſeiner Mittheilung der Orinoko von ſeiner Mündung an bis in die Nähe ſeines Urſprungs,

ziemlich genau Oſt und Weſt iſt, in Verfolgung ſeines Laufes von Toparimaca aus, nach vielen Punkten in Popayan und Neu Granada gelangen mögen.

Als ſie dem Gebiete des Kaziken von Arromaja ſich näherten, wo Topia Uari auf Morquito inzwiſchen gefolgt war, ſetzte Raleigh zwei Indianer von Guiana aus, um in ſeinem Intereſſe zu wirken; er warf inzwiſchen vor Putima und Putapayma Anker, und ſeine Leute ergötzten ſich mit dem Fange von Schildkröten-Eiern. Tags darauf ging es weſtwärts und man widerſtand nunmehr dem Strome mit weniger Mühe. Auf beiden Seiten öffnete ſich das Land und ein glänzendes Roth zeichnete die Ufer aus. Die ausgeſendeten Kundſchafter konnten nirgends eine Höhe ſondern lauter Ebenen entdecken; durch den Lootſen von Toparimaca erfuhr man: dieſe ſchönen Gefilde ſeyen die Gefilde von Saymas und erſtreckten ſich bis Camana; ſie würden von vier mächtigen und ſehr tapfern Völkerſchaften, den Saymaern, den Aſſauiaern, den Aroraern und den Wikiriern, welche Don Hernandez de Serpa geſchlagen, bewohnt. Raleigh verſah ſich beſtens gegen Angriffe derſelben, zumal mit Pfeilen, deren Gift als überaus fein und tödtlich, ja von ſolcher Art geſchildert wurde, daß es die Getroffenen zugleich in eine Art Wahnſinn verſetze, ihre Eingeweide aus dem Leibe heraustreibe, den Körper kohlſchwarz

mache und einen unausſtehlichen Geſtank verbreite. Sir Walter wunderte ſich ſehr, daß die Spanier, welche die Wirkung dieſer Pfeile ſo oft empfunden, noch gar nicht darauf gedacht, ſich ein Gegenmittel zu verſchaffen; ein ſolches aber war bereits bei den Indianern vorhanden und beſtand in dem Saft von einer Wurzel, Tupava genannt, welcher ſowohl die Fieber heilte, als die inneren Blutflüſſe ſtillte. Auch den Knoblauchſaft hielt Berreo für nützlich; allein der Ritter war andrer Meinung und glaubte, daß dieſer, wenn vielleicht auch augenblicklich oder ſcheinbar Linderung bringend, nur zur Nahrung und Verſtärkung des Giftes dienen und den Tod unvermeidlich machen dürfte. Daß er von der Chemie etwas verſtand, werden wir ſpäter hören.

Am dritten Tage ſeiner neuen Fahrt ankerte er am linken Ufer des Fluſſes zwiſchen zwei Gebirgen, Arvami und Aio und hielt hier bis Mitternacht ſich auf; er kam ſodann vor einer großen Inſel, Manoripano, vorbei, von welcher ein Kanot mit Eingebornen ſeiner Flottille folgte und dieſe einlud, ihnen nach ihren Wohnungen zu folgen und daſelbſt auszuruhen. Am fünften Tage befand man ſich in der Landſchaft Arromaja und am ſechsten im Hafen Morquito, wo längere Raſt gehalten werden ſollte, beſonders zum Zwecke neuer Verproviantirung. Ein alter Kazike von

110 Jahren, aber ſo ſtarker Leibesbeſchaffenheit, daß er zehn Meilen Weges zu Fuße machte, beſuchte ſie hier, in Folge der durch einige Indianer Raleighs erhaltenen Nachricht von ihrer Ankunft, und brachte eine Menge Erfriſchungen mit, welche die Engländer ſich äußerſt ſchmecken ließen. Raleigh hielt mit ihm eine intereſſante Unterredung, befragte ihn über eine Reihe von Punkten, das Land, deſſen Einwohner und Sitten, ſo wie die Spanier und das gegenſeitige Verhältniß betreffend; ſich ſelbſt kündigte er als Rächer der Indianer an den Gewaltthätigkeiten jener letztgenannten Tyrannen an. Darauf aber zog er, was ihm zunächſt am Herzen lag, Nachrichten über Guiana ein und bat den Kaziken, ihm die Mittel und Wege anzudeuten, durch welche man dahin gelangen könnte. Der Häuptling gab folgenden Aufſchluß:

Das Gebiet, wo die Engländer gegenwärtig ſich befänden, und alles Land, längs dem Strome bis Emeria, bilde einen Theil von Guiana. Die Bewohner deſſelben im Allgemeinen hießen Orinococcoponi, und unter ihnen ſeyen auch diejenigen begriffen, welche zwiſchen dem Orinoko und dem Vacarimargebirge hausten. Dazu komme jedoch noch ein großes Thal, Amariocopana, auf der andern Seite des Gebirges, bewohnt von einer alten Völkerſchaft Guiana's. Auf mehrfache Befragung, wie es

denn mit dieſer Völkerſchaft ſich verhalte, bemerkte der Alte mit Seufzen: Zu den Zeiten ſeiner Jugend, und als ſein Vater noch gelebt, ſey ein zahlreiches Volk, mit großen Röcken und rothen Mützen, von den Gegenden her, wo die Sonne niemals untergehe, in jenes große Thal gekommen; man habe es nach ihren zwei Hauptſtämmen Orejonen und Eporeme-rioer genannt; dieſes Volk bemächtigte ſich, nach Vertreibung der alten Bewohner, ſämmtlicher Gebiete derſelben, bis an den Fuß der Gebirge, mit alleiniger Ausnahme der Trauaquarier und der Caſſipagotoer; ſein älteſter Sohn, zum Anführer gewählt, um den Trauaquariern Hülfe zu bringen, ſey mit allen ſeinen Leuten im Kampfe wider jene Feinde geblieben; er beſitze nun nur noch einen Sohn. Die Eporemerioer — erzählte der Alte weiter — erbauten ſodann am Fuße des Gebirges eine große Stadt mit hohen Gebäuden; die Zugänge nach dem Lande beider Nationen jedoch, über die ein und derſelbe Gebieter regierte, wurden ſtets mit Sorgfalt bewacht, während von ihm aus ununterbrochen Plünderungszüge ins Gebiet der Nachbarn, bis zur Zeit des Erſcheinens der Spanier, ſtattgefunden; damals nemlich habe man unter den Indianern allſeits Frieden geſchloſſen und den Kampf wider jene Fremdlinge, als wider die gemeinſamen Todfeinde, verabredet.

Sir Walter wurde durch dieſe Berichte ungemein vergnügt und konnte nicht genug den Verſtand, den Scharfſinn, den beſonnenen Blick und das würdevolle Weſen des alten Häuptlings loben; er ſetzte nun die Fahrt weſtwärts weiter fort, bis er Abends an die kleine Inſel Catuma und des andern Tages bei der Mündung des Fluſſes Caroli ankam, wo ein bedeutender Waſſerfall ſie hemmte und zugleich ein eigenthümlich großartiges Schauſpiel darbot. Raleigh ſchickte eine Botſchaft an den Kaziken der Gegend ab und ließ ihn von dem Zwecke ſeiner Ankunft und von dem feindlichen Verhältniß der Engländer zu den Spaniern in Kenntniß ſetzen; während der Zwiſchenzeit erfuhr er, daß er auf hiſtoriſchem Boden ſich befinde; denn auf Morquito's Befehl waren hier zehn Spanier hingerichtet worden. Der Kazike Wanuretona erſchien, mit großem Geleite der Seinigen, am Ufer und hatte eine Unterredung mit dem Ritter, welcher wie gewöhnlich ſeinen blutigen Haß gegen die Spanier ſchilderte und Notizen über Guiana einzog. Merkwürdig war es jedoch, daß die Bewohner des Fluſſes Caroli in ihrem Haſſe gegen die Spanier und gegen die Eporemerioer ſich theilten. Die Erzählungen, ſowohl von dem Reichthum des Landes an Gold und Edelgeſteinen, beſonders jenſeits des Gebirges, als der herrſchenden Stimmung wider die Spanier

und der Bereitwilligkeit, die Engländer in ihren Unternehmungen zu unterſtützen, reitzten Sir Walter'n ſehr; eben ſo ſchenkte er den Berichten eines der gefangenen Offiziere Berreo's über vorgefundene Silberbergwerke in Guiana, welche durch die Mittheilungen der Eingebornen Beſtätigung erhalten zu haben ſchienen, viele Aufmerkſamkeit. Da der Orinoko und alle benachbarten Flüſſe damals über fünf Fuß hoch angeſchwollen waren, ſo ſah er die Schwierigkeit ein, den Caroli weiter hinauf zu fahren; er begnügte ſich daher, einige ſeiner Leute nach dem Flecken Annatapoi abzuſchicken, welcher ohngefähr 20 Meilen davon entfernt lag. Daſelbſt erhielten ſie Führer, welche ſie weiter brachten, und zwar bis zu einer Art von großer Stadt, Capurepana, am Fuß der Gebirge und unter der Herrſchaft eines mit Topiauri verwandten Kaziken. Zugleich bekam Kapitän Whidon Ordre, dem Ufer des Fluſſes ſo weit als möglich zu folgen, um vielleicht die Spuren der Silberbergwerke aufzufinden.

Mittlerweile erſtieg Raleigh, von Gifford und Calfield begleitet, die benachbarten Anhöhen, welche ihm ein Panorama des ganzen Fluſſes Caroli verſchafften. Derſelbe theilte ſich ohngefähr 20 Meilen vom Orinoko in drei Arme, hatte 10 — 12 Sprünge, alle von einer ſo beträchtlichen Höhe, daß die Waſſertheilchen, die der Fall von einander geſondert,

gleichſam eine einzige Dampfwolke bildeten. Als der Ritter und ſeine Begleiter den Thälern wieder näher gekommen, ſtellte ſich ihnen plötzlich die herrlichſte Landſchaft dar, welche ſie je erblickt. Das Gras wuchs in üppiger Fülle; der Boden war feſt; Gewild und Vögel waren im Ueberfluß und in bunteſtem Wechſel vorhanden. Ungewohnte Töne der lezteren erfüllten die Luft und bereiteten den fremden Gäſten gewiſſermaſſen ein Konzert. Dieſe nahmen in den Steinen Gold- und Silberfäden wahr; da ihnen jedoch die nöthigen Werkzeuge fehlten und ſie nur ihre Degen bei ſich hatten, ſo konnte die Natur dieſer Mineralien nicht vollkommen ergründet werden. Doch nahm unſer Ritter mehrere Steine mit, um ſpäter ſie unterſuchen zu laſſen. Ein Spanier aus Caraccas nannte ſie „Madres del oro“ (Goldmütter) und behauptete ſteif und feſt, es müßten ſich Goldadern darunter befinden. „Man wird mich vielleicht — ruft Sir Walter in ſeiner Beſchreibung aus — im Verdacht halten, als ob ich durch falſche Einbildung mich ſelbſt getäuſcht, oder meine Landsleute habe täuſchen wollen; allein welcher Beweggrund ſollte mich beſtimmt haben, eine ſo beſchwerliche Reiſe zu wagen, hätte ich nicht die Ueberzeugung gehabt, daß es unter Gottes Sonne kein goldreicheres Land gäbe, als Guiana? Whidon und Milechape, unſer Wundarzt, brachten

mir, als Ausbeute ihrer Nachforſchungen, einige Steine, welche ſehr dem Saphir ſich näherten. Ich zeigte ſie verſchiedenen Orinokoponiern, welche mir alle verſicherten, daß es ein Gebirge gäbe, wo dergleichen im Ueberfluß vorhanden ſeyen. Ich kenne weder Namen noch Werth derſelben, doch hege ich von ihnen eine hohe Meinung und bin zum mindeſten davon überzeugt, daß dieſe Gegend denjenigen gleichkommt, aus welchen die koſtbarſten Steine geholt werden und daß ſie die gleiche Höhe mit dieſen hat.

Raleigh beſchreibt nun auch die überaus große Völkerſchaft jenſeits des Caroli, am Fluß Arvi, welche Euaipanomaer genannt wurden, jedoch mehr auf Hörenſagen, beſonders nach den Berichten des Sohnes von Topiauri, welcher ihm ſpäter nach England folgte. Natürlich mußten dieſe mit einigem Mißtrauen aufgenommen werden, beſonders da von Eingebornen die Rede war, welche dreimal ſo groß von Leibesgeſtalt, als die Orinokoponier, geweſen, welche die Augen auf den Schultern, den Mund in der Bruſt und die Haare auf dem Rücken gehabt. Nach jenem Indianer hatte man einen dieſer Euaipanomaer einſt gefangen und unter ſeinem ganzen Volke zur Schau herumgeführt. Raleigh bedauert es ſehr, nicht das Unmögliche verſucht und eines dieſer Ungeheuer gefangen zu haben; er behauptet, bei

ſeiner Wiederankunft an der Küſte von Cumana, von einem ſehr verſtändigen Spanier eigens befragt worden zu ſeyn, ob ihm keines derſelben begegnet, und ruft für die Wahrheit dieſer Thatſache mehrere angeſehene Kaufleute Londons zu Zeugen auf.

Auſſer dem Arvi und den Flüſſen Atoica und Coara, fand der Ritter noch einen vierten, den Caſnero, welcher oberhalb des Caroli, weſtlich, jedoch von der Seite von Amapeia her, in den Orinoko fiel. Seine Größe übertraf die der mächtigſten europäiſchen Ströme. Er nahm ſüdlich in Guiana, in den Gebirgen, welche dieſes Land von den Ländern des Amazonenfluſſes trennen, ſeinen Urſprung, und Raleigh war entſchloſſen, auch dieſen aufwärts zu befahren, als die Nähe des Winters und die in Folge furchtbarer Regen und Ueberſchwemmungen drohende Gefahr ihn davon abſchreckte. Alles Land wird, wenn dieſe Periode eintritt, unter Waſſer geſetzt und die Donner rollen dabei ununterbrochen ſo entſetzlich, daß es ſcheint, als ſey der ganzen Natur hier ein ſicherer Untergang beſtimmt. Die Ahnungen von damals rechtfertigte Sir Walters Schickſal bei der letzten Fahrt nach Guiana. Er gibt nunmehr noch eine Menge von verſchiedenartigen Flüſſen und Gebieten, ſowie all der Veränderungen an, welche der Orinoko in ſeiner Benennung erleidet; endlich auch der ungeheuern Waſſerfälle, welche mehr oder minder bald

da, bald dort, ſeinen majeſtätiſch=prächtigen Lauf unterbrechen. Die Schiffahrt auf demſelben betreffend, ſchilderte er ihn als 1000 engliſche Meilen weit für Laſtſchiffe, und ungefähr 2000 für Canote, bis Popayan, Neu=Granada und Peru, entweder durch ſich ſelbſt oder die mit ihm ſich vereinigenden Flüſſe, befahrbar; durch andere Flüſſe könne man in die neuen Staaten der zu den Amapaiern und Annabaern aus Peru gewanderten Inka's ſich begeben; und noch eine dritte Abtheilung von Flüſſen, welche man als Arme des Orinoko bezeichnen dürfe, entſpringen in den Thälern, welche Guiana von Oſt=Peru trennen.

Das immer größere Steigen der Gewäſſer und die Fährlichkeit der Ueberſchwemmungen erzeugten unter der Mannſchaft den lebhaften Wunſch zur Umkehr in öſtlicher Richtung; mit den gewonnenen Nachrichten ſich bequemend, und entſchloſſen, die Früchte davon bei einer zweiten Unternehmung unter günſtigeren Umſtänden auszubeuten, gab er den Befehl hiezu. Später jedoch machte er ſich häufig Vorwürfe darüber, nicht alle Theile des Caroli vollſtändig unterſucht zu haben. Nachdem er die Mündung deſſelben verlaſſen, legte er noch einmal im Hafen Morquito an und hielt, ganz allein und blos in Geſellſchaft ſeines Dollmetſchers, eine letzte Unterredung mit dem Kaziken Topiauri. Ihr Gegenſtand betraf die große Inkaſtadt, welche

Sir Walter'n unabläſſig vorſchwebte, und nach welcher er, mit Unterſtützung ſeiner Verbündeten, gar zu gerne gezogen wäre. Der Alte malte ihm jedoch die Furchtbarkeit der Macht des „Kaiſers von Manoa,“ wie der Beherrſcher der Emporemerioer genannt wurde, und die Unzulänglichheit ſeiner Streitkräfte, ſo wie das von den Spaniern bei ähnlichem Wagniß früher erlittene Unglück in eindringlichen Bildern. Nach jener Schilderung herrſchte ziemliche Kultur unter der Bevölkerung jenes geheimnißvollen Staates. Die Leute trugen Kleider, beſaßen große Reichthümer, beſonders an ſolchen Geldplatten, welche bei den Indianern an der Küſte vorgefunden worden. Dieſelben wurden, nach der Angabe des Topiauri, zu Maccúreguary verfertigt. Weiter hin ſollte die Arbeit noch viel ſchöner und zierlicher ſeyn und ſelbſt auf Bilder von Menſchen und Thieren, aus purem Golde, ſtoße man nicht ſelten. Der Kazike verſicherte den Ritter, daß wenn er noch einmal, und mit größeren Hülfsmitteln erſcheinen würde, er des Beiſtandes aller Stämme der Eingebornen gewiß ſeyn könnte; auch ſchlug er Raleigh vor, eine Anzahl ſeiner Leute einſtweilen zurückzulaſſen, mit dem Verſprechen, für deren Unterhalt beſtens Sorge tragen zu wollen. Allein, obgleich Gifford, Calfield u. A. hiezu nicht abgeneigt ſchienen, ſo hegte doch jener zu große Beſorgniß für ihr Schickſal, wegen der

ſicherlich nicht feyernden Rache für die auf Trinidad erlittene Niederlage *); auch mochte er des noch übrigen Vorrathes an Pulver und anderen Kriegsbedürfniſſen nicht gerne ſich berauben. Dagegen war andererſeits der Kazike nicht zu bewegen, ſeine Indianer jetzt ſchon zu einer Expedition verwenden zu laſſen, deren Ausgang ihm zweifelhaft ſchien und von der er, nach der Abreiſe der Engländer, die blutigſte Rache der Eporemerioer zu befürchten hatte. Uebrigens verſicherte er den Ritter von ſeinem und ſeines Volkes glühendem Haſſe wider die Spanier und erzählte allerlei Scenen erlittener Schmach und Gewaltthat durch dieſelben. Selbſt einen ſeiner Neffen hatten ſie zur Taufe und zum Aufſtand wider ſeine Herrſchaft verführt, die Frauen und Töchter geraubt oder geſchändet und das Land dadurch in große Verwaiſung gebracht. Dieſer letztere Verluſt ging dem Kaziken am nächſten und er konnte ſein Gemälde nicht ohne Thränen, noch ohne herzliche Seufzer nach den Gegenſtänden der Liebe und der Sehnſucht beenden. Nachdem er ſeinen eigenen Sohn als Bürgen des geſchloſſenen Freundſchaftsbundes Sir Walter'n anvertraut und dieſer zwei junge

*) Berreo zählte mit Sicherheit auf die nahe Ankunft von Mannſchaft und Pferden aus Carracas und verhehlte ſolches dem Ritter nicht.

Engländer ohne Mühe beredet hatte, bei Topiauri als Gegenbürgen zu bleiben, beſchenkte man ſich zum Abſchiede noch gegenſeitig; Raleigh erhielt Goldplatten, mit deren Verfertigung er überdieß bekannt gemacht wurde, Topiauri dagegen mehrere Medaillen mit dem Bilde der Königin Eliſabeth aus eben demſelben Metall. Der Ritter that dies noch aus einem beſondern Grunde; er wollte den Kaziken die Begierde nach einem Metall nicht merken laſſen, welche in ſo leidenſchaftlichem Grade von allen Europäern getheilt wurde, und er ſtellte ſich, als verachte er dieſen Theil des Reichthums der Eporemerioer und als habe er es einzig mit ihrer Macht zu thun. Zugleich trug er Sorge einiges von dem Golderze mit nach England zu nehmen, welches in dieſen Gegenden ſehr häufig ſeyn ſollte und deſſen inneren Werth er dem in irgend einer anderen Gegend der Welt vorfindlichen gleichſtellte. Die zwei Engländer, welche die Intereſſen ſeines Vaterlandes einſtweilen bei den Eingebornen vertreten ſollten, unterrichtete er genau über alles, was bis zum Widerſehen von ihnen vorzunehmen ſey; beſonders aber legte er ihnen die Auskundung der Mittel an's Herz, wodurch ein Handel mit der Goldſtadt Maccúrreguari ins Werk geſetzt werden könnte; hierauf ſchiffte er, begleitet von einem Freunde Topiauri's, dem Häuptling von Putima, den Fluß hinunter. Dieſer meldete

ihm die Hinrichtung verſchiedener Spanier von Berreo's Mannſchaft und verſprach ihm ſogar, ihn an den Fuß eines Berges zu führen, deſſen Felſen goldfarben zu ſeyn ſchienen.

Raleigh unternahm die Reiſe dahin mit blos wenigen ſeiner Vertrauteſten, um ganz des Geheimniſſes Meiſter zu bleiben. Vom Manafluß ging es nach dem Ufer des Diana, der durch das Thal Amariacopana (mit einem Dorfe gleiches Namens) ſich zog; am Rande eines Sees, welchen dieſer Fluß von ſeinem eigenen Waſſer bildet, wurde Raſt gemacht. Da ſie alle ſehr durchnetzt waren, ſo machte einer der Wegweiſer Feuer, dadurch, daß er zwei Stöcke an einander rieb. Bei einer großen Flamme trockneten ſie ihre Kleider. Der Anblick einiger Manaten von beträchtlicher Größe im See verurſachte eben ſo viel Erſtaunen als Schrecken; der Zug ward nicht ohne viele Mühe fortgeſetzt. Noch hatte man eine halbe Tagreiſe bis zum Gebirg. Sir Walter ſchickte den Kapitän Keymis an Bord zurück, da er aus den Berichten des Kaziken ſchloß, daß er bei ſeiner Rückkehr dem Orinoko auf kürzerem Wege ſich wieder nähern könnte; zugleich erging Befehl an die Galeaſſe, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo er ſie erwarten würde, um der Mühe überhoben zu ſeyn, nach Putima zurückzukehren.

Am Fuß des Gebirges angelangt, traf Raleigh allerdings verſchiedene Felſen von goldartiger Farbe; allein er konnte nicht mit Beſtimmtheit ermitteln, ob ſie wirklich das koſtbare Metall enthielten, wie er es ſich geträumt; es ward ihm zur Linken ein zweites Gebirge gewieſen, wo verſchiedene Gattungen von Mineralien zu finden wären. Er hatte demnach blos den glänzenden Anblick deſſelben, und begab ſich auf einem abgekürzten Wege nach dem Dorfe Ariacea, wo der Orinoko in drei Arme ſich theilt. Bereits war die Galeaſſe, welche Keymis mit der erhaltenen Ordre nicht mehr erreicht, nach Cumana hinunter geſegelt. Er ließ daſelbſt zwei von ſeinen Leuten auf ſie warten und da er ſich vorgenommen hatte, wieder dahin zu kommen, ſo mußten die Kapitäne Thyn und Greenville mit der Galeaſſe abgehen. Nach dieſem begab er ſich auf den Weg nach dem Gebirge des Kaziken, und zwar über Emeriac, unweit des Fluſſes. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher in den Orinoko ſich ergießt und deſſen vielfache kleine Eilande einen höchſt angenehmen Anblick darboten. Gegen Abend traf man am Ufer eines anderen Fluſſes, Winicapara, ein, welcher ebenfalls mit dem Orinoko ſich vereinigt.

Endlich ſtand das erſehnte Gebirge vor ihnen, in nicht ſehr weiter Entfernung; da verwehrte die Ueber=

ſchwemmung gegen alles Erwarten des Kazikén, ſich demſelben zu nähern. Der Ritter mußte ſich daher auch dießmal auf bloße Betrachtungen aus der Ferne beſchränken; das Gebirg, welches die Geſtalt eines Thurmes hatte, ſchien ihm mehr weiß als gelb; ein reißender Strom, der ihm entſtürzte, und durch die unaufhörlichen Regengüſſe noch mehr angeſchwollen war, machte ein furchtbares Geräuſch, das auf mehrere Stunden weit vernommen ward und das Gehör unſerer Beſchauer beinahe betäubte. Raleigh erinnerte ſich nunmehr der brillanten Beſchreibungen Berreo's, vom Schimmer der Diamanten und anderer Edelſteine in allen Theilen des Gebirges; er hegte freilich einige Zweifel an der Aechtheit derſelben, doch überraſchte ihn die ungewöhnliche Weiße, welche aus ihm hervorblitzte. Nach einiger Raſt am Ufer des Winicapara und nach einem Beſuch im Dorfe des Kaziken, von wo aus ihn dieſer auf Umwegen nach dem Gebirge zu führen verhieß, zog der Ritter in Anbetracht der zahlreichen Schwierigkeiten, es vor, nach der Mündung des Cumana zurückzukehren, wo die Kaziken der Nachbarſchaft mit allerlei Geſchenken, enthaltend ſeltene Erzeugniſſe ihres Landes, ſich einfanden. Nach einigem Harren traf endlich auch der langerwartete Keymis wieder ein und nun ſchiffte Raleigh bis Toparimaca, wo er die Galeaſſe vor Anker traf, mit welcher er

ſodann, unter mannigfachen Beſchwerden, über 100 Seemeilen dem Laufe des Capuri folgend zurücklegte, und Trinidad wieder im Geſicht, bei Curiapana mit ſeinen übrigen Schiffen ſich vereinigte.

Seine ferneren Beſchreibungen von den Landſchaften, die er auf der merkwürdigen Reiſe berührt, von den Völkern, welche er kennen gelernt, und ihren Sitten und Gebräuchen, enthalten des Merkwürdigen viel. Ganz beſonders aber beſchäftigten ſeine Phantaſie die Goldſtadt Manoa und das Reich der neuen Inka's in Guiana. Ueber dieſes Land im Allgemeinen findet man nicht minder reichhaltige Aufſchlüſſe, denen freilich meiſt die Nachrichten ſeiner Freunde unter den Eingebornen zum Grunde lagen. Er ſtellte Guiana als eine Jungfrau hin, noch unberührt von Europäern; denn die ſchwachen Niederlaſſungen, welche ſie an den Küſten des Nordmeers errichtet, verdienten, nach ihm, den Namen von Eroberungen nicht. Er ſetzte auseinander, daß niemanden, der auch nur zwei Bollwerke am Eingang des großen Landes errichtete, der Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht werden könnte. Die innere Beſchaffenheit, der Charakter und die Stimmung der Einwohner, die Schwierigkeit der Lebensmittel und andere Hinderniſſe, welche der gewaltſamen Zudringlichkeit der nach ihm ſo lüſternen Spanier ſich entgegenſtellten, wurden alle mit Scharfſinn und Sach=

kenntniß hervorgehoben. Eben ſo zeigte er am Schluſſe ſeines Reiſeberichtes die ungeheuren Vortheile und den rieſenhaften Zuwachs an Macht für denjenigen Souverain, welcher mit Verſtand und Kraft des Landes Guiana ſich bemeiſtern würde. In dieſem Falle würde eine zu London errichtete „Kommerzienkammer" ſicherlich der „Contractation" zu Sevilla ebenbürtig Stich halten. Der Ritter unterließ auch nicht, zu mehrerer Beglaubigung der von ihm erzählten Thatſachen und mitgetheilten Nachrichten, eine Reihe aufgefangener Briefe ſeiner Denkſchrift beizuſchließen, worunter beſonders der des Don Alonzo aus der großen Kanariſchen Inſel an den Handelsſtand zu San Lucar Aufmerkſamkeit erregte; in demſelben war von der Entdeckung Manoa's oder El Dorado's ausführlich die Rede; eben ſo ein Schreiben Domingo de Vera's vom Patofluſſe, 23. April 1593, datirt, und wie es allgemein hieß, an den König von Spanien ſelbſt gerichtet; mit allerlei Details über die Provinz, und deren Goldreichthum, über die Verſuche hineinzudringen und die von der nächſten Zukunft geſchöpften Hoffnungen. Endlich kamen noch Zeugniſſe anderer Art hinzu, um den Verdacht gegen die unglaublich ſcheinenden Schilderungen von Guiana zu bekräftigen, unter welchen namentlich dasjenige des Franzoſen Francois de Cherbourg, genannt Beutillier, großes

Gewicht zu verdienen ſchien, da es die beſtimmte Thatſache enthielt, daß man auf dem Wege ein mit zwei Millionen an Gold beladenes ſpaniſches Schiff getroffen, welches, nach der eigenen Angabe des Befehlshabers, geradeswegs aus Nuevo Dorado gekommen, wo ein großer Ueberfluß daran zu treffen ſey.

Die Beſchreibung Raleighs erregte allgemeine Theilnahme und Bewunderung in England und verſchafften ihm ganz die vorige Gunſt bei der Königin wieder. Aber auch der Neid erwachte in ſeiner vollen Stärke und viele Höflinge und Staatsleute konnten nicht genug abrathen, irgend eine bedeutende Seemacht zu Abentheuern in ſo unbekannten und ungefunden Gegenden preis zu geben. Dieſe Leute behielten denn auch zuletzt wirklich die Oberhand und ſelbſt die thätige Freundſchaft der Cecils vermochte nicht die rege gemachten Bedenklichkeiten der Königin zu beſiegen. Sir Walter ſchien dieſen gewaltig Klugen allzu vermeſſen und unvorſichtig; auch war auf geſchickte Weiſe die Glaubwürdigkeit ſeiner Berichte in Zweifel gezogen worden; man ſtellte ſie als Uebertreibungen, als Mährchen hin, berechnet auf die leicht verführbare Einbildung der Menſchen und ihren Reiz für Ungewöhnliches und Neues und ebenſo auch gegründet auf den Ehrgeiz des Ritters, dem keine Auszeichnung hinreichend, kein Ruhm erſättigend mehr ſchien.

Raleigh kam in Verzweiflung; allein er gab ſeine Sache nicht verloren, ſondern beſtürmte die Königin und den Geheimenrath mit neuen Vorſtellungen und entwickelte ſeine Vorſchläge mit ſolchem Scharfſinn und mit ſolcher Klarheit, daß denn doch zuletzt Bedacht darauf genommen wurde. Die Neider verſtummten, und noch mehr, als er ſich erbot, auf eigene Koſten die nöthigen Schritte für die Fortſetzung ſeines ſo glücklich begonnenen Unternehmens zu thun.*)

---

*) Hakluyt (bei Harris. I. 208. sq.) drückt ſich über Sir Walters damalige Zuſtände vor und nach der Guianafahrt mit der ihm eigenen Begeiſterung für den Ritter, folgendermaßen aus: The speaking of this southern settlement brings us back to Sir Walter Raleigh, a Gentleman whose name must often occur in all Books that any way relate to English History, and whose memory will be ever celebrated by such as can distinguish any kind of worth; for he had all and excelled in all. Amongst the rest, the compleatest Courtier of his time, which perhaps drew upon him more envy than all his other great qualities; and I am induced to think so from the nature of those calumnies by which he was most hurt; for though deeply malicious, they were so indifferently forged, that they could not bear the least inspection; so that notwithstanding they cost him his favour often, and his life at last, from the credulity of princes, yet they never had any effect upon his reputation with wise men in his life-time, nor have injured his reputation in the least with posterity.

Zwei Schiffe, das „Vergnügen" und der „Entdecker", wurden demnach ausgerüſtet und Kapitän Keymis, ein ſehr zuverläſſiger, in Raleighs Ideen völlig eingedrungener Seemann, erhielt den Befehl über dieſelben. Es lag dem Ritter nicht nur allein daran, ſein Werk nicht halb zu vollenden, ſondern ein Gefühl von männlicher Ehre gebot ihm auch, das den Eingebornen Guiana's gegebene Wort zu halten, welches darin beſtanden hatte, ihnen die gehörigen Mittel zu ver-

---

He was always useful to his country, but most so when he had least credit at court. At such times he did not relinquish business to go and hide himself in country retreats, and thence write pitiful letters and poems to screw himself again into the affections of the Queen his Mistress, as some other of her great men did, and which he could have done better than any of them: nor did he form intrigues against her Ministers, and force himself into power and his sovereign's presence: but he took another Road peculiar to, and worthy of Sir W. Raleigh: He applied himself to contrive, and not to contrive only, but to execute, such great and glorious entreprizes, as raised his fame so high, that the whispers of envy could no longer be heard: and when the Queen recalled him to her favour, it never appeared as an act of grace, but as a stroke of justice; so that after these recesses, he shone at court with double lustre, and his Mistress, haughty as she was, could not help appearing upon these occasions proud of the possession of such a man, and shamed of his absence.

ſchaffen, wodurch ſie von der Tyrannei der Spanier ſich befreien könnten.

Kapitän Keymis entledigte ſich ſeiner Sendung auf das glücklichſte und gab nach ſeiner Rückkehr ebenfalls eine Beſchreibung im Drucke heraus, durch welche alle Berichte Sir Walters über ſeine eigene Entdeckungsreiſe beſtätigt und die Verläumdungen ſeiner Feinde Lügen geſtraft wurden.*) Die Urſachen, welche die Unternehmung des Ritters nicht minder, als die des Spaniers Berreo fehlſchlagen ließen, waren mit Genauigkeit und Freimüthigkeit angegeben. Keymis, welcher ſeine Beſchreibung Erſterem zueignete und ſelbſt in lateiniſchen Verſen ihn verherrlichte, blieb fortwährend von deſſen Ideen über Guiana eingenommen, und ſowohl er ſelbſt (in einem Briefe an Lord Howard) als Raleigh und er gemeinſam kamen beharrlich auf die Nothwendigkeit von Handelsgeſellſchaften zur Ausbeutung des Entdeckten am Orinoko zurück, welcher Strom eine Zeit lang Sir Walter'n, als angeblich erſtem Auffinder, zu Ehren Raleana genannt wurde. Keymis betheuerte: er wolle gern ſein ganzes noch übriges Vermögen, ja ſein Leben

---

*) Lawrence Kemeys: A relation of the second voyage to Guiana, performed and written in 1596. (Hakluyt Voyages III.) Allg. Geſch. d. Reiſen. XVI.

ſelbſt an die Sache wenden. Um die Ungläubigen zu bekehren, machte er eine detaillirte Schätzung des Gewinns bekannt, welcher aus den Marcaſſirten und andern Edelſteinen von Guiana gezogen worden. „Dieſe Rechnung — ruft ein Berichterſtatter über die Reiſe des Keymis aus, — iſt erſtaunenswerth, wenn man ſie nicht übertrieben hat. Man zog, ſagte K., bei einer Probe aus einer Tonne von Steinen den Werth von 12—13,000 Pfd. Sterl., aus einer andern Tonne noch einmal ſo viel, und 8 Pfund 6 Unzen Gold aus einem Zentner Goldſtaub. Er ruft Jedermann zu Zeugen an und nennt die Probirer. Man kann hier wohl nichts beiſetzen, als daß die Franzoſen, Holländer, Spanier und Portugieſen, welche heutiges Tages die verſchiedenen Theile von Guiana beſitzen, großes Unrecht haben, die Quelle ſo vieler Reichthümer zu vernachläſſigen. Keymis, welcher noch eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die mit der Sache verbundenen Schwierigkeiten kennen lernte, begriff, daß die Eroberung von Guiana eine ganz andere Macht erforderte, als die einer einzelnen Geſellſchaft; darum brachte er all ſein übriges Leben damit zu, die oberſten Behörden zu vermögen, daß ſie die Macht des Staates hiezu verwenden möchten.

Leider blieb auf ihnen beiden, Raleigh und Key-

mis, fortwährend der Verdacht der Täuſchung, einer abſichtlichen oder ſelbſt erlittenen, auf jeden Fall aber der Vorwurf der Uebertreibung und der Abentheuerlichkeit, da das Geſchilderte und Verheißene die gewöhnlichen Begriffe überſtieg. Auſſerdem war die Regierung in Europa ſelbſt ſo hinreichend beſchäftigt, daß ihr für Unternehmungen jenſeits des Weltmeeres, wenigſtens für jetzt, kein Spielraum übrig blieb.

Die Periode nach dieſen Entdeckungsreiſen brachte übrigens unſerem Ritter auf andere Weiſe einen reichen Zuwachs von Kredit und Ruhm, in dem berühmten Kriegszuge der engliſchen Flotte, unter den Grafen Eſſex und Howard, wider Cadiz, im Jahre 1596. Zu Anfang des Julius waren dieſe beiden Admiräle unter Segel gegangen und am 20. im Angeſichte von Cadiz eingetroffen. Der Großadmiral (Howard) hielt einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt und deren Eroberung für die erſte und dringlichſte Maaßregel, aus dem Grunde, damit die Flotte nicht dem Feuer des Geſchützes im Hafen, von den Mauern der Stadt und den Batterien der Schlöſſer, welche dieſelbe ſchützten, ungemein blos geſtellt würde. Die Mehrheit des Kriegsrathes ſtimmte dieſer Anſicht bei und ſomit bereitete man ſich zu ungeſäumter Ausführung der Maaßregel.

Als Sir Walter, welcher durch Unpäßlichkeit ver-

hindert worden war, den Berathungen beizuwohnen, dieß erfuhr und die Boote des Grafen bereits in die See ſtechen ſah, beeilte er ſich, dieſen letztern von der Unzweckmäßigkeit des gefaßten Beſchluſſes zu belehren und auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, vor Allem andern der Gallionen und Schiffe im Hafen ſich zu bemeiſtern. Seine Gründe überzeugten Eſſex und er bat ihn, dem Großadmiral ebenfalls die unmittelbare Landung zu widerrathen. Raleigh gewann es auch wirklich über Lord Howard, daß zuerſt ein Verſuch gegen den Hafen und die daſelbſt ſtationirte Seemacht ausgeführt werden ſollte. Als der Graf dieſes Reſultat erfuhr, warf er mit dem freudigen Ausrufe: „Entramos!“ ſeinen Hut in die See und gab Befehl, die Anker zu lichten. — Nunmehr händigte der Ritter dem Großadmiral eine Zeichnung ein, welche den Plan enthielt, nach welchem, ſeiner Meinung nach, das Treffen am zweckmäßigſten begonnen werden ſollte. Zwei große Yachten ſollten vor allem andern die Hauptgallione zu entern trachten, von welcher aus das lebhafte Feuer auf die engliſche Flotte unterhalten worden war. Der Plan fand Billigung und die beiden Admirale übernahmen es, das Gros der Flotte ſelbſt anzuführen; Walter Raleigh aber erhielt den Befehl über den „Warſpight“, eines der älteſten und wichtigſten Kriegsfahrzeuge, und zwar an der Spitze

des Vortrabs, welcher in den Hafen eindringen ſollte, und aus folgenden Schiffen beſtand: „Die Maienroſe“ (unter Kapitän George Carew), „der Löwe“ (unter Ritter Robert Southwell), „der Regenbogen“ (unter Ritter Francis Vere), „der Swiftſure“ (unter Kapitän Croß), der Dreadnought“ (unter Ritter Conyers Clifford), und der „Nonparcil“ (unter Kapitän Dudley). Auf ſie ſollten die Yachten und ſodann die von der City gemietheten Schiffe folgen. Lord Thomas hatte ſein eigenes Schiff, „Mère-Honneur“, verlaſſen und an Bord des „Nonparcil“ ſich begeben.

Alle dieſe klugen Anordnungen gewannen jedoch kein Reſultat, da der Kriegsrath über die Einzelnheiten in Aufſtellung der Schlachtordnung nicht einig werden konnte, und der Abend überraſchte ihn, ohne daß die beabſichtigte Schlacht eröffnet worden wäre.

Mit Anbruch des Tages (22. Juni) lichtete Raleigh, des Zögerns mehr als überdrüſſig, die Anker und rückte gegen die ſpaniſche Flotte an. Siebzehn Galeeren derſelben lagen unter den Mauern der Stadt, gerüſtet, die einlaufenden Schiffe der Britten mit Nachdruck zu beſchieſſen, auch den Angriff auf die Gallionen zu paralyſiren, auf welchen man bei Zeiten ſich gefaßt gemacht hatte. Das Geſchütz des Fortes San Felipé, in Verbindung mit den Kanonen auf der Cortine der Stadt und einigen Feldſchlangen, hat-

ten die Beſtimmung, den Kanal rein zu halten. Als der ſpaniſche Admiral die Bewegung Raleighs wahrnahm, ſtellte auch er mit einer bedeutenden Anzahl von Kriegsſchiffen, Gallionen, Fregatten und andern Fahrzeugen ſich auf. Ein Theil dieſer Schiffe legte ſich unter dem Fort Puntal, in einem engen Gewäſſer des Hafens, Puerto Real zu, vor Anker. Den rechten Flügel bildeten drei Fregatten und zwei portugieſiſche Gallionen. Die ſogenannten Agroſien und 17 Galeeren waren in ſolcher Weiſe aufgeſtellt, daß ſie auf die Britten, im Augenblicke ihres Eindringens in den Hafen, mit Erfolg ſpielen konnten. Hinter ihnen lag der Admiral, der Vice- und der Contre-Admiral von Neuſpanien, mit dem Gros der Flotte.

Die Spanier verſprachen ſich von der Uebermacht ihrer Seekräfte einen ſichern Sieg. Ihre Linie dehnte ſich gleichſam wie eine Brücke über das enge Gewäſſer, von einem Ende zum andern aus und war durch das Fort Puntal geſchützt.

Sir Walter wurde daher von dem Forte San Felipe, den Kanonen der Cortine und ſämmtlichen Gal eren zu gleicher Zeit bedrängt; aber er zeigte ſo geringe Furcht vor den Feinden, daß er, als ginge es zu einem Feſtmahl, Trompetermuſik ſpielen und nicht einmal eine Kanone abfeuern ließ. Die ihm folgenden Schiffe dagegen begannen alſobald ein mörderiſches

Feuer auf die Galeeren, daß dieſe ſchleunigſt nach den Rudern griffen und ſich den Gallionen zu, in dem Enggewäſſer, heraufzogen. Als ſie nun an Raleigh vorbeiſegelten, erhielten ſie von ihm mehrere Lagen, und der Ritter rückte ſofort gegen die Kriegsſchiffe San Felipe und San Andrea an, wenig bekümmert über die Kräfte derſelben. Lord Th. Howard legte ſich neben ihm vor Anker; daſſelbe thaten Sir R. Southwell mit dem „Löwen“ und der „Dreadnought“ und die „Marienroſe“ auf beiden Seiten. Der „Regenbogen“ lag dem Fort Puntal zur Seite. Drei Stunden lang unterhielten ſie ein gemeinſchaftliches Feuer.

Die Eitelkeit des Grafen Eſſex, welchen es ſchmerzte, nicht mit in dem Treffen ſich zu befinden, und welcher befürchtete, ſeinen Antheil an den Trophäen des Tages zu verlieren, bewirkte, daß der herrlichſte Theil derſelben verloren ging. Auf den Donner der Kanonen hin kam nemlich der Graf, gegen 10 Uhr Vormittags, mit vollen Segeln durch die Flotte gezogen und ſtellte ſich an der Spitze der Schiffe, die auf der linken Seite des Warſpight lagen, dem Ritter Raleigh ſo nahe als immer möglich. Dieſer, dem Feinde jetzt am meiſten ausgeſetzt und faſt ganze ohne Unterſtützung von der Hauptflotte, empfand darüber lebhafte Unruhe. Nach länger angedauerter Kanonade auf die großen feindlichen Fahrzeuge beſtieg er endlich

ein Boot, begab ſich an Bord des Admiralſchiffs und erſuchte den Oberbefehlshaber, in höflichen aber ernſt betonten Worten, ihm die verſprochenen Yachten zu ſchicken, damit er mit denſelben die ſpaniſchen Schiffe entern könnte; ſollte dieß unterbleiben, ſo ſtehe ſein Entſchluß feſt, mit dem königlichen Kriegsſchiff allein die Maaßregel auszuführen, indem es ihm dann gleichgültig ſeyn dürfte, in den Grund gebohrt oder verbrannt zu werden; denn eines von beiden werde in dieſem Falle unfehlbar ſein Schickſal ſeyn.

Lange beſtand Raleigh den ungleichen Kampf mit dem ſpaniſchen Admiralſchiff und die Yachten kamen, durch unverzeihliche oder abſichtliche Säumniß Howards und Eſſer's, nicht; er ſchickte ſich demnach wirklich zur gefahrvollen Enterung an; aber der feindliche Oberbefehlshaber merkte ſein Vorhaben und lief mit zwei größeren Schiffen auf den Strand. Sie wurden alſogleich verbrannt und nur ein paar andere, mit denen ſie ein Aehnliches thun wollten, wurden durch die Thätigkeit der Engländer gerettet. Dieſe übten an der gefangenen Mannſchaft Erbarmen, wogegen ihre Bundesgenoſſen, die Holländer, welche das noch friſche Andenken an die zahlreichen Grauſamkeiten der Spanier in ihrem Vaterlande mit den Furien blutdürſtigen Wahnſinns verfolgte, mitleidslos alles niederhieben, was ihnen in die Hände fiel, bis daß es Raleigh

und dem Großadmiral endlich gelang, dem Blutbade Einhalt thun zu laſſen.

Ein ſolches Ende nahm die ungleiche Seeſchlacht von 7 engliſchen gegen 71 ſpaniſche Schiffe. Die Eroberung der Stadt Cadix war jetzt ein Leichtes und mit ihr die Zerſtörung aller noch vorhandenen Seemacht; allein der Ungeſtüm und die Zuchtloſigkeit der Sieger brachte ſie um eine der Hauptfrüchte des Tages. Schon war Raleigh, dem der Lorbeer deſſelben vor allen Anderen gebührte, trotz ſchwerer Wunden, ans Land geſtiegen, als er das betrübende Schauſpiel wahrnahm und, die Sache, deren Gewinn noch kurz zuvor ſo ganz in den Händen lag, für verloren erkennend, wiederum nach der Flotte zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bat er den Großadmiral dringend, Befehle zu ertheilen, daß die nach Weſt-Indien beſtimmte Flotte verfolgt würde. Sie lag bei Puerto Real und ein einziger kühner Angriff konnte ſie mit einemmale vernichten. Allein die Admirale, denen blos Cadix und die Leute darin vor Augen ſchwebten, entſprachen ſeinem Wunſche keineswegs; ja, ſie ſendeten ihm nicht einmal Beſcheid. Der Handelsſtand von Cadix und Sevilla ſchwebte während dieſer Zeit über das Schickſal jener Flotte in ſo großer Unruhe, daß er ſogar zu einer Summe von zwei Millionen Piaſter ſich anheiſchig machte, wenn man

unbeſchädigt ſie ziehen laſſen wollte. Mitten in den Unterhandlungen hierüber, und während die ſchönſte Zeit zur Vernichtung der Flotte oder zum Gewinn einer ungeheuren Summe unbenutzt verſtrich, faßte der Herzog von Medina-Sidonia einen beherzten Entſchluß und ließ ſelbſt die ganze Flotte verbrennen, um den Engländern jegliche Beute zu entziehen. Dieſes Schickſal hatte auch der größte Theil der Kriegsflotte. Die Sieger plünderten und brandſchatzten nun, die höheren Intereſſen ganz aus den Augen verlierend, das wehrloſe Cadix nach Herzensluſt. Raleigh aber, welcher eine treffliche Beſchreibung des Zuges und der Ereigniſſe vor dieſer Stadt geliefert hat, bemerkt, indem er die Vertheilung beſchreibt, mit bitterer Ironie: „Ich für meinen Antheil, erhielt nichts als ein lahmes und ungeſtaltes Bein, und was das Uebrige betrifft, ſo meldete ich mich zu ſpät, oder es war ſchon darüber verfügt. Man gab mir ſchöne Worte genug; meine Hauptbeute aber blieben Armuth und Schmerzen!“ *)

Der Graf von Eſſex, welcher ſicherlich nur theilweiſe zu den Erfolgen bei Cadix beigetragen und an dem Verluſte der reichen ſpaniſchen Handelsflotte die größte Schuld hatte, ſuchte gleichwohl alle Ehren für

*) Die Beſchreibung iſt dem in London 1700 erſchienenen Auszug aus ſeiner Weltgeſchichte angehängt.

ſich allein zu årndten. Er ſchob alles auf die Matroſen und das Benehmen anderer Befehlshaber, die er denn wirklich auch nach ſeiner Zurückkunft förmlich verklagte. Allein Eliſabeth, welche den Charakter ihres Lieblings bereits näher zu kennen Gelegenheit gefunden und ſeit einiger Zeit über ſein Benehmen Mißvergnügen empfunden hatte, handelte als Königin, mit Rückhalt und Vorſicht. Sie ließ die ganze Geſchichte des Zuges und des Kampfes genau unterſuchen, und, indem ſie ſeinen Verdienſten volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſchien, zeichnete ſie Walter Raleigh, deſſen hoher Werth neuerdings lebendig vor ihr ſtand und zu deſſen Gunſten ſeine Wunden, ſeine Berichte und die einſtimmigen Zeugniſſe Dritter ſprachen, durch eine glänzende Anerkennung aus, die den eiferſüchtigen Grafen in Verzweiflung ſetzte. Gleichwohl war ſie, ihren Herzensgefühlen wiederum Raum verſtattend, ſchwach genug, Eſſex ſchon im folgenden Jahre einen neuen Oberbefehl über die Flotte anzuvertrauen, deren Beſtimmung ſo überaus wichtig war. *)

Philipp II. ſann darauf, ſich für den Schaden zu rächen, welcher bei Cadix ihm zugefügt worden, und ließ alle Schiffe, die ihm noch übrig geblieben, ſo wie auch die Kauffahrteiſchiffe der Oeſterlinger

---

*) Keralio: Vie de la Reine Elisabeth. V.

in dem Hafen von Liſſabon ſich ſammeln. Unter Don Martino de Padilla's Befehl ſtachen ſie ſofort in die See, hatten aber, theils durch Klippen, theils durch die Engländer, ein nicht minder trauriges Schickſal, als die frühere Flotte.

Walter Raleigh, eine Zeit lang wieder blos mit dem Schickſale Guiana's und friſchen Ausrüſtungen dahin beſchäftigt, ward alsbald von Neuem in das Gewühl der engliſch-ſpaniſchen Seekämpfe geriſſen. Ein Zug nach Südamerika ward in dem Kriegsrathe zu London, welchem er mit beiwohnte, beſchloſſen und auch auf dieſem erwarb er ſich glänzende Lorbeeren genug, die alle Eiferſucht des Grafen Eſſex ihm nicht verdunkeln konnte. Die Beiden leiteten zwar gemeinſchaftlich das Ganze; allein Eſſex, welcher den erſten Befehl führte, vereitelte ſtets die beſten Anſchläge durch ſeine anerkannte praktiſche Untüchtigkeit, während perſönlicher Muth und ritterlicher Sinn ihm durchaus nicht abgeſprochen werden konnten. Die Zwiſtigkeiten unter ihnen übten natürlich einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Hauptoperationen. Dann kam noch ein Unglück hinzu, welches Raleigh im Meerbuſen von Biscaya widerfuhr und von der Flotte ihn trennte. Als der Schaden ausgebeſſert, und er beim Kap de la Roque, unſern Liſſabon, eintraf, fand er eine Reihe von Schiffen und kleineren Fahrzeugen, die zur

Flotte gehörten und nach den Azoren übergebracht wurden.

Statt dem Ritter Dank für ſeine Bemühungen zu wiſſen, nahm Graf Eſſex ſolche als eine Kränkung ſeiner Seemanns-Ehre auf und beſchuldigte jenen, daß dieſe Schiffe, aus partheiiſcher Anhänglichkeit an Raleighs Perſon, oder wohl auch insgeheim von dieſem inſtruirt, ihren Großadmiral verlaſſen und auf die Wiederankunft des Contreadmirals gewartet hätten. Sir Walter ſetzte dieſer Beſchuldigung die nackte Thatſache entgegen, daß der Graf ſelbſt jene Schiffe nach dem Felſen von Liſſabon beordert und er einfach ſeine Schuldigkeit gethan habe, ſie, ſobald er ſie getroffen, dem Oberbefehlshaber wieder zuzuführen. Der Graf ſchien beſänftigt und zufriedengeſtellt. Aber Neid und Widerwillen kochten gleichwohl unaufhörlich in ſeinem Innern und bald ergab ſich ein neuer Anlaß, die Entzweiung der Beiden ſcharf hervortreten zu laſſen.

In einer Sitzung des Kriegsrathes war der Beſchluß gefaßt worden, eine gemeinſchaftliche Landung auf der Inſel Fayal zu unternehmen. Der Ritter, welcher, der Abrede gemäß, vorausgeſegelt war, harrte vier Tage lang auf den Grafen, im Angeſichte der Inſel; endlich, da gar keine Nachricht von ihm eintraf, entſchied ſich ſein Spezial-Kriegsrath dahin, daß auf

die Perſönlichkeit des ſäumigen Admirals weniger Rückſicht genommen werden dürfte, als auf die Ehre der Nation, die hier kompromittirt werde. Der Entſchluß ward alsbald und zwar mit Glück ausgeführt. Als nun bald darauf der Graf ebenfalls erſchien, gerieth er durch den Anblick der ohne ihn vollbrachten Waffenthat in ſolche Wuth, daß er mehrere der tapferſten Offiziere, welche hauptſächlich dafür geſtimmt, trotz ihrer dabei erworbenen Verdienſte, geradezu ihrer Stellen entſetzte und ſogar daran dachte, den Ritter Raleigh ſelbſt vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, ja ihn, als Uebertreter der militäriſchen Subordination und Geſetze, hinrichten zu laſſen. Allein die Stimmung der Truppen widerſetzte ſich ſolch' einer Gewaltmaasregel und Lord Howard trat zwiſchen den Beiden als Vermittler auf. Sir Walter that dem Grafen eine Art Ehrenerklärung und Entſchuldigung, „daß er — wie Campbell ſich ausdrückt — ſo viel gethan, ehe jener das Geringſte hatte thun können.“ Bald darauf wurden auch die abgeſetzten Offiziere wieder begnadigt. Um ſeine völlige Ausſöhnung mit dem Ritter noch glaubwürdiger zu machen, ſpeiste er allein an Bord des Schiffes dieſes Letztern. *)

---

*) Vgl. den anziehenden: „Report of the trueth of the fight about the Isles of Açores, the last of August 1591,

Der Graf von Eſſex fuhr fort, auf dieſem Zuge Fehler über Fehler zu begehen und ſeiner verkehrten Anführung ſchrieb man allgemein das Mißlingen der Plane wider die ſpaniſch-weſtindiſche Flotte zu. Raleigh hatte wenigſtens den Vortheil, einige bedeutende Priſen zu machen, woraus ſeiner Mannſchaft der rückſtändige Sold bezahlt werden konnte, und ſeine ſeemänniſche und ſoldatiſche Ehre gerettet zu haben. Eine reiche Karake, die aus Braſilien gekommen war und auf welche er bei San Miguel gewartet, war ihm durch die Unbeſonnenheit eines holländiſchen Schiffkapitäns entgangen, welcher der erhaltenen Ordre zuwider losgefeuert und den ſpaniſchen Befehlshaber dadurch auf den Hinterhalt aufmerkſam gemacht hatte, in welchem Sir Walter ſich aufgeſtellt. Als jener nun ſah, daß er nicht entrinnen konnte, flüchtete er unter die Kanonen von Punta Delguada, ließ das Schiff auf den Strand laufen und, nachdem er die Ladung ſelbſt in Sicherheit gebracht, verbrennen.

Der Graf kam in England wieder an, ohne den Ruhm, eine einzige bemerkbare That vollbracht zu

---

betwixt the Revenge, one of her Majesties shippes, and an Armada of the King of Spaine, penned by the honourable Sir Walter Ralegh Kneight," bei Hakluyt II. 169. der Londoner Edit. von 1599.

haben, wohl aber mit den Vorwürfen Vieler über mehrfache verdrießliche Ereigniſſe zum Nachtheil der Brittiſchen Flotte belaſtet. Er ſuchte, wie gewöhnlich, durch allgemeine Ausflüchte und Beſchuldigungen Anderer, namentlich Raleighs, das öffentliche Urtheil wider ſich zu mildern, ja irre zu führen. Und wirklich partheiete ſich die öffentliche Meinung zwiſchen ihnen, ebenſo wie der Hof. Die Feinde des Grafen warfen dieſem Stolz und Unwiſſenheit vor; die Feinde Raleighs, welchen ſein ſtolzer, kernhafter, ſatyriſcher Charakter aus andern Gründen noch mehr, als die böſeluden Manieren des Erſteren, zuwider war, erklärten ihn für einen Vaterlandsverräther, — aus welchem Beweggrunde — finden wir nicht beigefügt. Die Intriguanten und die Maſſe, welcher Eſſex mit vieler Feinheit zu ſchmeicheln und ſich als Mann des Volkes mittelſt anziehender Manieren und verſchwenderiſcher Großmuth hinzuſtellen wußte, prieſen ſeinen Edelmuth, während ſie, in geradem Gegenſatze zur Wahrheit, dem Ritter Eigennutz und Mißgunſt vorwarfen, welche ſeiner Seele fremd waren; ſie ſprachen alſo gegen dieſen. Die erfahrenen Männer, die aufgeklärten Patrioten, die Intelligenzen und Talente dagegen, welche, was dem Staatsſchiff Englands in ſo vielen Stürmen noth that, beſſer erkannt hatten, ergriffen Raleighs Parthei, und dieſer

Parthei fiel Eliſabeth ſelbſt zu, welche hierin mit ſeltener Unbefangenheit verfuhr, da ihr Herz mehr für den Günſtling, als für deſſen Widerſacher ſprach. Sie drückte dieſe ihre Anſicht auf eine ziemlich in die Augen ſpringende Weiſe aus und Raleighs Anſehen war befeſtigter als je.

Als die Waffen ruhten, warf derſelbe ſich wieder in das parlamentariſche Leben, und er wußte dabei, da die Intereſſen des Volkes und der Krone bisweilen ſich ſehr zu ſtreifen ſchienen, mit ſeltener Gewandtheit den Repräſentanten des erſteren und den Bedienſteten der letzteren in ſich zu vereinigen. Er trat, wo es immer dienlich war, vermittelnd zwiſchen den Beiden auf, und verhinderte durch das Anſehen, welches er bei der Königin genoß, die Vorlegung unpopulärer Anträge und Geſetzesvorſchläge, während er durch das Gewicht, welches er im Haus der Gemeinen beſaß, den Geldforderungen der Regierung Annahme verſchaffte. Das Bergweſen, den Ackerbau und die Sache der ärmeren Volksklaſſen unterſtützte er bei vielen Anläſſen mit warmem Eifer, während er andererſeits unvernünftige und ungereimte Beſchwerden in's gehörige Licht zu ſtellen und egoiſtiſche Zudringlichkeit fern zu halten wußte. Dadurch ſtieg ſein Ruf auch in den innern Angelegenheiten bei der Nation, wiewohl die Zahl ſeiner Gegner, durch Eſſex's Ränke und Verläumdun-

gen wider ihn thätig erhalten, noch immer groß genug blieb und manche ſeiner edelſten Beſtrebungen in falſchem Lichte dargeſtellt wurden.

Im Jahr 1599 vertauſchte er die Beſchäftigungen des Friedens wiederholt mit denen des Seekrieges. Bei Ausrüſtung der großen Flotte, womit Eliſabeth ihren Feinden für einige Zeit Ehrfurcht einzuflößen gedachte, erhielt er, wie zuvor, die Stelle des zweiten Admirals; da jedoch auch innere Feinde das Reich bedrohten und der Rathſchlag weiſer Männer gegen die Anſtrengungen derſelben eben ſo nöthig war, als die Tapferkeit bewährter Seehelden gegen die äußeren, ſo rief ihn die Königin ſchon nach Ablauf eines Monats wieder zurück, nachdem er noch kurz zuvor, gemeinſchaftlich mit Lord Cobham, mit einer diplomatiſchen Miſſion an den Prinzen Moritz von Oranien beauftragt worden war. Im folgenden Jahr (1600) ernannte ſie ihn zum Statthalter der Inſel Jerſey mit einem Abzug von 300 Pfund von der Jahresbeſoldung zu dringenden Staatsbedürfniſſen.

Als im folgenden Jahre die tragiſche Geſchichte mit Graf Eſſer vorfiel, hatte Sir W. Raleigh das Unglück, eine Hauptrolle dabei zu ſpielen. Eſſer war ſchon im Jahr 1598 mehrmals in Gefahr geſtanden, die königliche Gunſt zu verſcherzen und hatte, als er einſt, in einer lebhaften Unterredung mit der Monar-

chin über die Wahl eines Statthalters von Irland allzu frei und ehrfurchtvergeſſen ſich heraus ließ, von Eliſabeth eine Ohrfeige, mit begleiteten Ausdrücken, die für ſeine Mannswürde höchſt empfindlich waren, empfangen. Der Graf, ſtatt ſich zu demüthigen, wagte, durch die Beleidigung auf's höchſte entflammt und an den Degen ſchlagend, die unbeſonnene Aeußerung: er würde nicht einmal von Heinrich VIII. ſelbſt ſo etwas geduldet haben; und entfernte ſich darauf vom Hofe. Der Kanzler Egerton, welcher ihm befreundet war, ſuchte ihn zu reuigem Selbſtgeſtändniß ſeines Vergehens zu beſtimmen und dadurch mit der Königin auszuſöhnen; er erinnerte ihn, nicht ſeinen Feinden dieſen Triumph zu gönnen und ſeine Freunde ſo ſehr zu betrüben. Allein Eſſex antwortete ihm in einem Briefe: eine Beleidigung, die von einer Dame käme, ſey verzeihbar, wenn aber dieſe Dame eine Fürſtin, tödtlich. Wie man ihn, da ihm die niederträchtigſte aller Beſchimpfungen widerfahren, durch Gründe der Religion zu einer Abbitte vermögen wollen könne? „Dringt denn — fuhr er fort — die Religion wirklich darauf, daß ich es thue? Fordert Gott es, und iſt es Gottloſigkeit, es nicht zu thun? weßhalb? Können Fürſten nicht irren? Kann den Unterthanen nicht Unrecht geſchehen? Iſt eine irdiſche Macht unendlich? Verzeihen Sie mir, Mylord; dieſen Grundſätzen bin ich

niemals im Stande beizupflichten. Salomons Narr mag lachen, wenn er geſchlagen wird. Diejenigen, welche ihren Vortheil bei Fürſten ſuchen, brauchen keine Empfindlichkeit über empfangene Beleidigungen zu zeigen; laßt die eine unumſchränkte Macht auf Erden anerkennen, welche an kein unendliches Weſen im Himmel glauben.“

Dieſe letzten Stellen, welchen noch mehrere andere zum Schluſſe folgten, galten Walther Raleigh, den er und Andere ſeiner Anhänger ſo ziemlich im Verdachte des Atheismus hielten, da der Ritter über religiöſe und kirchliche Punkte mit großer Klarheit und Freiheit ſich auszuſprechen liebte.

Die Freunde des Grafen waren unvorſichtig genug in ihrer Eitelkeit über den muthigen Sinn deſſelben dieſen Brief in Abſchriften herumgehen zu laſſen. Nichts deſto weniger kam Eſſer wieder zu Hulden und der Tod des Staatsſekretairs Wilhelm Cecil, Grafen von Burleigh, der ſo viele Jahre hindurch mit unbeugſamem Sinne und blindergeben den Intereſſen Eliſabeths das Steuer geführt, befreiete ihn wenigſtens von einem ſeiner Hauptfeinde. Der allergrößte aber war ſeine eigene Unbeſcheidenheit und Rückſichtsloſigkeit. Der Graf gefährdete ſeinen Ruf, ſein Anſehen

und Alles während ſeiner Lord-Statthalterſchaft von Irland, indem die Empörung von 1599 in dieſem Lande, durch ſeine unglückliche Kriegsführung und den ſchimpflichen Frieden mit Tyrone, an Kräften zunahm. Er rechtfertigte ganz die geringen Erwartungen ſeiner Gegner bei Hofe von dem Ausgange. Die Cecils, Cobham, Nottingham und Walther Raleigh hatten der Sendung Eſſer's durchaus keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſondern vielmehr ſatyriſch mit in die Lobſprüche eingeſtimmt, welche die zahlreichen Freunde und Verwandten deſſelben von ſeinem hohen Geiſte, ſeinen ſchönen Gaben, ſeinem Heldenmuthe, ſeiner unbegränzten Großmuth und ſeiner edlen Geburt verbreitet. „Es mißfiel ihnen“ ſchreibt Hume, der Gegner der Freunde Eliſabeths *) „auch nicht, die ſtarke Liebe zu bemerken, welche das Volk überall für ihn zeigte. Dieſe klug.n Staatsmänner hatten ſein Gemüth ſtudirt; und da ſie fanden, daß ſein offener und unerſchrockener Muth, wenn er, durch Widerſtand, Mäßigung und Zurückhaltung lernte, unüberwindlich werden mußte, ſo entſchloßen ſie ſich lieber, dieſen Segeln vollen Wind zu laſſen, indem ſie ſchon allzuſehr geſpannt waren, und ihn Gefahren entgegenzutreiben, woraus er ſich ſo wenig zu machen ſchien.

---

*) Geſch. der Eliſabeth. VII.

Um nun ſeine Unbeſonnenheit deſto mehr zu benützen, ſtellten ſie Kundſchafter aus über alle ſeine Handlungen, und ſogar über ſeine Aeuſſerungen, und es konnte nicht fehlen: ſein heftiger Muth, welcher ſo lange er am Hof und in Mitte ſeiner Nebenbuhler verweilte, keine Verſtellung kannte, mußte, als er ſich von lauter Freunden umringt glaubte, zu Argwohn und boshaften Deutungen nur allzuſehr Stoff darbieten.“

Eſſex, von der ſchweren Ungnade in Kenntniß geſetzt, welche ihn, nach dem Mißlingen ſeiner kriegeriſchen Maaßregeln in Ireland, bei der Königin bedrohte, faßte einen verzweifelten Entſchluß, wozu ihn das von einem früheren Günſtling derſelben, Graf Leiceſter, gegebene Beiſpiel in ähnlichem Falle ermuthigte. Kaum in London angekommen, eilte er, ſchweißtriefend und ſtaubbedeckt, wie er war, nach dem Pallaſte, und drang, der geheimen Zugänge wohl kundig, durch eine Nebenthüre ohne weiteres in das Schlafgemach der Königin ein. Er fand dieſelbe gerade aufgeſtanden und vor dem Spiegel, mit halb entblößter Bruſt, die langen, dichten blonden Haare ordnend, welche, einſt ein ſo reichhaltiger Stoff zu Panegyriken für Günſtlinge und ſchmeichleriſche Dichter, ihr über das Antlitz herunter hiengen. Indem er ſich anſtellte, als ob die heftigſte Sehnſucht der Liebe und Reue zugleich ihn angetrieben, umfaßte er ihre Kniee

und wußte durch erheuchelte Thränen, Schwüre und Schmeicheleien das weibliche Herz ſo ſehr zu rühren, daß der Augenblick ſein Recht behielt, eine zärtliche Umarmung die Scene ſchloß und volle Amneſtie für alles Geſchehene ihm zu Theil ward.

Allein der Sieg des Augenblickes war auch nur ein Werk des Augenblicks; kaum hatte die Schwäche der Frau, welche mit den Jahren mehr gewachſen denn gemindert ſchien, ihre Befriedigung erhalten, als der Verſtand der Königin über die letzten Vorfälle von Neuem ernſthafte Betrachtungen anſtellte und den Grafen mehr als ſtrafbar fand. Noch am Nachmittag deſſelben Tages, der ihn in den Armen der Gebieterin erblickt, zeigte ſie ihm dieſe Geſinnung in ihrer ganzen Strenge. Er fand bei der Hofgala froſtigen Empfang, erhielt ſogar Arreſt und mußte mehrere Verhöre vor dem Geheimen Rath über ſein Benehmen in Irland und allerlei andere ihm vorgeworfene Punkte beſtehen. Dieſe Sinnesänderung griff das ſtolze Herz des Grafen ſo heftig an, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel. Eliſabeth fühlte wieder Mitleid und erklärte, alles Geſchehene ſey blos eine mütterliche Strafe für die Aufführung Eſſex's und berechnet auf ſeine Beſſerung geweſen. Er ward auf ihren Befehl von acht der tüchtigſten Aerzte zugleich ge-

pflegt. Mehrmals vergoß ſie ſogar Thränen über ſeinen betrübten Zuſtand.

Hume behauptet nun, dieſe Zeichen der erneuerten Liebe hätten, als ſie bekannt geworden, der Parthei, welche wider den Grafen ſich erklärt, eine ſichtbare Unruhe erregt, und beſonders Sir Walter Raleigh, den heftigſten und ehrgeizigſten ſeiner Feinde, ſo ſehr angegriffen, daß er ebenfalls von einer ſchweren Krankheit überfallen worden und die Königin genöthigt geweſen ſey, für ſeine Wunde dieſelbe Salbe, wie für den Grafen, zu gebrauchen, d. h. Sir Waltern eine Botſchaft zu ſenden, welche ihren innigen Wunſch für ſeine Wiederherſtellung auszudrücken den Auftrag hatte.

Die Arznei — ſchreibt derſelbe Hiſtoriker — ſchlug bei den beiden hochſtrebenden Nebenbuhlern gleich ſehr an, und da Eſſex der Beſuch ſeiner Gemahlin nun erlaubt war und er die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen von ſeinem künftigen Glücke hegte, ſo ward ſeine Geſundheit wieder dergeſtalt hergeſtellt, daß man alle Gefahr für verſchwunden hielt. Allein es ward nun der Königin die Meinung beigebracht, die ganze Krankheit ſey nichts als pure Verſtellung geweſen, um ihr Mitleid zu erregen, und dies bewirkte daß ſie in ihre frühere Strenge gegen den Grafen zurückfiel. Neue Unglücksposten aus Irland, welche

die Schwere der Folgen von Eſſex's ſchlechter Adminiſtration und Kriegsführung daſelbſt in noch grelleres Licht ſetzten und die Niederlage ſeines Freundes und Nachfolgers Mountjoye, eines ebenfalls von Eliſabeth hochgehaltenen Mannes, wie wir oben erzählt, dienten noch dazu, die Stellung des Grafen zu verſchlimmern. Am allermeiſten that es das Benehmen ſeiner eigenen Parthei. Statt ruhig den Gang der Begebenheiten abzuwarten und auf die Vertheidigung ihres Idols ſich zu beſchränken, hetzte ſie das Volk wider diejenigen auf, welche man die Hofparthei nannte, warf ihnen grobe Ungerechtigkeit und Verfolgung des edelſten Mannes in England vor, und verbreitete Schmähſchriften wider Raleigh, Cecil und ihre Freunde. Die Königin empfand dies Alles ungemein übel, und zwar ſo, als wenn es gegen ihre eigene Perſon gerichtet geweſen wäre. Gleichwohl ward Eſſex nicht vor die Sternkammer, wie anfänglich ihre Abſicht geweſen, und Raleigh ihr unabläßig gerathen haben ſoll,*) ſondern nur vor den geheimen Rath geſtellt. Der nachmals ſo große Bacon von Verulam, dieſe Zierde und Leuchte menſchlichen Wiſſens, mit den Cecils verwandt, mit Raleigh befreundet, ſo wie der Generalprocurator, Sir Cooke, ein gegen alle Be-

*) Keralio V.

ſchuldigten gefühllos harter Mann, traten als die Ankläger auf. Die beleidigenden Aeußerungen und Briefe Eſſex's über die Königin waren es vorzüglich, welche wider ihn zeugten. Eliſabeth, welche die Unterſuchung durch eine Amneſtie endlich niederſchlug und den Grafen in Freiheit ſetzen ließ, ſpielte bei der ganzen Geſchichte eine eigenthümliche Rolle und die in ihrem Herzen noch immer unerſtorbene Liebe wechſelte mit tiefem Groll und unverſöhnlicher Rache. Eſſex benützte die von Zeit zu Zeit aufglühenden Funken jenes erſteren Gefühls und ſchrieb ihr in demüthigen Briefen unter Anderm: er küſſe die Hand Ihrer Majeſtät und die Ruthe, womit ſie ihn gezüchtigt; doch könne er nie die gewöhnliche Heiterkeit wieder erlangen, bis ſie wieder ihrer Gegenwart ihn gewürdigt, welche ſtets die Hauptquelle ſeiner Freuden und ſeines Glückes gebildet. Er ſprach nun auch noch von völliger Zurückziehung in ländliche Einſamkeit, von der Nachahmung des Beiſpiels von Nebukadnezer, bis der Thau des Himmels ihn wieder befeuchten und ſeinen Verſtand ihm zurückgeben werde.*) Eliſabeth ſchien ſolche Verſicherungen mit Wohlgefallen zu vernehmen und auf ſeine künftige Beſſerung mit Sicherheit zu

---

*) Man ſieht, daß in dieſen affektirten Höflichkeits-Hyperbeln Eſſex nicht hinter Raleigh blieb.

rechnen. Im Uebrigen zeigte ſie noch immer keine Aenderung in ihrem Betragen gegen den Grafen und als er einſt zudringliche Bitten an ſie ſtellte, gebrauchte ſie, indem ſie ſolche ihm abſchlug, den Ausdruck von „einem unbändigen Thiere, das in ſeinem Futter eingeſchränkt werden müßte.“

Eſſex gerieth auf dieſes in Verzweiflung, ließ ſeinen Empfindungen die Zügel ſchießen und ſann auf förmliche Rache an der Urheberin ſeiner Qualen und ſeiner Erniedrigung. Er ſetzte ſich in Verbindung mit den Katholiken, den Puritanern und allen überſpannten Köpfen Englands, welche auch jederzeit auf ihn ihre Hoffnungen gebaut hatten. Seine Schmähungen gegen Eliſabeth, ſeine Spöttereien über ihr zunehmendes Alter und fortwährende Koketterie, natürlich alsbald hinterbracht, bereiteten ſein Verderben und es bedurfte nur noch geheimer Einverſtändniſſe mit König Jakob I. von Schottland, dem Sohne der verhaßten Maria Stuart, um daſſelbe zu vollenden. Er zettelte eine förmliche Verſchwörung zum Umſturze der beſtehenden Regierung, und wie es ſchien, im Einverſtändniſſe mit Spanien, an, und ging bereits damit um, London zum Aufſtand zu bewegen.

Allein Walter Raleigh und Lord Cobham hatten alle ſeine Plane durchſchaut, erkundet und für die Vereitlung derſelben geſorgt. Am Tage vor Ausfüh-

rung des Hauptſtreichs ward Eſſex bereits in Kenntniß geſetzt, daß Alles verrathen und ſein Leben durch jene beiden Staatsmänner bedroht ſey. Die Königin ſelbſt, welche die allererſten Notizen von der Verſchwörung — wie es ſcheint, durch Raleigh — erhalten und dieſen mit unumſchränkter Vollmacht für energiſche Gegenmaasregeln ausgeſtattet hatte, befahl die unverzügliche Verhaftung des Verbrechers. Die Bürger Londons machten keine Miene zu ſeiner Vertheidigung und Eſſex, nachdem er ſich zuerſt mit einer Anzahl Bewaffneter in wehrhaften Stand geſetzt, mußte endlich der Uebermacht weichen und ſich gefangen geben.*)

Am 19. Februar begann ſein Verhör; am 25. erfolgte ſeine Hinrichtung, welche ohne die treuloſe Hinterhaltung eines Ringes durch Lady Nottingham, wie man bewies, nicht erfolgt ſeyn würde. Man hat Walter Raleigh an dieſem unglücklichen Ereigniß eine Hauptſchuld beigelegt und ihn ſelbſt im Augenblick der letzten Trauerſcene eine unwürdige Rolle ſpielen laſſen. Aus Vergleichung aller gleichzeitigen Schriftſteller geht jedoch hervor, daß der Graf von Eſſex ſein eigener Feind war und den Namen Raleigh nur

---

*) Camden Annals of Queen Elisabeth. — Hume l. c. — Keralio (nach allerlei intereſſanten Quellen). — Lingard nach bekannten und unbekannten Materialien.

zum Deckmantel gebrauchte, ſeine Anſchläge darunter zu verhüllen. Er wendete nemlich bei ſeiner Verthei- digung vor: er ſey aus keiner andern Urſache zu ge- waltſamen Mitteln geſchritten, als um ſich vor ſeinen perſönlichen Feinden zu ſchirmen; Sir Walter und Lord Cobham hätten den Plan gehabt, ihn zu ermor- den.*) Nun war aber, wie hiſtoriſch ermittelt wor- den, im Gegentheil ein gewiſſer Ritter Chriſtoph Blount bei dem Grafen erſchienen und hatte ihm ei- nen Vorſchlag dieſer Art, in Bezug auf Raleigh, ge- macht. Jener fand die Sache aus allerlei Gründen unthunlich, beſtimmte aber Blount, das Mährchen von einem Mordanſchlag Raleighs wider ihn ſelbſt unter das Publikum zu ſtreuen, um ſich dadurch den Schein der Nothwehr zu geben und ſeinem geheimen Verſchwörungsplan eine geſetzmäßige Farbe bei der Ausführung zu verſchaffen. Als dieſelbe vor ſich gehen ſollte, erfüllte Raleigh in dem, was er gegen Eſſex that, blos ſeine Pflicht als Staatsdiener. Mehrere Schriftſteller behaupten: Sir Walter ſey es vorzüglich geweſen, welcher die Königin zur Unterzeichnung des

*) Auſſer mehreren dieſer Quellen vergleiche auch Raumers Briefe aus Paris 1830. I., wo (in dem Briefe eines franzöſiſchen Geſandten an Heinrich IV.) von der Feindſchaft Raleighs gegen Eſſex ebenfalls die Rede iſt.

Todesurtheils vermocht und er habe mit beſonderem Vergnügen noch durch ein Glasfenſter der Vollziehung deſſelben zugeſehen, was den allgemeinen Haß des Volks gegen ihn verſtärkt hätte. Selbſt Hume hat ſeinen Bericht nach dieſen Vorgängern abgefaßt. Allein abgeſehen davon, daß dieſer Haß, wie es ſich ſpäter bei ſeiner eigenen Kataſtrophe auswies, nicht ſo allgemein geweſen ſeyn muß, als hier angenommen wird, ſo zeigen ſich ſogar in Angabe der Thatſache jener Erſcheinung Sir Walters bei der Hinrichtung Widerſprüche; denn es behaupten Andere: er ſey blos nahe dem Gerüſte geſtanden, während jene ihn doch hinter ein Glasfenſter, ſomit alſo immer in einiger Entfernung davon, ſtellen. Der Ritter ging vor der Execution wieder weg, weil ein Gefühl des Mitleids oder der Schicklichkeit ihn ergriffen, doch iſt es allerdings möglich, daß irgend ein Murren aus dem Volke, von Anhängern des Grafen erregt, ihn darauf aufmerkſam machte. Aber auch ſo viel bleibt richtig, daß er ſpäter darüber Reue empfand, weil Eſſex unmittelbar vor dem Todesſtreich ein heftiges Verlangen fühlte, ihn noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Wiederum Andere behaupten: gerade, weil der Ritter dieß vorausgeſehen, habe er ſich ſo nahe als möglich an das Gerüſt geſtellt, um die Bitten des Sterbenden zu vernehmen und ſein letztes Schickſal durch verſöhnliche

Worte ihm zu verſüßen. Wichtig für Raleigh iſt das Geſtändniß, welches Chriſtoph Blount unmittelbar vor ſeiner Enthauptung, während er Raleigh vielmal um Verzeihung bat, gethan: daß er wirklich das Gerücht von einem Anſchlage auf Eſſex unter das Volk geſtreut, in der Abſicht, daſſelbe wider ihn aufzureizen. Dieſe Thatſache iſt ſprechend und verſöhnt zugleich die Widerſprüche von des Volkes damaliger Stimmung gegen Sir Walter und der ſpäteren Hochachtung vor ſeinem Andenken. Allein trotz des feierlichen Widerrufes von Seite Chriſtoph Blounts, welcher Raleigh vollkommen rechtfertigen mußte, vermehrte der Handel mit Eſſex gleichwohl die Zahl ſeiner Feinde und ließ im Publikum widerwärtige Erinnerungen gegen ihn zurück. Eſſex ſelbſt hatte ſeine Schuld durch die Behauptung, daß Raleighs feindſelige Bemühungen zur vermeſſenen That ihn getrieben, in nichts entkräftigt; denn die perſönliche Feindſchaft zwiſchen zwei begünſtigten Staatsbeamten reicht doch noch lange nicht hin, um eine Verſchwörung und einen Aufruhr gegen die beſtehende Gewalt und ein Bündniß mit den offenen Feinden des Landes zu erklären.

Die Eſſex'ſche Geſchichte wurde dem Ritter in ſpäterer Zeit, jedoch aus ganz eigenen Gründen, verderblich, da ſie mit in die Verhältniſſe des ſtuartiſchen Königshauſes in Schottland hineingeſtreift, und eine

Perſon berührt hatte, die bereits thätig im Hinter-
grunde ſtand, wie wir näher hören werden. Noch iſt
auch eine andere, und zwar nicht ungegründete Anſicht
geltend gemacht worden; daß nämlich verſchlagene
Staatsmänner, welche dem Volke vorzuſpiegeln und
durch die Federn gedungener Geſchichtsſchreiber es noch
glaubwürdiger zu machen gewußt, ſie ſeyen nur Bei-
ſtände und Graf Eſſex und Ritter Raleigh die Haupt-
perſonen geweſen, dieſe beiden berühmten Männer
gleich ſehr haßten und durch allerlei Kunſtgriffe ſie in
ihr gegenſeitiges Verderben trieben. Dieſer Kunſt-
griff aber ward auf folgende Weiſe durchgeführt. Zu-
erſt hetzte man Eſſex wieder Raleigh auf, und be-
ſtimmte ihn, zum Nachtheil dieſes Letztern einen Brief
an König Jakob zu ſchreiben, mit welchem der Graf
durch das Organ von Sir Anton Bacon lebhaften
Verkehr unterhalten hatte; nach ſeiner Hinrichtung
dagegen ward dem Könige beigebracht, daß alle über
Raleigh damals verbreiteten Fakta ihre volle Richtig-
keit gehabt hätten, und man ſuchte dadurch den Ein-
fluß des Ritters unter der künftigen präſumtiven Re-
gierung ſchon jetzt zu vernichten und denſelben in der
Meinung jenes leichtgläubigen Fürſten zum Voraus
rettungslos fallen zu machen. *)

---

*) Oldys. — Campbell, welcher mit Unbefangenheit und
Scharfſinn berichtet und gerichtet hat. Es iſt eine Verdre-

Die Gunſt der Eliſabeth gegen Sir Walter dauerte auch nach dieſen beklagenswerthen Vorfällen fort. Er begleitete ſie im Sommer 1601 auf einer Luſtreiſe; er machte in ihrem Namen die Honneurs bei der Ankunft des Herzogs von Biron, des neuen Großbotſchafters von Frankreich und pflog mit ihm Konferenzen über wichtige politiſche Gegenſtände. Dies verhinderte ihn nicht, in der bald darauf ſtattgefundenen Parlamentsſitzung neuerdings als kräftiger Verfechter der Volksrechte gegen verfaſſungswidrige Projekte ſolcher Staatskünſtler aufzutreten, welche unter dem Scheine wohlwollender Maaßregeln auf die Unterdrückung der Nation hinzielten. Aber eben ſo nahm er ſich der Staatsintereſſen im Konflikte mit Einzelintereſſen durch Beförderung ſolcher Geſetzesvorſchläge an, welche den Anmaßungen der Erb-Ariſtokratie wie des Reichthums zu ſteuern berechnet waren. „Dies beweist — ſagt Campbell — daß er einen richtigen Begriff vom Geiſte des Volkes beſaß, nach welchem man bisweilen ſich gezwungen ſieht, Einzelnen einen Nachtheil zuzufügen, wenn es ſich darum handelt, Gutes

---

hung aller Wahrheit, wenn Heinrich in ſeiner Geſchichte von England III. 1. nun auf Campbell als Gewährsmann für Dinge ſich beruft, welche dieſer gerade in entgegengeſetztem Sinne dargeſtellt hat.

für Alle zu ſtiften; ferner, daß er den Unterſchied kannte zwiſchen demjenigen **was** und den Mitteln, **wodurch** es zu erſtreben. Das Geſetz, welches die Ausführung groben Geſchützes aus dem Reiche verbot, gehörte in die Zahl dieſer Anläſſe; denn alle umſichtigen Patrioten mußten erkennen, wie ſchädlich für die Sicherheit des Staates, wenn auch gewinnreich für Privatperſonen, ein ſolcher Induſtriezweig ſey, welcher die Feinde mit demjenigen verſah, deſſen ſie entbehrten, und ihre Seemacht nicht wenig zu verſtärken diente."

Heftige Vorwürfe trafen den Ritter wegen der ausſchließlichen **Handelsprivilegien**, die er für ſich ſelbſt während Eliſabeths Regierung zu erlangen wußte, und ſelbſt ihm günſtig geſtimmte Schriftſteller, wie **Heyward Townskend***), ſprechen ihn in dieſer Beziehung nicht ganz von Tadel frei; aber anderſeits bleibt eben ſo wahr, daß Raleigh mit Mäßigung Gebrauch von dieſen Vergünſtigungen machte und für ſeine Perſon jeden Augenblick darauf zu verzichten ſich bereit erklärte, ſobald die übrigen, welche derſelben genoſſen, ſein Beiſpiel befolgen würden. Eine Thatſache, die auch gegen die Annahme der ungeheuern Reichthümer ſpricht, welche er, in Folge der Priſen bei

*) Notitia parlamentaria.

den früher beſchriebenen Seezügen, gemacht haben ſollte, folge hier noch, um zu zeigen, wie meiſt nur der geringere Theil ſolcher Beute denjenigen verblieb, welche ſie faſt ganz auf eigene Koſten und mit Preisgebung ihres Lebens gemacht hatten. Als es nach Wegnahme einer Karake von 200,000 Pfund im Werth, durch Raleigh und Frobisher, bei dem Seeunternehmen von 1592 um die Vertheilung ſich handelte, forderte die Königin, mit ihrer Rate ſich nicht begnügend, ſo viel, daß den Beiden nur ſehr wenig übrig geblieben ſeyn würde. Sir Walter machte Vorſtellungen und bat demüthig: Ihre Majeſtät möchte ſtatt aller Forderungen 100,000 Pfd. als Rundſumme annehmen und dabei bedenken, daß ein Geſchenk von 80,000 Pfd. das reichſte ſey, welches jemals ein Unterthan ſeinem Fürſten gemacht. Was Eliſabeth rechtlich zu fordern gehabt, hatte nicht über 20,000 Pfd. betragen*).

Nach dem Tode der Königin Eliſabeth nahm König Jakob der VI. von Schottland, als der I. dieſes Namens, vom engliſchen Throne Beſitz und mit dieſem Ereigniß ſah man einer Menge bedeutender Veränderungen im Regierungsſyſteme und in der Politik, wie im Perſonale der Staats- und Hofmänner, voraus. Unter den Perſonen, welche Urſache hat-

*) Strype. — Hume. VII.

ten, mit der meiſten Beſorgniß in die Zukunft zu blicken, befand ſich Walter Raleigh. Zwar wurden die Geſchenke, welche er alsbald, mit ehrfurchtsvollen Schreiben begleitet, nach Holyrood geſandt, gnädig aufgenommen*) und ſelbſt nachdem der neue Monarch in England angekommen, hatte er einige Zeit bei Hofe ungehinderten Zutritt; auch fehlte es nicht an Gelegenheit demſelben ſeine Dienſte anzubieten. Allein dieſe Freundlichkeiten waren nur vorübergehend oder erdichtet geweſen, und es hatte hinter ihnen das Gefühl tiefer Abneigung ſich verſteckt; bald brach Jakobs eigentliche innere Geſinnung, von äußeren Einwirkungen inzwiſchen noch mehr bearbeitet, gegen den Ritter unverſtellt genug hervor.

Es war die Freundſchaft, die ihn diesmal zu verrathen und zu ruiniren ſuchte. Robert Cecil, nach des Vaters**) Tode in deſſen Stelle eingetreten, mit Raleigh ſo lange verbündet, als der gemeinſame Haß wider Eſſex und deſſen Parthei es nöthig machte, hatte ſich von der Gefährlichkeit einer längeren Genoſſenſchaft

---

*) P. Helyn: Examen historicum. — A brief relation of Sir W. Raleghs trouble. —

**) Wilhelm Cecil, Lord Burleigh. Noch gab es zwei andere Burleigh, deren einer ſein Bruder, der andere ſein Vetter war.

Sir Walters und ſeiner Nähe in der Umgebung des Monarchen ſo ſehr überzeugt, daß er den feſten Entſchluß faßte, denſelben um jeden Preis zu verdrängen. Seine eigene Exiſtenz ſchien durch den Sturz des alten Freundes bedingt. Er entwarf demnach von Raleighs Charakter, und deſſen Treiben und Trachten ſo gehäſſige Gemälde, daß ſie auf eine Perſönlichkeit, wie Jakob, ihres Eindruckes nicht verfehlten, und zwar um ſo weniger, als ſchon früher einerſeits durch Eſſex's Anhänger ihm vorgeſpiegelt worden war: der Ritter und ſeine Parthei hätten es auf die Verdrängung der Stuarts von der Erbfolge und auf die Subſtituirung der ſpaniſchen Infantin (Donna Clara Iſabella Eugenia) auf den Thron von England abgeſehen gehabt; andrerſeits aber die Aechtheit jener Schilderungen um ſo unzweifelhafter ſchien, als ſie von einem Manne herrührten, welcher mit Raleigh lange Zeit in freundſchaftlichem Verhältniſſe geweſen, und dadurch mehr als irgend Jemand in Stand geſetzt war, ihn ganz genau kennen zu lernen. Als einer der wirkſamſten Kunſtgriffe, berechnet auf die friedfertigen Neigungen Jakobs, erſcheint derjenige, durch den Walter dem Könige als ein höchſt unruhiger Kopf hingeſtellt wurde, welcher von nichts als Krieg träume und ſicherlich nicht ermangeln werde, mittelſt ſeiner Rathſchläge und Intriguen ihn, den Monarchen,

mit allen ſeinen Nachbarn in Streitigkeiten zu verwickeln *).

Raleigh, welcher über dieſe Bemühungen Cecils von vertrauter Hand Winke erhielt, beeilte ſich, die ihm feindſeligen Eindrücke durch eine Denkſchrift an den König zu vernichten; er ſetzte in derſelben auseinander: wie die Liebe der Cecils für die neue Dynaſtie nicht ſo faſt das Werk einer freien aufrichtigen Neigung gegen dieſe letztere, als das des Zwanges und der Umſtände ſey; durch die Ränke eines Mannes aus jener Familie habe ſeine erhabene Mutter ihren Kopf zum Blocke getragen; niemals ſey es den Cecils in den Sinn gekommen, die Erbfolge des Hauſes Stuart zu befördern, bis ſie wahrgenommen, daß dieſes Ereigniß dennoch früher oder ſpäter eintreten werde, ohne daß ſie damit einigen Dank verdient hätten. **)

Bei jeder anderen Individualität würden dieſe, ganz der Wahrheit getreuen und aus der Natur der Dinge genommenen Motive ihre Wirkung nicht verfehlt haben; nur nicht bei König Jakob I. Viel zu furchtſamer Natur, als daß er es gewagt hätte,

---

*) Baker: Chronikle. — Osborn: Memorials of the reign of K. James I.

**) Welwoord: Notes on Arthur Wilsons history of K. James. — Kennet: Compleat history of England. II. — Frankland: Annals of K. James and K. Charles.

einen ſo einflußreichen Staatsmann, wie Robert Cecil, deſſen Rathſchläge ſo vieles zum Glanze und zur Stützung der Regierung ſeiner Vorgängerin beigetragen, durch Entfernung ſich zum Gegner zu machen, ſann der „Salomo Großbritanniens,“ welcher mehr Gelehrter und Schulpedant, denn Monarch im eigentlichen Sinne war, einzig und allein darauf, unter den Fittichen der umfaſſenden und erhaltenden Wirkſamkeit jenes Diplomaten in Zukunft behaglich zu ruhen; und derſelbe Fürſt, welcher mit ſo großer Gleichgültigkeit die Leiden ſeiner gefangenen Mutter mit angeſehen und für Abwendung ihres letzten ſchauervollen Schickſals nur weniges und auch dieſes mit einer beiſpielloſen Kälte des Gemüthes gethan hatte, empfand nur geringe Bewegung in ſich, als man die Erinnerung an dieſe Tragödie auffriſchte. Seine ungemeſſene Friedensliebe alſo vor allem Andern war es, welche ihn beſtimmte, Sir Walters Vorſtellungen kein Gehör, ſondern vielmehr dem Staatsſekretär ſein unbedingtes Vertrauen, wenn gleich von keiner Sympathie im Innern begleitet, zu ſchenken. Daß es bei bloſer Gleichgültigkeit gegen den Andern im Verlauf der Dinge nicht bleiben würde, konnte mit Gewißheit vorausgeſehen werden, beſonders wenn man erwog, daß Cecil durch eine perſönliche Beleidigung wider Raleigh geſtachelt war, und das Verzeihen war in dieſer

Familie niemals heimiſch geweſen. Man harrte ſomit blos eines günſtigen Zeitpunktes zur Rache.

Bald änderte ſich das ganze bisherige Verhältniß am brittiſchen Hofe und es bildeten ſich zwei ſcharf von einander geſchiedene, ſich gegenſeitig mit Macht befehdende Partheien; die eine beſtand aus dem Staatsſecretär Cecil mit ſeinen Kollegen im geheimen Rathe; die andere aus dem Grafen von Northumberland, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und Gray. Erſterer, Northumberland, wurde für eine Zeit lang in etwas ermäßigt, da man ihm Hoffnung zu Wiedererlangung von Einfluß ließ; dagegen mußten ſich die übrigen auf allerlei gefaßt machen. Die erſte Zurückſetzung, welche Raleigh erfuhr, beſtand darin, daß man ihm die Stelle eines Hauptmanns der Leibwache und ſodann die eines Direktors der Zinnbergwerke abnahm. Die Statthalterſchaft der Inſel Jerſey dagegen ward ihm einſtweilen noch gelaſſen, gegen bedeutenden Abzug von ſeiner Beſoldung *).

Als der Graf von Northumberland wahrnahm, daß die königliche Gunſt ſehr unſicher und er jeglichem Schickſal ausgeſetzt ſey, ſo lange Cecil das Ruder behalte, ſchloß er ſich enger wieder an Raleigh

*) Ellis: Original lettres. — Lingard IX. I.

und die übrigen Freunde an. Der zwiſchen den Kronen England und Spanien abgeſchloſſene Friede (d. d. 18. Auguſt 1604) ließ den Dualismus im politiſchen Syſteme der Staatsmänner Jakobs am ſtärkſten hervortreten. Campbell, in ſeiner Geſchichte der brittiſchen Seemacht unter Jakob I. *) erklärt, daß die neueren Geſchichtſchreiber über den Punkt der Klugheit K. Jakobs bei Abſchluß jenes Friedens eben ſo wenig eins geworden ſeyen, als es ihre Vorgänger, die Zeitgenoſſen jenes Ereigniſſes, geweſen. Am beſten, und von der Hand eines Meiſters gezeichnet, führt er ſelbſt die Gegengründe Walter Raleighs, als der Seele der Kriegspartei, an. Sie bezogen ſich namentlich auf die Thatſachen, welche des Königes von Spanien Unvermögen zu Fortſetzung des Krieges und die für ihn aus dem Frieden hervorgehenden wichtigen Vortheile darthun und deſſen Wunſch nach jenem Frieden erklären ſollten;

1) Die Schatzkammer des Königes iſt in ſolchem Grade erſchöpft, daß er ſich auſſer Stande befindet, ſeine Kriegsvölker in den Niederlanden länger zu unterhalten;

2) Durch die langen Unterbrechungen, die der Handel

*) Im mehr angef. Werke B. I. C. XIII.

erfuhr, litten die ſpaniſchen Kaufleute ſo bedeutend, daß beide Banken zu Sevilla ihre Zahlungen einzuſtellen gezwungen ſind;

3) Der König von Spanien hegt ungemeine Furcht, daß die Engländer und Holländer in Weſtindien ſich feſtſetzen;

4) Dieſer Monarch ſchließt bloß Frieden um ſeine Schatzkammer wieder zu füllen und den Krieg ſpäter mit neuen Kräften beginnen zu können;

5) Derſelbe thut dieſen Schritt in der Abſicht, das Wachsthum der brittiſchen Macht allmählig abzuhalten, die Richtung nach Weſtindien ſie vergeſſen zu machen und die Energie ihrer Seeleute zu lähmen. Ein ſehr nachtheiliges Verhältniß wird ſich nach und nach geſtalten, auſſer den Schiffen für den Tabakshandel kein engliſches Fahrzeug in jene Gegenden ſegeln, und während die Spanier ſich wenig Bedenken daraus machen dürften, die Engländer daſelbſt aufzuhängen, oder ſie zu Tode zu martern, kein Engländer ſich getrauen, einem Spanier etwas zu Leide zu thun. Ein ſolch' durch den Frieden erworbenes Uebergewicht dürfte zur Folge haben, daß die weſtindiſche Schifffahrt der Britten zum Vortheil des jetzigen und aller folgenden Könige von Spanien, zuletzt gärzlich aufhören werde.

Der erſte Punkt wurde von der Gegenparthei ſehr

in Zweifel gezogen, beſonders wenn man die Geſchenke in Erwägung ziehen wollte, von denen bei Abſchluß des Friedens ſo viel die Rede geweſen. Auf den zweiten ward geantwortet: wohl dürfe man zugeben, daß die ſpaniſchen Unterthanen durch den langen Krieg ſehr gelitten; allein daraus folge noch nicht, daß die brittiſchen in gleichem Verhältniß Nutzen aus ihm gezogen hätten, und eben ſo wenig, daß, wenn der König von Spanien gänzlich zu Grunde gerichtet worden, der König von Großbritannien oder ſeine Unterthanen dadurch zu beſonderem Flore gelangt ſeyn würden. Hinſichtlich des dritten, ſtellte man das Dilemma wenn Furcht vor der Feſtſetzung der Britten und Niederländer in Weſtindien den katholiſchen König bewogen, Frieden mit den Erſteren auf beſſere Bedingungen zu ſchließen, ſo war der Nutzen augenſcheinlich auf Englands Seite; war dieß jedoch der Fall nicht, ſo würde man wenig Gewinn daraus gezogen haben, in demjenigen Theile von Amerika ſich feſtzuſetzen, auf welchen Spanien Anſpruch mache; zu dem war es auch niemals die Abſicht Englands, den Handel der Holländer daſelbſt zu begünſtigen. Der vierte Punkt wegen Herſtellung der Schatzkammer zum Wiederbeginn des Krieges, erregt billig Zweifel hinſichtlich des angegebenen Beweggrunds, ſo wie der Möglichkeit in der Ausführung des Spanien angedich-

teten Planes. Die Folgerungen aus den letzt angegebenen Thatſachen des fünften Punktes endlich hätten ſich zwar ſcheinbar, aber nicht für lange ächt erwieſen; denn auch nach dem Frieden mit Spanien ſeyen Colonieen angelegt worden und der amerikaniſche Handel befinde ſich blühender als je. Statt der Einwürfe ſomit, welche von Seiten ſcharfſinniger und ſtaatskluger Leute ſelbſt gegen die beſten Maasregeln erhoben worden, würde es zweckdienlicher geweſen ſeyn, die Vortheile zu entwickeln, welche man aus der Fortſetzung des Kampfes zu ziehen vermocht, und die Mittel an die Hand zu geben, wodurch er beſſer hätte beendigt werden können, als durch den abgeſchloſſenen Frieden geſchehen. *)

Bald brach über Raleighs Parthei ein Sturm los, in Folge einer „dunkeln, räthſelhaften Verſchwörung", welche England beſchäftigte und vorzüglich die von Jakob I. gewünſchte Annäherung an Spanien (an der Stelle des bisherigen Bundes mit dem inſurgirten Niederlande) vereitelte. Es wurde behauptet, daß Raleigh, Cobham und Northumberland zuerſt mit dem fran-

*) Sir W. Raleigh, dialogue between a Recusant and a Jesuit. (Essays of W. Ralegh, am Ende des genannten Auszuges aus ſ. A. Weltgeſchichte) Campbell. (Geſch. d. Engl. Seemacht unter James I.)

zöſiſchen Hofe, durch das Organ des Hrn. Lafontaine und des Botſchafters von Beaumont, ſo wie durch das des auſſerordentlichen Geſandten, Herrn von Rosny, (nachmals Herzog v. Sully), ſodann aber, als letzterer, von K. Heinrich IV. anders inſtruirt, in die den Miniſtern ſelbſt gefälligen Anträge nicht eingegangen war, mit Spanien, durch die Vermittlung des Herzogs von Aremberg, (Bevollmächtigten der Infantin Clara Eugenia) welcher mit großen Summen und allerlei geheimen Vollmachten in England erſchienen war, Verbindungen angeknüpft hätten. Northumberland, die Sache für allzu gefahrvoll erkennend, zog jedoch gleich wieder ſich zurück; die anderen zwei, von welchen Raleigh den Lord Cobham blindlings leitete, verharrten auf ihrem Vorſatze. Schon unter Eliſabeths Regierung war man mit Aremberg in Briefwechſel geſtanden. Die Anſichten und Behauptungen über des Ritters Benehmen und Plan lauten verſchieden; während einige ihm die Abſicht unterlegen, daß es ihm darum zu thun geweſen, die ſpaniſchen Verſuchungen zu benutzen, um durch die bedeutenden Summen, welche ihm verheißen wurden, Cecils Parthei zu ſtürzen und ſich ſelbſt an die Spitze der Geſchäfte zu ſchwingen, auch etwa, im Nothfall, die Anſprüche der Baaſe des Königs, Arabella Stuart, auf die Thronfolge zu unter-

ſtützen *), ſtellen andere die Meinung auf: es habe ſich einzig darum gehandelt, Walther Raleigh, der die Seele der Kriegspartbei bisher geweſen ſey, zu vermögen, daß er dem Frieden mit Spanien, welcher von dieſer Macht nun eifrigſt gewünſcht wurde, nicht länger ſich widerſetze, und zu dieſem Behuſe habe Cobham, durch den die Unterhandlungen geführt wurden, im Namen des Herzogs von Aremberg dem Ritter jene Summen angeboten *).

Perſonen, welche die aufgefangenen Depeſchen des Herrn v. Beaumont geleſen haben wollten, behaupteten durchaus die Unzweifelhaftigkeit von Raleighs und Cobhams Schuld; allein die Thatſachen der Unterhandlung und der Geldſummen können im Ganzen als wahr angenommen werden und dennoch aus dem Zwecke, den die Beiden dabei ſich vorgeſteckt, ein minderer Grad von Schuld ſich beweiſen laſſen. Es wird erzählt, daß das Komplott von den Eingeweihten: die Hauptſache (the main), ein anderes, demſelben untergeordnetes die aber Nebenſache (the bye) geheiſſen habe und ein Bruder Lord Cobhams, George Brooke, ſowie Sir Griffin Masham, an der Spitze des letzteren geſtanden ſeyen. Letzteres hing jedoch nur

---

*) Carte III. Lingard IX.

*) Arraignment of Sir W. Ralegh.

in gewiſſer Beziehung mit dem erſteren zuſammen und hatte ganz andere Zwecke als dieſes, deſſen Leitern blos in ſo fern Schuld daran beigemeſſen ward, als ſie davon Kenntniß hatten. Die Unvorſichtigkeit Lord Cobhams, welcher alle Mißvergnügte, ohne Unterſchied ihres Charakters und ihrer Tendenz, mit in's Vertrauen zog und ſelbſt römiſch katholiſche Prieſter nicht verſchmähte, brachte über Alle die Beſchuldigung gleicher Strafbarkeit. Den Männern des zweitgedachten Komplotts ſchrieb man zu: daß ſie, nach dem früheren Beiſpiel, welches die ſchottiſchen Lords gegeben, der Perſon des Königes ſich bemächtigen, an Cecil und ſeinen Freunden Rache üben und ſich ſelbſt an die Spitze der Regierung bringen gewollt. Raleigh und Cobham, ohne gerade in dieſe Dinge einzugehen, ließen ſie wenigſtens gewähren, in der Hoffnung: wenn das Eine nicht gelinge, werde man vielleicht bei dem Andern deſto glücklicher ſeyn *).

Der Zuſammenhang und die Koalition mit den Katholiken und Puritanern, welch' letztere über Jakobs Abfall von den Ueberzeugungen ſeiner Jugend hinſichtlich ihrer Sache, und die ſchlechte Vergeltung für die hochwichtige ihm geleiſteten Dienſten ſehr erbittert waren, ſchadete den Verſchwornen doppelt; der Miſſionär

*) Lingard. —

Watſon, früher ein thätiger Agent gegen die ſpaniſche Parthei, von Jakob aber mit Undank belohnt, ſpielte eine beſonders thätige Rolle dabei. Die Eiferſucht Lord Gray's, welche eine Vertagung der beſchloſſenen Maasregel bewirkt, und innere Zwiſtigkeiten unter den Verſchwornen machten das Ganze endlich unausführbar. Allein das Geheimniß ward allmählig ruchbar und zuletzt, in ſo fern es das Komplott Brooke-Masham oder die „Nebenſache" betraf, entdeckt. Der Staatsſekretär Cecil, ſchon ſeit Längerem mit Nachrichten über ſtattgefundene Umtriebe verſehen, meinte: die verhafteten Perſonen ſeyen nur untergeordnete Werkzeuge und die Häupter erſt noch zu entdecken. Er ſpielte auf Raleigh und Northumberland an und dieſe wurden auch wirklich vor den Rath berufen; allein ſie wußten ihre Vertheidigung ſo geſchickt zu zu führen, daß man ſich genöthigt ſah, ſie frei zu ſprechen.

Der Unſtern wollte, daß Raleigh, in übergroßer Beſorgniß vor Enthüllung ſeiner Plane, Cobham zuſchrieb: auf der Hut zu ſeyn, da Gefahr drohe. Dieſer Brief ward aufgefangen, und, als Beweis geheimer Ränke, wider ihn geltend gemacht. Abermal fanden demnach Verhöre ſtatt und Sir Walther konnte ſeine Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Herzog von Aremberg nicht in Abrede ſtellen. Lord Cobham,

welcher alsbald ſich für verloren hielt und einſtweilen den Kopf wirklich verlor, rief, als er hievon Nachricht erhielt, aus: Alles, was er gethan, ſey auf Raleighs Betrieb geſchehen. Durch ein ſolches Benehmen verrieth Einer den Andern. Beide wurden nach dem Tower gebracht. Der Ritter, welcher die ganze Gefahr ſeiner Lage begriff und die Macht ſeiner Feinde im Kabinete, ſo wie die „Grauſamkeit der engliſchen Geſetze kannte, die — wie er ſelbſt ſich ausdrückt, — in Hochverrathsprozeſſen den Unſchuldigen es ſo ſchwer machten, der Verurtheilung zu entgehen“, verſuchte in der Verzweiflung, ſich ſelbſt zu entleiben; aber er verwundete ſich blos ſchwer unter der rechten Bruſt. Seine Feinde ſchrieben dieſe Handlung einem ſchuldbefleckten Gewiſſen zu; er ſelbſt erklärte ſie als Werk ſeiner Ueberzeugung, daß Cecils Rachſucht ſein Verderben beſchloſſen. Die ganze Art und Weiſe, wie der Staatsſekretär dem Verhafteten gegenüber ſich betrug, ſprach für dieſe Behauptung nur allzu ſehr. Die Krönung des Königes und eine Epidemie, die den Hof von Stadt zu Stadt trieb, endlich auch die Gegenwart des Herzogs v. Aremberg, welcher erſt im November London verließ, bewirkten eine Unterbrechung in dem merkwürdigen Prozeß. Die meiſten Angeklagten redeten ſich gegenſeitig ſelbſt in's Verderben und nur einer von ihnen, Sir E. Parham, ward aus Mangel rechtlicher Beweiſe

von der Inſtanz losgeſprochen. Raleigh konnte man juriſtiſch am wenigſten beikommen; für's erſte hatte er nichts geſtanden, und für's zweite eigneten ſich die aufgefangenen Briefe Arembergs nicht zur Vorlage. Lord Cobham's Erklärung zeugte am meiſten wider ihn; da aber dieſer ſeine Ausſagen ſpäter zurücknahm und alle ſeine künftigen Geſtändniſſe einen verworrenen und zweifelhaften Charakter trugen, ſo beruhte die ganze Anklage nur auf moraliſchen Beweiſen von des Ritters Schuld.

Der Kronanwald, Sir Edward Cooke, den wir bereits in dem Prozeſſe Eſſer's kennen gelernt, beſchränkte ſich daher auf Beſchimpfungen und Drohungen; er nannte Sir W. Raleigh einen verdammungswürdigen Atheiſten, einen wahren Höllenbrand, ja den nichtswürdigſten und abſcheulichſten Verräther, welchen die Erde jemals getragen. Der Ritter bemeiſterte ſeine Bewegung und erwiederte Cooke blos, daß er unbeſonnen, barbariſch und unartig rede; und als der Kronanwald darüber ausrief: es gebricht mir an Worten für deine giftigen Verräthereien, bemerkte Raleigh kaltironiſch: „Allerdings gebricht es Euch daran, denn Ihr habt ſchon ein Dutzendmal ein und daſſelbe geſagt!“

Der Angelangte beſtand auf einer Konfrontation mit Cobham, und berief ſich auf die Statuten, ja ſelbſt auf das göttliche Geſetz, welches zwei Zeu-

gen erheiſche; endlich erklärte er, auf die Wohlthat jeder Vertheidigung Verzicht leiſten zu wollen, wenn ſein Ankläger es wagen würde, ihm in's Geſicht zu behaupten, daß er jemals zu einem Verkehr mit dem Könige von Spanien gerathen habe. Hierauf bedeutete man ihm: die Statuten, auf die er ſich berufe, beſtünden nicht in Kraft; das Geſetz aber geſtatte nicht, daß ein als Ankläger auftretender Mitſchuldiger Zeuge ſey, weil dadurch leicht ein falſches Zeugniß zu Gunſten eines Freundes veranlaßt werden könnte; in Hochverrathsprozeſſen gälten Jury und ſchriftliche Beweiſe ſo viel als Jury und Zeugen. Sir Walter wies nun ein Schreiben Cobhams auf, worin dieſer, „zur Reinigung ſeines Gewiſſens“ die feierliche Erklärung gab, niemals durch Raleigh's Vermittlung mit Spanien verkehrt zu haben. Dieſem Schreiben hielt Cooke ein anderes entgegen, welches der Lord noch am Abende zuvor ausgeſtellt und worin die Wahrheit aller gegen Sir Walther erhobenen Beſchuldigungen als begründet, betheuert wurde. Die Geſchwornen, wiewohl nicht ohne Verwirrung, ſprachen auf den Grund dieſer verworrenen Aus- und Gegen-Ausſagen, ihr „Schuldig“ über Raleigh aus. „Die Mehrzahl der Anweſenden — ſchreibt Lingard, ein dem Ritter im Allgemeinen nichts weniger denn geneigter Hiſtoriker — vernahm das Verdict mit Unwillen. Sie hatten den Gefange-

nen anfänglich als einen nichtswürdigen, rachgierigen Verräther mit Abſchen betrachtet; aber ſeine Vertheidigung machte einen ſo günſtigen Eindruck, daß Viele ihn für unſchuldig erklärten und die Meiſten eingeſtanden, er ſey ohne genügenden, rechtskräftigen Beweis verurtheilt worden.“ *)

Cobham und Gray wurden jetzt vor die Pairs geſtellt; erſterer benahm ſich feig und unwürdig, letzterer beredt und muthvoll. Seine Geſtändniſſe retteten jenen, während der Andere, geachtet von ſeinen Blutrichtern, verurtheilt wurde. Watſon und zwei Prieſter erlitten (letztere auf ſchauervolle Weiſe) den Henkertod; Gray, Markham und Cobham jedoch wurden nach allerhand Spiegelfechtereien, welche der wunderliche König vorgenommen, bereits auf dem Schaffotte ſtehend, begnadigt. Lord Cobham, dießmal gefaßter, hatte noch in den letzten Augenblicken ſeine Schuld und Raleighs Mitſchuld betheuert. Auch auf Raleigh erſtreckte ſich die königliche Milde; doch hatte Jakob dabei den Schlauen geſpielt und aus der ganzen Geſchichte Vortheil für die Zukunft gezogen. Denn nicht nur war ihm dadurch, daß er die Sache bis auf's Aeuſſerſte kommen ließ und unmittelbar vor dem Tode erſt die Verurtheilten begnadigte, an den

*) Im a. W.

verhaßten Perſonen volle Genugthuung geworden, während das Volk anderſeits ſeine Milde und Gnade pries, ſondern es hatte ſich auch durch den Umſtand, daß ſelbſt im letzten Augenblicke noch Lord Cobham ſeine Ausſagen wider Raleigh beſtätigte, der Glaube an das bisher vielfach bezweifelte Komplott ſowie an die Strafbarkeit des Ritters in der öffentlichen Meinung forterhalten. Derſelbe war nun doch ein todter Mann, welcher keinen Schaden mehr bringen konnte; und dieſer moraliſche Tod ſagte Jakobs Haſſe bei weitem mehr als der phyſiſche zu *).

Die meiſten der Begnadigten — denn die Amneſtie hatte ſich blos auf Erlaß der Lebensſtrafe erſtreckt — ſtarben entweder in Kerkerhaft, oder im Elend. Raleigh, nachdem er einige Tage in martervoller Ungewißheit über ſein Schickſal geſchwebt, ward in den Tower zurückgebracht, und ſeine Gemahlin erhielt Erlaubniß ihn daſelbſt zu beſuchen. Allmählig erfuhr er beſſere, ja ſelbſt gnädige Behandlung. Von ſeinem Vermögen, das, in Folge ſeiner Verurtheilung der Krone heimgefallen war, vertraute man das bewegliche der Verwaltung gewiſſer Leute, zum beſten ſeiner Gläubi-

*) Lingard, nach Hardwicke: Papers. I. — Lodge. III. — Winwood. II. — Howell: State trials. II. — Caley: Life of Raleigh. II. —

ger und ſeiner Familie, an. Später erhielt er ſogar die unbeweglichen Güter zurück. Der Verfaſſer der „Geſchichte berühmter Admirale und Seehelden Englands“ behauptet, allen jenen von Lingard angeführten Berichterſtattern, den Prozeßakten und Lord Cobhams Geſtändniſſen zum Trotz, daß an den wider Raleigh erhobenen Beſchuldigungen gar nichts wahres geweſen; dieß könne bis zur höchſten Evidenz erwieſen werden. Zu betrachten ſey, daß der ganze Beweis, durch welchen man die Mitwiſſenſchaft um die Verrätherei wider den König, oder den Anſchlag, denſelben mit ſeiner ganzen Familie gefangen zu nehmen, darthun wollte, blos auf ein Zeugniß vom Hörenſagen George Brooke's begründet worden und es um den Umſtand ſich gedreht, daß ſein Bruder, Lord Cobham, geſagt haben ſollte: es würde in England nicht eher gut gehen, bis der Fuchs und ſeine Jungen aus dem Wege geräumt wären; daß jene ferner gegen denſelben Brooke ſich geäußert haben: er, Lord Gray und andere Perſonen wären nur am Ufer noch; dagegen befände ſich Walther Raleigh mitten auf dem Strome; und der ſ. g. Hauptplan ſey zwiſchen ihm und dem Ritter wirklich verabredet worden. Brooke's feierlicher Widerruf unmittelbar vor ſeiner muthmaaßlichen Hinrichtung und der von Robert Cecil, dem Todfeinde Raleighs, ſelbſt gemachte Unter-

ſchied zwiſchen dem Anſchlag auf den König und den Unterredungen mit Aremberg, müßten als ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Ausſagen Cobhams in die Wagſchaale gelegt werden; Sir Walther habe nicht geläugnet, daß er mit dem Lord von großen Geſchenken geſprochen, welche ihm für den Fall der Vermittlung des Friedens mit Spanien verheißen worden ſeyen, jedoch ſehr beklagt, daß man deßhalb ſterben ſollte, weil man einen eiteln Mann ungereimte Dinge habe ſprechen hören. Alle Umſtände wären demnach ſo ziemlich zu Gunſten Sir Walthers, ausgenommen die wiederholte Betheurung Cobhams in der Todesſtunde, wo (in der Regel) nicht gelogen zu werden pflegt; doch läßt ſich auch dieſer Umſtand dadurch erklären, daß Lord Cobham die Unterhandlungen mit Aremberg ſelbſt ſchon für ein Komplott wider den König, oder als zu dieſem hinbahnend und mit demſelben in Verbindung ſtehend, angeſehen habe *).

Raleigh hegte inzwiſchen in ſeinem Gefängniß, geſteift auf die angedeuteten Aeußerungen der königlichen Milde, die kühne Hoffnung, bald wieder völlig in den vorigen Stand geſetzt zu werden; allein er täuſchte

*) Campbell XIII. nach Th. Overbury's Copy of Sir W. Raleghs Arraignment und Winwoods Memorials II., (worin ein Brief R. Cecils über den Handel.)

ſich hierin ſehr, denn der Weg hiezu, ſelbſt wenn bei Hofe die edleren Gefühle obgeſiegt, war bereits vermauert; ein neuer Liebling des Königs, Sir Robert Carr, wußte dadurch, daß ein juriſtiſcher Fehler in der Uebertragung von Sir Walters Gütern auf deſſen Sohn ausfindig gemacht werden konnte, es dahin zu bringen, daß das ganze V.rfahren für nichtig erkannt und das hiedurch herrenlos gewordene Vermögen ihm geſchenkt wurde. Vergebens wandte ſich Raleigh an den mächtigen Mann, der nachmals unter dem Namen eines Grafen von Sommerſet, wiewohl nicht zur Ehre Englands, ſo bekannt geworden iſt, mit einer rührenden Schilderung ſeiner Lage, wie des an ihm verübten Unrechts, und ſuchte ihn zum Mitleid und zur Großmuth zu bewegen; — die Großmuth war in jenen Umgebungen niemals heimiſch und er erhielt das Geraubte nicht wieder. Der Ritter verkürzte ſich nunmehr, immer noch feſt auf die Wiederkehr der Sonne ſeines Glückes hoffend, die Zeit der Haft mit ernſthaften Studien, deren Genüſſe ihm durch ein ſtürmevolles Leben ſo lange verkümmert worden, und verfaßte, nach Materialien, welche ſeine gelehrten Freunde Ben Jonſon, Harriot und der Doktor Burrell ihm lieferten, und unterſtützt von ihnen, ein in der engliſchen Literatur berühmtes Werk: „Allgemeine Welthiſtorie,“ welches leider nur

die drei erſten Monarchieen behandelt, und bis andert=halbhundert Jahre vor Chriſti Geburt reicht. Plan, Gedanken und Sprache ſind dabei — nach D'Iſraeli's und Lingards Behauptung — von ihm ſelbſt. Die Erſcheinung des Buches erregte das allgemeinſte Inte=reſſe. „Die Leute — ſagt Lingard — hatten bisher Raleigh als einen Abentheurer und Hofmann betrach=tet; nunmehr erſtaunten ſie über ſeine vielſeitigen, namentlich chronologiſchen, Kenntniſſe, ſeine tiefen Forſchungen und ſeine große Bekanntſchaft mit grie=chiſchen und rabbiniſchen Schriftſtellern *).

Die wahre Urſache, weßhalb nur ein Theil der Handſchrift zum Drucke kam, lag in einer eigenen Scene zwiſchen dem Verfaſſer und dem Verleger, Hrn. Burre. Als dieſer nemlich eines Tages über die Zahl der bereits verſchloſſenen Exemplare befragt wurde, gab er zur Antwort: „ſo wenige, daß die Ausgabe des Werkes mich zu Grunde richten wird.“ Hierüber ward Sir Walter ſo ſehr entrüſtet, daß er das Manuſcript zum II. Bande in's Feuer warf, mit der Bemerkung: So ſollt ihr wenigſtens an der Fortſetzung keinen Schaden erleiden; und ich bedauere, blos, der Welt nicht auch den Anfang einer Arbeit, welche mich ſo viele Mühe

*) Birch: Sir W. Raleighs Works II. d'Israeli: Curiosities of Literature. II. Lingard. IX. 13.

gekoſtet und welche ich ohne Stolz als eine der ſchönſten und gelungenſten nennen darf, entziehen zu können, da ſie derſelben gar nicht werth iſt. England erkannte jedoch nach kurzer Zeit die Größe des Verluſtes und noch mehr der Verleger, der in London allein über 2000 Exemplare von dem Geſchichtswerk abſetzte *). Neben den hiſtoriſchen Studien beſchäftigten unſeren Ritter auch die ſtaatsrechtlichen ſehr, und er ſchrieb allerlei, was er über die Politik ſeines Vaterlandes früher gedacht und noch dachte, ſo wie über die Grundſätze der inneren Regierung und Verwaltung deſſelben, bald in ſtreng ſcientifiſcher, bald in aphoriſtiſcher Form nieder. Anderes bereitete er vor.

In ſeinen Staatsmaximen unterſchied Raleigh zweierlei Arten von Monarchie, hinſichtlich ihrer Gewalt und Macht, 1) unumſchränkte, wo die ganze Gewalt, in ſämmtlichen Staatsangelegenheiten zu gebieten, Krieg und Frieden und Verträge zu ſchließen, Geſetze zu geben, Todesſtrafen zu erlaſſen, u. ſ. w. nach Recht und Herkommen, dem Souverän zukömmt, (wie z. B. in England), 2) beſchränkte nemlich ſolche, welche nicht in allen Punkten und Staatsſachen völlige Gewalt üben, z. B. in Polen, wo der König ſowohl zu Friedenszeiten, als bei Kriegen an

---

*) Iſelin Hiſtor. Lexikon. IV.

die Mitwirkung von Andern gebunden iſt. Obgleich die andern Stände der Geſellſchaft, damit auch ſie zufrieden geſtellt werden, eine Stimme bei der Geſetzgebung haben, ſo bleiben ſie doch ſtets dem Gutdünken und negativen Willen des Monarchen unterworfen.

Man erkennt hier die Einwirkung des Geiſtes der Regierung von Eliſabeth, einer Periode, wo die größtmögliche Summe von Freiheit faktiſch in's Leben geführt und für die Unterthanen ein ſo glücklicher als ruhmvoller Zuſtand der Dinge begründet war, während die Regierungsrechte auf Koſten der Theorie von der Volksfreiheit und ſelbſt des Buchſtabens der alten Verfaſſung ungewöhnlich, wie niemals, erweitert ſich zeigten.

In derſelben Abhandlung erklärt jedoch Sir Walter an einer andern Stelle: „In jedem geordneten Staate hat das Volk einen Antheil an der Regierung oder muß ihn haben; in einem Königreiche z. B. eine Stimme bei der Geſetzgebung und bei der Werbung von Truppen, falls die Sache von Bedeutung und der Regent genöthigt iſt, ſeine Unterthanen um Beiſtand anzugehen. Die Sache kann ſodann in einem Parlamente erwogen werden, damit es das Anſehen gewinne, als wenn die Auflage von dem Volke ſelbſt herrühre; So können demſelben auch Berathungen und Inſtitutionen

bei gerichtlichen Sachen geſtattet werden, und zwar aus dem Beweggrund, weil das Volk überdrüſſig wird, ſobald es gewahr wird, daß man es für nichts achtet. Dieſe Maasregeln oder dieſe Gedanken ſind wenig von denen des Königs unterſchieden, welcher die Privilegien des Parlamentes mehr als Verwilligungen und Zugeſtändniſſe, denn als Erbrechte betrachtete *).

In einem politiſchen Dialog zwiſchen einem Hofmann, einem Rathsherrn und einem Friedensrichter vom Lande **) ſind die Anſichten Raleighs noch deutlicher ausgeſprochen, der letztere repräſentirt die Parthei der Patrioten und vertheidigt die höchſten Begriffe von Freiheit, welche in jener Zeit aufgeſtellt worden. Der Rath behauptet: alles was der König mit Beiſtimmung ſeines Privat- oder Geheimen Rathes thue, geſchehe aus unumſchränkter mo-

*) Der Geſchichtsſchreiber Hume, welcher in ſeinen Betrachtungen über die bürgerliche Regierung Englands während der Perioden Eliſabeths und Jakobs I. verſchiedene Ausſprüche über W. Raleigh anführt, hält es für merkwürdig, daß man Raleigh der puritaniſchen Parthei ſo geneigt glaubte, trotz der hier ausgezogenen Sätze: Aber die Begriffe von der Regierung — fügt er bei — verändern ſich freilich in kurzer Zeit ſehr.

**) Ein opus posthumum, das erſt in ſpäterer Zeit im Druck erſchien.

narchiſcher Machtvollkommenheit; darauf bemerkt der Richter: und aus welcher Machtvollkommenheit geſchieht es denn im Parlamente? Irret Euch nicht, Mylord! Die drei Stände rathen nur, wie der Geheime Rath auch; wenn der König dieſem Rathe folgt, ſo wird er in dem erſtern des Königs eigene Handlung im andern des Königs Geſetz. Dieſe durch die Thatſachen zwar beſtätigte, aber immerhin gefährliche Theorie brachte ſchon dem Nachfolger Jakobs verderbliche Früchte. Aber eine Menge der ausgezeichnetſten politiſchen Denker Englands in jener Periode hegten die gleiche Anſicht, wie Raleigh.

Seine Abhandlung über die Vorrechte des Parlamentes gehört ebenfalls zu ſeinen geſchätzteſten politiſchen Schriften und zu den wichtigſten, hinſichtlich dieſer Materie, erſchienenen überhaupt.

Auch im Gebiet der Statiſtik, Nationalökonomie, verſuchte ſich Raleigh mehrfach und ein trefflicher Traktat „über die erſte Erfindung der Schiffahrt", welcher Ehemals und Jetzt der engliſchen Marine beleuchtete, gab beherzigungswerthe Winke für den Schiffbau. Für den Tabak und deſſen Cultivirung, als wichtigen Zweig der Nationalinduſtrie, bemühte er ſich ſo lange er lebte, mit großer Vorliebe.

Sogar den Naturwiſſenſchaften und der Chemie wendete er ſeine angeſtrengten Forſchungen zu

und er hatte das Glück, jene edle Arznei wider bösartige Fieber zu entdecken, welche in der Geſchichte der Medizin unter dem Namen „Raleghs Cordial“ bekannt geworden iſt und darin einen bleibenden Rang ihm ſicherte. Verſchiedene andere Schriften, welche theils den Druck erlebten, theils in Handſchrift noch jetzt aufbewahrt werden, zeugen ebenfalls von ſeinem Eifer, ſeinen Kenntniſſen und ſeinem fruchtbaren Genie. Der damalige Prinz von Wales, Heinrich, der Liebling und die Hoffnung der Nation, und nach ſeinem allzu frühen Tode ein Gegenſtand allgemeiner und tiefer Trauer, gehörte zu den Perſonen, welche eine ungeheuchelte Bewunderung für ſeine Talente und das meiſte Mitleid mit ſeinem Schickſale hegten, und der Prinz pflegte nicht ſelten zu ſagen: „Niemand als mein Vater könnte es über ſich bringen, einen ſolchen Vogel im Käficht zu halten.“ Selbſt die Königin, der Weltfreuden müde, nahm ein lebhaftes Intereſſe an Raleigh und beſchäftigte ſich mit Vergnügen an ſeinen geiſtreichen Werken. Aber Jakob blieb taub gegen die Bitten des Sohnes wie der Gemahlin für die Befreiung des Gefangenen. Er fürchtete dieſen Geiſt, welchen ſo viele bewunderten, und die Rache eines Mannes, dem er ſo ſchwere Leiden zugefügt.

Am meiſten hintertrieb jedoch dieſe Freilaſſung ſowie jede Erleichterung ſeines Looſes der ſchon er-

wähnte Günſtling, der nichtswürdige Graf von Sommerſet, durch dieſelben Beweggründe, welche er bei Jakob lebhaft zu erhalten wußte, und noch durch einen mehr, den Beſitz der Güter des Ritters, für welche er ſchwerlich vom Könige entſchädigt werden wäre, hiezu beſtimmt. Aber auch die Stunde dieſes Glückspilzes ſchlug, wie die ſeines Vorgängers im königlichen Vertrauen, Salisbury. Nachdem er durch frevlen Uebermuth ſich immer mehr verhaßt gemacht, kam er zuletzt in daſſelbe Gefängniß, welches Raleigh verſchloß. Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt darin erwirkten dieſem endlich die Fürſprachen des neuen Staatsſekretärs Winwood, in deſſen geiſt- und lehrreichen, für die Geſchichte des Zeitraumes wichtigen Druckſchriften ſo vieles auch über Sir Walter aufbewahrt zu finden iſt, die Freiheit. In einem der Briefe, die er deßhalb an dieſen Staatsmann gerichtet hatte, betheuerte der Ritter: er wünſche die letzte Zeit ſeines Lebens eben ſo, wie die erſtere, in rühmlichen und dem Vaterlande erſprießlichen Beſchäftigungen zuzubringen; für den König und nicht durch den König zu ſterben, ſey der höchſte Ehrgeiz, nach dem er jetzt noch trachte.

Allein gerade dasjenige, wodurch er ſein Anſehen wieder herzuſtellen und ſeine Stellung bei Hofe zu befeſtigen gedachte, ward die Urſache ſeines neuen

Falls und ſeines endlichen Verderbens. Guiana lag noch immer vor ſeiner Seele, mit allen Träumen und Planen der früheren Zeit. Die Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung derſelben entgegengeſtellt, die mißlungenen oder nur theilweis geglückten Reſultate der verſchiedenen Fahrten ſeiner Genoſſen und Nachfolger, endlich die Schickſale, welche die verſuchten Pflanzungen ſelbſt betroffen, hatten in ihm die Ueberzeugung keineswegs geſchwächt: jenes Land ſey das reichſte in der Welt, und ſein Anbau würde von ungeheurem Gewinn für die Krone Englands begleitet ſeyn. So lebhaft beſchäftigte ſich ſeine Phantaſie mit dieſem Bilde, daß er ſelbſt von ſeinem Gefängniß aus Verbindungen mit Guiana unterhielt und jedes zweite Jahr ein Fahrzeug dahin abſandte, welches die Eingebornen mit ſeinem feſten Vorſatz bekannt machen und in der Hoffnung rege erhalten mußte, daß er alsbald nach erlangter Freiheit für ſeine eigene Perſon, zu ihrer Befreiung, aus dem Joche der Spanier, herbei eilen werde. Ja er ließ ſogar auf dieſen Fahrzeugen mehrere Indianer nach London kommen, um ſich mit ihnen innerhalb der Mauern des Towers über die Lage der Dinge in ihrer Heimath, über die Oertlichkeiten der verſchiedenen Gegenden derſelben, über die Bergwerke und deren Ausbeute ausführlich zu beſprechen. Daß die Eingebornen ſeinem Rufe

folgten und auch jetzt noch Vertrauen in ihn ſetzten, beweist am beſten, welche Macht er über ihre Geiſter und Gemüther zu erringen gewußt und wie ehrenvoll das Andenken war, welches er von ſich bei ihnen zurückgelaſſen hatte. Nach ſeiner Erlöſung ſäumte er nicht dem Hof eine Denkſchrift einzureichen, welche all dasjenige, was er friſch zu unternehmen den Entſchluß gefaßt hatte, der Länge und Breite nach entwickelte und worin er um einen neuen königlichen Freibrief für ſeine Reiſe bat. Um ſich's zu erklären, wie der Ritter, deſſen ganzes Vermögen längſt eingezogen und verſchleudert war, zu einem ſolchen Vorſatz kommen konnte, welcher ſo große Mittel erforderte, muß nachträglich berichtet werden, daß er durch die Vermittelung ſeines Gönners des Prinzen Heinrich, 8000 Pfd. Sterl. als Averſal-Entſchädigung für ſeine Anſprüche erhalten hatte *).

Der Friede war zwiſchen England und Spanien zwar geſchloſſen, allein das bekannte Heirathsprojekt zwiſchen dem jüngern Prinzen des Königs Jakob und einer ſpaniſchen Infantin noch nicht im Werden. Das größte Hinderniß beſtand in der Herbeiſchaffung der nöthigen Geldſummen. Der in dieſem Punkte ſelbſt ſehr ſchwache Jakob konnte keinen Rath hiefür ſchaffen und er überließ, Raleighs Projekt im Uebrigen

*) Raleghs Apologg.

ungemein billigend und in geſpannter Erwartung der reichen, dem Staatsſchatze zu gewinnenden Schätze, ihm allein zu thun, was er für gut fand. Der Ritter vertraute auf ſein Glück, und es fehlte ihm nicht an Freunden, wie vordem, welche Aktien herbeizuſchaffen bereit waren. Der Freibrief wurde endlich ausgeſtellt *).

Aber gerade über die Natur deſſelben entſtand nachmals großer Streit und die Geſchichtſchreiber weichen in den Behauptungen über dieſen Punkt, der für Sir Walter ſo bedeutſam geworden, ſehr von einander ab. Nach Jakob I. eigener Angabe war die Urkunde nicht mit dem großen Siegel der Krone, ſondern blos mit dem geheimen Siegel und ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten, verſehen worden. Allein es hat ſich ſpäter aus genauer Prüfung der Archive ergeben, daß wirklich eine Beſtallung im großen Styl und mit dem herkömmlichen Gruße: „Unſerem lieben und getreuen Ritter Sir Walter Raleigh“ gegeben im 14. Jahre der Regierung König James I. über England und dem 50. über Schottland,“ ausgefertigt worden iſt; zugleich jedoch findet ſich daſelbſt auch angemerkt, daß dieſe Beſtallung per breve de Sigillo privato geweſen ſey. Campbell hält es nichts deſto weniger für

*) Harcourt: Voyage to Guiana. — Camden: Annals of K. James.

wahrſcheinlich, daß ſie durch beide Siegel gegangen ſey; ein gewiſſer Ausdruck in einem Briefe Raleighs beſtätige dieſe Muthmaßung, und obgleich mehrere der ſonſt üblichen Formalien in dem Freibriefe fehlten, ſo habe er doch eine ſo ausgedehnte und in ſo kräftigen Ausdrücken ausgeſprochene Vollmacht verliehen, als es nur immer möglich ſey, in Worten auszudrücken.

Alles dieß mußte Raleigh die feſte Ueberzeugung gewähren, daß die Urkunde zugleich implicite und ſtillſchweigend ſeine vollſtändige Begnadigung in ſich faſſe und jede unbefangene Kritik und Kunde des Rechts wird dieſer Anſicht huldigen. Kraft einer eigenen Klauſel wurde der Ritter zum „General und Oberadmiral der Expedition," durch eine andere aber zum „Statthalter" des neu anzubauenden Landes mit unumſchränkter Gewalt ernannt; durch eine dritte endlich ihm die Befugniß, in allen vorkommenden Fällen, das Kriegsrecht auszuüben, wie den Generallieutenants des Königs zur See und den Statthaltern der Grafſchaften, übertragen. Welcher Vernünftige konnte nach dieſem noch annehmen, daß eine ſolche Macht über mehrere tauſend Unterthanen einem Menſchen übertragen worden ſey, der noch unter der Laſt eines Todesurtheils ſich befunden? Raleigh ſelbſt war zwar nicht ganz ohne Skrupel; allein als er ſeinen Freund, den Ritter Francis Bacon von

Verulam, damals in hoher Stellung bei Hofe, darüber zu Rathe zog: ob es nicht, mehrerer Sicherheit halber, zweckmäßig wäre, ſeine volle Begnadigung durch eine Summe Geldes zu erkaufen, — gab ihm dieſer zur Antwort: „Bei Eurer Reiſe, Herr, kommt alles auf das Geld an; ſpart es darum für Eueren Zweck. Ihr habt ſchon volle Begnadigung wegen des Vergangenen dadurch erhalten, daß der König Euch unter ſeinem großen Siegel zum Admiral einer Flotte gemacht und Euch die Gewalt gegeben hat, Kriegsrecht zu üben über Offiziere und Soldaten *)!

Raleigh verwendete auf die Ausrüſtung dieſer Flotte ſein ganzes damaliges Vermögen; ſeine Gattin, eine mit ſeinen Ideen befreundete und ſeiner würdige Dame, verkaufte ihr Gut, das ſie zu Mircham beſaß, und auch mehrere Freunde, wie er gehofft, hatten beträchtliche Summen hergeſchoſſen. Das Admiralſchiff, ein herrliches, und großes, ganz neu erbautes Fahrzeug, bedeutungsvoll genug „das Verhängniß“ getauft, faßte nicht weniger als 440 Tonnen und 36 Kanonen. Sein älteſter Sohn, Walter, befand ſich als Hauptmann

*) Coke: Detection of the four last Reignes. — Rapin: History of England and Tindal's Notes. — Declaration of the Demeanour and Carriage of Sir W. Raleigh. — Rymeri foedera. XVI. — Oldys: Life of W. R. — Howel's Letters.

mit 80 Freiwilligen, aus angeſehenen Familien, meiſt ſeiner eigenen Verwandtſchaft und anderen vermögslichen Leuten, auf demſelben. Das zweite Schiff hieß der „Jaſon von London“, mit 240 Tonnen und 25 Kanonen, und ward von John Penington, als Vice-Admiral, befehligt; das dritte, „die Begegnung“ von 160 Tonnen und 17 Kanonen, führte Edward Haſtings und ſpäter (nachdem dieſer bald darauf geſtorben) Sir Whitmy. Das vierte, „der Donner“, mit 160 Tonnen und 20 Kanonen, Warham Sentleger; das fünfte: „der fliegende John“ mit 14 Kanonen, John Chidley; das ſechste, „der Southampton“ mit 6 Kanonen, John Bayly; das ſiebente: „der Page“ ſtand unter den Befehlen Kapitäns John Parker. Zu dieſen kamen noch acht kleinere („die Convertine“, „das Vertrauen“ und „der fliegende Hirſch“ u. ſ. w.) von verſchiedenen Größen, angeführt von den Hauptleuten Keymis, Woolaſton, Ferne, Smith, King und Chudley.

Sir Walter ſegelte mit einer Abtheilung dieſer Flotte (am 28. März 1617) aus der Themſe; allein die ſtürmiſche Witterung nöthigte ihn, in Plymouth bis zum Juli und ſodann in Cork bis zum 19. Auguſt zu verweilen. Am 6. September erſt traf er vor den kanariſchen Inſeln ein, wo er mit Erfriſchungen ſich

verſah und von da aus er ein für ſich und ſeine Mannſchaft ſehr günſtiges, von dem Statthalter derſelben ausgefertigtes Zeugniß nach London ſchickte*). Doch wir laſſen den Ritter ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Staatsſekretär Winwood das Weitere über ſeine Fahrt berichten.

„Mein Herr! Ich habe Euch noch keine Rechenſchaft von unſerer Fahrt nach Weſtindien erſtattet, übrigens auch noch keinen andern Stoff dazu gehabt, wenn ich nicht das größte und ſchwerſte Unglück ausnehme, welches je einem Menſchen begegnen konnte. Denn, während man ſonſt in der Regel die Ueberfahrt von dem Capo de Verde nach Amerika innerhalb zwanzig Tagen machen kann, waren uns die Winde ſo widerwärtig, und es bedrängte uns ein ſo heftiger Sturm und Platzregen, daß ſechs volle Wochen darunter verſtrichen. Hierauf trat eine furchtbare Hitze ein; das friſche Waſſer begann zu mangeln; Anker und Seile wurden bei der Inſel Brava und dem grünen Vorgebirge uns zerriſſen, ſo daß wir auf unſeren gänzlichen Untergang uns gefaßt hielten. Zu allem Ueberfluß kamen noch ſchwere Krankheiten, welche eine große Zahl der tüchtigſten und erfahrenſten Seeleute, ſo Matroſen als Soldaten, uns dahin raffte.“

---

*) Campbell.

„Am 17. November erſt bekamen wir die Küſten von Guiana zu Geſicht; wir ankerten fünf Meilen vom Fluſſe Caliana und ruhten daſelbſt bis zum 4. Dezember aus. Während der Zeit wurden unſere Kranken an's Land geſetzt, und die von England mitgebrachten Barken und Schaluppen aufgenommen, um ſie zu ſäubern; ebenſo verſahen wir uns mit friſchem Waſſer. Der Kazike Harry Caliano, mein alter Bekannter, leiſtete uns dabei treffliche Dienſte und erzeigte uns alle Ehren und Freundlichkeiten, die nur in ſeiner Macht ſtanden. Ich ſelbſt aber ſchwebte über ſechs Wochen lang am Rande des Todes, ſo zwar daß ich kein Glied bewegen konnte und auf einem Seſſel mich tragen laſſen mußte. Inzwiſchen gab ich dem Kapitän Keymis Ordre, mit fünf Schiffen nach dem Orinoko zu ſegeln und das Volk nach der Mine zu führen. Dieſe Fahrzeuge trugen fünf Kompagnieen, je zu 50 Mann, befehligt von den Hauptleuten Parker und Noorth, (Brüdern der Lords Montaigle und Noorth) tapfern Edelleuten, ausgezeichnet durch Ausdauer und Standhaftigkeit in Hunger, Hitze und Ungemach jeder Art; eben ſo von meinem Sohne Walter, dem Kapitän Tornay und dem Lieutenant Okemerly. Leider war mein Sergent-Major, Kapitän Pigot, auf der beſchwerlichen Reiſe geſtorben und mein Lieutenant Sir Warran

St. Leger liegt ſo ſiech darnieder, daß wenige Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig bleibt.“

„Als ſie den Fluß hinauf fuhren, begannen die Spanier die Feindſeligkeiten, beſchoßen uns ernſthaft mit Musketen und Geſchützſtücken und nöthigten uns dadurch, ebenfalls auf ſie zu feuern. Bald darauf vertrieben meine Leute die Spanier aus der Stadt. In dieſem Kampfe ward mir mein Sohn erſchlagen, er, der eifriger für ſeine Ehre, als für ſeine Erhaltung bemüht war. Mit dem Tode dieſes Jünglings ſchwand mir, ich muß es in Wahrheit geſtehen, das letzte Gefühl von Achtung für dieſe Welt.“

Im Verlaufe ſeines Berichtes ſchildert Raleigh nunmehr das wegen der Silberminen erlittene Geſchick und die Urſachen davon, ſo wie von dem Mißlingen der ganzen Expedition; obgleich er ſich nicht verpflichtet fühle, mit Ausnahme Sr. Majeſtät Irgend Jemanden mehr Rechenſchaft über die Vorfälle bei St. Thomas zu erſtatten, nachdem er dadurch ſeinen Sohn und ſein ganzes Vermögen eingebüßt, ſo wolle er doch über die ganze Sache nach ihrem wahren Hergang den Kanzler orientiren.

Die Spanier, deren Grauſamkeit gegen alle fremde Kaufleute, beſonders aber Engländer von Geburt, welche den Minen ſich näherten, nicht genug geſchildert

werden konnte *), trugen noch mehr Sorge, den Weg dahin zu bewahren, als für die Stadt ſelbſt, und der ſcharfe, rauhe, ſteinigte Weg begünſtigte ſie in dieſem Bemüh'n. Dieß war denn auch die Urſache, daß Kapitän Keymis den Fluß ganz ſeicht fand und nicht leicht an's Land gelangen konnte, ſondern eine ganze Meile davon Halt machen mußte, der vielen daſelbſt getroffenen Sandbänke willen. Und als endlich nach allerlei vergeblichen Verſuchen ein tauglicher Landungsplatz ſich zeigte, flog aus dem Gebüſch eine ſtarke Muskettenſalve hervor, welche nicht nur mehrere der beſten Ruderer todt dahin ſtreckte, ſondern auch einen ſehr tapfern Offizier, den Kapitän Tornay hart verwundete und für längere Zeit unbrauchbar machte.

Es war ein großes Unglück, daß Keymis, auf deſſen Umſicht Raleigh ſich gänzlich verlaſſen, diesmal ſeinem eigenen Kopfe folgen wollte. Er hegte die Anſicht, daß die in St. Thomas zurückgebliebenen Engländer den Angriffen der Spanier, welche alsbald ihre Schlappe zu rächen herbeigeeilt waren und die Stadt Tag und Nacht mit Geſchütz und Sturm bedrängten, nicht lange widerſtehen würden. Die Sache mit den Minen ſey faſt unausführbar, beſonders da im Angeſichte des

*) Sir Walter behauptet ſogar, daß ſie dieſelben lebendig geſchunden hätten.

Feindes über einen Arm des Stroms geſetzt und in die Gebirge eingedrungen werden mußte, wo dichte Gebüſche den weiteren Weg verhüllten, durch welche ſich zu winden eben ſo gefahrvoll als beſchwerlich; aber auch, wenn man bei den Minen angelangt, gebreche es an Arbeitern und Handwerksleuten, um etwas mit Erfolg im Bergwerke zu unternehmen. Keymis entſchloß ſich daher, unbekümmert um die Aufträge des Admirals vom Orinoko wieder nach Trinidad zurückzuſegeln. Die Stadt Thomas wurde jedoch vorher in Brand geſteckt und der Reſt von den 250 Mann beſtieg die Böte wieder und kam glücklich im Hauptquartier an. Sir Walter wurde durch ſein Erſcheinen wie vom Donner gerührt. Er warf dem Kapitän ſeine Pflichtvergeſſenheit und Säumniß in den härteſten Ausdrücken vor und erklärte ihm gerade zu, daß er ſeine Ehre bei dem Könige rettungslos zu Grunde gerichtet und Leib und Gut ihm auf die Spitze geſtellt. Keymis ward dadurch ſo tief erſchüttert, daß er in die Kajute eilte, und mit einer Piſtole ſich den Kopf zerſchmetterte. Raleigh, welcher darüber mit einer grauſam-bitteren Ironie und Indifferenz berichtet, ſagt ſelbſt, daß er dem Unglücklichen die Bemerkung gemacht: nach des Sohnes Tode ſey es ihm gleichgültig geweſen, ob noch einige hundert Menſchen mehr oder weniger mit ihm umgekom-

men wären oder nicht, wenn nur das Bergwerk entdeckt und die Ehre ſeines Namens gerettet worden. Er bezeugte vor Gott, daß ohne die Flucht des von ihm ſo hochgeachteten Kapitäns Whitny nach dem Granados und den Verluſt des Schiffes von Wellahton, er das äuſſerſte noch verſucht und ſeinen Körper neben dem ſeines Sohnes zu St. Thomas gelaſſen oder aus den Minen ſoviel Gold und Silber gewonnen haben würde, daß der König den klaren Beweis von der Gründlichkeit ſeiner Vorſchläge erhalten hätte.

Der Schluß von Sir Walters erſtem Brief an den Staatsſekretär iſt erſchütternd: „Ich weiß nicht, — ſchreibt er — wie es mit mir werden wird; ich habe keine Verzeihung zu hoffen in England; meine geringen Mittel ſind aufgezehrt, und ich bin im Zweifel, ob irgend ein Prinz mir Brod geben wird. Ich bitte Euch, Mylord eine gute Meinung von mir zu behalten und bei den Grafen von Arundel und Pembroke (damals den einflußreichſten Staatsmännern) meiner eingedenk zu ſeyn. Habt auch Mitleid mit meiner armen Hausfrau, an die ich jetzt nicht ſchreibe, um es zu vermeiden, daß ſich bei ihr die Betrübniß über des Sohnes Tod erneuere. Theilt mein Schreiben an Euch dagegen dem Lord Carew mit; denn für ein zerbrochenes Herz, für einen ſchwachen Leib und blöde Augen iſt es eine Qual, viele Briefe zu ſchreiben!“

Raleigh verhieß auch noch, wenn er bei Leben bliebe, die Reſultate mancher ſeiner Entdeckungen und Beobachtungen, namentlich über die Zuſtände Indiens, welche als von großer Wichtigkeit ſich herausſtellen dürften. Ueber das, was ferner, nach der unglückſeligen Rückkehr des Kapitäns Keymis geſchehen und deſſen letzte Augenblicke leſen wir noch Einiges, ebenfalls an Winwood gerichtet:

„Mylord! Nach dem Tode des Keymis geſtanden der Sergeant-Major und mehrere ſeiner getreuſten Freunde ein, daß er, nachdem ſie zurückgekehrt waren und am Ufer des Fluſſes ſich befanden, die Bemerkung gemacht: er könnte ſie wohl zur Mine bringen und zwar in zwei Stunden Weges, vom Fluß an gerechnet; da jedoch der Sohn des Admirals todtgeblieben, derſelbe ſeine Begnadigung noch nicht vom Könige hätte und die Hoffnung ſomit unſicher, ob er bei Leben bliebe, ſo finde er, der Kapitän, es ungerathen, die Mine für die Spanier oder deren König, zu öffnen. Hierauf gaben ihm Jene zur Antwort: wenn der Ritter auch nicht förmlich begnadigt worden, ſo habe er doch vom Könige unter deſſen großen Siegel die Erlaubniß zu dieſer Reiſe ſo wie die Bewilligung des dritten Theils der Beute erhalten. Keymis erwiederte: ſolch eine Schenkung gehöre einem Manne nicht, der

(bürgerlich) nicht mehr vorhanden ſey, und bleibe ſomit nach dem Geſetze ungültig.“ Der Kapitän führte noch allerlei dergleichen Reden, aus welchen hervorging, daß er für ſich ſelbſt mehr, als für die Expedition und deren Beſtimmung zu ſorgen bemüht war; er traute jedoch, in der Unterredung mit ſeinem Befehlshaber, welcher ihm erklärte, daß er an Winwood nun ſchreiben werde, wie wir oben bemerkt, von deſſen Klagen ergriffen und auch über ſein eigenes Schickſal in England bange, ihm zu: ihn beim Staatsſekretär förmlich zu entſchuldigen, deſſen ich mich aber mit der Bemerkung weigerte: falls er ſich getraue, den Räthen des Königes genug zu thun, ſo ſollte es mir ſehr lieb ſeyn; allein mir ſelbſt ſolches zuzumuthen, fände ich unbillig, da ich, von ſeiner Schuld überzeugt, auſſer Stande ſey, es zu thun; darauf gab Keymis zur Antwort: er entferne ſich blos auf einen Augenblick, um eine beſſere Genugthuung zu geben, als man erwarten könne. Ich begab mich nun in mein Kabinet, hörte jedoch bald einen Piſtolenſchuß über meinem Haupte. Auf angeſtellte Nachfrage hierüber, hieß es: Kapitän Keymis habe ſeine Piſtole zum Fenſter hinaus abgeſchoſſen, um ſie zu putzen. Als jedoch der Junge deſſelben in das Schlafzimmer trat, fand er ihn verblutet auf dem Bette, das Geſicht zwar nur etwas verletzt, da die geladene Kugel zu klein geweſen war; allein es ſteckte

ihm zugleich ein langes Meſſer im Leibe, bis an das Heft hineingedrückt.“ —

Raleigh ſchrieb wiederholt an den Staatsſekretär und meldete ihm die Abſendung ſeines Vetters Herbert, eines tapfern und loyalen Edelmanns, ſo wie eines Fliebootes, beladen mit einer Anzahl liederlicher Purſche, welche weder zu Waſſer noch zu Lande im Geringſten brauchbar. Herb meinte er: obgleich jene ſelbſt darum angehalten, ſo zweifle er nicht daran, daß ſie ihn aller Orten, wo ſie's nur vermöchten, ihn verunglimpfen würden. Er bat Winwood, ſolchem Abſchaum keinen Glauben beizumeſſen, wenn ſie Uebles von ihm redeten, von ihm, der mehr Mühe und Arbeit auf der letzten Seefahrt erlitten, als der ſchlechteſte Hallunke auf ſeiner Flotte. Wenn die Kerls nur einmal fort, gedenke er noch mit vier ziemlich großen Schiffen bis zu Ende Auguſt's die See zu halten.“

Das Unglück jedoch verfolgte leider unſeren Ritter unausgeſetzt; denn die nach England abgeſchickten Briefe trafen Sir Ralph Winwood nicht mehr am Leben, und ſein beſter Freund und Gönner, der ihn aus der fatalen Geſchichte ſicherlich herausgeſchlagen haben würde, war ihm mit dieſem edlen und thätigen Staatsmann entriſſen. Wir kommen nun auf den Stand der Dinge in England zurück, wie er gleich

nach Abfahrt der Flotte für Sir Walter ſich bereitet und auf das drohende Gewitter, welches, in Folge der unglücklichen Ergebniſſe, immer mehr aufſtieg.

Der ſpaniſche Botſchafter, Don Gondomar, in London war auf die Expedition Raleighs ſchon im Beginn aufmerkſam gemacht und auch in Kenntniß geſetzt worden, daß der unternehmende Mann mit noch etwas ganz Anderem ſchwanger gehe, als einer bloßen Entdeckungsreiſe, wie die oſtenſible Beſtimmung laute. Vielleicht hatte Raleigh unvorſichtig gegen Perſonen, die nicht ſo ganz reinen Mund hielten, ſein Geheimniß ausgeſprochen, vielleicht auch war, was man als von ihm beabſichtigt, geltend machte, ein auf allgemeine Beſchuldigungen gegründeter Vorwurf. Es hieß nemlich: er gehe nicht ſo faſt damit um, die Bergwerke in Guiana zu entdecken, als die ſpaniſche Silberflotte zu erobern und die reichen Städte in den ſüdamerikaniſchen Kolonien der Spanier anzugreifen, ihre Schiffe zu verbrennen, und mit einem Theil der ungeheuren Beute, jede Verantwortlichkeit, die hierdurch auf ihn kommen würde, bei dem geldarmen, ſchmutzighungrigen Könige, der ſolchen Beweggründen nur mühſam widerſtand, nieder zu ſchlagen, oder, falls er in ſeiner Berechnung ſich auch täuſchen ſollte, mit dem reichen Raube in ein andres Land ſich zu flüchten.

Dieſe kühne Idee, welche nachmals die Flibuſtiers

und namentlich ihr berühmteſtes Haupt. Montbar den Vertilger, zu Cromwells Zeiten, ausgeführt, ſcheint Walter Raleigh nicht unähnlich, und die Wahrſcheinlichkeit gewinnt an Stärke, wenn man die allgemeine Stimmung der Zeit, unter den Proteſtanten zumal, gegen Spanien, erwägt, welches als ein habſüchtiger uſurpatoriſcher, fanatiſch- glaubensverfolgeriſcher Tyrann, ja als Feind des Kontinents betrachtet wurde, gegen welchen man alles für erlaubt hielt; und wenn man den perſönlichen Haß des Ritters, mit in Anſchlag bringt, welcher einerſeits von ihren Gräueln in Südamerika ſo vieles gehört und geleſen hatte, und welchen anderſeits die durch die Thaten der Eroberer Cortez, Pizarro u. ſ. w. lebhaft geſteigerte, ſelbſt im alten Manne noch ungeminderte Phantaſie zur Nachahmung reizte.

Der ſpaniſche Botſchafter hatte durch ſeine Späher bei Hofe, auf welchen ſeine feinen Manieren, ſein glänzender Witz und ſeine, namentlich in Ausbeutung und Kirrung der Gelehrteneitelkeit Jakobs I. glückliche, Schmeichelkunſt großen Einfluß ihm verſchafft, die dem Ritter ertheilten Verwilligungen bald ausgemittelt und eben ſo deſſen weiteren, theils öffentlichen theils geheimen Plan wegen den ſpaniſchen Beſitzungen. Er proteſtirte feierlich gegen das Unternehmen und bezeichnete es geradezu als eine „Seeräuber-Expe-

dition.“ Der König ließ, da Sir Walter noch nicht abgegangen, das Privilegium ſich herreichen, ſah es von Neuem durch und nahm eigenhändige Verbeſſerungen darin vor. Sie beſtanden darin, daß Raleigh und ſeinen Leuten zwar die Befugniß ertheilt wurde, Handel zu treiben und ſich zu vertheidigen, nicht aber das Recht: Andere anzugreifen und zu unterjochen; ja die Unternehmung wurde ſogar auf die von wilden und ungläubigen Nationen bewohnten Länder ausgedehnt. Der König trieb die Gefälligkeit noch weiter und verbot Sir Walter'n ausdrücklich, die Unterthanen ſeiner Bundesgenoſſen und namentlich des Königs von Spanien zu beeinträchtigen, und begehrte ſogar die Angabe der Plätze, wohin man gehen wolle und die der Stärke der bewaffneten Macht, welche mitgenommen werden ſollte. Der Botſchafter bekam, ob durch Beſtechung und Untreue, oder, was ſogar wahrſcheinlich, durch eine höchſt tadelhafte Zutraulichkeit des Königes ſelbſt *), das Aktenſtück zur Einſicht, nahm

*) Er hatte das Unternehmen in ſeiner ganzen frühern Integrität gebilligt, darauf in ſeinen Schutz genommen, unter dem es auch in der veränderten Geſtalt noch ſtand. Dadurch, daß er einen Dritten, einen natürlichen Gegner, in die Karte ſehen ließ, half er eine Sache vereiteln, von welcher er doch ſelbſt für den Staatsſchatz und ſeine Privatkaſſe gewinnreichen Erfolg erwartete.

alsbald eine Abſchrift davon und ließ ſie, ſammt einer Verſtärkung an Truppen, ſeinem Bruder, dem Gouverneur von St. Thomas, zuſenden *).

Als Raleigh noch auf der Rhede lag, hatte er

*) Campbell (Geſch. der engl. Seemacht unter Jakob I.) faßt den ganzen Hergang und Zuſammenhang ſehr richtig auf und druckt hierüber ſich folgendermaßen aus: „Der von Sir W. Raleigh entworfene Plan war, trotz des großen Geſchrei's, das die Spanier darüber erhoben, ſehr wohl zu rechtfertigen. Es geht auch wirklich klar genug hervor, daß die Beſchwerden ihres Geſandten, Don Diego Sarmiento d'Acunha (nachmals Graf Gondemar) nicht ſo ſehr auf Begriffen von Unrechtmäßigkeit deſſelben, als auf einem ſpaniſchen Staatsſtreich ruhten; es ward ein gewaltiger Lärm unter einem falſchen Vorwande gemacht, um die wahre Abſicht der Reiſe Sir Walters zu entdecken. Und hierin begünſtigte Jenen das Glück nur allzuſehr. Denn auf ſeine (des Geſandten) Vorſtellungen ward der vortreffliche Mann genöthigt, einen umſtändlichen Bericht, ſowohl von ſeinen Zurüſtungen, als auch von dem auszuführenden Plane ſelbſt, zu erſtatten; derſelbe ward den Spaniern (man weiß nicht wie?) mitgetheilt. Dadurch erhielten ſie Gelegenheit, für's erſte, ſein Unternehmen im Beginn zu vereiteln, und ſodann, nach ſeiner Rückkehr, ihn um ſeinen Kopf zu bringen, zur ewigen Schande dieſes Königreichs und zum größten Schaden der Nation. Denn der Plan des Ritters, Guiana zu beſetzen, war ohne allen Zweifel nicht nur wohl angelegt, ſondern auch wohl begründet, und hätte man denſelben befolgt, ſo würde jenes Land den Engländern eben denſelben Vortheil gebracht haben, als Braſilien den Portugieſen."

von dem franzöſiſchen Bothſchafter des Marcts mehrere Beſuche erhalten. Da der Gegenſtand derſelben nicht bekannt wurde, ſo erzeugte dieß in Jakob Verdacht und vielleicht ſchrieb ſich daher die veränderte Stimmung hinſichtlich der Perſon und Expedition von Raleigh.

Es wird erzählt, vor der Einnahme von St. Thomas hätten mehrere ſeiner Leute dem Admiral Vorſtellungen über ſolch' vermeſſene Uebertretung der erhaltenen Inſtruktion gemacht, wogegen derſelbe eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs vorgeſchützt, jener Stadt ſich zu bemächtigen, ſobald man in dem Vorhaben, die Minen betreffend, ihn von dort aus ſtören würde. Ebenſo wurde, vielleicht von den voraus geeilten ſchlimmen Subjekten, deren Raleigh in ſeinem letzten Schreiben an Winwood erwähnt, verbreitet: ſein Sohn Walter habe, als er das Kriegsvolk wider die Stadt angeführt, demſelben ironiſch zugerufen: „Kommt, liebe Leute! hier liegt die Mine, die ihr erwartet habt. Narren ſind's, die eine andere zu finden glauben!“ Dadurch habe der Jüngling des Vaters Geheimniß wider Willen ſelbſt verrathen.

Nach dem tragiſchen Ende des Keymis und dem Abzug ſeiner noch übrigen Mannſchaft, lag der Ritter noch neun Wochen lang ununterbrochen beim Capo da Gallo. Endlich entſchloß er ſich, zu einer Bewe-

gung von einigen Meilen vorwärts, den Karaiben zu. Allein er erlitt darüber von ſeinen Leuten großen Widerſpruch, da man befürchtete, daß das bei Trinidad zurückzulaſſende Fußvolk entweder von feindlicher Uebermacht aufgerieben werden, oder durch Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehen könnte. Ueberdies zeigte ſich bei ihnen ein immer größeres Mißtrauen in den Oberanführer, da von den Minen ferner die Rede nicht mehr war, und eine heftige Sehnſucht der Rückkehr nach England ergriff ſie. Raleigh verſammelte den Kriegsrath in ſeiner Kajüte und theilte ihnen ſeinen Plan mit: vorerſt nach den neu entdeckten Ländern zu ſegeln und Erfriſchungen einzunehmen, ſodann aber nach den weſtlichen Inſeln zuzuſteuern und auf die ſpaniſche Flotte, die von Meriko erwartet wurde, zu lauern, welcher gegenüber ein alle erduldete Mühſal reichlich erſetzendes Abentheuer beſtanden werden ſollte; nach England ſelbſt zurückzukehren, gedenke er für jetzt noch nicht, da er im Ungewiſſen ſey, wie ſeine Verrichtungen zu London aufgenommen werden dürften. „Ich will, — ſchloß er endlich — meinen Kopf ſo lange nicht unter den Gürtel des Königs legen, bis ich die Begnadigung mit dem großen Siegel vor mir ſehe!“

Trotz der Gegenreden mehrerer Kapitäne und eines Theils der Soldaten, ging er daher friſch unter Se-

gel; allein das Mißvergnügen unter der Mannſchaft wuchs und die Mehrzahl rief unaufhörlich: „Nach England! nach England.“ Raleigh ſtieg irgendwo an's Land und befahl ihm zu folgen; aber er ſah ſich verlaſſen und genöthigt wieder an Bord zu gehen. Er fügte ſich in die Nothwendigkeit und gab den Soldaten vor: es ſey nunmehr auch ſein Wille. Kaum hatte er mit vollen Segeln die unwillkommene Heimfahrt endlich angetreten, als er von fern einer franzöſiſchen Barke anſichtig ward. Der Gedanke ſtieg in ihm auf, ſich in dieſelbe, als in ſicheren Schutz zu flüchten; er bot ſeinen Leuten das Schiff, welches er führte und welches viele tauſend Pfund werth war, zum Eigenthum an, wenn ſie ihn hinüberführen wollten; allein ſie weigerten ſich deſſen; und ebenſo ward der neue Vorſchlag, nach Holland zu ſteuern, verworfen. Daſſelbe war bei der Iriſchen Küſte mit einem andern Fahrzeuge der Fall. Die Mannſchaft, in Partheien zertheilt und in förmlichem Aufſtand gegen den Befehlshaber, ſchleppte ihn gleichſam als Geiſel mit und vereitelte ſeinen Verſuch, heimlich in einem Boote ſich weg zu ſchleichen. Förmlich gezwungen alſo, und wie ein Gefangener gehalten, mußte er bei Kingſale in Irland an's Land ſteigen.

Unglücklicherweiſe hatte gerade ein paar Tage zuvor Don Gondomar die Nachricht von dem Ueberfalle

von St. Thomas, von der Zerſtörung dieſer Stadt und dem gewaltſamen Tode ſeines Bruders empfangen. Alsbald begab er ſich nach Hof, ſtellte die bitterſten Klagen wider Sir Walter Raleigh und deſſen Genoſſen an und begehrte, kraft der zwiſchen den Kronen England und Spanien beſtehenden Traktate, die exemplariſche Beſtrafung der Uebelthäter, für Landfriedenbruch, Mord, Brand und Raub.

König Jakob wurde durch dieſen Vorfall in nicht geringe Beſtürzung verſetzt, welche, da Raleigh mit leeren Händen und ruhmlos zurückkam, alsbald in heftige Entrüſtung ſich verwandelte. Er gab (unterm 1. Juli) indem er öffentlich zugleich das Benehmen des Ritters mißbilligte und Jedermann aufforderte, über alles was damit zuſammenhing, Nachricht an den geheimen Rath zu erſtatten, alsbald nachdem Jener in Plymouth gelandet, Sir Lewis Stuckley, Admiral der Grafſchaft Devon, Befehl, Sir Walter's ſich zu bemächtigen und denſelben, wiewohl in mäßigen Tagreiſen, in Anbetracht der geſchwächten Geſundtheit, nach London zu bringen. Sir Stuckley, ein naher Anverwandter des Ritters, beeilte ſich, die Ordre zu vollziehen und es bedurfte hiezu weder großer Liſt, noch Gewalt, da der böſe Stern Raleighs dieſen ſelbſt in ſeine Hände führte, und er entweder von ihm zum Vertrauten gemacht worden,

oder ihm ſelbſt die Aufforderung zu allerlei, was ihn verfangen konnte, argliſtigerweiſe ertheilt hatte. In Unterhandlungen mit einer franzöſiſchen Barke, um nach Frankreich ſich überzuſchiffen, und bereits auf dem Wege nach der Barke, beſann Raleigh ſich wieder eines Andern und beſchloß vorerſt noch den Gang der Ereigniſſe etwas weiter abzuwarten.

Inzwiſchen gewann Stuckley Zeit ſeiner Perſon ſich zu verſichern. Die vereinigten phyſiſchen und pſychiſchen Leiden hatten ſeinen Geiſt etwas geſchwächt und verwirrt; ſein böſes Schickſal ſtand jetzt vor ihm und ſchilderte ihm die bevorſtehende Zukunft mit den ſchwärzeſten Farben. Der ſiebzehnjährige Bewohner des Towers empfand Grauen vor einer neuen Haft in deſſen Mauern, oder er fühlte das Beil, welches Eſſer's Haupt getrennt, bereits auch auf ſeinem Nacken. Endlich, nachdem er ſeine Kräfte wieder etwas geſammelt und reiflicheres Nachdenken ſich eingeſtellt, ſuchte er vor allem Zeit zu gewinnen, damit das königliche Urtheil ihn nicht überraſche und er Gelegenheit finde, dem Gefängniß zu entfliehen. Er ſtellte ſich krank und beſtach den ihm zugeſchickten Arzt, Manouri, einen Franzoſen von Geburt und durch allerlei Charlatanerien in der Chemie etwas bekannt geworden, dahin, daß er Arzneien ihm verſchaffte, wodurch heftiges Aufſtoßen verurſacht und ſcharfe

Blaſen auf Stirne, Naſe, Bruſt, Arme und Beine gezogen wurden. Und nun ſtampfte er (in Hr. Drake's Wohnung) mit Händen und Füßen wider den Boden, riß ſich die Haare aus, fluchte entſetzlich und rief beſtändig aus: „Gottes Wunder! iſt's möglich, daß mir mein Unglück alſo wieder auf den Kopf fällt!" Der Arzt berichtete es Herrn Stuckley, welcher Mitleid mit dem Zuſtande des Gefangenen fühlte.

Zu Salisbury, auf dem Wege nach London, begehrte Raleigh ein Brechpulver von Manouri, jedoch ſollte die Sache geheim gehalten werden, und er vertraute nun thörichterweiſe dem Abentheurer ſeinen verſteckten Plan an, den König durch eine künſtliche Krankheit zu rühren und den Arm der Gerechtigkeit ſo lange aufzuhalten, bis Mittel zur Flucht ermittelt worden wären. Auf ſein Bett gebracht, klagte er ſehr über gänzliche Erſchlaffung, in Folge der Anſtrengungen der Reiſe von Scherborne bis Salisbury, und hierin hatte allerdings Sir Stuckley des Königs Auftrag ſchlecht befolgt, da dieſer Weg keine kleine, ſondern eine Tagreiſe von nicht weniger als 35 engliſchen Meilen war. Nach der Mahlzeit ſchützte er einen heftigen Schwindel vor, welcher ihm völlig das Geſicht benehme; er eilte vom Bette auf, hielt die Hände vor die Augen und taumelte längs der Kammer umher. Sir Stuckley ſuchte ihn, beim Arme faſſend,

zu leiten; allein der Ritter ſtieß mit dem Kopf ſo hart an einen Pfoſten der Gallerie, daß jener ihn wirklich für ſehr krank hielt.

Des andern Tages in der Frühe, als Stuckley, Sir Cuthbert und Manouri gerade beiſammen waren, trat ein Diener Raleighs, ganz verwirrt vor Schrecken aus der Kammer und meldete: ſein Herr ſey hirnwüthig geworden, im bloßen Hemd aus dem Bette geſprungen, krieche auf Händen und Füßen in der Kammer umher, und zerkratze, zerbeiße und zerreiße die Binſen in derſelben *).

Als Manouri, auf Bitten des Dieners, allein hineinkam, fand er den Ritter wieder zu Bette und erhielt auf die Frage: was ihm fehle, zur Antwort: „mir fehlt nichts; ich habe alles mit Fleiß gethan!“ Raleigh verlangte jetzt das verſprochene Vomitiv und ſteckte es zu ſich. Sobald Sir Stuckley nun auch in die Kammer trat, erneuerte jener ſein Springen und Toben wieder, ſtellte ſich von Krämpfen und Gliederzuckungen ſo heftig überfallen und zog Beine und Arme ſo künſtlich feſt zuſammen, daß der Admiral und ſeine Begleiter Mühe hatten, ſie ihm wieder aus

---

*) Eine damals in England herrſchende Art, den Fußboden der Zimmer zu zieren; Eliſabeth ſelbſt hatte keine beſſere Bodenbedeckung.

einander zu ziehen. Sir Lewis ließ ihn jetzt durch warme Tücher reiben, bis er am ganzen Leibe ſchwitzte, Raleigh hatte Mühe, das Lachen dabei zu verhalten, und er erzählte ſpäter Manouri, dieſem Lachreiz in reichem Maße Raum verſtattend, wie er ſehr die medizinischen Talente Stuckley's habe bewundern müſſen.

Die Blattern und Geſchwüre, welche das Blaſenpflaſter bewirkt, brachen ſo ausſatzartig und häßlich heraus, daß Stuckley und noch mehr die königlichen Räthe, welche ihn zu verhören beordert waren, wahrhaft Eckel empfanden; als jedoch Manouri, welchen der Admiral zu Rathe zog, nur oberflächlich und gleichgültig hierüber ſich ausſprach, ward derſelbe nachdenklich und ſetzte den Biſchof von Elie von der Sache in Kenntniß. Dieſer rieth noch zwei Doktoren mit zu nehmen. Dieſelben zeigten ſich bei Beſichtigung des Patienten ungemein verwundert und wußten nicht, was ſie von der Sache halten ſollten. Auf jeden Fall verboten ſie ſtreng, den Gefangenen an die Luft zu laſſen, da ihm ſolches das Leben koſten würde. Sie ſtellten Stuckley dies Gutachten ſchriftlich aus und Manouri unterſchrieb es mit.

Raleigh freute ſich des bisherigen Gelingens ſeiner Liſt ungemein und hielt ſich bereits für gerettet, beſonders da auch das Brechmittel inzwiſchen zu wirken begann und in Gegenwart der Doktoren und des Ad-

mirals eine ſtarke Entleerung erfolgt war. Nur der Punkt des Urins, welcher ebenfalls vorgezeigt werden ſollte, machte ihn noch bedenklich; aber Manouri hatte auf ſeine Bitte, ein Mittel zur Trübung deſſelben zu erſinnen, bereits Hülfe geſchafft, und das Glas, in welches er gelaſſen werden ſollte, vorher mit etwas angeſtrichen, das dem Urin eine ganz eigene Farbe gab. Die weiſen Herren von der Fakultät hegten nun die ganz untrügliche Ueberzeugung: des Ritter Raleighs Krankheit ſey tödtlich und unheilbar.

Sir Walter ſpielte die Komödie weiter fort und ließ ſich, ebenfalls durch Manouri, den Arm mit ſeidenen Bändern ſteif binden, in der Hoffnung, wenn ihm zu Ader gelaſſen würde, das Blut aufzuhalten. Allein nun verrieth ſich allmählig ſein Anſchlag durch allerlei beſondre Zufälle, obgleich er noch für einen Zuwachs von Blattern auf verſchiedenen Theilen ſeines Körpers, mittelſt friſcher Blaſenpflaſter, geſorgt hatte.

Der wüthende Hunger der ihn überfiel, drohte zuerſt das Geheimniß zu entdecken und nur mit großer Mühe gelang es Manouri die heimlich für ihn gekaufte Speiſe ihm ebenfalls heimlich zuzubringen. Als er einſt einige Stunden, größerer Ruhe willen, von ſeinen Wärtern allein gelaſſen worden, ſetzte der vermeintliche Todtkranke eine lange Vertheidigung an das Parlament auf, welche Manouri ihm abſchrieb und

welche ſpäter dem Könige eingehändigt wurde. Dieſes merkwürdige Memoire, das zugleich einen neuen anziehenden Beitrag zur Kenntniß des Ideenganges und der Darſtellungsweiſe unſeres Helden liefert, lautete wie folgt:

„Da ich nicht weiß, ob Gott mir noch ſo lange das Leben friſten wird, um vor Ew. Hochwürden erſcheinen zu können, ſo habe ich, um Sr. Majeſtät unterthänigſt genug zu thun, ſchriftlich hier all dasjenige abgefaßt, was zur Erklärung meiner Unſchuld und Abwälzung der mir gemachten Vorwürfe dienen kann. Wahrheit iſt's, daß ich, ob ich gleich dem Könige mit eröffnet, mein Vorhaben bezwecke eine Landung auf Guiana, denſelben von der Anweſenheit ſpaniſcher Koloniſten in jedem Lande in Kenntniß geſetzt habe; ebenſo, daß ich in meiner Inſtruktion keine Vollmacht erhalten die Spanier daraus zu vertreiben. Auch von meinem Anſchlage auf St. Thomas hatte Se. Majeſtät noch keine Kunde, noch irgend einen Theil daran. Da mir jedoch bekannt geweſen war, daß der Anſpruch, der Titel und der Handel Sr. Majeſtät in jenem Lande rechtmäßig und chriſtlich, indem die Eingebornen ſelbſt von freien Stücken die Königin Eliſabeth als ihre hochgebietende Souveränin angenommen hatten und ihnen durch mich von Seite dieſer Fürſtin Schutz gegen die Spanier zugeſichert worden

war, ſo hegte ich keinen Zweifel in die Geſetzmäßigkeit meines Verfahrens, mit Gewalt in Guiana zu erſcheinen, von dem Geſichtspunkte dabei ausgehend, daß die Spanier keinen andern Rechtstitel, (des Pabſtes Schenkung etwa ausgenommen) geltend machen können, als den der Gewalt.“

„Ueberdieß hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Spanier erſt einige Jahre nach meiner Beſitzergreifung im Namen der Krone England, Fuß in dem Lande gefaßt. Dieſer Punkt muß feſtgehalten werden; denn für den Fall, daß Se. Majeſtät keinen Anſpruch auf Guiana beſeſſen, verdiente ich mit eben ſo viel Fug ein Dieb geſcholten zu werden, (weil ich Gold aus den Minen des Königs von Spanien genommen,) als die Spanier mich jetzt einen Friedenbrecher nennen; denn ebenſo wenig es den Spaniern erlaubt ſeyn dürfte, Zinn aus Kornwallis zu holen, ebenſo wenig darf man ſich aus einem Lande, das als ſpaniſches Beſitzthum anerkannt werden, Gold verſchaffen. Wäre obgenannte Weiſe von Beſitzergreifung hinreichend, ſo könnte ſich der König von Spanien mit dem gleichen Rechte auch Herzog von Großbrittanien ſchreiben; denn ſeine Truppen haben Breſt beſetzt gehabt und es befeſtigt; daſſelbe iſt an mehreren anderen Orten ihrerſeits ebenfalls geſchehen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majeſtät recht gut

wiſſen, was Ihr für ein Recht auf Guiana zuſteht, da ſchon zu den Zeiten M. Charles Leighs und M. Harecourts, Engländer die Erlaubniß zu einer Niederlaſſung und Pflanzung darauf erhalten hatten; ebenſo weiß ich ſelbſt recht gut, daß lange vor dieſer Periode an die 5000 Engländer am Orinoko ſich niedergelaſſen haben würden, wenn nicht meine Reiſe dahin über zwei Jahre lang aufgezögert worden wäre, in Folge der Fahrt nach Cales-Males, unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Guiana, und ſodann durch die andere Fahrt nach den Inſeln. Ihre Majeſtät (die Königin Eliſabeth) faßte damals den Beſchluß, weder Mannſchaft noch Schiffe mehr aus England abgehen zu laſſen, ſo lange nicht der Aufruhr in Irland beſchwichtigt ſeyn würde. Nach dieſer Zeit verſchaffte der Tod der hochſeligen Königin und meine lange Gefangenſchaft den Spaniern Spielraum genug, eine Stadt auf Stöcken und Pfählen in Guiana und zwar am Ufer des Orinoko zu gründen, welcher ſie den Namen St. Thomas gaben. Allein es gelang ihnen nicht, auch nur einen von den Kaziken oder Eingebornen des Landes auf ihre Seite zu zieh'n, ſondern dieſelben ſtanden ihnen ſtets in Waffen gegenüber, wie der Gouverneur ſelbſt in einem Schreiben an den König von Spanien ſolches bezeugt hat."

„Ich glaube nicht, — wenn mir vergönnt iſt, frei

zu reden, daß durch meine Landung auf Guiana der Friede gebrochen worden; denn wo kein Friede beſteht, kann man keinen brechen. Daß uns aber die Spanier in dieſen Gegenden keinen Frieden halten, geht aus dem eigenen Brief ihres Königes an den Gouverneur derſelben hervor, in welchem der Befehl ertheilt ward, alle die Spanier und Indianer, welche mit brittiſchen Unterthanen Handel treiben würden, hinzurichten. Es haben auch die Spanier zu Thomas noch vor wenigen Jahren ſechs und dreißig Perſonen ertödtet, die mit Hrn. Hail von London aus dahin gezogen; eben ſo erſchlugen ſie mehrere von meinen Leuten, als dieſe, und zwar unbewaffnet, und auf das von Jenen gegebene Ehrenwort vertrauend, ausſtiegen; deßgleichen fand Hr. Thorne mit vielen andern Engländern, ohngefähr ein Jahr vor meiner Befreiung aus dem Tower, am Orinoko ihren Tod durch ſie auf ſchändliche Weiſe. Wenn das nun friedliche Handlungen ſind, ſo beſteht allerdings Frieden zwiſchen uns und den Spaniern; ſieht man es aber als Akte des Krieges und grauſa- mer Feindſeligkeit an, ſo konnte durch das, was wir gethan, kein Friede gebrochen werden.

Wie ſoll es ferner mit der Größe des ſpaniſchen Königes ſich vereinbaren, daß er uns Feinde nennt, ſo lang ihm Hoffnung bleibt, uns in Stücken hauen zu können, im Falle des Mißlingens ſolcher Anſchläge

jedoch uns Friedbrecher zu heißen, und zwar in einer und derſelben Sache? Wahrlich dieß iſt ungereimt und ein baarer Widerſpruch. Allein es iſt faktiſch, daß jener König uns „Engliſche Feinde“ betittelt hat, und zwar in ſeinem Briefe an den Gouverneur von Guiana, datirt: Madrid am 19 März, eh' und bevor wir nur die Themſe verlaſſen.“

„Wenn es dem Könige von Spanien beliebt hätte, innerhalb der 17 Monate (welche unter den Zurüſtungen der Flotte verſtrichen) nur einmal an Se. Majeſtät zu ſchreiben und Sie zu überzeugen, daß unſere Landung auf Guiana als Friedensbruch zu betrachten ſey, ſo würde S. Majeſtät zweifelsohne uns nimmermehr erſtattet haben, für einen ſolchen Zweck unter Segel zu gehen; gewiß, dieß hätte ihm weniger Mühe und Koſten verurſacht, als die Ausrüſtung von 300 Soldaten und die Abſendung von 10 Geſchützſtücken aus Puerto Rico, welche, wenn ſie zur Zeit unſerer Ankunft vor St. Thomas bereits angelangt wären, unſere Kompagnieen niedergeſchmettert und hiemit aller Klage ein Ende gemacht hätten.“

„In Betreff des Punktes der fraglichen Landung, muß ich geſtehen, daß wir der Anſicht huldigten: die Spanier müßten aus ihrer Stadt vertrieben werden, wenn wir anders das Gebüſche paſſiren wollten, das

die Minenberge rings umzieht; hiezu hatte ich denn auch — ich läugne es nicht — alsbald den Entſchluß gefaßt. Allein als ich die Sache beſſer in Ueberlegung gezogen, war ich geſonnen, mit der Einnahme der Stadt einzuhalten, bis ſichere Kunde mir geworden, ob die Beſchaffenheit der Minen wirklich ſolche Anſtrengungen verdienen; ich ertheilte demnach dem unter meinem Befehle ſtehenden Kriegsvolk die Ordre, daß nur in dieſem Falle, eine Beſatzung in die Stadt gelegt und die Spanier daraus vertrieben werden ſollten; den Ort ſelbſt mit Feuer zu verwüſten, kam mir niemals in den Sinn, und in der That wußten meine Leute keine Rechenſchaft über ihr gegentheiliges Benehmen abzulegen. Ich zog deßhalb nach ihrer Rückkehr ſowohl den Sergeant-Major Keymis zur Rede, warum ſie es doch gethan und nicht zuerſt die Mine ausgekundſchaftet, ehe ſie zur Einnahme der Stadt geſchritten? — worauf ſie mir antworteten: Obgleich zwiſchen der Mine und ihren Schuyten, die ſpaniſche Beſatzung gelegen, ſo hätten ſie dennoch, meiner letzten Ordre zu Folge, zwiſchen der Stadt und der Mine anzulegen ſich genöthigt geſehen; die Spanier ſeyen darauf, ohne daß nur ein Wortwechſel zwiſchen ihnen vorgefallen, alsbald auf ſie eingeſtürmt und hätten unter dem Rufe: „Pecos Engleses!“ (Engliſche Hunde,) Feuer auf ſie gegeben, auch, durch die

Unterhaltung dieſes Feuers und dieſes Scharmützels ſie herumgezogen und geleitet, bis zum Eingang in die Stadt, ohne daß ſie, die Engländer, ſichere Kenntniß zuvor gehabt, in welcher Gegend ſie ſich befinden; die Spanier ſelbſt hätten demnach den Frieden zuerſt gebrochen und ſie gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ohne dieß wäre der ganze Zweck ihres Zuges, die Erforſchung der Mine, rein unmöglich geweſen.“

„Der Vorwurf alſo, daß wir uns an dem Könige von Spanien, durch unſere Landung von Guiana, vergriffen, zerfällt rein in nichts, er wird für's erſte geſchwächt und gänzlich entkräftet, durch den Titel und Rechtsanſpruch, welchen Se. Majeſtät auf das Land beſeſſen; zweitens gab es nie einen König, der einem andern Souverain oder Staate, durch Beſchädigung ſeiner Unterthanen an Leib und Gut, wie uns geſchehen, den kleinſten Weg eröffnet hätte; den Spaniern ſollte es freiſtehen, uns, gewaltſam oder verrätheriſch, zu ermorden, dagegen uns nicht geſtattet ſeyn, unſerer Haut uns zu wehren und mit gleicher Münze ſie zu bezahlen. Eben ſo kömmt der Punkt der Oberherrlichkeit und Unterwürfigkeit in Erwägung, welchen ein unumſchränkter Monarch nie noch ſo leicht aufgeben hat noch ſo leicht aufgeben wird. Drittens ſcheint aus der Sache vorgehen zu wollen, daß die

Engländer den Spanier höher ſchätzen und vor ſeiner Macht ſich fürchten, als die Franzoſen und Niederländer, welche täglich aller Orten in Weſtindien einbrechen und gleichwohl bei ihrer Heimkehr nichts dafür zu befahren haben. Vor Kurzem erſt, als ich zu Plymouth mich aufhielt, lief ein franzöſiſcher Edelmann, Elorge, mit 4 Segeln und 300 Mann, aus, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, bei allen Plätzen in Weſtindien zu landen, zu ſengen und zu plündern, wo es ihm nur möglich werden würde; und dennoch iſt der König von Frankreich Gemahl der Tochter des Königs von Spanien.“

„Dieß iſt nun alles, was ich vorzubringen weiß, als etwa noch, daß ich meinen Stand vollends zu Grunde gerichtet, meinen Sohn und meine Geſundheit eingebüßt, und mehr Elend ausgeſtanden habe, als irgend ein Menſch auf der Welt, alles in der Hoffnung, dem Könige einen Dienſt zu erzeigen. Ich kann nicht begreifen, noch verſtehen, daß ich irgend eine Feindſeligkeit verübt, als die: ein Land betreten zu haben, das der Krone Englands angehört hatte und aus dem die zuvor darin angeſiedelten Britten von den räuberiſchen Spaniern vertrieben worden ſind.“

„Keine Weſtindiſche Orte ſonſt, darauf die Spanier ein Recht beſaßen, nahm ich ein und ich bin nach England zurückgekehrt, auf augenſcheinliche Gefahr

meines Lebens, welches blos noch auf Sr. Majeſtät Gnade ſich ſtützt, und kein Menſch, noch irgend ein Drang der Umſtände konnte davon mich zurückhalten. Eben dieſer Gnade, Güte und Milde vertraue ich auch jetzt noch; ſollte aber Se. Majeſtät der Ueberzeugung ſeyn, daß ich der Drangſale nicht genug erlitten, ſo mag ſie dem keine Arbeit ſcheuenden, unglücklichen Beſitzer eines erbärmlichen Lebens derſelben noch mehrere auferlegen.“

Dieſe Vorſtellung erfreute ſich des günſtigſten Eindrucks und Erfolges und mehrere darin geltend gemachten politiſchen und inneren Gründe, von einem Anflug von Nationalſtolz unterſtützt, ſprachen durchaus für den Mann, welcher auch das Vermeſſene und Frevelhafte nur im höheren Intereſſe und für den Ruhm des Landes, oder gedrängt von den Umſtänden, gethan zu haben ſchien. Allein Sir Walter verdarb ſich ſeine Sache ſelbſt durch allerlei Unbeſonnenheiten, wie man nun hören wird.

Als Sir Stuckley eines Abends mit ihm über den Urſprung ſeiner Krankheit und namentlich der Blattern, ſich unterhielt, bemerkte Letzterer ganz ernſthaft, „So war mir Gott helfe, ich bin des Glaubens, daß ich vor der Ankunft in dieſer Stadt, Gift bekommen. Ich weiß, daß Hr. Parham, bei dem wir geherbergt, ein Spaniſchgeſinnter und eifriger Papiſt iſt und immer Pfaffen bei ſich hat, welche die Meſſe leſen; doch

wünſchte ich nicht, daß irgendwo davon die Rede fiele, und auch euch, Hr. Manouri, bitt' ich ſtillzuſchweigen.

Eines andern Tages, als Raleigh mit Manouri allein in verſchloſſener Kammer ſich befand, ſpazierte er in bloßem Hemde, dieſelbe auf und ab, beſah ſein Geſicht mehrmals im Spiegel und ſagte dann zu ſeinem Vertrauten: „Wie wollen wir ſeiner Zeit lachen, daß wir den König, ſeinen Rath, die Doktoren und die Spanier zuſammt auf ſolche Weiſe genarrt haben!"

Am 1. Auguſt traf der König zu Salisbury ein; Raleigh, welcher erwartete, in Bälde nach London abgeführt zu werden, hatte von ſeinem Krankenbette aus durch Manouri's Vermittlung, allerlei Briefe beſorgt und Maasregeln zur Flucht getroffen. Da er ſeinen Leibchirurg mit Leib und Seele ihm ergeben wähnte, ſo ſtand er nicht an, ihn tiefer in ſein Herz und ſeine Pläne ſchauen zu laſſen und machte ihm für den Fall ſeiner ferneren Mitwirkung für dieſelbe ſehr anſehnliche Verſprechungen für jetzt und die ganze Lebzeit. Der Franzoſe, erſchrocken jedoch über die möglichen Folgen einer Entweichung des Ritters, für ihn ſelbſt, und auch vielleicht, bei niedriger Denkungsart, durch die Hoffnung noch reicheren Lohns für den Fall des Verräthers ſeines Klienten, von der Regierung, gereizt, ſtellte ſich, als ginge er aus aufrichtiger Theilnahme an ſein Schickſal, in alles ein, und erfuhr nun

die Details der zur Flucht aus England von Sir Walter getroffenen Abrede.

Der Kapitän King war beauftragt, unterhalb Gravesend eine gemiethete Barke bereit zu halten und in einem Boote ihn dazu abzuholen. Dazu war aber die Veränderung des Aufenthaltes nothwendig und Raleigh wünschte, daß dieser, durch Manouri's Zuthun, in seinem eigenen Hause ihm verwilligt werden möchte. Von da aus gedachte er durch eine Hauptpforte leicht der Wachsamkeit seines Hüters Sir Stuckley zu entgehen, besonders da Niemand, bei dem Glauben an seine schwere Krankheit, auf den Gedanken einer Flucht verfallen würde.

Manouri verhieß ihm seinen besten Beistand, meinte aber, die Apologie, die der Ritter an König und Parlament eingesendet, werde hinreichen, ihn vor allen ferneren Verfolgungen seiner Person zu sichern. Hierauf bemerkte ihm Sir Walter in großer Gemüthsbewegung; „sprecht mir nichts mehr davon; ein Mann, der für sein Leben zu fürchten hat, ist nimmermehr ruhig.“

Die Bitte Raleighs, in seinem eigenen Hause die Krankheit abwarten zu dürfen, ward ihm wirklich, auf Verwendung einiger Freunde, bewilligt. Manouri, als er dieß vernommen, suchte ihn jetzt zu beruhigen und sagte zu ihm: „Herr Ritter! der König, welcher

Euch dieſe Gnade und Freundlichkeit erzeigt, hat dadurch klar bewieſen, daß er nicht nach Euerem Leben ſtrebe.“ Allein jener ſchüttelte den Kopf und meinte: „Ich traue dem Frieden nicht. Man hat alle Freundlichkeit angewendet, den Herzog von Biron nach Hofe zu locken und als man ihn daſelbſt hatte, fiel ſein Kopf. Ich bin es zu gewiß, daß ſie unter einander übereingekommen: es ſey nützlicher für das Staatsintereſſe, einen einzelnen Menſchen ſterben zu laſſen, als die kommerziellen Verhältniſſe und die mit Spanien beſtehenden Traktate vernichten zu laſſen, welche er gebrochen; das Blut eines Mannes mache den Handel gangbar und flüſſig.“

Man giebt nun Raleigh auch Schuld, daß er im Geſpräche mit Manouri höchſt unehrerbietiger Aeußerungen wider die Perſon des Königs, auſſer dieſen ſich habe zu Schulden kommen laſſen und daß allerlei Drohungen ſogar ihm entfallen ſeyen; unter andern: „Komme ich nur dießmal durch, ſo will ich ein Stücklein praktiziren und ein Spiel anrichten, daß König Jakob froh ſeyn ſoll, wenn er durch ſeine Bitten mich bewegen kann, wieder nach Hauſe zu kommen und daß er mir meinen früheren Stand und noch viel mehr dazu giebt. Auch will ich dem ſpaniſchen Könige alſo einfeuern, daß er von Herzen gern an den König von England ſchreibt und ſeine volle Verzeihung mir auswirkt.

War Manouri in ſeiner unbedingten Anhänglichkeit an den Ritter ſchon zuvor erſchüttert worden, ſo wurde er noch mehr erſchreckt durch das, was er jetzt angehört. Er befürchtete kein gewöhnliches Skandal, wenn derſelbe der Freiheit wieder gegeben worden und daß er als Genoſſe in eine Sache verwickelt werden könnte, welche, wie man zu ſagen pflegt, zu ſchlimmen Häuſern führen dürfte. Er verbarg ihm ſeine Beſtürzung nicht, ſondern erlaubte ſich ſogar die Frage: Im Fall es offenbar wird, daß ich Euch zu Eurer Flucht verholfen, was ſoll dann aus mir werden? Der Ritter antwortete: folgt mir nach Frankreich, das doch Euer eigentliches Vaterland iſt; laßt, was Ihr hier habt, im Stich; dort ſoll Euch für Alles reichliche Vergeltung werden.

Der Franzoſe war jedoch ein viel zu praktiſcher und nüchterner Mann, um ſicheres Beſitzthum für unſicheren Gewinn auf das Spiel zu ſetzen und Furcht ſowohl als Charakterloſigkeit beſtimmten ihn nun zur Entdeckung des Geheimniſſes an Sir Stucklev, worauf derſelbe alſogleich die Aufſichtsmaßregeln verſchärfte.

Dem Scharfſinn des Ritters entging die Urſache hievon nicht und ſuchte nun, als letztes Mittel, den Admiral ſelbſt, für ſeine Rettung durch Beſtechung zu gewinnen. Er ließ ihm 200 Pfd. Sterl. antragen, und ihm hiefür ein koſtbares Kleinod von 150 Pfd.

im Werth, ſo wie 50 Pfd. baar, vorzeigen. Der Admiral ſtellte ſich, als ginge er in die Sache ein und als ſey es ihm lieber, wenn ſein Vetter ſich aus England retten könne, ſtatt mit Schmach für die Familie daſelbſt zu bleiben oder gar auf dem Schaffott zu enden; nur darüber ließ er ihn fragen, wie es denn mit ſeiner Unter-Admiralſtelle von Devon, welche ihn 6000 Gulden gekoſtet, beſchaffen wäre, wenn die Flucht glücklich bewerkſtelligt und der König über ſeine, Stuckley's, Unſchuld hieran nicht völlig außer Zweifel ſeyn ſollte? Raleigh ſuchte ihn wegen dieſes Punktes vollkommen zu beruhigen und verſicherte ihn reichlicher Schadloshaltung, alsbald nach ſeiner Ankunft in Frankreich. Allein ganz war er hinfür doch nicht ohne Skrupel über Stuckley's eigentliche Geſinnung und gern hätte er, wie er dem Manouri freimüthig eröffnete, ohne deſſen Beihülfe den beſchloſſenen Plan ausgeführt; aber jener war durchaus unentbehrlich, auch hoffte er — was er unklug dem Chirurgen ebenfalls mittheilte — ſchon Rath zu finden, des Admirals wieder los zu werden.

Aus dieſen, allerdings wunderlichen, Reden ſchöpfte Manouri die Ueberzeugung, Raleighs Verheißungen ſey nicht ſo ſehr zu vertrauen, und daſſelbe, was er Stuckley bereite, könne auch ihm bereitet werden; darum riethen Klugheit und Selbſtpflicht, den Unge-

treuen und Zweideutigen ſeinem Schickſal zu überliefern, und der Sache den Lauf zu laſſen, welchen ſie durch die Entdeckung an Stuckley genommen.

Der Admiral, auf Betrieb Manouri's in perſönliche Beſprechung mit Raleigh gebracht, erſuchte dieſen, bloß noch um einige Geduld, der laufenden Berufsgeſchäfte wegen, welche ihn drängten; er ſchien durch den Anblick des Kleinods und die übrigen Verſprechen völlig ergeben geworden zu ſeyn. Sofort ward die Reiſe nach London angetreten und Sir Walter in ſeine Wohnung zu Brentford gebracht. Kaum war dieß bekannt geworden, als ein Agent des franzöſiſchen Botſchafters Leclerc, Mr. de la Chesnay, bei ihm erſchien, und aus Auftrag ſeines Herrn über wichtige, dem Ritter ſelbſt ſehr erſprießliche Dinge ſich zu beſprechen wünſchte. Derſelbe trug ihm eine franzöſiſche Barke, Empfehlungsſchreiben an den Gouverneur von Calais und die Abſendung eines Edelmannes an, welcher in letzterer Stadt auf ihn warten und alles Nöthige zur Weiterreiſe beſorgen ſollte. Raleigh lehnte die Barke ab, (da er auf die bereits gemiethete engliſche ſich mehr verließ); dagegen nahm er die Empfehlungsſchreiben dankbar, und zwar mit der Bemerkung an, daß ſeine alten Freunde und Bekannte in Frankreich meiſt alle ſchon der Natur den Tribut bezahlt hätten.

Nur die ungeſtümſte Sehnſucht nach baldmög-

lichſter Freiheit konnte die Unvorſichtigkeit entſchuldigen, mit welcher hier einem völlig fremden Menſchen, den der Ritter, wie er ſelbſt geſteht, nie zuvor geſehen hatte, geglaubt wurde. Allein gerade dieſe franzöſiſche Protektion war zugleich eine Falle, in welcher ſeine wachſamen Feinde ihn fingen, da ſie bis zu einem gewiſſen Punkte das Unternehmen gern ſich reifen ließen. Stuckley hatte aus Auftrag blos einen faktiſchen Beweis von Verbindungen Raleighs mit Frankreich zu erhalten geſucht und täglich bisher von allem, was mit dem Gefangenen vorgegangen und er von ihm oder über ihn in Erfahrung bringen konnte, an den geheimen Rath berichtet.

Am dritten Tage nach der Ankunft zu London, ſchlich Raleigh ſich aus ſeinem Hauſe und beſtieg zu beſtimmter Zeit, verkleidet, und in Begleitung von King, Stuckley und deſſen Sohn, das beſchriebene Boot, um den Strom hinab nach Graveſend zu fahren. Ein Kahn, welcher unmittelbar ihnen nachruderte, zog des Ritters Beſorgniß auf ſich. Als die Fluth ausblieb, waren ſie genöthigt, bei Greenwich zu landen und hier verhaftete Stuckley, plötzlich die Sprache verändernd, den Kapitän King, ſobald die Leute, welche keine andere waren, als Polizeiſoldaten, in dem Kahn ebenfalls zu ihnen geſtoßen, mit ihnen ſich vereinigt hatten. Raleigh ſelbſt wurde in ein Wirthshaus und am folgenden Tage in den Tower gebracht; Hrn. von Le Cerc

aber verbot man vorerſt den Hof und ſpäter ſchickte man ihn förmlich aus dem Lande *).

Jakob I. war durch die ſich drängenden Berichte von Raleighs Ausſagen und Apologie, Verſtellung und Komödie, Fluchtverſuch und franzöſiſchem Komplott ungemein erregt worden, auſſer dem, daß der Gedanke an die, trotz ſeiner ausdrücklichen Ordre, verübte Traktatverletzung und Befehdung des ſpaniſchen Gebietes ohnehin ſchon feindlich genug gegen die Perſon des Ritters ihn erfüllt hatte. Seine königliche Ehre, die er dem Botſchafter König Philipps als Garantie für den loyalen Charakter der Expedition angeboten, war verwirkt worden und ſomit nahm er was Sir Walter in Guiana gethan, noch überdies als perſönliche Beleidigung und Verachtung ſeines Anſehens auf. Es bedurfte daher kaum der rachſüchtigen Erinnerungen Don Gondomars, welcher das Wort: „Seeräuber! Seeräuber“ nicht genug in's Ohr donnern konnte und mit dem Aufhören der bisherigen Freundſchaft zwiſchen Spanien und Britannien, im Fall der Nichtzüchtigung Raleighs, drohte, um das Schwert der Gerechtigkeit auf dieſen endlich ſchonungslos fallen zu laſſen **).

*) Caylay. — Sowers. — Lingard. —

**) Zur leichteren Beurtheilung des ganzen verworrenen Handels haben wir die von Hume zuſammengefaßten, meiſt aus K. Jakobs eigener Denkſchrift darüber gezogenen Gründe, ſo wie die von Raleigh geltend gemachten Gegen-

Merkwürdig genug ſtritt man ſich zuerſt darüber, ob die früheren oder ſpäteren Vergehen des Ritters als Grund der Anklage gewählt werden ſollten. Die Antworten, welche der Gefangene im Tower gab, lauteten unbefriedigend. Die Richter ſprachen ſich dahin aus, daß, ſo lange über ihm ein Todesurtheil laſte, er dem Geſetze nach todt ſey und wegen eines früheren Verbrechens nicht gerichtet werden könne. Dennoch kündigte man zugleich ihm an: daß das im erſten Jahre der Regierung des Königes über ihn gefällte Urtheil, zur Strafe für die Plünderung und Verbrennung der Stadt St. Thomas, vollzogen werden ſollte.

Vier Tage ſpäter ward er vor die Schranken der Königsbench geſtellt, gebildet aus folgenden geheimen Räthen: dem Erzbiſchof von Kanterbury, dem Kanzler Bacon v. Verulam, dem Siegelbewahrer Grafen v. Worcheſter, dem Staatsſekretär Naunton, und dem Großrichter Edward Cooke. Raleigh wollte das ihm bei Abfahrt der Expedition ertheilte Privilegium, wodurch ihm Gewalt über Anderer Leben und Tod eingeräumt worden, zu ſeinen Gunſten geltend machen und die implicite hiemit ausgeſprochene Begnadigung daraus ableiten; hierauf unterbrach ihn der Präſident Ritter Harry Montague, mit der Erklärung: in Verbre-

gründe, in einer Beilage zur Biographie, gegeben, welche ſomit zu vergleichen iſt.

chen des Hochverraths könne die Begradigung nicht aus andern Umſtänden abgeleitet, ſondern ſie müſſe in beſtimmten Worten verliehen werden. Die Anrede ſelbſt, welche er an den Beklagten hielt, war übrigens in ſehr achtungsvollen Ausdrücken abgefaßt, wie es nur immer bei einem ſolchen Falle möglich war.

Die Anklagepunkte lauteten theilweiſe vag und waren ſo ſehr unter einander gemengt, daß man deutlich wahrnahm, wie dieſer Prozeß einen mehr politiſchen, als juriſtiſchen Charakter trug. Auſſer den Verbrechen gegen die Krone Spanien las man namentlich angeführt: daß R. von dem Könige von Frankreich einen Auftrag erhalten; daß er ehrfurchtwidrig von ſeinem Monarchen geſprochen; daß er die Lords Doncaſter und Carew angeklagt, ihm zur Flucht verholfen zu haben, und daß er bei der Hinrichtung des Grafen Eſſer, über den Fall ſeines Feindes unverholene Freude bezeigt *).

Nicht unwichtig iſt es, über das tumultariſche Urtheil, welches die verlegenen Richter über ihn gefällt, zwei ausgezeichnete brittiſche Hiſtoriker von verſchiedenartigen Gefühlen, zu hören. Campbell erklärt: „Daß dieſer Ausſpruch unrechtmäßig war und der

*) Caylay — Howell. — Hearne. — Hemingford. Lingard. IX. — Bandart. — Joneſton. Erasmus Franciſci: neu eröffneter Trauerſaal. —

Ritter Raleigh recht eigentlich ermordet wurde, iſt häufig behauptet, auch, nach meiner Anſicht, nie bezweifelt worden; allein ich glaube, daß der Beweis dafür nicht ſo deutlich geführt ward, als es gar wohl ſich thun ließe. Daher will ich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Mannes, dieſe Arbeit übernehmen, und darthun, daß das Urtheil ſchlechterdings ein ebenſo unregelmäßiges, als offenbar ungerechtes war.

„Es herrſcht ein Grundſatz in unſeren Geſetzen, daß der König nichts Ungerechtes thun kann, und es iſt ausgemacht, daß kein König (von England) nach den Geſetzen etwas Ungerechtes zu thun im Stande iſt; er kann die Geſetze nicht zu ungerechten Zwecken gebrauchen. Der Ritter Raleigh war nach ſeiner Verurtheilung im geſetzlichen Verſtande todt; wenn alſo die vom Könige Jakob ihm übermachte Beſtallung nicht die Kraft der Begnadigung hatte, was war ſie dann? Gab ſie einem Todten die Befugniß, gewiſſe Handlungen zu verrichten, und nicht nur dieß, ſondern ſelbſt die Gewalt über das Leben und das Vermögen von Lebenden? Sie gab ihm alſo entweder dieſe Gewalt, oder ſie gab ſie ihm nicht? Im erſteren Falle war der Ritter fähig, ſie zu empfangen; d. h. er war im geſetzlichen Verſtande nicht länger todt, oder, was einerlei, er war begnadigt. Im zweiten Falle, wenn die Beſtallung ihm keine Gewalt gab, war ſie nach den Geſetzen, eine vollbrachte Un=

gerechtigkeit. Wie wunderlich ſolches auch klingt, ſo liegt doch die Ungerechtigkeit in der Sache ſelbſt und nicht in meinem Ausdrucke. Eine von dem Könige, mit Zuziehung des Geheimenraths, unter dem geheimen, wo nicht unter dem großem Siegel, einem Todten ertheilte Beſtallung iſt ein unerträglicher Widerſpruch. Um dieſen nun zu vermeiden, müſſen wir mit dem Ritter Francis Bacon und allen andern Rechtsgelehrten zugeben, daß die Beſtallung eine Begnadigung in ſich ſchloß. Man kann dieß auch noch mit kürzeren Worten ausdrücken. Die Begnadigung iſt nicht ein ſo ſtarkes Zeichen der königlichen Gewogenheit, als die Anvertrauung eines Amtes; wo alſo das letztere vorhanden iſt, da muß auch, nach geſetzlichem Brauche, auf das erſtere (als implicite enthalten) geſchloſſen werden. Durch jene Art von Gerichtsverfahren (wie die angedeutete), ward demnach nicht nur der Ritter Raleigh ermordet, ſondern auch in dieſem Beiſpiel die beſtehende Verfaſſung verletzt, und es muß daher dieſelbe nicht nur als eine höchſt ſchändliche Handlung, ſondern auch als die größte Ungerechtigkeit, die jemals begangen ward, betrachtet werden.“

Hume dagegen, von einem andern Geſchichtspunkte ausgehend, drückt folgendermaßen ſich aus: „Vielleicht hätte der König Raleigh für ſeine erſte Verrätherei begnadigt ſeyn, und wegen der neuen Be-

leidigung von Neuem den Prozeß machen laſſen ſollen. Seine Beſtrafung würde in dieſem Falle nicht nur eine billige, ſondern auch auf gerechte und untadelhafte Art zuerkannte, geweſen ſeyn. Allein man wendet ein, daß damals die lächerliche Meinung unter der Nation geherrſcht habe (und Sir Walter ſelbſt huldigt ihr offenbar in ſeiner Schutzſchrift) daß in den Traktaten der Krieg mit den Spaniern in Indien erlaubt geblieben ſey, während man in Europa mit ihnen Friede geſchloſſen. So lange man von dieſem Grundſatz ausgegangen, würde kein Rechtsgelehrter Raleigh ſchuldig befunden haben. Hätte ihn deßhalb der König nicht nach ſeinem alten Urtheil geſtraft, ſo würden die Spanier einen gerechten Grund erhalten haben, ſich über ihn zu beſchweren, und zwar in ſolchem Grade, daß ein Krieg oder doch die Zerſtörung alles Vertrauens zwiſchen den beiden Nationen unausweichlich geweſen ſeyn würde.“

Die Sentenz, welche ihm den Kopf abſprach, erſchütterte Raleigh weniger, als von ſeiner bisherigen Begierde, ſein Leben zu retten, ſich hatte erwarten laſſen, vielmehr zeigte er ſich mit einer ſeines Namens würdigen Seelenſtärke. Er war, — nach dem Berichte des ihn beſuchenden Prieſters, — Robert Trunſon, (Dechant von Weſtminſter und nachmals Biſchof von Salisbury) ſo ohne Furcht vor dem Tode,

wie man nur je etwas der Art geſehen, und ſehr entſchloſſen und zuverſichtlich, obgleich demüthig und gewiſſenhaft. Als ich begann ihm Muth gegen die Todesfurcht einzuſprechen, zeigte er ſich in dieſem Punkte ſo beruhigt, daß ich darüber erſtaunen mußte. Als ich ihm ſagte: wohl theuerere Diener Gottes hätten, in einer beſſern Sache, als die ſeinige, zurückgeſchaudert und etwas gezittert, läugnete er das nicht, dankte aber Gott, daß er den Tod niemals gefürchtet habe; denn es hänge dies nur von der Meinung und der Einbildungskraft ab. Die Art des Todes möge vielleicht Andern ſchrecklich ſeyn; ihm ſey ſie lieber als ein hitziges Fieber *).

Dieſe Faſſung behielt Raleigh bis zum letzten Augenblicke bei. Das Volk, welches bis dahin in manchen Dingen eine ſchiefe Meinung von ihm gehegt, empfing ihn, auf dem Rückwege von der Königsbench nach dem Tower, mit Beifallrufen. Die Erinnerung an ſeine großen Verdienſte um das Intereſſe und den Ruhm ſeines Vaterlandes, die geſpielte glänzende Rolle unter der großen Eliſabeth und die vollführten kühnen Abentheuer, ſo wie die Denkmale ſeines ſchaffenden

*) Lingard, l. c. Dieſer verſchweigt jedoch die intereſſante Notiz von des Dekanen Brief an Ritter John Iſham v. Lamport in Northamptonſhire und der durch Crawford veranſtalteten vollſtändigen Sammlung alles bei Raleighs Hinrichtung Vorgefallenen, welche Johnſton in ſ. hist. rer. Britann. vorzüglich benutzt zu haben ſcheint.

Geiſtes ſtellten ſich ihm nun lebendiger dar. Auch bewegten die trotz hohem Alter fortbewahrte Zierde des Körpers, ſein feſter ſtolzer Gang, die leuchtenden, lebhaften und durchdringenden Augen, deren Feuer durch das Unglück nur wenig gedämpft worden, die Gemüther vielfach zu Mitleid und Bewunderung. Er lud eine Menge angeſehener Männer zu ſeiner Hinrichtung, wie zu einem Schauſpiele, ein, und ſie beeilter ſich mit einer Art Eitelkeit, die Einladung anzunehmen, gleichſam in der Hoffnung, durch ihre Aufführung als Zeugen dereinſt Theil an dem Ruhme ſeines Namens zu nehmen.

Am 29. Oktober fand der blutige Akt endlich zu Weſtmünſter ſtatt, mit einer Eilfertigkeit, welche Campbell, als aller Humanität zuwider, und des ungerechten, gewaltſamen Urtheiles würdig, tadelt. Sir Walter wurde von den Richtern der Grafſchaft Middleſer nach dem Hofe des alten Pallaſtes zum Tode geführt. Er erſchien mit derſelben Unbefangenheit, welche er ſeit Anhörung des Spruches gezeigt, auch jetzt auf der Sterbebühne *). Er grüßte Freunde und Bekannte links und rechts und, im Begriff, noch allerlei an das Publikum zu ſprechen, bat er, wenn ſeine Stimme zu

*) Faſt grauſam iſt die Bemerkung Hume's: Er offenbarte in ſeinem Tode noch dieſelbe große, aber übel geordnete Seele, die er während ſeines Lebens in allen Handlungen und in ſeinem ganzen Betragen gezeigt.

ſchwach ſeyn ſollte, ihm ſolches nicht als Kleinmuth und Furcht zu deuten; ja er bat Gott förmlich um die Gnade, ihm ja den vollen Gebrauch der Rede zu erhalten. Manourt und Stuckley klagte er der Untreue an, weniger wegen Nichtunterſtützung ſeiner Flucht, als deßhalb, daß ſie mit falſchen Hoffnungen in dem Verſuche zu derſelben ihn geſtärkt, dadurch um den letzten Strahl der königlichen Huld ihn gebracht und in die Stricke des Todes verwickelt hätten; ja er beſchuldigte ſogar — was ſelbſt die obige Erzählung in einigen Umſtänden zweifelhaft macht — Stuckley, daß er und einige andere ihn zur Flucht gereizt hätten, ehe er ſelbſt einen Gedanken dazu gehegt; gleichwohl verzieh' er ihnen ſolches, und er nahm darauf aus den Händen des Dechanten von Weſtmünſter die heilige Hoſtie. Als alleinigen Zweck der letzten Expedition nach Guiana gab er beharrlich die Entdeckung der Minen an. Hinſichtlich des Vorwurfs — daß er gleich anfänglich die Abſicht gehabt, England nicht wieder zu betreten, berief er ſich auf den in die Hände des Grafen von Arundel, vor ſeiner Abreiſe, geleiſteten Eid, wieder zu kehren, ob die Sache gut oder übel ausgefallen. Dieſe Thatſache ward von dem auf dem Schaffott mitanweſenden Grafen feierlich beſtätigt. Die Klage einiger Perſonen, daß er ſie auf der Reiſe wegen Mangel an friſchem Waſſer habe

verſchmachten und verderben laſſen wollen, ſtellte er in ihrer Nichtigkeit dadurch dar, daß er die bei jeder Seefahrt möglicherweiſe eintretenden Zufälle geltend machte. Am meiſten ſchien ihn der Vorwurf zu ſchmerzen, daß er bei des theuerwerthen und vortreffli= chen Grafen Eſſer Hinrichtung Freude bezeigt und Tabak geraucht; er rief den großen Richter der Welt zum Zeugen auf ſeine Seele, daß Beides unwahr; vielmehr ſeyen ihm bittere Thränen entſtrömt, als der edle Graf gerichtet worden; denn ſein Herz hätte ihn ahnungsvoll ſein eigenes Schickſal erkennen laſſen. Und ſo habe es ſich denn auch getroffen; denn alle die, welche während Eſſer's Leben ihn geliebt, hätten ſich ſeitdem von ihm abgewendet, wiewohl er, Raleigh, zur Gegenpartheì gehört*). Daß er ſich krank geſtellt und Hüter und Räthe dadurch getäuſcht, geſtand er willig ein aber auch die Beweggründe, nämlich um Mitleid und Friſt zu ſeiner Rettung zu gewinnen. Allerdings er= kannte er dieſe Täuſchung für eine Sünde und bat deßhalb um Verzeihung; dagegen rief er mit geſteiger=

---

*) Wir überlaſſen dem Leſer die Entſcheidung, in wie weit nach dieſem Hume's Worte Berückſichtigung verdienen: Er war bemüht ſich zu racken und ſeinen Feinden den Haß des Publikums aufzuladen, indem er mit großer Beſtimmt= heit Dinge behauptete, die zum mildeſten ausgedrückt, höchſt zweifelhaft waren.

tem Tone aus: er müſſe ſterben wegen Spanien; erſtens, wegen einer vorgeblichen Freundſchaft mit demſelben (womit er auf die Motive des erſten Urtheils vor 17 Jahren zielte); und ſodann wegen vermeintlicher Kränkungen gegen dieſe Nation, wodurch er alſo die Nichtüberzeugung von ſeiner Schuld, mit bewaffneter Hand St. Thomas überfallen und die Einwohner mit der Schärfe des Schwertes geſchlagen zu haben, kund gab, und dieſe That als in rechtmäßigem Kriege mit jener Macht vollbracht, angeſehen wiſſen wollte.

Nachdem dieß vorüber, neigte er ſich zu ernſteren Betrachtungen, betete ganz feurig und gab den Zuſchauern die Erklärung: allerdings ſeyen ſeine Sünden groß und mannigfach. Er habe gewandelt auf dem Wege der Eitelkeit; er ſey neben und hintereinander geweſen: Hofmann, Soldat, Kapitän, Admiral, General und Seefahrer, in welch' ſämmtlichen Ständen und Lebensberufen die Sünde vorherrſche. Er rief darauf die Fürbitten des Erlöſers an und eine Fluth von Thränen entſtrömte den Augen des ſtolzen und unbeugbaren Mannes. Nichts deſto weniger war er zu keinem förmlichen Glaubensbekenntniß zu bewegen, wie einer ſeiner Freunde, welcher vielleicht die auf Raleigh laſtende Anklage des Atheismus oder der Indifferenz, in dieſer Stunde von ihm abwälzen wollte, gewünſcht hatte; er ſprach blos: Ihr Alle ſeyd

Zeugen, daß ich als guter Chriſt und als Proteſtant ſterbe. Ich ſuche keine andere Seligkeit in etwas anderem oder in jemand Anderem, als in den Verdienſten Jeſu Chriſti. Ja, ich habe eine Welt von Sünden verübt; aber die Barmherzigkeit Gottes iſt unendlich größer und mag ſie alle bedecken. Seine Macht, mich zu erhalten, überwiegt die Laſt der Sünden, welche mich verdammen. Dieß iſt mein Glaube, mein Troſt, meine Zuverſicht und meine Luſt. So betet denn noch einmal mit mir in dieſem letzten Augenblick der Gnade!“

Sir Walter, jetzt plötzlich wieder nur Philoſoph, betrachtete das Richtbeil, nahm es zur Hand, küßte es und verſuchte deſſen Schärfe auf ſeinem Nagel, mit den Worten: „Dieß alſo iſt die Arznei, welche mich von meinem Fieber, ja von allen Krankheiten und von jeglicher Pein und Qual, erlöſen wird?“ Und nun begrüßte er freundlich den Scharfrichter, verzieh ihm das läſtige Amt, das er an ihm üben ſollte, ermahnte ihn zur Tugend und Gottesfurcht und erſuchte ihn, auf ein gegebenes Zeichen raſch und gut zu treffen.

Nach einem nochmaligen heiter-ſtolzen, mit Demuth vermiſchten Aufblick gen Himmel, verrichtete er noch ein Gebet, welches die Zuſchauer ſo ſehr ergriff, und befahl ſeine Seele Gott. Als er nun be-

reits den Hals auf den Block gelegt, rief einer aus den Umſtehenden zu: man möchte ihn öſtlich und weſtlich legen. Raleigh, den ſein ſarkaſtiſcher Humor ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht verließ, richtete ſich ein wenig auf und bemerkte dem Sorgfältigen: „Lieber Freund: meine Seele wird zum Himmel fahren, der Leib mag öſtlich, oder weſtlich liegen!“ Doch fügte er ſich dem ausgeſprochenen Wunſche.

Als das Haupt fiel, zeigte es der Scharfrichter, gegen die Sitte, dem Publikum ſchweigend, und ohne die Worte: „Gott erhalte den König!“ Der Leichnam ward in der Kirche St. Margarethen, (bei Weſtmünſter) beigeſetzt.

Alle Nachrichten, ohne Unterſchied der politiſchen Farbe und ohne Rückſicht auf die Gunſt und Ungunſt der Geſchichtſchreiber gegen Raleighs Perſon, lauten einſtimmig dahin, daß deſſen Hinrichtung die lebhafteſte Theilnahme beim Volke und bittern Unwillen gegen König Jakob erregt habe, ſo daß derſelbe ſich genöthigt ſah, eine Art Rechtfertigungsmanifeſt mit Anführung ſämmtlicher Thatſachen und Entſcheidungsgründe erſcheinen zu laſſen. Der große David Hume, welcher ſonſt mehrfach Herbes von ihm erzählt, fällt nachdem er bereits bei Prüfung der Anklagen wegen Raleighs letzter Guiana-Expedition und des dabei gezeigten Benehmens bemerkt hat, daß man ſich in der

Geſchichte des Ritters ſo gröblich geirrt, daß es in der ganzen engliſchen Geſchichte nichts Aehnliches gebe — folgendes Urtheil:

„Keine Handlung des Königes Jakob während ſeiner Regierung, erweckte mehr das Mißvergnügen des Publikums, als die Beſtrafung Walter Raleighs. Die Vollziehung eines Urtheils, welches ſo hart, ſo lange aufgeſchoben zu ſeyn ſchien, daß ihm eine neue Verrichtung anvertraut worden, ward als ein Beiſpiel der größten Grauſamkeit und Ungerechtigkeit betrachtet; ja man hielt es ſelbſt für die größte Niederträchtigkeit und Unvernunft, einem heimlichen Feinde von England das Leben des einzigen Mannes in der Nation aufzuopfern, welcher wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrung damals in großem Rufe ſtand. Die engen Verbindungen, in welche der König jetzt mit Spanien treten wollte, waren überall verhaßt, und machten dieſes Beiſpiel ſeiner Gefälligkeit dem Volke noch verhaßter und widerwärtiger.

Campbell erklärt: die Hinrichtung habe die ganze Nation dermaßen erbittert, daß der Hof, um den Haß von ſich abzuwälzen, für gut gefunden habe, eine Erklärung bekannt zu machen, worin, dem Vorgeben nach, die wahren Motive und Urſachen des Todes von Raleigh enthalten geweſen. Allein der Zweck der Schrift ward ſo wenig erreicht, daß ſie

wirklich mehr zur Rechtfertigung des Ritters diente, als deſſen eigene Schutzſchrift. Auch widerlegte der König faktiſch die Anklagen gegen Raleigh, wegen gewaltſamer Beſetzung Guiana's, da er bald nach ſeiner Beſtrafung jene ſelbſt anordnete und ſomit ausſprach, daß Raleigh ſich für berechtigt zu einem ſolchen Akte halten gekonnt habe; zugleich ward dadurch die Falſchheit des Gerüchtes widerlegt, als habe der Ritter bei ſeinem Anbauverſuche in dieſem Lande blos die Abſicht gehabt, ſich von ſeinem, während der Zeit des Gefängniſſes, erlittenen Schaden zu erholen."

Endlich bekennt auch der gegen die Günſtlinge Eliſabeths eben nicht ſehr freundliche Lingard: „Raleighs Schickſal errregte viel Mitleid. Man glaubte allgemein, er ſey das erſte Mal ungerechter Weiſe verurtheilt worden, und die National-Abneigung gegen Spanien ließ das neue Vergehen in einem milderen Lichte erſcheinen. Man klagte den König an, Gondomars eigennützigen Vorſtellungen einen der tapferſten Offiziere und einen der aufgeklärteſten Männer unter ſeinen Unterthanen aufgeopfert zu haben *). Noch andre nahmen den alten Haß Jakobs den Cecil wegen Raleighs Schritten gegen die Thronfolge des Königs in den letzten Zeiten der Eliſabeth genährt, ſo wie

*) Vgl. auch noch darüber den British Plutarch III. und Johnſton. XVII. 527 f. f.

das ſtets ſich erhaltende Mißtrauen gegen geheime mögliche Plane als Hauptbeweggründe der bewieſenen Strenge an*).

Die Königin ſelbſt verhehlte ihre innigſte Theilnahme für Raleighs Loos keineswegs und ſie ließ es ſich, trotz einer Krankheit, die ſie ſehr peinigte und an der ſie wenige Monate darauf ſtarb, eifrigſt angelegen ſeyn, durch das Organ des Herrn de Villiers, ihren Gemahl für das Leben des Ritters anzugehen **).

Die Verräther an Raleigh, Stuckley und Manouri, von dem allgemeinen Haß und der Verachtung des Volkes verfolgt, nahmen ein klägliches Ende; erſterer, als Münzverfälſcher zu Whitehall ergriffen, zu welchem Verbrechen er ſich nach durchgebrachtem Blutgelde für die Ueberlieferung des Ritters, hergegeben, kam in peinliche Unterſuchung und ward zum Tode verurtheilt; er verkaufte all das Seine, was ihm noch übrig geblieben, bis auf das Hemd, um die Begnadigung vom Strange ſich zu erkaufen, und erhielt ſie, da unter Jakob die Juſtiz durch ſolche Gründe ſich erweichen ließ; allein er ward zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf der Inſel Lundy verborgen gelebt, wahnſinnig und ſtarb im tiefſten Elend, als Straßenbettler, nur zwei Jahre nach Raleighs Hinrichtung.

---

*) Erasmus Franciſci. 165.

**) Lingard. XIII.

Der Franzoſe verſchwand ebenfalls in Armuth und Niedrigkeit. Das Publikum, erſah, als dieſe Umſtände bekannt wurde, hierin ein Gottesurtheil.

Nichts deſto weniger fehlte es nicht an Leuten, welche in dem Falle Raleighs eine Züchtigung für früheren Uebermuth und für den Tod des Grafen Eſſer erblicken wollten; auch ſtellten ſie in Erwägung ſeines kühnen und unternehmend ſtolzen Geiſtes, die Behauptung auf: das alte Rom habe ſeine Koriolan, Sertorius und Spartacus nicht ſo ſehr zu fürchten gehabt, als Britannien dieſen Raleigh *).

Faſt von Allen ward geprieſen die Menge großer und edler Verrichtungen und bei dem Auftreten in den verſchiedenartigſten Ständen und Berufen die hohe Trefflichkeit und Vollendung in jedem derſelben; ſein Muth und ſeine Klugheit als Krieger und Befehlshaber; ſeine Tapferkeit, Erfahrung und Mannszucht als Seemann und Admiral, bei größter Leutſeligkeit gegen das untergebene Volk, unter welchem er einer ſeltenen Popularität ſich erfreute; ſeine tiefe Gelehrſamkeit und ſein hoher Rang als theoretiſcher und praktiſcher Philoſoph. Im Privatleben hob man beſonders die Wohlthätigkeit, das liebreiche Benehmen gegen Gattin und Kinder, und die treue Pflege ſeiner freund-

---

*) Erasmus Francisci. III. 165.

ſchaftlichen Verhältniſſe, ſeine Urbanität und gefälligen Manieren hervor. Manche nannten ihn geradezu den „Engliſchen Xenophon“, welcher dieſes Prädikat mit ganz andrem Rechte verdient, als der Monarch der ihn verurtheilt, den des „Brittiſchen Solons.“ Ja Campbell erklärt, indem er von einem Manne Abſchied nehme, welchen man unmöglich genug zu loben im Stande ſey: man könne von ihm daſſelbe ſagen, was Scaliger von Cäſar: daß er mit demſelben unnachahmlichen Geiſt geſtritten und geſchrieben*).

*) Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, auch das Zeugniß eines Franzoſen, des berühmten Geſchichtſchreibers der europäiſchen Niederlaſſungen in beiden Indien, und feurigen Anwalts unterdrückter Menſchenracen, Raynal, hier noch beizufügen: C'est enthousiasme (für Entdeckungsreiſen und Koloniſationen) saisit particulierément Walter Raleigh, un des hommes les plus extraordinaires qu'ait produits la région le plus féconde en caractéres singuliers. Il avoit une passion extrême pour tout ce qui avoit de l'éclat; une réputation qui éclipsoit le plus grands noms; plus de lumières, que ceux que leur ètat attachoit uniquement aux lettres; une liberté de penser qui n'étoit pas de son siecle; quelque chose de romanesque dans les sentiments et dans la conduite. Histoire philosophique etc. T. V. 14. Und an einem andern Orte (T. VI. 172) iſt die Rede von einem „talent qu'il avoit de subjuguer les esprits, en donnant à tout ce qu'il, proposait. un air. Ein nicht minder brillantes Zeugniß findet ſich auch bei einem der ausgezeichnetſten neueren Hiſtorikern Großbritanniens, dem Schotten Robertſon;

Seine Werke wurden noch lange nach ſeinem Tode als eine Quelle ächter Staatsweisheit betrachtet und ſtudirt. Dasjenige „über die Rechte des Parlaments“ in dialogiſcher Form, nach der Weiſe der Alten und in ihrem Geiſt und Geſchmack, beſchäftigte mehr als einen ernſten Denker und Geſchichtſchreiber. Wenige Männer erlebten die Ehre, daß man mit ihrem Leben ſich beſchäftigte, in ſo reichlichem Maaße, als Sir Walter Raleigh, welcher von allen ſeinen Landesgenoſſen, als eine Zierde ſeines Vaterlandes betrachtet wird.

Beilage.

David Hume's Urtheil über Walter Raleighs Handel, die Amneſtie und die zweite Guianafahrt betreffend. (History of King James I.)

1) Es bleibt ſehr unwahrſcheinlich, daß die Spanier, welche von der angeblichen Goldmine Raleighs

---

History of America, an verſchiedenen Stellen, wo von ſeinen außerordentlichen Talenten, ſeinem Muthe, ſeinem Unternehmungsgeiſte, ſeinen ungewöhnlichen Kenntniſſen u. ſ. w. die Rede iſt. Doch findet man hier auch die Schattenſeiten der reichen Lichtpartheien angedeutet. In der History of Scotland wird von ihm irgendwo bemerkt, daß er die Seele der Militärpartheı in England geweſen

nichts gewußt, an einer ſo großen Küſte drei Meilen von derſelben weg eine Stadt erbaut haben ſollten. Die Umſtände widerſtreiten dieſe Behauptung, und man darf eher annehmen, daß die Abſicht, die Stadt zu plündern, ihn mehr, als die, eine Mine zu graben, dahin geführt habe.

2) Bis auf dieſen Tag iſt keine Goldgrube daſelbſt aufgefunden worden.

3) Raleigh fand wirklich keine Goldgrube, ſondern plünderte und verbrannte blos eine ſpaniſche Stadt. Iſt es alſo nicht wahrſcheinlicher, daß dieß letztere ſeine Abſicht war? Wie kann man das Geheimniß ſeines Herzens ſo vollſtändig enthüllen, daß es beſtimmten, vollbrachten Thatſachen das Gegengewicht halte?

4) Raleigh geſteht in ſeinem Briefe an Lord Carew ein, daß er dem Könige die Niederlaſſung der Spanier auf jener Küſte, trotz ſeiner Kenntniß davon verſchwiegen habe. Macht ihn nicht dieſer einzige Punkt ſchon ſtrafbar genug?

5) Seine Vollmacht räumte ihm blos die Befugniß ein, ſich auf einer Küſte niederzulaſſen, die von wilden und barbariſchen Völkern beſetzt ſey. Handelte

---

und es läßt ſich daraus ſchließen, daß er gerade in dieſer Stellung vielleicht das erſte Mißvergnügen K. Jakobs ſich zuzog, als dieſer auf die Thronfolge lavirte.

er demnach nicht auf höchſt ſtrafbare Weiſe zuwider, dadurch, daß er an einer von Spaniern beſetzten Küſte landete.

6) Die Order, welche er Keymis gab, als er dieſen den Fluß hinauf ſendete, iſt in ſeine Schutzſchrift ſelbſt aufgenommen; aus ihr geht hervor, daß er wohl wußte, die Spanier — (wie es denn auch nicht anders ſeyn konnte) würden ſich widerſetzen und den Engländern die Landung und Beſitz ſtreitig machen. Seine Abſicht ging alſo von Anfang an auf Feindſeligkeiten.

7) Er gab Keymis den Befehl, die Spanier aus ihrer Stadt zu vertreiben, noch ehe ſich ein Anlaß dazu bot und als ſie noch entfernt von ihnen waren. Konnte ein feindſeligeres Unternehmen gedacht, und, wenn die Spanier als Verbündete der Nation betrachtet wurden, ein ſtrafbareres Unternehmen gedacht, werden? War nicht Er derjenige, welcher den Angriff that, wenn auch die Sache ſich richtig verhält, daß die Spanier auf ſeine Leute Feuer gegeben? Man ſagt, er habe ihrer 3—400 Mann getödtet. Iſt dieß eine Kleinigkeit?

8) In ſeinem Briefe an den König und in ſeiner Schutzſchrift gründet Raleigh ſeine Vertheidigung auf vorangegangene Feindſeligkeiten, welche die Spanier gegen andere Vereine von Engländern verübt. Dieſel-

ben laſſen ſich aus der Zweideutigkeit der Friedens-traktate zwiſchen den beiden Nationen erklären; allein ſo viel iſt klar, daß dieſe dem Sir Walter nie das Recht geben konnten, den Krieg zu erklären, und ohne den geringſten Befehl, ja vielmehr dem erhaltenen Befehl zuwider, die ſpaniſchen Kolonieen anzugreifen, ob ſie gleich dem Könige eine Urſache darreichen konnten, jener Nation den Krieg anzukündigen. Er giebt vor: mit Spanien ſey in Indien niemals Friede geſchloſſen worden. Eine höchſt ungereimte Behauptung!

9) Wenn Raleighs Anſpruch auf das Eigenthum des fraglichen Landes, in ſeiner Eigenſchaft als erſter Entdecker, gegenüber den damaligen Kolonieen begründet war, — wie er behauptet — warum trug er ihn nicht dem Könige mit allen Umſtänden vor und unterwarf ihn deſſen Entſcheidung?

10) Raleighs Streitmacht war, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, nicht ſtark genug, ihn gegen die Gewalt der Spanier, über welche ſie auf dieſer Küſte verfügten, im Beſitz zu erhalten; allein ſie war ſtark genug, wie er ſelbſt geſteht, zwanzig Städte durch Ueberrumplung einzunehmen und zu plündern. Durch dieſe Ausſagen, die hier zuſammengeſtellt werden, verräth er ſich offenbar ſelbſt.

11) Warum blieb er nicht da (bei St. Thomas) und grub ſeine Mine, wie doch ſein Vorſatz geweſen

war? Er fürchtete — ſagt man — daß die Spanier ihn mit größerer Macht überfallen würden. Allein er wußte es ſchon, eh' er aus England abſegelte, daß die Spanier ihn mit größerer Macht angreifen würden, für den Fall, daß er etwas gegen ihre Kolonieen wagte. Sein Zweck war alſo nicht auf eine Niederlaſſung, ſondern blos auf eine Plünderung gerichtet.

12) R. geſteht, daß er weder die Tiefe, noch die Ergiebigkeit der Goldgrube gekannt, ſondern nur ſo viel gewußt habe, daß irgendwo eine ſolche vorhanden ſey! Würde er aber auf einen ſo unſichern Grund hin ſein ganzes Glück und ſeinen ganzen Kredit auf's Spiel geſetzt haben?

13) Würden ſeine Gefährten, falls er ihnen dieß geſtanden, Alles gewagt haben, um ihm zu folgen? War es nothwendig, zu einem Verſuche eine ganze Flotte auszurüſten? War nicht ein offenbarer Betrug in der ganzen Sache?

14) R. ſagte zu Keymis in ſeinen Befehlen: Bringt mir nur einen oder zwei Körbe Gold-Erz; dann wird der König genug haben, um einzuſehen, daß mein Unternehmen kein Hirngeſpinſt war. Dieß konnte mit leichter Mühe aus den ſpaniſchen Goldgruben geſchehen, und es ſcheint als ob R. vorzüglich deßhalb auf Keymis ſo ungehalten war, weil er ſolches nicht wagen wollte. Ein ſolcher Anſchlag war

eine Rechtfertigung, um ſeinen Betrug zu verhüllen, auf die er ſchon im Voraus gedacht haben mußte.

15) Der König legte in ſeiner Erklärung Raleigh zur Laſt, daß er, ſobald er in die See geſtochen, ſo unbeſtimmt und zweifelhaft von ſeiner Goldgrube geſprochen und ſelbſt bemerkt habe: es würde genug ſeyn, wenn er nur einen Korb voll Gold nach Hauſe bringe. Aus letztgedachtem Umſtande erhellt, daß dieſer Vorwurf nicht ungegründet war.

16) In der Erklärung des Königes befinden ſich verſchiedene andere Gründe von noch größerem Gewicht; nemlich: daß R. als er bei Plymouth vorübergeſegelt, keine Goldgräber an Bord nahm, nachdem er doch immer geſagt, daß er dieß thun wolle; daß er durchaus mit keinen Werkzeugen ſich verſehen habe, um in der Mine arbeiten zu können; daß er dagegen mit hinreichendem Vorrath von Waffen und Kriegsbedürfniſſen ſich verſehen; daß ferner der junge Raleigh, als er die Spanier angriff, die bekannte, ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan; daß Sir Walter keinen beſtimmten Ort der Goldgrube angab, ſondern ſie bald da= bald dorthin verſetzte, je nach Bequemlichkeit. Vieler anderer Punkte nicht zu gedenken, welche darthun, daß er gegen ſeine Gefährten und gegen ſein Land ohne Gewiſſen gehandelt.

17) Raleighs Nachrichten von ſeiner erſten Gui=

anafahrt beweiſen, daß er entweder ein höchſt leichtgläubiger Mann oder der unverſchämteſte Betrüger war, ſo lächerlich iſt die Geſchichte, welche er von dem erdichteten Reiche der Inkas in Mitten Guiana's, von der reichen Stadt Eldorado, oder Manao, die zwei Tagereiſen lang ſeyn und von Gold und Silber glänzen ſollte, von den alten peruaniſchen Weiſſagen, die Engländer betreffend, welche wie er ſelbſt behauptet, ausdrücklich als Befreier des Landes lange vor der Ankunft irgend eines Europäers daſelbſt; — ferner von den Amazonen, oder einer Republik der Weiber, und überhaupt von den ungeheuern und ungläublichen Reichthümern auf dem Lande, wo noch kein Menſch Schätze ſah, erzählt hat. Dieſe ganze Erzählung iſt ſomit ein Beweis, daß es ihm entweder an Verſtand, oder an Rechtlichkeit, oder an beiden zugleich gefehlt. Es ſcheint, als ob man gegen keinen Charakter von zwei entgegengeſetzten Seiten her, Neid und Mitleid höher geſteigert, wie gegen Raleigh. In den erſten Jahren ſeines Lebens, als er noch in Weltgeſchäften thätig erſchien, war er der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes und Fluches von England; in der letzten Zeit, als er im Gefängniß ſaß, ward er, noch weit unvernünftiger, der Gegenſtand großer Liebe und Bewunderung.

II.

Die Liebe
Pfalzgraf Friedrichs III.
und
Leonorens von Oeſterreich.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.
Schwäb. Volkslied.

Die Königin Leonore, durch ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verſtand und ihren politiſchen Einfluß ſchon von Portugal und noch mehr von Frankreich aus in der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Perſon, iſt nicht minder Heldin der Romantik geworden, und Dichtungen und Ueberlieferungen der freundlichſten Art knüpfen ſich an ihren Namen. Sie vereinigte mit dem Schönheitsſinn ihres ungeſtüm-jugendlichen Vaters Philipp von Oeſterreich das tiefere (in letzter Zeit jedoch zur Schwermuth ausartende) Weſen ihrer Mutter Donna Juanna von Caſtilien und Arragon, mit welcher ſie im Aeußern viele Aehnlichkeit gehabt haben ſoll. Sie war den 24. November 1498 zu Löwen geboren und die älteſte unter ihren Schweſtern. Den Namen „Leonore“ trug ſie ihrer Urgroßmutter, der Gemahlin Kaiſer Friedrichs III., Leonore von Portugal, zu Ehren. Margaretha von Oeſterreich, ihre Tante, beſorgte großentheils ihre Erziehung, welche gründlich und geiſtvoll, wie ſie ſelbſt, war. Noch übrig iſt ein reich mit Deviſen und Blumen verziertes Buch, die burgundi-

ſchen Nationaltänze enthaltend, welches ihr zugedacht, jedoch bei der Abreiſe nach Spanien beim Einpacken vergeſſen worden war, und auf welchem der Titel ein großes „Pensez“ und die Perlenumzogenen Worte: „à Marguerite“ weist.

Viele Geſchichtſchreiber und Biographen ſind im Preis der körperlichen Vorzüge, ſo wie des phantaſievollen Weſens der Schweſter Carls V. einig und mehr als ein franzöſiſcher Schriftſteller ſchnappt bei der Beſchreibung ihrer Perſon mit einer eigenthümlichen Lüſternheit des Ausdruckes ordentlich nach Luft, während der fromme Minorit Hilarion de Coste auf ehrbarere Weiſe das Lob der Königin verkündigt, der geniale Dichter Clement Marot aber in einem phantaſievollen Gemählde ihr Andenken zu verherrlichen geſucht hat *). Auch Le Moine **), Le Maire des Belges ***), Villon †), Gode-

*) Epistre (XIV.) qu'il se presente à Bourdeaux à la Reyne Eleonor à son arrivée d'Espaigne avec Messieurs les deux Enfans du Roy delivrez des mains de l'Empereur Charles le Quint. In der Pariſer Quart-Ausgabe mit hiſtor. Noten.

**) Von dieſem übrigen allerlei Miſſiven an K. Franz I. und Leonore. La Croix Bibliotheque.

***) Vgl. Buchon Collect. des Chroniques.

†) Le Fort inexpugnable des Dames, (ein äußerſt ſeltenes Werk über die Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes).

froi *) und Andere haben ſie auf ehrfurchtvolle Weiſe bedacht.

Leonore brachte ihre erſte Jugend am Hofe, theils bei Margarethen, theils bei Carl V. zu, welch letzterer ſchon im 16. Jahre geiſtig zum Manne herangereift war, und unter der Leitung des Herrn von Chievry zu politiſchen Geſchäften ſich bildete und zu ernſten Welthändeln ſich vorbereitete. Beide Geſchwiſter liebten ſich ſehr, und Carl, obgleich er bereits damals den gebietenden Herrn über die mehr als zwei Jahre ältere Schweſter zu ſpielen für gut fand, und durch ſeine ſtreng ſittliche, von der Frivolität des Lebens der höhern Stände ſehr früh abgezogene Natur dazu beſtimmt wurde, ließ es an keinerlei Art von Achtungsbezeugungen gegen ſie fehlen. Die Erſcheinung eines intereſſanten teutſchen Fürſten, des Pfalzgrafen Friedrich (III.), brachte in ihr bisheriges ſtilles Leben eine gefährliche Kriſe und in die innere Verhältniſſe des Hofes mannigfache Störung. Jener Prinz, nachmals ſo berühmt durch ſeine Tapferkeit als Krieger, wie durch ſeine Eigenſchaften als Regent, noch liebenswürdiger durch ſeine perſönlichen Vorzüge als Menſch geworden, deſſen Schickſale und Geſchichten die Dankbarkeit eines belgiſchen Gelehrten zum Gegenſtand einer Art von Cyropädie gemacht hat, war nicht ſobald im Ge-

*) Le Ceremoniel de France.

leite des Prinzen, an deſſen Haus er mit ſeltener Treue hing, zu Brüſſel aufgetreten, als er aller Ritter Neid und aller Damen Bewunderung auf ſich zog. Beſonders war dies bei den angeſtellten Hoffeſten und Ritterſpielen im Jahr 1515 der Fall, in welchen er meiſt den erſten Preis gewann. Er war der Stoff aller Geſpräche der ſchönſten Frauen und Fräuleins und ſelbſt die Erzherzogin Leonore wurde gleich anfangs mit dahingeriſſen.

Als ſie — ſo erzählt der gewandte Diplomat und Verehrer Friedrichs *), dem wir, was die Thatſachen betrifft, in unſerer Beſchreibung größtentheils gefolgt ſind — das erſte Mal den blühenden Jüngling erblickte, mit ſeiner edlen, hehren Geſtalt, ſeinem feurigen Blicke, ſeinem ſchön proportionirten Gliederbau, ſeiner breiten Bruſt und Schulter, ſeinem ſchneeweiſen Hals, ſeinen lang herunterfließenden Goldhaaren, ſeinem majeſtätiſchen Antlitz, ſeinem geiſtverkündenden Mund, — da konnte ſie ſich nicht ſatt ſehen; und je mehr ſie ſein Bild verſchlang, deſto tiefer prägte es ſich in ihr Herz ein. Sie lauſchte begierig jedem Worte, das die Damen und Jungfrauen ihrer Umgebung zu ſeinem Lobe ſprachen, und es ſchien ihr, als würde immer weniger geſagt, als er eigentlich verdiene.

---

*) Hubert: Thomae Leodiensis Narratio etc. in M. Freheri Scriptor. rer. Germanic. T. III.

Dieſes aufkeimende Gefühl heimlicher Leidenſchaft blieb einem feinen Hofmann, der in der Phyſiognomik des Herzens wohlbewandert war, nicht verborgen, und er ſuchte aus dieſem Umſtande für ſich ſelber Nutzen zu ziehen, dadurch, daß er der ſüßen Leidenſchaft das Wort führte, deßhalb er zu einem der Umſtehenden ſich wendend, wie ohne alle Abſicht, ſagte: „Es giebt ein gemeines Sprichwort: Gott verleiht keinem Sterblichen Alles zugleich, und nur ſelten pflegt es zu geſchehen, daß derjenige, welcher ſchön, auch zugleich klug und preiswürdig ſey. So Jemand menſchlich fühlt, wird er verzagt, — ſo er tapfer, anmaßend, — ſo er reich, hoffärthig, und ſo er kühn, tolldreiſt ſeyn. Der Edle erſcheint bald aufgeblaſen und als Verächter der Andern, der Gute einfältig und unnütz. Eine ſolche verkehrte Natur hat das ſterbliche Geſchlecht ſeit dem Fall des erſten Menſchen angenommen, und alſo nachtheilig hat es ſich umgewandelt, daß, was das ſchlimmſte und beklagenswertheſte iſt, die Bosheit vor der Güte zu ihrem Zwecke gelangt. Schon die alten Dichter ſprechen vielfach dieſe Klagen aus.

Ich führe nur dasjenige an, was die lesbiſche Sappho bei Ovidius von ſich ſelber ſagt:

Für die Gebrechen des Leibs wurde mir Geiſt und Verſtand.

Und, ungefähr in dem gleichen Sinne, was über den Ithaker geſagt wird:

„Schön nicht von Geſtalt, doch reich an Geiſt war Odyſſeus.“

Und an einem dritten Orte:

„Groß war er an Verſtand, klein nur von Körpergeſtalt.“

Derjenige alſo iſt glücklich zu preiſen, welcher die wenigſten Naturgebrechen an ſich trägt.

Ein um ſo erſtaunenswertheres Wunder bietet ſich daher in dieſem Pfalzgrafen Friedrich dar, welcher an allen Tugenden ſo ſehr hervorragt, daß es ſcheint, nicht nur habe die Natur keine ihrer Gebrechen in dieſen Mann gelegt, ſondern die Gottheit ſelbſt alles was ſie Gutes hat, über ihn ausgeſchüttet. Von der Schönheit ſeiner Geſtalt will ich nichts ſagen, Ihr alle ſeht, daß jene himmliſche Venus nichts an derſelben zu wünſchen übrig gelaſſen. Doch all dies ſind nur äußere Vorzüge; ſie verſchwinden und gehen mit dem Körper zugleich zu Grunde. Könntet ihr aber erſt jene innern und unſterblichen völlig durchſchauen, welche ſein Weſen verſchließt, ſo müßtet Ihr fürwahr geſtehen, daß es die koſtbarſten Edelſteine in Gold eingefaßt ſeyen. Obſchon nun das Gold ſchon an und für ſich ſelbſt bereits einen hohen Werth und Preis hat, ſo verliert es doch durch den Zuſatz dieſer Steine viel davon.

Man betrachtet und ehrt es nur, inſofern dieſer oder jener koſtbare Stein dazu gekommen, und letzterer verſchlingt allein alles Lob und Bewunderung. Das Gleiche kann ich auch von dieſem Friedrich ſagen, wenn ich ſeine geiſtigen Vorzüge, die ich alle wohl kenne und erprobt habe, mit dieſer körperlichen Geſtalt, vergleiche, welche die ſchönſte iſt, die man nur ſich denken kann.“

„Und damit ich mit ſeiner Klugheit beginne: Wer iſt vorſichtiger in Rathſchlägen, und gewandter in der Kunſt, Anſtändiges und Rechtes ſiegreich an- und was wider Ehre und Recht, abzurathen? Emſig ſinnt er der Vergangenheit nach, handelt mit Standhaftigkeit in der Gegenwart und trifft vorſichtig für die Zukunft Maasregeln. Darin allein unterſcheidet er ſich von dem Charakter der Teutſchen, welche in der Regel meiſt nur dem Gegenwärtigen ihre Aufmerkſamkeit ſchenken und die Zukunft vernachläßigen. Er, der der ſanftmüthigſte und in allen ſchönen Künſten bewandertſte iſt, den man finden wird, iſt zugleich auch der muthvollſte und großherzigſte.“

„Vielleicht erinnern ſich Einige von Euch des Zufalls wieder, der ihm neulich von Seite ſolcher Leute zugeſtoßen, welche ſich blos deßhalb Adelige zu nennen ſcheinen, weil ſie von edlen Künſten durchaus nichts gelernt haben. Außer verſchiedenen andern Zweigen

dieſer letzteren hegt Friedrich mit ganz beſonderer Liebe die Muſik; er thut es in der Ueberzeugung, daß ſie den Sinnen mehr Harmonie und Bildung gewährt und beſonders einen das Kriegswesen treibenden Mann ſehr gut kleidet. Nachdem Jene gehört, daß Friedrich ſolcher Kenntniß willen gelobt würde, und ſie zur Stunde nichts vorfanden, was ſie an ihm tadeln konnten, ſo begannen ſie ziemlich laut zu äußern: eine ſolche Kunſt mache den Mann weibiſch und kaum habe man noch Jemanden geſehen, der ſie getrieben und dabei auch beherzt und tapfer geweſen ſey.“

„Als man nun dieſe Aeußerung dem Pfalzgrafen überbracht, und auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der Herr von Fiennis und andere, welche ebenfalls mit Muſik ſich abgaben, davon in Kenntniß geſetzt worden, hielten ſie ſich ſämmtlich mit Abſicht beſchimpft und bedeuteten Karl'n, daß ſie die Sache nicht ungeſtraft dahin gehen laſſen, ſondern mit dem Degen rächen würden. Solches wäre auch fürwahr geſchehen, ohne die Dazwiſchenkunft des Erzherzogs, welcher jedoch der Sache das Anſehen eines Tourniers zu geben wünſchte.“

„Der Tag, die Geſetze, die Bedingungen und die Preiſe des Kampfes wurden alſo feſtgeſetzt, und die Verläumder der Muſik völlig überwunden. Der Pfalzgraf übte Milde an ſeinen Gegnern und hinführo war

Niemand mehr am Hof, welcher die Muſiker oder gar die Muſik zu tadeln gewagt hätte.“

Jener Hofmann reihete an ſein Lob der Schönheit, der Bildung, der Tapferkeit und der Großmuth Friedrichs nun auch noch das des Reichthums und des Adels der pfalzgräflichen Familie, ſo wie ihrer unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das Erzhaus. Er meinte: ſo viele Tugenden und ſo viele Verdienſte müßten endlich einmal belohnt werden.

„Wie wäre es“ — ſo ſchloß er ſeine lange Rede — „wenn man dieſem Friedrich eine unſerer Prinzeſſinnen zur Ehe gäbe? ſo etwas würde unſerm Hauſe neuen Glanz verſchaffen, und wir auch Pfalzgrafen aus unſerm Geblüte beſitzen?“ Dieſer Beſchreibung und vielem Andern mehr, was ſämmtlich zum Preiſe Friedrichs geſagt worden, hatte Leonore nicht ohne ſüße innere Wolluſt zugehört, und obgleich ſie, was in ihrem Innern vorging, zu verbergen ſuchte, ſo verrieth ſie doch, wie der Inhalt jener Rede nur noch mehr ſie entflammte; denn bald ſprach ſie: „ſeht! jetzt ergreift der Pfalzgraf Friedrich die Lanze; jetzt raſtet er; jetzt thut er dies und jenes;“ „bald wieder:“ man hat ihm etwas hinterbracht; „ — oder: — „es iſt ihm etwas am Helme gebrochen,“ — „ſie geben ihm eine ſtärkere Lanze.“ „Seht nur einmal, wie geſchickt

er die Lanze führt; wie tüchtig er ſeinen Gegner trifft — wie die Splitter in die Luft fliegen!“

Bei ſolchen und ähnlichen, unzähligen Redensarten mehr gab es wohl Niemanden unter den Anweſenden, der nicht deutlich bemerkt hätte, von welch' heftiger Liebe das ſchöne Fräulein zu dem Pfalzgrafen entzündet ſey. Ihre Begleiter unterließen auch nicht, ihr täglich etwas Neues vom Gegenſtande ihrer Neigung zu überbringen, da ſie wohl merkten, wie ſie ſich in die höchſte Gunſt ſetzten, ſo bald ſie nur etwas zum Lobe Friedrichs mittheilten. Daher ſannen ſie, wie es der Brauch der Höflinge mit ſich bringt, allem Möglichen nach, was der Pfalzgraf etwa Löbliches gethan haben mochte, oder ſie erdichteten ſelbſt etwas Neues, blos um Stoff zu haben, ihre Pflichtbefliſſenheit zu beurkunden.

Dem Pfalzgrafen ſelbſt war die Sache nicht lange verborgen geblieben. Die Leidenſchaft der Prinzeſſin kam der ſeinigen nur entgegen, denn bereits hatte auch ihn eine ſtille Liebesglut zu ihr, welche allmählig in die heftigſte Sehnſucht überging mit Macht gefaßt, und ſein tägliches Sinnen und Trachten war ſeit einiger Zeit blos geweſen, wie er etwas zu Ehren und und Hulden der ſchönen Fürſtin vollbringen möchte.

Wo er ſtand und ging, ergoß er ſich in begeiſterungsvolles Lob über Leonorens Perſon und Eigenſchaften. Bald pries er ihre hohe Stirne, die auch nicht die geringſte Falte verunziere; bald ihre Augenbraunen, in ſtolzen Bogen gewölbt und mit wenigen, ſchwarzen Haaren in ſchönſter Regelmäßigkeit beſetzt; bald ihre himmliſchen Augen, die ein immerwährender Liebesblick zu ſeyn ſchienen; bald ihren kleinen Mund, ihre roſenrothen Wangen, ihre kleinen weißen Zähne, ihr zugleich frohes und beſcheidenes Antlitz, und den wunderſüßen Wohllaut ihrer Stimme. In Summa, es war an Leonorens ganzem Weſen nichts, was er nicht bis an den Himmel erhoben, gelobt und bewundert hätte.

Die Liebe hatte zwiſchen den Beiden ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht, daß ſie ferner kein Bedenken mehr trugen, ihre Gefühle gegen einander auszutauſchen. Während des Tanzes, während des Luſtwandelns, während der Jagd, im Schloßgarten und Thierpark ging das ſüße Geplauder der Liebe vor ſich. Und wo die Worte der Nähe von Zeugen willen, nicht rathſam waren, verſtändigte man ſich durch Zeichen und Winke, welche mit bald eingeübter Kunſt durch die erfinderiſche Lehrerin der Herzen gegenſeitig gehandhabt und verſtanden wurden. Die Kammerfräuleins und die Bedienten, durch hohen Lohn gewonnen und treu ergeben, wanderten hin und her auf Botendienſt, bald

um einen Morgengruß zu beſtellen, bald um ein Veilchen oder eine Roſe zu übermachen und Aehnliches zurückzubringen. Nichts von allem dem ward unterlaſſen, was zwei Innigliebende auszuſinnen pflegen. Allein je mehr ſie ihrer Sache den Schleier des Geheimniſſes überzuwerfen ſuchten, deſto bekannter und öffentlicher ward ihr Spiel, weil es bei aller Verſtellung und Verſchlagenheit in vielen Dingen wiederum nichts blöderes und ungewandteres giebt, als die Diplomatie der Liebe. Es gieng kein Geſpräch und keine Zuſammenkunft weder im Schloſſe noch in der Stadt mehr vor, wo nicht die Liebe des Pfalzgrafen und der Prinzeſſin den Hauptgegenſtand der Rede bildete. Der Eine wünſchte Leonoren Glück dazu, daß ſie die Gemahlin eines Fürſten werden würde, der während Karls Abweſenheit in Spanien Niederteutſchland geſetzlich als Reichsverweſer zu regieren erhielte; welche ſomit auf dem heimiſchen Gebiet als Herrin verbleiben und nicht, zu irgend einem fremden Ehebund gezwungen, in fernem Land und unter fremden Menſchen ihr Leben zu vertrauern genöthigt ſeyn dürfte. Andere hielten den Pfalzgrafen für beneidenswerth, dem eine ſo hohe Ehre zu Theil würde, Schwager des mächtigſten Königes zu werden. Kurz Jedermann ſprach von der Vermählung der Beiden, als von einer ausgemachten und nahe ſtehenden Sache.

Das Gerücht von dem Verhältniſſe Leonorens und Friedrichs und von jenen Geſprächen des Hofes und der Stadt kam endlich auch der Schweſter der Prinzeſſin, der Königin Iſabelle von Dänemark, zu Ohren. Dieſe, eine ſinnvolle und kluge Dame, welche wohl gerne Leonoren ein beſſeres Glück gegönnt, als ſie ſelbſt an der Seite des grauſamen und wohllüſtigen Chriſtian II. genoß, ſchrieb ihr alsbald freundlich zu; und weit entfernt, ob ihrer Liebe ſie zu tadeln, lobte und billigte ſie dieſelbe vielmehr und wünſchte ihr ſogar Glück zu dem trefflichen Mann ihrer Wahl. Sie beſchrieb ihr die Glückſeligkeit eines Ehebundes, den man nach eigenem Herzenswunſche ſchließen dürfe, und das Unglück eines ſolchen, wo, ohne vorher ſich von Herzen, ja ſelbſt nur von Angeſicht, gekannt zu haben, zwei Menſchen durch bloßes Gebot der Politik zuſammengeſchmiedet würden, und die Braut in ein fremdes Land zöge, entriſſen für immer dem Schooſe der Ihrigen und ohne Hoffnung der Wiederkehr in das Vaterland. Der Königsname, mit welchem die Eitelkeit ſo viele verlocke, ſey ein eitles Trugbild; bei näherer Anſicht verbleiche und verſchwinde jeder Schimmer, und es ſey ſo viel, als wenn man mit nackten Füßen über eine Schlange wandle. Das Loos der Königinnen ſey ein trauriges. Dieſe würden von ihren Gemahlen ſo gut wie in Gefangenſchaft gehalten; nur

ſelten dürften ſie des Palaſtes Schwelle verlaſſen und dem Publikum ſich zeigen, damit nicht das Geheimniß und der Glanz der Majeſtät durch ihren zu häufigen Anblick beim Volke verſchwinde und ſich verliere. Oft befänden ſie ſich verlaſſen und allein; die Könige nähmen Jagdpartһien zur Ausflucht, aber insgeheim fröhnten ſie nichts anderm, als ihren Lüſten und Launen. Wie ganz anders würde es mit ihr, der geliebten Schweſter, werden, wenn ſie dem Pfalzgrafen Friedrich die Hand zu reichen beſtimmt ſey.

Der Ermahnung, dieſen Fürſten immerhin fortzulieben und zum Gemahl zu wählen, fügte ſie noch das Lob ſeiner Tugenden und beſonders auch die Schilderung des günſtigen Umſtandes bei, daß er der teutſchen und franzöſiſchen Sprache gleich kundig, und ſie, Leonore, ſomit im Stande ſey, in beiden gleich gut ihn zu verſtehen. Solches ſey ihr, der Königin, nicht zu Theil geworden. Hinweggeführt nach einem fernen Lande, verſtände ſie weder die Sprache des Gatten, noch derſelbe ihre heimathlichen Laute. Und dennoch ſey das Verſtändniß der Sprache ein Hauptband inniger Liebe. An den Punkt, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf ſey, möge ſie ſich ja nicht ſtoßen; er ſey Fürſt des Reichs und Sohn eines Churfürſten, welcher Könige und Kaiſer zu wählen habe und dieſen ſomit ebenbürtig.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es nur noch ſolcher

Zureden bedurfte, um die Glut in der Prinzeſſin vollends zu hellen Flammen zu entfachen. Beide Liebende thaten ferner ſich keinen Zwang mehr an; ſie ſahen, ſprachen und herzten ſich, als hätten ſie bereits dazu das unbeſtritteuſte Recht. Jedermann äußerte ſich desgleichen ganz ohne Scheu über das Verhältniß ſelbſt in ihrer Gegenwart, und die Vermählung ſchien ein keinem Zweifel mehr unterliegendes Begebniß.

Aber das Schickſal riß ſie bald auf das ſchmerzlichſte aus dieſer ſüßen Täuſchung, dadurch, daß es den geſchäftigen Neid zweier perſönlichen Gegner Friedrichs wider ihn anſpornte. Er hatte durch Stachelreden und durch einen Sieg im Turnier die Herren von Chièvres und Mingoval (Minkenwall) tödtlich beleidigt. Der Haß des Letztern konnte ihm gleichgültig ſeyn; deſto gefährlicher aber ward die Rache des Erſten, welcher als vertrauteſter Rathgeber und bisheriger Mentor des Königs Karl einen unbedingten Einfluß auf ihn ausübte. Chièvres ſuchte und fand bald Mittel, ſie zu befriedigen.

Unmittelbar nach der Eidesleiſtung der Niederländiſchen Provinzen, an den nunmehr großjährig erklärten Beherrſcher, ſchickte man den Pfalzgrafen nach dem Herzogthum Luxemburg, um auch dieſes im Namen Karls, in Eid und Pflicht zu nehmen. Er erfüllte dieſen Auftrag nicht ohne die größten Gefahren

und Kämpfe und kam endlich zurück, in ſicherer Hoffnung, den heiß erſehnten Preis ſeiner Treue und ſeiner Anſtrengungen in Leonorens bleibendem Beſitze zu empfangen. Eine beſtimmte Entſcheidung dieſer Angelegenheit ſchien um ſo dringender, als der König bereits alle Anſtalten zur Abfahrt nach Spanien getroffen hatte, und Friedrich, früherer Abrede gemäß, ihn dahin begleiten ſollte. Schon ſtand das Schiff gemiethet, welches für ihn und ſeine Leute beſtimmt war. Der Pfalzgraf hatte nicht die geringſte Ahnung von dem, was während ſeiner Abweſenheit vorgegangen.

Der Herr von Chièvres und ſeine Anhänger fanden es ihrem Intereſſe gemäß, dieſe Begleitung um jeden Preis zu hintertreiben, weil im entgegengeſetzten Fall das Spiel für ſie verloren ſchien. Sie ergriffen daher den Vorwand der entdeckten Liebſchaft des Pfalzgrafen mit der Prinzeſſin Leonore mit doppelter Begierde, um auf das ſtolze Gemüth des jugendlichen Königs zu wirken.

Eine Kammerfrau, welcher Leonore ihr ganzes Vertrauen geſchenkt und alle Geheimniſſe mitgetheilt hatte, ward vom Miniſter beſtochen, ſo oft künftig wiederum Briefe Friedrichs an die Prinzeſſin eintreffen würden, es unverweilt ihm anzuzeigen. Dies war bald darauf der Fall. Schon wehete der erſehnte Nordwind, und die Segel begannen zu ſchwellen; als

der Pfalzgraf den tödtlichſten Qualen von Sorge und Ungewißheit ſich überliefert fühlte. Nicht der eigenen Gefahren auf der ſo weiten Meerfahrt gedachte er, wohl aber derjenigen, welche die Geliebte bedrohen könnten; und das Schrecklichſte war ihm, daß er, obgleich Beide die Reiſe gemeinſchaftlich mitmachen ſollten, auf einem andern Schiff, als Leonore, ſomit nahe und doch fern von ihr, ihres Antlitzes und Grußes vielleicht auf lange entbehren müßte. Ueberdies hatte er ein dunkles Gerücht von dem Plan einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal vernommen, welcher ſeit einiger Zeit ausgedacht worden ſey.

Von Kummer und Furcht und Eiferſucht gepeinigt, beeilte ſich alſo Friedrich, der Geliebten zu ſchreiben, daß ſie wohl auf ihrer Hut bleiben, ihm treue Minne bewahren und alle Zufälle des Schickſals mit ſtarkem Herzen ertragen möchte. Sobald ſie Beide mit Gottes Willen einſt im Port angelangt, wollten ſie ſich fröhlich und heiter die überſtandenen Gefahren gegenſeitig erzählen. Indem er aber dieſe Zeilen niedergeſchrieben, trat der König von Portugal wie ein düſteres Geſpenſt vor ſeine Seele, und er ſetzte daher die Worte bei: Ueberlege jedoch meine Leonore, ob es nicht beſſer für uns ſey, hier zu bleiben und nach Deutſchland zu gehen. Gehe deine Muhme Marga=

retha bittend darum an, wie ich ſchon öfters dir gerathen. Sie weiß um unſre Liebe. Ich habe ein Mittel ausfindig gemacht, welches von den Gefahren uns befreien kann, welche dermal droh'n. Wohlan! Wage auch Du etwas zu unſerer Rettung; ſonſt ſind wir Beide verloren!"

Ein Knabe war Ueberbringer dieſes Briefs. Leonore ſteckte ihn ſchnell in den Buſen, deſſen liebliche Hügel von jugendlicher Ueppigkeit ſchwellend, in dieſem Augenblicke höher wogten, gleich als fühlten ſie die Nähe eines theuern Gaſtes. Sie drückte das Papier von Zeit zu Zeit innig an ſich, gleichſam als Stellvertreter der Perſon des Geliebten, weinte und lachte in ſeliger Angſt und melancholiſcher Freude zu gleicher Zeit, wie die milde Frühlingsſonne trübes Gewölke durchdringt und Strahlen und Tropfen ſchweſterlich mit einander ſich miſchen; darauf wartete ſie, als ſie ſich einigermaßen gefaßt, einen gelegenen Ort ab, um die theuern Zeilen mit Bequemlichkeit durchzuleſen.

Die Frau von Thembis — alſo hieß die verrätheriſche Kammerfrau — hatte ſolches nicht ſobald wahrgenommen, als ſie zum Herrn von Chièvres eilte und treulich Bericht von allem abſtattete. Der Miniſter begab ſich nun eiligſt zum Könige und es bedurfte keiner langen Gründe, um dem mit unbedingtem Vertrauen an ſeinen Rathſchlägen hängenden Schüler

Argwohn und Empfindlichkeit gegen den Pfalzgrafen in das Herz zu jagen. Er ſchilderte die treffliche Gelegenheit, die ſich dargeſtellt habe, durch eine Heirath Spanien und Portugal, die alten Gegner, zu verſöhnen, und beide Reiche vereint dereinſt an das Haus Habsburg zu bringen. Nun trete aber dieſem Plane ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Ein Fürſt, der ihm äußerſt ergeben und auch ſonſt von den beſten Geſinnungen beſeelt ſey, der Pfalzgraf Friedrich, welcher an ſeinem Hofe bisher verweilt, liebe ſeine Schweſter Leonore auf das Feurigſte, und auch dieſe hätte ihm die zärtlichſte Gegenliebe geſchenkt, ſo daß es ſchwer halten dürfte, dies ſüße Band wieder zu löſen. Solches möchte noch hingehen; aber es ſtehe ſehr zu befürchten, Beide hätten bereits ein Verhältniß eingegangen, welches nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion nicht ſobald wieder aufgehoben werden könnte. Wenigſtens müſſe man darauf aus allen den Reden ſchließen, mit denen beinahe Jedermann am Hofe ſich herumtrage. Damit aber Karl in den Stand geſetzt werde, etwas im Zuſammenhang darüber zu erhalten, ſo theile er blos mit: daß die Prinzeſſin ſo eben erſt ein Schreiben vom Pfalzgrafen erhalten habe, welches ſie in ihrem Buſen bewahre und unaufhörlich an ſich drücke. „Verſtellt Euch darum“ — ſo ſchloß er, „gnädigſter Herr; geht ſchnell zu ihr, und indem Ihr

mit der Schweſter zu ſcherzen ſcheint, ſo zieht Ihr den Brief hervor. Derſelbe wird alsdann wohl der beſte Zeuge für Alles ſeyn und die ſicherſten Aufſchlüſſe über Alles gewähren.“

Der König, ungemein aufgebracht über die unerwartete Notiz, welche den Stolz des habsburgiſchen Blutes ſo tief verwundete, eilte alsbald in das Frauengemach. Er bezwang jedoch, der Verſtellung fähig, wie er war, ſein Gefühl und redete die Schweſter, welche er in tiefes Nachdenken verſunken und von Ungeduld darüber verzehrt ſah, daß noch immer keine Gelegenheit ihr geworden, den Brief durchzuleſen, mit freundlichem Gruße an. Beim Eintritt des hohen Bruders erhob ſie ſich und bezeigte ihm die gewöhnliche Ehrfurcht. Karl fragte ſie, wie es ihr ergehe? Jene erwiederte: gut, was das Aeußere und den Körper betrifft. „Das ſeh’ ich wohl — ſagte er — denn deine Formen zeugen von ſtrotzender Fülle und dein Buſen ſchwellt täglich mächtiger an. Jetzt aber, als wollte er letzteren mit muthwillig brüderlichem Scherze betaſten, ſtreckte er die Finger nach dem zarten Heiligthum aus und zog das Schreiben trotz ihres allzuſpäten Widerſtandes haſtig heraus.

Leonore, von Schamröthe übergoſſen, ſuchte vergebens den Raub ihm wieder abzujagen; Karl verließ damit das Gemach, indem er unter der Thüre ihr

noch zurief: „Ich will doch gern ſehen, was für Dinge Du wirklich treibſt!“ Sogleich verfügte er ſich zu Chievres, und ſie laſen das Papier miteinander durch. Verſchiedene Höflinge, die ihr Vertrauen theilten und gerade mit im Kabinete ſich befanden, halfen jeder Stelle die giftigſte Deutung geben, ſobald ſie wahrnahmen, wie der Wind ſich gedreht. Der eine meinte: Friedrich habe gegen des Königs Schweſter ſich allzu viele Freiheit herausgenommen. Der andere befürchtete, ſie hatten bereits ſich trauen laſſen, und der Pfalzgraf beabſichtige eine förmliche Entführung; denn warum ſonſt hätte er ihr die Gefahren des Meeres geſchildert, warum die Qualen der Trennung, warum die Unannehmlichkeit Spaniens, die Leiden ſpaniſcher Ehen und die Reize des teutſchen Vaterlandes ſo ſehr vorgemalt, als um ſie zu beſtimmen, daß ſie in dieſes letztere willig ihm folge? Ein dritter erklärte: die That des Pfalzgrafen ſey abſcheulich; man müſſe ihn darum beiſpiellos beſtrafen, verhaften, oder in Spanien in einer abgelegenen Gegend verwahrt halten.

Karl ſtand inzwiſchen bleicher, als der Schnee und zähnkirſchend vor Wuth in einer Vertiefung des Zimmers; doch bezwang er ſein Gefühl und beſchloß, im geheimen Kabinete mit den Herrn von Chievres und Mingoval das Fernere zu berathen, was mit Friedrich vorzunehmen ſey. Nach den Mittheilungen

Einiger ſoll er in der erſten Aufwallung (eine Erſcheinung, die bei ihm ſelbſt in früher Jugend nur ſelten) geſchworen haben, Friedrich den Degen in den Leib zu rennen, wenn er ihn im Zimmer ſeiner Schweſter treffen würde.

Friedrich hatte jedoch inzwiſchen einige Winke über die Gefahr erhalten, welche ihm drohe. Als er vom Thürhüter mit Mühe nur eingelaſſen in die Hofburg kam, und an das gewohnte Fenſter trat, rief ihm Leonore mit zärtlicher Stimme zu, er möchte nur hereintreten, es ſey nichts zu fürchten. Der Pfalzgraf aber erwiederte: „Du irrſt, theure Geliebte, es iſt gar nicht ſo geheuer hier!“ er wünſchte ihr ſofort gute Nacht und kehrte, die Hand immer an den Degen haltend, und in jedem Begegnenden einen ausgeſchickten Mörder argwöhnend, traurig nach ſeiner Herberge, wo er ſich den trübſten Beſorgniſſen und unglückverheißendſten Ahnungen überließ.

Inzwiſchen liefen am Hofe, wo das Geſchehene bald ruchbar geworden, die ſeltſamſten Gerüchte und abentheuerlichſten Deutungen, und die Gemeinheit der Mehrzahl der Menſchen gegen das Unglück zeigte ſich auch hier in unverhüllter Geſtalt. Einige nährten und ſchürten das Feuer noch mehr und brachten bei dieſem Anlaß ihre niedrigen Schmeicheleien gegen den Monarchen wie gegen deſſen Räthe an den Tag. Doch

muß man geſtehen, daß auch eine Anzahl Redlichge=ſinnter aufrichtigen Antheil an dem Looſe der Liebenden nahm, und in bittern Bemerkungen wider die beiden herzloſen Günſtlinge ſich ergoß.

Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, wie die Herberge Friedrichs, die noch kurz zuvor von Scherz, Geſang und Saitenſpiel und vom Tumulte zechender Gäſte, ſo ewige Treue ihm geſchworen, wiederhallt hatte, plötzlich nun faſt von Jedermann verlaſſen ward, und die tiefſte Stille darin herrſchte. Friedrich wußte längere Zeit ſich gar nicht zu faſſen, und hielt alles Vorgefallene, welches die ſüße Reihe ſeiner Freuden unterbrochen, für einen ſchlimmen Traum. Er erwog ängſtlich jede Sylbe, die er der Prinzeſſin geſchrieben, und prüfte jede Stelle, welche ihn verfangen haben konnte, genau; er fand nichts Sträfliches darin. Gleichwohl klagte er oftmals ſich ſchwer an, bis die Liebe ihn wieder losſprach. Die Furcht rieth ihm unge=ſäumte Flucht an; aber die Liebe gebot ihm zu bleiben, und ſein gutes Bewußtſeyn ſtärkte ihn. Er vergaß ſeine eigene Gefahr und hegte nur über Leono=rens Schickſal innigen Kummer. Er ergoß ſich aber=mals in bittere Selbſtanklagen und hielt die Gebieterin durch ſeine thörichte Unvorſicht verloren.

Seine jugendlichen Begleiter traten nun tröſtend und ſchmeichelnd zu ihm und redeten allerlei unnütze

Worte und verſchwendeten allerlei thörichte Räthe, bis der Stallmeiſter, ein alter treuer Diener des pfalzgräflichen Hauſes, mit bittern und ſchneidenden Vorwürfen ſie ſchweigen und weggehen hieß. Darauf trat er vor ſeinen Herrn und hielt nachſtehende merkwürdige Rede an ihn:

„Glaubet nicht, edler Friedrich, daß von all dem hier Geſagten Euch ſelbſt etwas treffen ſoll. Ich kenne die Trefflichkeit Eueres Gemüths und Euere Neigung für alles Hohe und Große. Nur bedaure ich Euch, daß Ihr in dieſen peſtartigen Schlamm von Leuten hineingerathen ſeyd, welche nun auch Euer Unglück noch durch niederträchtige Schmeicheleien entheiligen, und welchen Ihr leider bisher allzu williges Ohr verliehen habt. Es iſt fürwahr der Fluch unſerer teutſchen Fürſten, daß ſie ihre Söhne nicht etwa Demjenigen anvertrauen, welcher in der Meinung als der Beſte oder Klügſte daſteht, ſondern Dem, welcher der Adelichſte iſt. Sie glauben ſodann, wie wundergeſcheidt und pfiffig ſie dabei verfahren ſind, und ſehen nicht ein, daß man bei der Leitung eines Sohnes auf dieſelbe Weiſe, wie auf einem Schiffe, verfahren muß; hier übergibt man nicht Dem, welcher durch Glanz der Ahnen ſtrahlt, ſondern dem Ehrfahrenſten das Steuerruder, und müßte man ihn ſelbſt aus dem Pöbel aufgreifen.“

„Allein gegenwärtig iſt keine Zeit zu Vorwürfen; Ihr müßt nun muthig und geiſtesſtark Euch zeigen, und Niemand darf Euch auch nur im Geringſten traurig oder niedergeſchlagen ſehen. Beſchuldigt man Euch, Ihr habet an Leonoren geſchrieben, ſo antwortet: Ja! ich habe es gethan, ich habe es mehr als einmal gethan, nach Art junger Leute, aber weder liſtig noch betrügeriſch; — was dieſe Briefe Sträfliches enthalten ſollten, weiß ich nicht. Solche Briefe zu wechſeln iſt kein Verbrechen, und bedarf ſo großen Gelärmes nicht. Diejenigen, welche den Sinn unſchuldiger Worte ſchlimm mir deuten, ſind Verläumder meiner Perſon. Ein ſo vornehmes Fräulein zu entführen, bedarf wohl eines größern Kunſtſtückes, als daß man die Sache in Briefen abmacht. Recht gut weiß ich, wo ich mich dermal befinde; nämlich auf einer Inſel, vom unendlichen Meere rings umfloſſen, deren Zu- und Ausgänge überall mit Wachen verſehen ſind. So weit hat übrigens mein Verſtand noch nicht gelitten, daß ich Briefe ſchreibe, deren Inhalt nicht jederzeit zu meinen Gunſten erklärt werden könnte.“ Der Pfalzgraf verſprach dieſem Rathe zu folgen, und ſchien dabei beruhigt.

Inzwiſchen aber hatte ſich Leonore in ihr Gemach zurückgezogen und zerfloß in einem Strom von Thränen. Sie fürchtete nicht ſowohl Strafe für ſich, als

Gefahr für ihren Geliebten. Sein Schickſal erfüllte ſie mit Angſt und Kummer in hohem Grade. Ihre Jungfrauen tröſteten ſie beſtens, und fingen ſie, als ſie der Laſt des Schmerzens zu erliegen drohte, in ihren Armen auf.

Gleich nachher trat der Herr von Chievres ein und ſprach: „Prinzeſſin! Ihr betrübt Euch mit Unrecht allzu ſehr. Obgleich Euer Bruder Karl heftig darüber zürnt und es gegen jungfräuliche Zucht hält, daß Ihr von einem jungen Fürſten Briefe angenommen und in einen Liebeshandel Euch eingelaſſen habt, ſo wird er doch ſolches dem Leichtſinn der Jugend gern verzeihen, wenn Ihr mir nur darüber offenen Bericht ablegen wollt, ob Ihr an Friedrich durch eheliche Bande gefeſſelt, oder ob Ihr noch frei und ledig ſeyd, und ob er Euch entführen gewollt oder nicht!“

Auf dieſe Frage brach Leonore aufs Neue in heftige Thränen aus und gab ihm endlich zur Antwort: „Warum fragt Ihr mich ſolche Dinge, mein Herr von Chievres, an welche weder ich ſelbſt gedacht, noch welche dem Pfalzgrafen jemals in den Sinn gekommen? Das kann ich in Wahrheit betheuern, und ich würde die Behauptung durch einen Schwur bekräftigen, wenn es gerade ſeyn müßte. Wenn Ihr alſo nichts anderes wißt, deſſen Ihr mich und ihn zeihen wollt, ſo habt Ihr uns eine Kränkung ohne Gleichen

zugefügt, und es kann hier keine Rede davon ſeyn, irgend Jemanden um Verzeihung zu bitten!“

Der Marquis bemerkte ihr darauf ſo ſanft als möglich: „Ich höre dieſe Erklärung mit Freuden!“ Er tröſtete ſie ſcheinbar, ſo gut es ſeinem ausgetrockneten Weſen gegeben war, begab ſich wieder zum Könige, berichtete ihm den Inhalt der Unterredung und meinte: die Sache ſtehe auf gutem Fuße, und Leonore habe das nicht gewährt, was man befürchtet.

Nach dieſem beſuchte Chievres nun auch den Pfalzgrafen, ſchilderte ihm den Zorn des Monarchen und wie man dieſen kaum abgehalten, ſcharf gegen ihn zu verfahren. Man habe ihn, den Pfalzgrafen, für klüger gehalten, als daß er dem Wahn ſich hingegeben: eine Vermählung mit Leonoren nur zu hoffen, geſchweige ſie dazu zu verlocken. Die Prinzeſſin ſey als Braut für irgend einen mächtigen König beſtimmt. Nicht Pfalzgrafen wären es, deren Verſchwägerung Karl nachzuſuchen habe; ſie, deren Ahnen und Nachkommen bis auf den heutigen Tag Unterthanen des Kaiſers geweſen. Eine Verbindung zwiſchen Beherrſcher und Beherrſchten ſey gegen alle Schicklichkeit; denn auf ſolche Weiſe würde der Glanz der Majeſtät verdunkelt, die Niedrigkeit der letztern aber erhöht, und zuletzt aller Unterſchied zwiſchen Beiden aufgehoben werden. Hätte er, der Pfalzgraf, Luſt zum Freyen,

ſo wäre es an ihm geweſen, irgend eine Fürſtin, die ſich für ihn gepaßt, nicht aber ein Fräulein aus königlichem Geblüte zu ſuchen. Nun möge er zuſehen, was er gethan und in welche Verlegenheiten er ſich gebracht, und Gott und ihm, dem Marquis, Dank wiſſen, daß durch ihn der ärgſte Unwille Karls, welcher alsbald ihn zur Strafe zu ziehen Willens geweſen, glücklicherweiſe abgewendet worden.

Alſo übermüthig, boshaft und bitter ſprach die Rachſucht aus dem Herzen eines aufgeblaſenen Belgiers, zu dem Sproſſen eines der älteſten und edelſten teutſchen Fürſtenhäuſer. Friedrich antwortete ihm feſt und angemeſſen: Er habe ſeinerſeits nichts begangen, was den Zorn Karls billigerweiſe ſo ſehr erregen und zur Ahndung wider ihn beſtimmen könnte. Wenn er an Leonoren Briefe geſchrieben, ſo ſey dies nichts Neues und Auffallendes; dergleichen Dinge begäben ſich täglich zwiſchen Jünglingen und Mädchen, welchen letztern man auf die alleranſtändigſte Weiſe zum Ritterdienſt ſich verpflichten könne. Wenn es ihm daher auch nicht erlaubt geweſen ſeyn ſollte, die Fürſtin zu lieben, ſo ſey es ihm doch frei geſtanden, ihr zu dienen. Er habe mit ihr kein Verſteckens geſpielt, ſondern ſein Verhältniß ſey offen und Jedermann bekannt geweſen.

Hier fiel Chievres ihm ins Wort und ſagte: Deine Briefe lauten anders als Deine Worte; ſie

reden davon, daß Du ſie heimlich entführen oder doch dazu bereden wollteſt, Dir Treue zu ſchwören und den Ehebund Dir zu verſprechen.“ Friedrich erklärte: im Fall ſeine Briefe etwas dergleichen enthielten, und man nicht abſichtlich bösartige Deutung in die Worte bringen wolle, ſo unterwerfe er ſich jeder Strafe; nur müſſe man ſie ihm vorzeigen, indem es wider Gebühr ſey, unverhörter Dinge Jemanden zu verurtheilen. Allein der Miniſter rief:

„Was bedarf es langen Vorzeigens? Die Briefe ſind erſt friſch geſchrieben; Deine Hand iſt unverkennbar, und Dein Gedächtniß nicht ſo blöde, daß Du nicht leicht Dich erinnern könnteſt, was Du alles geſchrieben! Doch, ich melde Dir nun kurz, was folgt. Der König Karl will weder mehr, noch kann er mehr wollen, daß Du nach Spanien ihn begleiteſt, und er gedenkt künftig jede Art Dienſtes von Deiner Seite zu entbehren.“ Dabei lächelte er bitter-höhniſch und verließ den Pfalzgrafen ohne Abſchiedsgruß.

Mittlerweile hatte die Prinzeſſin von Oranien, welche, ein geiſtreiches und verſtändiges Weib, am Hofe Karls großes Anſehen und gewichtigen Einfluß beſaß, und oftmals in die Staatsgeheimniſſe eingeweiht wurde, von dem Ungewitter gehört, welches die beiden Liebenden, und Friedrich von der Pfalz insbeſondere bedrohe. Als eine Dame von Gefühl hielt ſie es für

ihre Pflicht, mittelnd dazwiſchen zu treten und der Bedrängten ſich anzunehmen. Alsbald beſuchte ſie den jungen Monarchen, bei dem die Herren von Chievres und von Mingoval gerade gegenwärtig ſich befanden, in Geberden zwar Traurigkeit heuchelnd, aber funkelnd von innerer Schadenfreude. Sie fing mit einigen gleichgültigen Dingen an, und brachte die Unterredung auf den Gegenſtand des Tages. Sie ſtellte dem jungen Könige das Unrecht und die Unvorſicht vor, wegen des Umſtandes, daß der Jüngling Friedrich, Sohn einer um Oeſterreich ſo hochverdienten Familie, wie die der Pfalz, in ſeine Schweſter verliebt worden, einem ſo raſchen Entſchluſſe ſich hingeben und jenen Prinzen zu Grunde richten zu wollen. Sehr richtig bemerkte ſie ihm, daß, wenn dieſe Liebſchaft, welche ſeit zwei Jahren Jedermann, ja den Kindern auf der Straße, bekannt ſey, ihn beleidigt, er ſchon früher dazwiſchen hätte treten müſſen. Sie fand in dieſem Verhältniſſe gar nichts ſo ſträfliches und Ungewöhnliches, in dem gefaßten Entſchluſſe aber, zu Bittevorde den Prinzen verhaften zu laſſen, eine höchſt unpolitiſche Maasregel. Sie machte ihn aufmerkſam auf die Macht und den Einfluß des pfalzgräflichen Hauſes in Teutſchland, welches nicht nur eine dem Prinzen angethane Gewaltthat zu rächen, ſondern auch die Sachen Karls bedeutend zu hemmen im Stande ſeyn würde.

Er möge ferner erwägen, welchen üblen Eindruck es bei den teutſchen Fürſten erregen würde, wenn er, wegen der Liebſchaft mit einem Fräulein, einen jungen Mann verderben ſollte, welcher ihm, ſeinem Großvater und dem Hauſe Habsburg überhaupt ſchon ſo weſentliche Dienſte geleiſtet; was eben jene Fürſten von ihm denken dürften, wenn er, ein noch nicht ſechszehnjähriger Jüngling, ſchon wegen eines flüchtigen Verhältniſſes oder einer leichten Beleidigung ſo ſehr wüthe. Durch ſolche Schritte würde er geradezu dem Syſteme ſeines Großvaters Maximilian entgegenarbeiten, welcher dermal jeden Stein aus dem Wege zu räumen bemüht ſey, und ſich vielleicht ſelbſt um den Kaiſerthron bringen. Dies und Anderes mehr ſprach die Prinzeſſin und hieß ihn reiflich die Sache bedenken.

Karl antwortete nur kurz, flüſterte aber dem Herrn von Chievres etwas ins Ohr und entfernte ſich. Der Marquis nahm nun die Fürſtin bei der Hand, führte ſie etwas ſeitwärts und bemerkte ihr: Der König habe ihre Aeußerungen wegen Friedrich mit Geneigtheit vernommen und ihnen die beſte Deutung gegeben, da er von ihrem Wohlwollen überzeugt ſey. Da er viel Anderes mehr ihrer Treue und Verſchwiegenheit anvertraut, ſo wolle er auch ſeinen gegenwärtigen Plan ihr nicht verſchweigen.

Das Verhältniß Friedrichs und Leonorens müſſe

auf jeden Fall getrennt werden, und zwar aus zwei Gründen. Der erſte wäre: daß die Reiſe nach Spanien feſt beſtimmt, und die Freundſchaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, daſelbſt ein dringendes Bedürfniß ſey. Man habe eine Doppelheirath ausgemacht; der Vater müſſe Leonoren, der Sohn die Prinzeſſin Eliſabeth zur Gemahlin erhalten. Da nun Erſterer ein gichtbrüchiger, dürrer und ungeſtalter Greis ſey, ſo werde Leonore ihn niemals ehelichen wollen, ſo lange die Gegenwart des bildſchönen Friedrich ihr vorſchwebe; der Portugieſe ſelbſt, ſobald er vernähme, daß ſie im Liebesnetz eines Jünglings gefangen gehalten, würde Bedenken tragen, ihre Hand anzunehmen. Deßhalb müßten Beide getrennt und zwar ſo getrennt werden, daß ſie einander nicht wieder ſähen, und Jedermann ſonſt auch die Ueberzeugung erhielte, daß nie eine Vermählung zwiſchen ihnen ſtatt finden werde. Der andere Grund iſt: Es trachtet Maximilian, wie Du ſagſt, ſeinen Enkel Karl auf jegliche Weiſe nach ihm auf den Kaiſerthron zu bringen; dieſe Würde iſt bei den Teutſchen feil und wird ſehr viel koſten, beſonders bei dem Pfalzgrafen, wegen des letzten Krieges, den er mit dem Kaiſer beſtanden. Allein ich glaube nicht, daß er etwas zu fordern nun wagen wird, da alles Verdienſt, was er ſeither erworben, durch dieſe letzte Beleidigung

die ſein Sohn dem Erzhaus zugefügt, aufgewogen iſt, und derſelbe vermuthlich alles thun wird, um bei Karln wieder in Gunſt und Gnade zu kommen.“

Madame d'Orange, im Innerſten ihrer Seele über ſolch ſchimpflichen Seelenverkauf empört, erwiederte nichts, ſondern rief nur tief nachſinnend und unter wehmüthigen Seufzern die Worte aus: „O Höfe, o Sitten!“

An einem der folgenden Tage jedoch begegnete die Fürſtin dem Pfalzgrafen, oder vielmehr ſie hatte ihn eigens beſtellt und theilte ihm folgendes mit: „Ich ſehe Dich trauriger als ſonſt, mein Freund, und weiß die Urſache wohl. Doch laſſe Dir die Sache nicht ſo tief zu Herzen gehen.

„Wird eine andere Dir doch, wenn hier Dir Alexis geraubt wird.“

Ich will in Frankreich Dich groß machen und ein ausgezeichnetes Weib aus königlichem Stamme Dir verſchaffen, auch eine Penſion, die Deiner würdig, vom Könige Dir erwirken; an dieſem Hofe rechne ſonſt auf nichts!“

Der Pfalzgraf dankte und antwortete, er könne gegenwärtig noch nichts beſtimmen; er ſey aller Rathſchläge beraubt; doch wolle er ein andermal ſie beſuchen und über die Sache weiter reden. Er ging mit gebrochenem Herzen von ihr weg.

Karl, deſſen Flotte nunmehro zur Abfahrt fertig lag, und welcher plötzlich den günſtigſten Wind für ſich hatte, beſchloß, nun nicht länger zu zögern; er ſchickte jedoch noch, des Inhalts der Unterredung zwiſchen der Fürſtin und dem Pfalzgrafen unkundig, eine vertraute Perſon an den Letztern und ließ ihm ſagen: Obgleich er für dermalen ihn entlaſſe, ſo wünſche er doch in Freundſchaft mit ihm zu bleiben und erwarte von ihm mit Zuverſicht, daß er in keines andern Herrn Dienſt treten werde. Friedrich, theils um ſeiner Freiheit geſichert zu bleiben, theils von einem Strahl der Hoffnung des einſtigen Wiederſehens ſeiner Geliebten genährt, verhieß Alles; dennoch blieb er auf ſeiner Hut, vertraute keinem Weſen am Hofe mehr, und ſendete insgeheim ſein Gefolge und ſein Gepäck voraus nach Teutſchland; darauf reiste er ſelbſt bis Bergen und von da in zwei angeſtrengten Tagmärſchen auf geſattelten Pferden über Antwerpen, Dieſt, Haſſelt und Stakheim, wo er im Schloſſe des Grafen von Renneberg die Einkehr nahm. Des folgenden Tages fuhr er auf der Maas weiter und lenkte in's Jülich'ſche; zu Köln endlich angelangt, traf er eine Menge befreundeter Edeln, welche ihm eine Strecke weit das Geleit gaben, hocherfreut darüber, daß das Gerücht von ſeiner gefänglichen Abführung, welches bis in die Rheingegenden bereits erſchollen war, ſich

nicht beſtätigt hatte. Endlich kam er glücklich bei ſeinem Bruder in Heidelberg an, und überließ ſich den dumpfen Erinnerungen an die ſüßen Bilder und das zerſtörte Glück.

Karl inzwiſchen hatte (um Oſtern 1517) zu Vlieſſingen ſich eingeſchifft, nach einem rührenden Abſchied von ſeinem Großvater Maximilian und ſeiner Tante Margarethe, welche die arme geopferte Leonore lange mit unendlichem Mitleid und inniger Liebe in den Armen hielt. Der Schmerz war ſo heftig, daß ſie beide keine Worte hervorbringen konnten.

Die Prinzeſſin zog ihrem Schickſal entgegen; es befreite ſie bald von ihrem greiſen Liebhaber, den ſie zu ehelichen gezwungen war, und der Ehrgeiz brachte der Königin von Portugal einigen Erſatz für das, was die Prinzeſſin von Oeſterreich an Herzensglück verloren hatte. Aber dieſer Ehrgeiz und die Entfernung hatten auch die Macht der erſten Eindrücke beſiegt. Die Glut in ihrem Herzen für den Freund ihrer Jugend ward eine milde Flamme der Freundſchaft, bis endlich auch dieſe in dem Drange der Ereigniſſe und der alles beſiegenden Stunden erloſch. Als die ſchöne Frau endlich Wittwe und Herrin ihres Schickſals geworden, glaubte der Pfalzgraf, deſſen reine männliche Seele ſein Ideal treu bewahrt hatte, die alten Rechte auf ihren Beſitz geltend machen zu können, und

er fertigte ſeinen vertrauten Kanzler Hubert Thomas, der zugleich nachmals der Biograph ihrer Liebe geworden iſt, mit einer geheimen Sendung an ſie und ihre Verwandten zu dieſem Zwecke ab. Anfänglich ſchien viele Hoffnung des Gelingens ſich zu zeigen; aber die Königin ſelbſt, deren Weſen inzwiſchen einen höheren Schwung genommen, und in welcher das politiſche Leben die Gefühle des Herzens etwas ermäßigt hatte, hörte mehr auf die Gründe der Klugheit, als auf die Sprache der Liebe. Sie konnte ſich nicht entſchließen, vom Range einer Königin in den Stand einer Pfalzgräfin herunterzuſteigen. Und ſo zerſchlug ſich zuletzt die Unterhandlung.

Wir ſchließen hier dieſes Bruchſtück von der Liebe Leonorens und Friedrichs. Die Fürſtin, welche bald nachher in noch größere Verhältniſſe, und als Gemahlin Königs Franz I. verſöhnend zwiſchen den Streit der beiden Häuſer trat, iſt eine von der erſtern ganz verſchiedene Geſtalt. Sie bewährte jedoch auch in der neuen Lage die ganze Liebenswürdigkeit ihres Weſens und eine ungewöhnliche Größe des Geiſtes. Als Gattin und als Mutter erfüllte ſie ihre Pflichten muſterhaft. Ihre Wirkſamkeit im öffentlichen wie im Privatleben, bildet eine der Glanzparthien in der Geſchichte des franzöſiſchen Hofes.

Aus vielen vorhandenen Denkmalen geht der leb-

hafte Geiſtesverkehr hervor, welchen ſie mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen ihrer Zeit unterhalten. Hier bemerken wir nur noch, da ein Gemälde ihres ferneren größeren Lebens außerhalb unſerer Aufgabe liegt, daß ſie nach Franz I., ihres zweiten Gemahls Tode in der Einſamkeit eines belgiſchen Kloſters ihre Tage beſchloß, und daß die Deviſen, welche ſie in ihrem Wappen und in ihren Denkbüchern und Briefen beharrlich führte, ein Phönix, der auf dem Scheiterhaufen ſich verbrennt, mit der Ueberſchrift: Unica semper avis (Tousjours unique oiseau) und eine nach allen Seiten von der Sonne beſchienene Halbinſel mit den Worten: His suffulta (à l'aide de ceux-ry) geweſen ſind.

In einem anderen, den Zeitraum von ihrer und ihres zweiten Gemahles Wirkſamkeit ſo wie die Thaten ihres großen Bruders behandelnden Geſchichtswerke werden wir ausführlicher auf dieſe treffliche Frau zu ſprechen kommen.

III.

König Christiern II.,

das Täublein von Amsterdam

u n d

Mutter Sigbrit.

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe
Unbezwinglich wie das Niederreich;
Nicht vermögen Flammenſtröme ſie zu dämpfen.

(Hohe Lied).

Zur Zeit, als die Dittmar'ſchen, die Schweden und die Hanſeeſtädte aus verſchiedenen politiſchen Intereſſen dem weitern Umgreifen der Dänenmacht zu wehren ſuchten, im zweiten Dezennium des ſechszehnten Jahrhunderts, befand ſich Prinz Chriſtiern von Dänemark, der Sohn König Johanns, in der Eigenſchaft als Reichsverweſer Norwegens zu Opslo und der Erzbiſchof Erik Valkendorf, Nachfolger des unglücklichen Biſchofs Mathias, war als erſter geheimer Rath und Kanzler ihm beigegeben. Dieſer hatte mit dem von Natur reich ausgeſtatteten aber durch heißes Blut und heftige Leidenſchaften ſchon frühe getriebenen Jüngling viel ſchwere Noth und ſelten ſah er die Rathſchläge befolgt, welche eine lange Erfahrung und reife Kenntniß des menſchlichen Herzens von Zeit zu Zeit ihm geben hieß.

Der Vater ſelbſt hatte durch ein verkehrtes Sy-

ſtem in der Ausführung ſeines Wunſches, den künfti-
gen Nachfolger recht ſorgfältig, und entfernt vom Ge-
räuſche des Hofes, erziehen zu laſſen, den Grund zu
vielen Verirrungen und Leidenſchaften gelegt, welche
mit der königlichen Würde ſich ſchlecht vertrugen.
Leuten von gemeinem Stande zur Aufſicht übergeben,
fand er Geſchmack an rohen Beluſtigungen und am
Umgange mit Perſonen aus dem Pöbel, die ſeiner
Launenhaftigkeit zur Zielſcheibe dienten und ſeine Nei-
gung zu Exzeſſen begünſtigten. Geiſtliche, welche mit
ſeiner Weiterbildung ſich befaſſen ſollten, brachten ihm
mehr Abneigung vor den Wiſſenſchaften, als Liebe
und Eifer für dieſelben bei; das ſittliche Gefühl nahm
eine immer ſchiefere Richtung, und zur Wolluſt kamen
noch Trinkluſt, Härte des Gemüthes, Verſtellung und
Heuchelei.

Nichts deſto weniger hatte der Prinz als Norwe-
gen im Jahr 1502 ſich empört, die Schweden
ſchon früher abgefallen waren und dem königlichen
Anſehen große Gefahr drohte, große Entſchloſſenheit,
Muth und Energie bewieſen und es war ihm geglückt,
die Widerſpenſtigen zu zähmen, und des Aufführers
Harluf Hyddefad ſich zu bemächtigen, und ebenſo auch
verſchiedene Feſtungen der Schweden wieder in ſeine
Gewalt zu bringen. Der Norwegiſche Adel ward
ziemlich zu Paaren getrieben und der Prinz mit

ziemlich unbeſchränkter Macht ausgerüſtet, zeigte ſchon damals, daß mit ihm ſich nicht ſcherzen laſſe. Der Kanzler Valkendorf, welcher alles bei ihm galt, gehörte zu denjenigen Männern, welche in ihrem Grundweſen gut und ehrenwerth, doch in gewiſſen Kriſen außer Stande ſind, das Gleichgewicht zu behaupten, ſobald es zwiſchen Entſagung auf glänzende Hoffnungen eines mit jedem neuen Erfolge geſteigerten Ehrgeizes und den Rückſichten der Ehre und Wahrheit ſich handelt. Er ſchmeichelte nicht ſelten, wenn auch mit Seufzen, den Neigungen ſeines künftigen Herrn, um nicht von vornherein deſſen Huld zu verſcherzen; in vielen andern Dingen ward er ſtets tüchtig und rechtlich erfunden.

In der Stadt Bergen hatten ſich, der Zölle halber, allerei Anſtände ergeben, welche zuletzt einen tumultuariſchen Charakter annahmen; ſie zu ſchlichten wurde der Kanzler dahin entſendet und er brachte wirklich binnen kurzer Zeit Alles in die alte Ordnung wieder.

Da ihn die Reiſe bei den ſchlechten Wegen und ſeinem vorgerückten Alter ſehr ermüdet hatte, ſo gedachte er noch einige Zeit in Bergen auszuruhen. Als er ſich erfriſcht und völlig hergeſtellt fühlte, unternahm er, angelockt durch die äußerſt liebliche Witterung eines Tages einen Spaziergang durch die Straßen und beſuchte unter andern Merkwürdigkeiten auch den Markt, wo die Kaufleute aus den Hanſeeſtädten in großer

Anzahl ſich einzufinden und ihre Waaren feil zu bieten pflegten. Plötzlich überraſchte ihn, als er die bunte Menſchenmenge mit prüfendem und neugierigem Auge zugleich durchlief, der Anblick eines Weibes von ungewöhnlich großer und dicker Leibesgeſtalt, welche, wie ihre Körbe wieſen, mit Obſt, Zuckerzeug und andern Naſchereien handelte. Ihre Wangen waren ſeltſam aufgeblaſen, von einer Röthe übergoſſen, wie er ſie noch an keiner weiblichen Geſtalt wahrgenommen, und hingen ihr faſt bis an die Bruſt herab. Ihre Augen erfunkelten von dunkler, beinahe unheimlicher Glut und ein grauſamer Hohn ſpielte um die ſtark aufgeworfenen Lippen. Das Ganze erinnerte an jene zauberhaften Rieſenweiber und Waldfrauen der nordiſchen Sagen. Unwillkührlicher Schauder erfaßte Valkendorf, als ihr Blick dem ſeinigen begegnete.

Dieſer Schauder milderte ſich, als er eines zweiten Gegenſtandes anſichtig ward, welcher die Nachbarin der Rieſenfrau war; eine Jungfrau von ſo holdſeliger Geſtalt, daß auch das ſtrengſte Auge von ihr entwaffnet werden mußte. Ein Körper, dem die üppige Fülle der Formen nichts von der Zartheit und dem Ebenmaaße nahm, gehüllt in ein einfaches, doch niedliches Gewand; ein Reichthum von blonden Locken in eigenthümlicher Flechtung über einen blendend weißen Nacken und Buſen herabwallend; ein kleiner Mund,

wie Karmin, mit einer Reihe von Perlenzähnen. Den ganzen Zierrath machte ein ſilbernes Kreuz aus, welches die innere Lebensfülle eines von ſtillen Seufzern oft bewegten Buſens in beſtändigem Schwanken erhielt. Unter demſelben blühte ein kleiner Roſenſtrauß, der die Weiße der Haut noch mehr ins Licht ſtellte. Das Mädchen hielt, etwas vorwärts ſich beugend, mit der einen Hand das Haupt geſtützt, ſchwermüthig nachſinnend, wie über ihr künftiges Schickſal, und Thränen und Lächeln wechſelten in dem dunkeltiefen Auge, wie Ahnungen einer unglückvollen Größe, zu der das Herz nicht ohne Schwindel hinaufblickt. Der Kanzler, nachdem er von ſeinem gemiſchten Gefühle, welches dem fremden Weibe mit dem ſtechenden Allrunenblicke nicht entgangen, ſich einigermaßen erholt, trat näher zu den Körben, als begehre er etwas zu kaufen und fragte: woher des Landes ſie Beide gekommen?

Die Rieſin erwiederte: „wir ſtammen aus Amſterdam in Holland, geſtrenger Herr; mein Name iſt S i g b r i t W y l m s; dieſe hier iſt meine Tochter und heißt D ü v e k e. Wir beſitzen wenig Mittel, ſind aber unbeſcholtenen Leumunds und verdienen unſern Unterhalt auf ehrliche Weiſe. Manch' vornehmer Graf und Ritter, manch lüſterner Pfaffe und Mönch hat ſchon nach dieſem zarten Blümlein geblickt; aber ich habe es durch ſcharfe Zucht und ſorgfältige Aufſicht

vor dem wilden Geſträuche und giftigen Gewürme zu bewahren gewußt. Nicht wahr, mein ſüßes Püppchen! — kreiſchte ſie mit etwas geſteigertem Tone — Mutter Sigbrit hält ſtreng auf Ordnung und Sitte. Ein ſolches Blümlein wird wohl noch den rechten Gärtner finden, der es, zur Freud und Luſt und ihm und ſich zur Ehre, an den rechten Platz einſt ſtellt und mit derjenigen Zierde umgibt, die ſeiner würdig iſt. Ein Traum hat mir verkündigt, daß ein andres Loos ihrer harre, als das gewöhnliche ihres Standes. Doch wenn ſie auch keine Königin werden kann, ſo iſt ſie, betrachtet ſie nur ſelbſt, gleichwohl eine Königin unter ihres Gleichen. In ihrer Nähe ſchweigt der Neid und bringt ihr wider Willen ſeine Huldigung. Ihre Geſpielinnen und Jedermann nennen ſie nur das Täublein. Gern hätte ich ihr die Müheſal der Reiſe erſpart; aber im Niederlande wird, trotz dem, daß Frau Margarita mild und gnädiglich in des Kaiſers Namen den Scepter noch führt, mit jedem Tage alles theurer. In Norwegen dagegen läßt es ſich beſſer um ein Leidliches leben, und mit unſerer Hände Fleiß gewinnen wir Leibesnahrung, Kleidung und Unterhalt, ehrlich und anſtändig. Nicht wahr, liebes Düveckchen; nicht wahr mein ſüßes Täubchen!“

Columbula — denn alſo wollen wir ſie ferner

nennen, wie auch der ehrliche Schwaningius thut, welcher nebſt vielen andern ehrbaren „Scribenten“ den „Spiegel eines großen, grauſamen, ſodann in's Elend verjagten und allen Uebrigen zum Exempel dienenden Tyrannen“, d. h. das Leben und die Thaten Königs Chriſtiern II. beſchrieben hat — war mehr als einmal über die ſeltſamen Reden ihrer Mutter erröthet und hatte ſchamhaft die Augen in ihren Buſen geſenkt. Der Kanzler bekümmerte ſich nicht mehr viel um die Mutter, wohl aber hielt er, nachdem er die Beiden gegrüßt und noch einmal zu kommen, verſprochen hatte, eifrig Nachfrage um die Verhältniſſe und das Betragen des Täubleins. Jedermann, vornehm und nieder, gab ihr das beſte Zeugniß und daß niemals auch nur der Schatten eines Leichtſinns an ihr bemerkt worden. Man rühmte ihre Beſcheidenheit, ihre zierlichen Sitten, ihre freundlichen, höflichen Manieren. — Man verglich ihre Rede mit dem Geſang der Nachtigall, ihre Schönheit mit den Umriſſen von Helena's Reiz bei größerer Tugendhaftigkeit, und viel ward von den ſeltenen Gemüthsgaben und dem edlen Geiſte erzählt, der dem lebensvollen Marmorbilde, bei aller Niedrigkeit der äußern Verhältniſſe, inwohne.

Mit dieſer Auskunft reiſte Valkendorf ab und erzählte bei ſeiner Wiederankunft zu Opslo dem Prinzen, nachdem die politiſchen Materien verhandelt und

über ſeine Verrichtungen der nöthige Bericht abgeſtattet worden, welch' eine Wunderblume er zu Bergen gefunden. Chriſtierns leicht entzündliches Blut faßte alsbald Feuer, und Tag und Nacht ſtand vor ihm die Geſtalt Columbula's, wie ſie der Kanzler geſchildert. Er ſprach von nichts als von dem Mädchen aus Holland und äußerte den ſehnlichſten Wunſch, ſie bald möglichſt von Angeſicht zu ſchauen.

Valkendorf, welcher die Sache reiflicher nun überdachte und bei dem bekannten Charakter des Prinzen, großes Unglück befürchtete, empfand plötzlich Reue über ſeine Unvorſicht: er klagte ſich ſelbſt an, einen Brand im Herzen des ohnehin ſehr ungeſtümen Jünglings entfacht zu haben und dieſe Beſorgniß ſtieg in demſelben Grade, als die Leidenſchaft ſeines Herrn für den noch ungeſchauten Gegenſtand faſt bis zum Wahnſinn ſich ſteigerte. Er ſchämte ſich, in den Ruf eines Kupplers zu gerathen und wollte jetzt den Kanzler, mit der ganzen Strenge von Grundſätzen, allein walten laſſen. Deßhalb ſuchte er, ſeine eigene Schilderung von Columbula's Reizen etwas zu ermäßigen, um die Glut des Prinzen dadurch ebenfalls wieder herabzuſtimmen. Allein hiezu war es allzuſpät. Chriſtiern beſtand ſchlechterdings darauf, die Jungfrau ſehen zu wollen, und lachte all der Hinderniſſe und Mühſeligkeiten des Weges von Opslo nach Bergen, wodurch ſein geheimer

Rath von der beſchloſſenen Reiſe ihn abzuſchrecken bemüht war. Alle Anſtalten mußten daher aufs eiligſte getroffen werden, und binnen kurzer Zeit ſah ſich der Prinz innerhalb der Mauern, die den koſtbaren Schatz verbargen. An der Spitze eines ſtattlichen Gefolges hielt er ſeinen Einzug und wurde von der Bürgerſchaft aufs Glänzendſte empfangen. Da er nach einigen Tagen ſeines Aufenthalts im königlichen Schloſſe, wahrnahm, daß die Einwohner Bergens über den Zweck ſeiner Ankunft außer Beſorgniß waren, ſo veranſtaltete er ein großes Bankett, zu welchem die vornehmſten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen wurden. Um aber ganz ſicher zu ſeyn, daß Columbula mit erſcheine, ward eine vertraute Perſon angegangen, Frau Sigbriten und ihre Tochter mit zu dem Feſte zu bringen, weſſen ſie ſich auch durchaus nicht weigerten.

Der erſehnte Tag brach an, und die Gäſte ſtellten ſich in beträchtlicher Anzahl ein. Jeder hatte Sorge getragen, den weiblichen Theil ſeiner Angehörigen im feſtlichſten Schmucke, deſſen er fähig, dabei auftreten zu laſſen. Die Frauen und Jungfrauen bildeten vor dem Rathhauſe und in daſſelbe hinein zierliche Spaliere. Die däniſchen Herren fanden unter den hohen, edlen Geſtalten mehr als einen Gegenſtand der Bewunderung; aber vor allen ſtrahlte Columbula, gleich der Roſe oder der Lilie unter gemeinen Blumen. Die

Mutter hatte es an einem des Feſtes würdigen Putze nicht fehlen laſſen; aber dieſer Zuſatz der Kunſt und Koketterie ſchien verlorne Mühe bei einem Weſen, das an und für ſich ein Inbegriff von Reizen, ihrer Armuth zu ſpotten ſchien. Der Prinz, die vollſte Wahrheit in den Beſchreibungen ſeines Kanzlers erkennend, als er das Urbild endlich vor ſich ſah, ſtand wie geblendet und bezaubert von ſeiner Schöne und konnte nimmermehr die Augen von ihm abwenden.

Mutter Sigbrit entging dieſer Zuſtand nicht; ſie faßte freudige Hoffnungen. Dieſelbe mehrten ſich, als der Prinz nachdem er den erſten Reihen mit der, Duveken zunächſt ſtehenden Jungfrau gethan, dieſe ſelbſt nun bei der Hand faßte, und mit ihr den Saal mehr durchflog als durchtanzte. Jeder der anweſenden Edelleute folgte nun dem Beiſpiel des Herrn und reichte einer Dame die Hand. Die Bewegungen Columbula's waren ſo anmuthig und ungezwungen, daß man hätte glauben ſollen, ſie habe nicht erſt ſeit heute in einem höheren Kreiſe der Geſellſchaft verweilt. Ihre Mienen, ihre Reden vollendeten die Bezauberung Chriſtierns, welcher nicht genug die zarten Linien ihres Angeſichts, ihres Buſens, ihrer Hände betrachten konnte.

Das Feſt währete bis ſpät in die Nacht; der Wunſch nach Ruhe entfernte endlich die Gäſte. Columbula, ebenfalls im Begriffe zu ſcheiden, wurde

unter allerei Vorwänden noch aufgehalten, und endlich vom Prinzen in's Schloß begleitet, indem er erklärte: nimmermehr es zugeben zu können, daß eine gemeine Wohnung einen ſo herrlichen Gaſt beherberge. Das Mägdlein war gegen die Aufmerkſamkeit, die Liebkoſungen und Schmeicheleien eines ſo vornehmen Buhlen nicht unempfindlich geblieben; der ſtattliche Jüngling noch mehr als der Prinz, trug dazu bei, die Verwandlung in ihr zu vollenden. Ehrgeiz und Liebe verbanden ſich gegen ihre Tugend und halfen jede Beſorgniß vor dem Urtheile der Welt niederſchlagen. Chriſtiern genoß ſeines Glückes in vollen Zügen; er ſchwur ihr Zeitlebens getreu zu bleiben und Duveckchen leiſtete den gleichen Schwur.

Mutter Sigbrit, kühnen Blickes in die Zukunft ſchauend und mancherlei Pläne für dieſelbe ſchmiedend, hatte ihre Einwilligung zu Allem gegeben. Da der Prinz in Bergen nicht verweilen konnte, ſo wurde zwiſchen ihnen ausgemacht, daß die Beiden noch eine kurze Zeit in dieſer Stadt ſtill und eingezogen ſich aufhalten ſollten, ſo lange bis zu Opslo eine anſtändige Wohnung für ſie bereitet worden. Dort ſicherte er ihnen Alles zu, was zu gewähren nur immer in ſeiner Macht ſtehen würde. Unter tauſend Küſſen ſchied er von Columbula. Die Sehnſucht aber, welche ihn nach ſeiner Wiederankunft zu Opslo erfüllte, war

ſo mächtig, daß er den Bau eines eigenen ſteinernen Hauſes längs der Meerenge bis an die Stadt aus allen Kräften und mit verdoppelten Koſten betrieb und Sigbrit und Duveken unverweilt abholen ließ, worauf ſie dieſe Wohnung bezogen. Hier blieben ſie bis zum Tode des alten Königes.

Des Prinzen Leidenſchaft wuchs mit der Zeit, ſtatt ſich zu mindern; Columbula beherrſchte ſein Herz und ſeine Sinne; die Rathſchläge Sigbrits beherrſchten ſeinen Geiſt. Sie beſaß einen ungewöhnlich ſcharfen Verſtand, eine ungemeine Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften und für ſich ſelbſt einen ungemeſſenen Hang zur Intrigue, dabei einen grauſamen, verſchmitzten, rachgierigen Sinn bei empfangenen Beleidigungen. Alles dies wußte ſie bei Chriſtiern geltend zu machen und ſich ſo tief in ſein Vertrauen einzuniſten, daß er von nun an nichts mehr ohne ſie that und ſein ganzes Weſen die Richtung von ihr erhielt. Bald machte er aus ſeinem Verhältniſſe zu ihrer Tochter kein Geheimniß mehr und er führte ſie öffentlich als ſeine Geliebte mit ſich herum.

Im Jahr 1510 verſchlimmerten ſich zuſehends die Geſundheitsumſtände ſeines Vaters in bedeutendem Grade; ein Schreiben deſſelben rief ihn dringend nach Dänemark zurück. Chriſtiern gehorchte nicht ohne Widerwillen. Er hinterließ den beiden Frauen jedoch,

ihm ſobald als möglich insgeheim zu folgen. Er ward in Kopenhagen von ſeinem Vater und den Reichsſtänden mit feierlichen Ehren, als Beendiger des Bürgerkriegs in Norwegen und als Bezwinger der Schweden, empfangen, von welchem Ruhme freilich auch dem guten Regiment ſeiner erfahrenen Räthe und der ausgezeichneten Tapferkeit der ihm anvertrauten Truppen ein bedeutender Theil gebührte.

Merkwürdig iſt der Umſtand, daß zu Kopenhagen nicht das Geringſte von ſeiner Liebe zu Duveken laut geworden war; die Furcht vor dem künftigen Beherrſcher hatte Jedermann in Opslo den Mund über die Sache verſchloſſen, welche ein offenes Geheimniß war. Aber auch entdeckt, würde Chriſtiern wohl ſchwerlich ſeiner Neigung entſagt haben. Der Prinz theilte jetzt die Regierungsſorgen mit dem immer morſcheren Vater; er ſaß dem Staatsrathe und dem Gerichte mit Ernſt und Eifer vor; viele ſeiner Entſcheidungen verriethen Verſtand und Scharfſinn, richtige Auffaſſung und Takt, und gewannen ihm den Ruf ausgezeichneter Gerechtigkeitsliebe; man betrachtete ihn als den ſichern Bürgen einer glänzenden Zukunft für die drei Reiche. Sigbrit, mit welcher und ihrer Tochter er in ununterbrochener, wenn gleich vorſichtiger Berührung nach wie vor blieb, ſtand ihm in vielen Dingen hülfreich zur Seite und ſie bildete ſeine

untrügbare Sybille auch im Felde der Politik. Nach einiger Zeit verhehlte er ſeine Buhlſchaft mit ihrer Tochter gar nicht mehr; das Publikum, in Anerkennung ſonſtiger glänzender Eigenſchaften, überſah dieſe Schwäche, oder mußte wohl aus Furcht ſie verſchweigen; es hoffte von der Zeit, von dem Einfluß einer ſeines Ranges würdigen Gattin und noch mehr von dem ſchnellen Wechſel, welcher die Leidenſchaften zu begleiten pflegt, das Beſte.

Hierin betrog ſich jedoch alle Welt. Der König Johann ſtarb im Jahre 1514 und Chriſtiern folgte ihm, als der zweite dieſes Namens, auf dem Throne der drei vereinigten Reiche nach. Die Reichsſtände drangen auf eine ſchleunige Vermählung, und die Wahl, aus allerlei politiſchen Gründen, fiel auf eine Prinzeſſin des Hauſes Oeſterreich. Die edle Tochter König Philipps des Schönen und Schweſter Kaiſer Karls V. Iſabella, war die Erkorne. Sie galt als eine der frömmſten, tugendhafteſten und wohlerzogenſten Damen, denn ſie war aus der Schule ihrer Tante Margaretha, der unvergeßlichen Oberſtatthalterin der Niederlande, hervorgegangen. Mit dieſen geiſtigen Eigenſchaften vereinigte ſie eine ſchöne, majeſtätiſche Geſtalt und viele Liebenswürdigkeit im Aeußern. Der Brautſchatz, den ſie ihm brachte, war ſehr bedeutend für jene Zeit.

Die Bewerbung war übrigens auf allerlei Hin-

derniſſe geſtoßen, und das Verhältniß zur Duveke, welches auch dem Brüßler Hofe zu Ohren gekommen, das hauptſächlichſte davon geweſen. Die Abgeordneten des Königes mußten ſich anheiſchig machen, daß daſſelbe von nun an gänzlich aufhören ſollte. Chriſtiern bewilligte alles, was man verlangte: er ſuchte vor allem ſeinen Zweck zu erreichen. Mit großer Pracht wurde die junge Königin in Kopenhagen empfangen; Sigbrit und ihre Tochter hielten ſich, getroffener Abrede gemäß, eine Weile verborgen; allein bald widerten jenen die Freuden einer rechtmäßigen Liebe an der Seite der geiſt- und gemüthvollen Frau an, und er kehrte zu dem theuern Götzenbild zurück, deſſen Beſitz ihm ſüßer war als das Leben. Mitten auf dem Amacker Markte ward für Mutter Sigbrit ein großes ſteinernes Haus gebaut und hier erſchien Chriſtiern täglich ohne Scheu und unterhielt ſich mit den beiden Frauen. Sigbrit ward von Neuem die vorzüglichſte Rathgeberin des Königes. Staats- und Friedensgeſchäfte von Wichtigkeit gingen durch ſie. Sie prüfte, revidirte, verwarf dit Beſchlüſſe des Staatsrathes und öfter ſelbſt der Reichsſtände. Das Wohl und Wehe der Unterthanen hing fortan faſt ganz von der furchtbaren Laune dieſes niederländiſchen Weibes ab.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge däuchte vielen Vornehmen des Landes unerträglich, und als alle Er-

innerungen nichts fruchteten und des Königs Sinn nur noch mehr ſteiſten, ja wohl gar den Urhebern ſchweren Nachtheil brachten, erzeugte ſich der Gedanke, den verhaßten Gegenſtand einer ſo unbezwinglichen Leidenſchaft insgeheim aus dem Wege zu räumen. Columbula erkrankte plötzlich und alle Kunſt der Aerzte ward umſonſt an ſie verſchwendet. In den Armen Chriſtiern's verſchied ſie unter grauſamen Schmerzen. Aber am allergrauſamſten war der Schmerz, der die Bruſt des Königs durchwühlte. Lange konnte er nicht zur Beſinnung kommen und die Trauer hatte einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß diejenigen, welche den Tod des Mädchens herbeigewünſcht, über die unerwarteten Wirkungen deſſelben noch mehr erſchrecken mußten, als über alles Vorangegangene.

Das Herz des Königes ſchien mit der Geliebten geſtorben zu ſeyn; die wilden Leidenſchaften, welche bisher durch eine mächtige, die Liebe gebändigt worden waren, nahmen jetzt ungeſtört Beſitz von ihm und übten je einzeln ihre Herrſchaft über ihn aus. Argwohn, Haß, Stolz, Grauſamkeit, Menſchenverachtung, hausten hiefür in der Königsburg und der Hauptzweck, weßhalb der Tod Columbula's erſehnt worden war, der übermächtige Einfluß der Mutter Sigbrit, wurde nicht erreicht, vielmehr erbte dieſelbe gleichſam wie durch Vermächtniß, die verdoppelte Zu=

neigung Chriſtierns und das Gefühl der Rache für zertrümmertes Liebesglück, wie die Sehnſucht nach Genugthuung für den erlittenen Verluſt leitete die gemeinſamen Handlungen der Beiden. Die Anſicht, daß Columbula nicht eines natürlichen Todes geſtorben, befeſtigte ſich immer mehr in ihren finſteren Seelen. Es handelte ſich blos noch darum unter der großen Reihe von Feinden die Schuldigſten auszumitteln.

Am ſchwerſten laſtete der Verdacht auf dem Schloßhofmeiſter, Torbern Oxe, ſowohl, weil er ſelbſt ſchien von der Schönheit Duvekens angezogen geweſen zu ſeyn, als weil ihn die Stimme eines angeſehenen, durch ihn geſtürzten Mannes als frechen Eindringling in die Genüſſe, die der König ſich ausſchließlich vorbehalten, bezeichnet hatte. Mit dieſer Sache verhielt es ſich jedoch folgendermaßen.

Hans Faaborg, aus einer kleinen Meerſtadt der Inſel Fünen, hatte durch ſeine Talente und manche einnehmende Eigenſchaften ſich in Hofdienſte zu bringen und bis zur Würde eines oberſten Schatzmeiſters zu ſteigen gewußt. Mit ſeinem Glücke nicht zufrieden, goß er über andere, welche für weitere Erfolge ihm hinderlich zu ſeyn ſchienen, giftige Verläumdung aus und machte ſich durch aufgeſpreiztes Weſen und kecken Uebermuth nach mehr als einer Seite hin verhaßt. Am meiſten ſtand ihm Torbern Oxe im Weg. Um

ihn nun ganz ſicher zu verderben, verbreitete er das Gerücht auf eine Weiſe, daß es Chriſtiern zu Ohren kam: Torbern Oxe ſey begünſtigter Nebenbuhler des Königes geweſen; er ſelbſt habe mit eigenen Augen geſehen, wie derſelbe dem Täubchen ſeine Glut geſtanden, und es gewagt, im wilden Taumel ſeiner Gefühle ihre ſchönen Glieder zu berühren.

Was dem Ganzen noch mehr Wahrſcheinlichkeit gab, war der Umſtand, daß Torbern den unglücklichen Einfall gehabt, förmlich um Duvekens Hand anzuhalten. Dieß hatte Mutter Sigbrit nicht nur als freche Zudringlichkeit an und für ſich ſchon betrachtet, ſondern auch Chriſtiern hatte den Verſuch, ſich in den Beſitz ſeiner Freuden durch eine Heirath zu ſetzen, als übermüthige That eines Vaſallen und Hofbeamten aufgenommen.

Er verbiß ſeine Wuth über die Erzählung Faaborgs, behielt aber im Innern einen eben ſo großen Widerwillen gegen den Denuncianten, wie gegen den Verüber des angeblichen Frevels. Als nun noch zu allem Ueberfluß der mit Gnade reich überhäufte Schatzmeiſter um ein erledigtes Kanonikat zu Rothſchild ſich bewarb, beſchloß er, dieſes Menſchen, welcher kein Maaß noch Ziel in ſeinen Wünſchen kannte, und auf deſſen Treue er überdieß nichts weniger als ſicher baute, ſich zu entledigen. Er befahl alſo Faaborg

ihm nach der Reſidenz zu folgen und und daſelbſt die nöthige Zuſtellung wegen der Pfründe in Empfang zu nehmen; inzwiſchen erhielt Torbern Oxe den Auftrag, alsbald nach des Schatzmeiſters Ankunft, demſelben ſämmtliche Rechnungen über Einnahme und Ausgabe ſeiner Amtsverwaltung abzuverlangen, ſie gehörig zu unterſuchen und über die Ergebniſſe genauen Beriche an ihn zu erſtatten.

Solches geſchah. Der Schloßhofmeiſter fand die Bücher und Papiere ſeines Feindes in großer Unordnung; viele Summen waren gar nicht verrechnet und aus den Büchern einzelne Blätter herausgeriſſen. Grund genug, um einer peinlichen Anklage ihn preis zu geben. Das Gericht, welches mit der Unterſuchung ſich befaßt, erkannte Faaborg als Veruntreuer des Staatsgutes und Mißbraucher des königlichen Vertrauens für ſchuldig und trug auf die Strafe des Stranges an.

Chriſtiern ſäumte nicht, das Urtheil zu beſtätigen und der Verbrecher wurde am 10. Oktober wirklich hingerichtet. — Die Meinungen im Publikum waren über den Grad der Schuld getheilt; die meiſten gönnten zwar dem verhaßten Manne ſein Schickſal; andere aber behaupteten, daß ſeine Vergehen nicht vollſtändig erwieſen worden, daß Unregelmäßigkeiten beim Prozeſſe unterlaufen ſeyen, und man mit der Beſtrafung

allzuſehr geeilt habe. Die Sache ruhete endlich auf ſich und die Gerüchte verſtummten bis zum Jahr 1517. Mittlerweile war Duveke, welche bei Gelegenheit der ſchlimmen Nachreden über Torberns Abſichten auf ſie, alle Zweifel des Königs zu beſiegen gewußt, geſtorben, und die Trauer um ſie beſchäftigte dieſen ausſchließlich. Plötzlich weckte ein ſonderbarer Vorfall die alten Geſchichten von Faaborg und Torbern Oxe wieder auf.

Als die Schildwache am Schloß einſt um Mitternacht auf den Mauern die Runde machte, gewahrte ſie an der Stelle des Hochgerichts, wo das Gerippe des gehenkten Schatzmeiſters noch immer hing, ein ganz helles Licht über dem Haupte deſſelben. Das Gerücht davon verbreitete ſich alsbald in der Hauptſtadt und kam auch dem Könige zu Ohren. Die Schildwache wurde herbeigerufen und genau befragt; ſie beſtätigte alles. Chriſtiern wurde unruhig und empfahl den Soldaten, wenn in künftiger Nacht dieſelbe Erſcheinung ſich zeigen ſollte, ihm ohne Säumen, die Anzeige zu machen, indem er ſie mitzubetrachten entſchloſſen ſey.

Solches geſchah. Das Licht ſtellte ſich richtig auch dießmal ein, und Chriſtiern nahm von einem Thürmlein der Mauer die unheimlich grelle Flamme gewahr, welche um das Hochgericht ſich verbreitete.

Die Geſtalt des Gehenkten ſchien bedeutend vergrößert und erregte einen unbeſchreiblich ſeltſamen Eindruck in der Phantaſie des Monarchen. Ohne Zweifel war es ein Nordlicht oder eines jener Luftzeichen, welche, in Folge der Entzündung fetter Erdfeuchtigkeiten, im Norden oftmals die mit den phyſiſchen Geſetzen und den Naturerſcheinungen minder vertrauten Wandler der Nacht überraſchen. Chriſtiern jedoch in mancher Hinſicht abergläubiſch von Natur, zweifelte nicht länger an Faaborgs Unſchuld, welche der Himmel ſelbſt durch dieſes Merkmal dargethan; er ließ die Gebeine herabnehmen und mit großer Feierlichkeit auf dem Kirchhofe U. L. Frauen begraben. Die öffentliche Stimme wälzte nun die ganze Schwere der Schuld auf Torbern Oxe, ſowohl als Verläumder Faaborgs, denn als Mörder der ſchönen Columbula. Es hieß daß ſie durch eingemachte Kirſchen vergiftet worden ſey. Faaborg ſelbſt war früher ebenfalls als ihr Verehrer im Verdacht geſtanden. Derſelbe kam nun doppelt auf den Nebenbuhler zurück. Der König ſuchte die nächſte Gelegenheit, Oxen ſeine Rache fühlen zu laſſen. Doch wollte er ihn in einer Schlinge fangen, um nicht zum zweitenmale fehl zu greifen.

Der unglückliche Schloßhauptmann beförderte ſeinen Fall durch eigenen Leichtſinn. Als nicht lange nach dieſen Vorgängen ein großes Bankett bei Hofe

veranſtaltet wurde, bei welchem Torbern Oxe, ſeiner Stelle wegen und als Feſtordner, mit zu erſcheinen hatte, fragte ihn der König, welchem bereits auch der Wein zu Kopf geſtiegen, ſcheinbar ganz arglos und treuherzig: „Sage mir, lieber Torbern, ohne allen Rückhalt; iſt es wahr, was der gehenkte Schatzmeiſter uns hinterbracht, daß du ſo große Begierde gehegt haſt, mein ſchönes Täubchen zu benaſchen. Lieber, bekenne mir offen die Wahrheit. Sie ſoll Dir nichts ſchaden; aber es gibt wichtige Gründe, die in uns den Wunſch erregen, wegen dieſer Sache ganz in's Klare zu kommen!“

Verſchiedene von des Schloßhauptmanns Freunden erſchracken über dieſe Frage und winkten ihm mit Zeichen zu, die Antwort ja wohl abzuwägen. Torbern Oxe, von ſeinem böſen Schickſal zu dem dummen Glauben verführt, der König habe Columbula nicht mehr wie früher geliebt und in der Ueberzeugung, daß die Wegräumung des Mädchens von demſelben als ein Gewinn betrachtet werde, erwiederte jetzt ſcherzhaft: „Es iſt zwar wahr, ich habe nach Columbula Gelüſten getragen, doch nie ſie in Liebe berührt!“

Auf dieſe Antwort brach Chriſtiern das Geſpräch plötzlich ab; ſein Geſicht aber veränderte die Farbe zuſehends und Flammen des Zorns und der Wuth ſprüheten aus ſeinen Augen. Da flüſterte einer der

Edlen Torbern ins Ohr: „Das Wort, das Du mit ſo unbeſchreiblicher Unvorſicht herausgelaſſen, haſt nicht Du ſelbſt geſprochen, ſondern ein böſer Dämon, der Dein Verderben will, hat es Dir in den Mund gelegt!“

Der König ließ Torbern ſtehen; es währte aber nicht lange, ſo erſchien der Reichsmarſchall, Magnusſen Götze, forderte ihm ſeinen Degen ab und ließ ihn ins Gefängniß führen. Darauf ward er vor dem Reichstage auf Tod und Leben angeklagt. Die eingeſtandenen Gedanken und Wünſche nach Duveken bildeten das Hauptrelief dieſer Anklage; ſodann, ließ der König die Vermuthung äußern, daß er wohl auch das Mädchen vergiftet haben könnte. Der Reichsrath erklärte jedoch: die bürgerlichen Strafen ſeyen nicht auf Gedanken geſetzt.

Als man dieſen Beſcheid Chriſtiern hinterbrachte, gerieth er in die heftigſte Gemüthsbewegung und rief aus: „hätten wir im Reichsrath ſo viele Freunde, als Torbern Verwandte, ſo würde gewiß anders geſprochen worden ſeyn. Weil's nun auf dieſem Wege nicht gehen will, ſo müſſen wir wohl einen andern einſchlagen und den Handel auf andere Weiſe angreifen.“

Aus einem benachbarten Fuhrwerke, Sonnenberg, ließ er alsbald eine Anzahl Bauern in die Stadt kommen, vor den Thoren des Schloſſes vier Spieße in Geſtalt eines Viereckes in die Erde ſtecken und

innerhalb derſelben, als gerichtlichen Schranken, das Urtheil über Torbern ſprechen. Nachdem dieſe Jury die Klage des königlichen Herolds über den Hofmarſchall vernommen, entſchieden ſie nach ihrem Gefühl:

„Wir richten den Torbern nicht; ſeine eigenen Werke verdammmen ihn!“

Nachdem der Marſchall ſomit für ſchuldig erkannt worden, handelte es ſich blos noch um die Gattung der Strafe. Die zahlreiche Verwandtſchaft des Gefangenen, des Königs ferneren Gedanken erahnend, beeilte ſich, ſeinen Zorn zu verſöhnen. Nach langer Berathung kam man überein, Bittſchriften im ganzen Reich von beiderlei Geſchlecht zu ſammeln und durch einen ausgezeichneten Mann und eine hochgeſtellte Dame ſie überreichen zu laſſen. Der päbſtliche Legat, Angelo Arcimbaldo, und die Königin Iſabella ſelbſt erboten ſich, dieſe gefährliche Ehre zu übernehmen. Die Bittſchriften wurden überreicht, und der Prälat verſchwendete ſeine ganze Beredtſamkeit, die Fürſtin, an der Spitze der edelſten Frauen und Jungfrauen, welche mit ihr auf die Kniee ſich warfen, alle ihre Thränen, um den harten Sinn Chriſtierns zu erweichen. Aber er ſah nur die zürnende Geſtalt Columbula’s vor ſich und entließ ſelbſt die holdſeligen Fürſprecherinnen mit grauſamem Spott. Das Schickſal Torberns war nicht abzuwenden.

Sigbrit hatte die Maasregel für nothwendig erkannt, um das königliche Anſehen zu erhalten und darum blieb ſie beſchloſſen. Der Hofmarſchall blos für das Leben ſeines Freundes Knut Peterſon bittend, welchem Aehnliches drohte, beſtieg mit Entſagung und unter häufigen Gebeten das Schaffott am 29. October 1517. Der Freund erhielt Gnade, nachdem er die Urphede beſchworen, in ſeinem Leben nicht wieder vor das Angeſicht der Majeſtät zu treten.

Ein Herold verkündete durch die Straßen, daß der Arm des Geſetzes den Verbrecher erreicht und warnte alle Unterthanen vor gleichen Miſſethaten.

Dieſe tragiſche Geſchichte machte großes Aufſehen durch das ganze Land, und entfremdete dem Könige viele Herzen, beſonders unter den Edlen und den Reichsſtänden. Sie erkannten darin das Signal zu manch Anderem und einen entſchiedenenen Hang Chriſtierns zur Grauſamkeit. Sigbrit behielt ihren alten Einfluß, ja er verſtärkte ſich täglich, und ſolche Macht hatte die Gewohnheit und ſolchen Zauber übte ſie über den Verſtand vieler Leute, daß ſelbſt die Königin Iſabelle ſich in gutes Vernehmen zu ihr ſetzte und viele Vornehme alles, was ſie anſtrebten, durch ihre Fürſprache zu erreichen, keine Röthe mehr empfanden.

Sigbrit übernahm bei den Geburten der Königin ſogar die Stelle der Hebamme und Wärterin, ja ſie

pflegte und trug die Kinder herum von einer Stelle zur andern, mit einer Zärtlichkeit, welche ihr ſchwerlich von Herzen ging, durch welche ſie ſich jedoch in der Gunſt Iſabellens ſehr befeſtigte. Bisweilen aber überraſchte das innere diaboliſche Weſen die Klugheit und Verſtellung, mit der ſie dieſe angeheuchelten Gefühle zur Schau trug. So rief ſie einſt, als nach einigem Zwiſchenraume bereits der dritte männliche Sproſſe zur Welt gekommen, in großem Unwillen aus: „Wozu ſo viele Prinzen? wo ſollen wir Reiche genug hernehmen, um jeglichem eines zuzutheilen. Marſch! packt Euch zum Teufel mit den Prinzen!“ Dieſe Worte, von getreuen Hofdamen der Mutter überbracht, erregten bei dieſer nicht geringe Betrübniß und Sorge vor den etwaigen Anſchlägen der furchtbaren Frau, welche von den Furien getrieben, des Aeußerſten fähig ſchien.

Nichts deſto weniger bezeigte Sigbrit großen Eifer für die Erziehung und Bildung des jungen Thronfolgers Chriſtiern, des einzigen, welcher dem Vater übrig blieb. Sie beſuchte ihn oft, ſelbſt wider Willen der Eltern, im Schloſſe zu Kopenhagen oder nahm ihn mit ſich in ihre Wohnung und gab ihm Lehren in der Regierungskunſt, welche um ſo mehr in Erſtaunen ſetzten, als man nicht begreifen konnte, wie die ehemalige Obſtverkäuferin oder Gaſtwirthin

von Amſterdam zu ſo genauer Kenntniß derſelben gelangt ſey.

Eine Volksſage ließ daher eines Tages den Prinzen, als er bei Sigbrit ſich befand, nach Weiſe der Knaben, ſpielend von einem Zimmer in das andere laufen, und in dem innerſten Gemache, welches die Alte Niemanden ſonſt zu eröffnen pflegte, eine ungewöhnliche Entdeckung machen. Rings nemlich ſah er Gläſer und Kryſtallgefäße der mannigfachſten Art aufgeſtellt und herumliegen, die er ungemein bewunderte. Vor allem reizte ſeine Aufmerkſamkeit ein Fläſchlein, welches mit rundem Bauche und langem Halſe, ſorgfältig eingewickelt, an einer Schnur am Fenſter hing. Voll Begierde, den verborgenen Inhalt deſſelben kennen zu lernen, nahm er plötzlich wahr, daß etwas lebhaftes darin ſich bewege, ohne daß er jedoch zu unterſcheiden vermochte, was es eigentlich ſey. Er holte demnach einen Stuhl, ſtieg darauf, nahm das Fläſchlein in die Hand, beſah es von allen Seiten, ſtellte es auf das Geſims und wünſchte das Thierchen, welches ſeiner Anſicht nach, darin verſchloſſen war, befühlen zu können.

In dieſen Bewegungen ſtieß er das Glas plötzlich an die Mauer, ſo daß es zerſprang, und zwar mit einem ſo furchtbaren Gekrache, welchem Donner- und Blitzſchläge folgten, daß er beinahe ohnmächtig

zur Erde ſank und ganz Kopenhagen ebenfalls von Schrecken ergriffen wurde. Was war es anders, als der böſe Geiſt, der Spiritus familiaris, welcher Sigbriten alle die verborgenen Wiſſenſchaften und die Zauberkünſte gelehrt, durch welche ſie ſo ſehr auf die Menſchen bisher zu wirken gewußt! Auf die Blitz- und Donnerſchläge kam ſie alsbald daher geeilt und war nun Zeugin des aus Neugier von Seite des Prinzen verübten Vergehens. Wild zürnend und mit grauſig ſchrillendem Lachen betrachtete ſie die Verwüſtung, und ſchob jenen, mit der ſchlimmſten Züchtigung, ja mit dem Tode ihm drohend, raſch und heftig zum Gemache hinaus. Dieſe Sage ward von den Bewohnern der Reſidenz als pure Wahrheit noch lange hernach geglaubt.

Das Geheimniß des ganzen Zaubers aber, welchen Sigbrit auf den Geiſt des Königes übte, beſtand hauptſächlich darin, daß ſie die Hauptidee deſſelben, das monarchiſche, durch die Landesrepräſentation allzuſehr eingeengte Element zu verſtärken und den Trotz der vornehmen Stände, Adel und Prieſterſchaft, zu brechen, gut aufgefaßt oder vielmehr, wie man Gründe hat zu glauben, jene Idee ſelbſt, und den Entſchluß zur Durchführung ganz eigentlich in ihm angeregt hatte, unter Hinweiſung auf die glücklichen Erfolge mehrerer ſeiner Mitſouveräne, z. B. Ludwig **XI.** Karl **V.** Heinrich **VIII.**

u. ſ. w. Ebenſo hatte ſie manche Anſichten aus den Niederlanden, ihrem alten Vaterlande, mitgebracht, welche mit den in Dänemark und Schweden bisher vorherrſchenden Grundſätzen im Widerſpruche ſtanden. Sie entwickelte Chriſtiern, welcher mit größter Aufmerkſamkeit ihr zuhörte, die Verfaſſung der holländiſchen Städte, die Segnungen des Handels und die daraus für die Monarchie hervorgehenden unberechenbare Vortheile und Kräfte. Während ihres Aufenthaltes in Norwegen hatte ſie Gelegenheit gehabt, dieſe Zuſtände mit dem Drucke zu vergleichen, den der Adel auf die untern Volksklaſſen übte. Ihre Freunde und Kundsleute hatten ihr zugleich die Ungerechtigkeit und Willkühr geiſtlicher und weltlicher Gutsherren lebhaft geſchildert und ſie ſelbſt manches davon empfunden. Dadurch war in ihr ein leidenſchaftlicher Haß gegen den Adel rege geworden, welchen dem ohnehin hiefür empfänglichen, auf ſein Anſehen eiferſüchtigen Könige einzuimpfen, ihr wenig Mühe koſtete. Sie unterhielt eine Menge Kundſchafter aus dem Pöbel, welche Tag für Tag mit Neuigkeiten ſie verſahen. Dieſe wurden, nach ihrem Sinne noch mehr aufgeputzt, zubereitet und übertrieben, Chriſtiern mitgetheilt, und ſo ſah er das Meiſte durch die Brille, wozu ſ i e die Gläſer geſchliffen: Die vornehmſten Beamten warteten ihr auf und harrten, oft in Sturm und Gewitter, Stunden

lang vor ihrer Thüre, glücklich genug, wenn dieſelbe ſich erſchloß und ein Gnadenblick ſie lohnte, während die Alte mit den allergewöhnlichſten Menſchen über gleichgültige Dinge ſich unterhielt.

Ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit bei ihren Unterredungen mit dem Könige, welcher meiſt in ihrem eigenen Hauſe ſie beſuchte und daſelbſt Geheimenrath hielt, war der hanſeatiſche Handel. Die Niederländer ſtanden mit den Hanſeſtädten, aus erklärlichen Gründen, nicht auf dem beſten Fuße. Sigbrit hatte ein patriotiſches Rachegefühl gegen dieſelben genährt und unterhielt in Chriſtiern den Entſchluß dieſen Handel ſo viel möglich in den drei Reichen zu ſchwächen und die einheimiſchen kommerziellen Verhältniſſe nach dem Muſter der niederländiſchen zu regeln.

Ihr ganz vorzüglich war daher die Ausrüſtung der Expedition zuzuſchreiben, welche durch das Eismeer einen Weg nach einigen Inſeln, und wo möglich nach Oſtindien, zu ſuchen, die Beſtimmung erhielt; ihr das Verbot gegen die hanſeatiſche und andere teutſche Kaufleute, in den Gewäſſern von Dänemark den Fiſchfang wie bisher, zu treiben, oder teutſche Waaren zu verſchließen und Landes-Produkte aufzukaufen. Sie beſtimmte ihn, den däniſchen Städten eine Menge wichtiger Freiheiten und Handelsprivilegien zu ertheilen, die Unterthanen des dritten Standes

kräftig gegen die Anmaßungen der Mächtigen zu ſchützen, die geiſtlichen Pfründen in Fonds für unbemittelte Kranke zu verwandeln. Endlich auch vermochte ſie ihn zur Begünſtigung der holländiſchen Seefahrer in den nordiſchen Reichen, wo es ſich immer nur thun ließ.

Natürlich mißfiel dieß Karl V., dem ſeine Niederlande beſonders am Herzen lagen, nicht ſo ſehr, und da er an ſeinem Schwager Chriſtiern einen treuen und ſtarken Verbündeten hatte, ſo hatte vielleicht die Schweſter Iſabella geheime Inſtructionen, nicht nur nicht mit der Perſon, durch welche alle dieſe Dinge vorzugsweiſe betrieben wurden, ſich in kein feindliches Vernehmen zu ſetzen, ſondern vielmehr ihre Freundſchaft zu ſuchen. Denn das Staatsintereſſe ſiegte über alle übrigen Rückſichten von Empfindlichkeit wegen verletzter Königswürde.

Alle auswärtigen Verhältniſſe in der Art und Weiſe, wie Chriſtiern ſie unterhielt und alle Staats-Verträge, die er mit fremden Nationen ſchloß, zeugten daher von ganz geſunder Politik und in dieſer Hinſicht war die Wirkſamkeit der Mutter Sigbrit nicht unvortheilhaft für Dänemark; ebenſo war dieß mit vielen innern Anordnungen der Fall. Allein ſie befleckte ihre Verdienſte durch ſchändlichen Geiz und Wucher, durch Privatſpeculationen, die ſie auf Koſten

der Staatseinkünfte trieb, und durch perſönliche Rachſucht und Verfolgung gegen die widerſträubenden Perſonen und Körperſchaften.

Sie fuhr fort in Chriſtiern die Neigung für jene „gewaltſamen Kuren zu nähren, welche (wie er einſt mit grauſamer Ironie gegen Erasmus von Rotterdam bei einem Beſuche deſſelben ſich ausdrückte) den ganzen Körper erſchüttern.“

Ihr Vetter Dietrich Schlaghök, der zu einer Reihe geiſtlicher Würden hintereinander emporſtieg, wurde ein beſonders thätiges Werkzeug dieſes Syſtems und ſchadete dem König Chriſtiern mehr, als irgend ein anderer Menſch in den drei Reichen. Neben ihm beſaß auch ihr Bruder, van Huyd, als Mitglied des Geheimen Rathes, großen Einfluß.

Mit Erik Valkendorf, dem Erzbiſchof von Drontheim, welcher ihr und ihrer Tochter Glück einſt begründet, war ſie bald nach dem Tode der letztern völlig zerfallen und er kam in immer tiefere Ungnade bei Hof.

Die Schwediſchen Tragödien müſſen größtentheils den heftigen Rathſchlägen der Sigbrit zugeſchrieben werden; der gewiſſenloſe Schlaghök war auf ihre Empfehlung dahin entſendet worden. Die Ausrottung des Adels jener Nation war einer der Gedanken, welche Tag und Nacht ihre Seele erfüllten.

Gleichwohl überließ ſie den mit Blut, Unzucht und Gräueln jeder Art befleckten Prälaten ſeinem Schickſal, als Chriſtiern die durch deſſen Schuld und Rathſchläge hauptſächlich hervorgerufene Revolution an ihm zuerſt zu rächen gedachte. Sie wandte dem Flehenden den Rücken und ſah ungerührt die Flammen des Scheiterhaufens aufſteigen, welche am 24. Jänner 1522, den großen Verbrecher verzehrten.

Die Neuerungen Chriſtierns in Dänemark, unter denen übrigens eine Menge volksthümlicher Inſtitutionen unter andern Umſtänden nur Beifall verdienen konnten und das fortgeſetzte Schreckensſyſtem gegen die Privilegirten trieben endlich dieſe zu verzweiflungsvollem Widerſtand und eine unvorſichtige Aeußerung Sigbrits: man müſſe dem däniſchen Adel in Maſſe den Prozeß, als einem Majeſtätsverräther, machen, gaben das Looszeichen zum Aufruhr auch in dieſem Erbreiche. Der Bund, welcher Herzog Friedrich von Holſtein Schleswig zum künftigen Herrſcher ſich erlas, und die Waffen gegen Chriſtiern erhob, ſiegte, und der König ſah ſich genöthigt, (1523), aus Kopenhagen zu fliehen. Als den wichtigſten aller ſeiner Schätze und ehe er nur ganz an ſeine eigne Sicherheit gedacht, ſuchte er die Mutter Sigbrit zu retten. In einer Tonne ward ſie, welche der aufgereizte Pöbel in Stücken zerreißen wollte, an Bord gebracht. Merkwürdig

genug tröſtete ſie Chriſtiern damit, daß ſie verhieß, ihm für ſeine verlorenen Reiche eine weit größere Würde, nämlich die eines Bürgermeiſters von Amſterdam zu verſchaffen.

Von da an verſchwindet ihre Spur. Vermuthlich ſtarb ſie während der Reiſe oder in ihrem alten Vaterlande Holland, wo wenigſtens der vertriebene König eine Zeitlang ſich aufhielt, und den vor ihm ſchon früher flüchtig gewordenen Erik Valkendorf durch die Gerichte, wiewohl fruchtlos, zu verfolgen bemüht war, indem die Holländer die Heiligkeit des Aſylrechtes behaupteten und ein verjagter Monarch ſie noch weniger zu etwas beſtimmen konnte, was ſie ihm ſelbſt, als er noch im vollen Beſitze ſeiner Macht ſich befand, ſtandhaft verweigert haben würden *).

---

*) Quellen: Schlegels Geſch. der däniſchen Könige. — Swaning: Christiern II. Daniae Rex, Speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum caeteris. — Gebhardi Allg. Welthiſtorie B. XIV. — E. Franciſci: Trauerſaal III.

IV.

Giulio Ceſare (Lucilio) Vanini.

Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmſucht; er wollte ein Julius Ceſar in der Philoſophie ſeyn und fiel als ihr trauriges Opfer.

Herder (Seele und Gott.)

Vorbemerkung.

In der langen Reihe berühmter Opfer des Fanatismus, welche nicht etwa in dem vielverſchrieenen Zeitalter der Barbarei, dem Mittelalter, ſondern in einer aufgeklärt ſich dünkenden Periode, kaum ſechs Dezennien ſeit Luthers und Calvins Geiſterumwälzung, fielen, ſteht auch der Philoſoph Lucilio, oder Giulio Ceſare Vanini. In den Lehrbüchern der Philoſophie und der Kirchengeſchichte ſind ſeine Lebensmomente meiſt nur in flüchtigen Umriſſen gegeben; ſein eigentliches Lehrſyſtem, aus ſeinen, nun größtentheils ſehr ſelten gewordenen Schriften entwickelt, iſt nur von den Wenigſten aus den Quellen ſtudirt worden und da die Männer, welche ſich wirklich damit beſchäftigt, entweder von der Gründlichkeit, oder der

Kritik, oder dem Geſchmacke verlaſſen oder, von philoſophiſchen und theologiſchen Vorurtheilen behaftet waren, ſo haben die Reſultate ihrer Anſtrengungen uns das Bild des unglücklichen Philoſophen nicht ſo ganz getreu, noch ſo intereſſant vorübergeführt, daß es eine größere Maſſe von gebildeten Leſern erfaßt hätte. Die Behandlungsweiſe von Seite der Geſchichtsſchreiber und Biographen, ſelbſt der beſſer Geſinnten, hat Vaninis Andenken auch dadurch geſchadet, daß der Vorwurf der Freigeiſterei und Gotteslaͤſterung, welchen die raffinirte Rohheit ſeiner Zeitgenoſſen auf ihn zu bringen wußte, um den Scheiterhaufen zu rechtfertigen, auf dem er verbrannt wurde, faſt überall an ihm kleben blieb; oder daß, wenn dieſer ihm auch nicht gemacht wurde, er doch als Windbeutel, Charlatan und Hirnverrückter betrachtet wurde. Sein Charakter behielt etwas mehr als Zweideutiges und Widerwärtiges, auch nachdem er der Hauptſchuld entlaſtet worden.

Selbſt die ehrlichen Teutſchen, welche zuerſt poetiſche Gerechtigkeit an der mißhandelten Illuſtration geübt, benahmen ſich hiebei meiſtentheils mit ungemeiner Schüchternheit und berühren diejenigen Thatſachen, welche vor allem übrigen einer genaueren Unterſuchung und ſchärferen Kritik bedurften, nur oberflächlich, oder die Gegner werden von ihnen auf eine ſophiſtiſche

Art widerlegt, die der Sache, welcher gedient werden ſollte, mehr ſchadete, als nützte.

Von der Hymne Vanini's an Gott, (bei Herder) ſchon vor Jahren begeiſtert und auf die merkwürdigen Lebenſchickſale ihres Verfaſſers hingeleitet, verſuchte ich vor ſieben Jahren in einer Geſellſchaft von wiſſenſchaftlichen Freunden, zu Freiburg im Breisgau, den anziehenden Stoff, jedoch in einer, zugleich für das größere Publikum berechneten Form, aufzufriſchen, wohl kundig, daß verſchiedene tüchtige Männer längere Zeit vor mir ſich ebenfalls damit beſchäftigt; doch erhielt mein Aufſatz, welcher von einem eigenthümlichen Standpunkte ausging und in der Periode des Ankampfes wider neues Jeſuitenthum und neue Verfolgungswuth in religiöſen Dingen einige Bedeutung hatte, Beifall und erſchien mit den gehörigen Nachweiſungen und Noten in den Schriften jenes Vereines. Die freundlichen Urtheile des berühmten Gelehrten Couſin zu Paris im Bulletin universel und Heeren's in den Göttinger Gelehrten Anzeigen beſtimmen mich, die kleine Arbeit in zweckmäßiger Umgeſtaltung dieſer Sammlung einzuverleiben; ohne Anſpruch auf erſchöpfende Gelehrſamkeit über den Inhalt, als Dokument der Stimmung jener Zeit, wo man dergleichen gerne wieder hervorſuchte, um die Gegenwart und ihre Tendenzprozeſſe durch Paral=

lelen mit Aehnlichem aus der Vergangenheit zu brand- marken *). Auch unſere neueſten Tage bieten von einer Seite her, auf welcher man keine ſolche Scenen zu erwarten berechtigt war, Erſcheinungen dar, welche die ganze Gefährlichkeit unvorſichtigen Spielens mit den Funken des Genie's in Mitte thätiger perſönlicher Leidenſchaften und krankhafter Zeitſtimmungen dar- thun.

Solche Erſcheinungen mögen daher die Wieder- auffriſchung eines Prozeſſes rechtfertigen, deſſen Haupt- held in manchen Dingen große Aehnlichkeit mit jenem des allerneuſten, wenn auch mutatis mutandis, hat; und ebenſo die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Akten und die Für und Wider erwogen werden, als wäre eine abermalige Verhandlung dieſer Art in Frankreich oder ſelbſt in Teutſchland möglich.

Einer der Rezenſenten meiner Abhandlung in ihrer früheren Form, hat ganz richtig bemerkt, daß bereits eine Biographie Vanini's, aus der Feder eines teut- ſchen Gelehrten vorhanden iſt; doch gelang es mir für's erſte durchaus nicht, derſelben habhaft zu werden und meine Arbeit iſt daher ganz unabhängig von

---

*) Aus dieſem Grunde war die Biographie dem be- rühmten, damals durch einen Oſtracismus in ſeinem Vater- lande mißhandelten Philoſophen, Troxler zugeignet worden.

dieſer entſtanden; ſodann ſind wir beide, wenn jene Biographie, wie ich zu vermuthen Grund habe, vermuthlich nichts anderes iſt, als die, ſchon von Schröckh (B. XXXVI.) angekündigte Bearbeitung einiger lateiniſchen Programme, oder der Durand'ſchen Schrift, auf jeden Fall ſelbſtſtändig und von eigenthümlichen Standpunkten bei der Sache ausgegangen; und endlich begründen die Bemühungen eines Vorgängers kein Monopol zum Ausſchluß eines Dritten, welcher denſelben Gegenſtand ebenfalls aus den Quellen erörtert hat. Die Materie verſchaffte mir an und für ſich ſo großes Vergnügen, daß ich mir, auch wenn ich um das Daſeyn erwähnter Lebensbeſchreibung gewußt hätte, meinen Verſuch gleichwohl nicht aufgegeben haben würde, um ſo weniger, da er urſprünglich die Beſtimmung hatte, einer Sammlung der ſo ſelten gewordenen Schriften Vanini's vorangeſetzt zu werden. Vielleicht liefern unſere beiderſeitigen Arbeiten einem Dritten Veranlaſſung, ein noch vollſtändigeres und gelungeneres Tableau von der Tragödie, mit welcher ſie ſich beſchäftigt, auszuführen. Vermuthlich würde ich ſelbſt, wenn ich jetzt die Biographie und Charakteriſtik Vanini's zum erſtenmal übernähme, manche Parthieen in beiden mit größerer philoſophiſcher und hiſtoriſcher Kritik beleuchten. Doch hat jede Lebensperiode ihr eigenthümliches Recht; und ſo möge auch jene das

ihrige behalten, in welcher der erſte Entſchluß zu vorliegender Abhandlung gefaßt worden iſt. Mit dieſer Verwahrung muß ich auch für vorliegende, verbeſſerte Auflage die Nachſicht der ſtrengwiſſenſchaftlichen Kritik nachſuchen, vor welcher ich, jetzt mit mehr Reſpekt, als im Jahr 1827, das Knice beuge, und ſie möge ſich durch die Betrachtung entwaffnen laſſen, daß das Ganze mehr für einen allgemeineren Kreis, wenn gleich gebildeter Leſer, und nicht für Philoſophen von Beruf berechnet worden iſt.

Zuvörderſt folgt hier ein getreues Bild von den wechſelvollen Lebensſchickſalen des Philoſophen; nach dieſem trete er vor uns, wie er ſelbſt in ſeinen Schriften ſich gegeben hat; zuletzt aber ſoll verſucht werden, die Vorſtellung feſtzuſetzen, wie er nach ſorgfältiger Vergleichung der Lehre und That, in ſeinem eigentlichen Weſen ſich darſtellte, und eine Reviſion der Anklagen des Parlamentes und der Urtheilsakten ſo wie der Urtheile älterer und neuern Philoſophen, Theologen und Kritiker beſchließe das Ganze.

I. Die Lebensgeſchichte Vanini's.

Giulio Ceſare Vanini, in früherer Zeit Lucilio, Lucio, oder auch Pompejo genannt *),

*) Garaſſe und Durand nehmen in bitterem Tone dieſe häufige Namenvertauſchung ihm übel. La vie et les sentimens de Vanin.

wurde im Jahr 1585 *) zu Tauroſano, einer Stadt unweit Otranto, im Königreiche Neapel **), geboren. Sein Vater, Giovanni Battiſta Vanini, gerühmt als ein treugeſinnter und verſtändiger Mann, welcher noch in der Todesſtunde philoſophiſch-männliche Feſtigkeit bewieſen ***), hatte die Stelle eines Gubernadore der Grafſchaft Caſtro bekleidet; ſeine Mutter ſtammte von dem angeſehenen Hauſe der Nogueras ab.

Der junge Vanini machte ſeine erſten Studien in Rom, wohin er von dem Vater geſendet wurde †). Philoſophie und Theologie wurden, nachdem er zu den höheren Lehrkurſen aufgeſtiegen, ſehr bald ſeine Lieblings- nicht blos Berufsfächer. Schon die erſten Fortſchritte darin erregten bei allen, welche ihn kannten, keine geringe Erwartungen. Unter den Männern welche ſeine Geiſtesbildung leiteten, ſtand ein Karmelitermönch, Bartolomeo Argoti, oben an.

Vanini hegte für ihn auch in der Folge noch

---

*) Mit Unrecht nehmen einige 1579 und Iſelin 1586 als das Geburtsjahr an. Vgl. hierüber Niceron XXVI. 371.

**) Keineswegs aber zu Neapel ſelbſt, wie einige Berichterſtatter behauptet haben.

***) Er behauptete: ſtehend müſſe man den Tod erwarten; ſtehend ward er daher auch von demſelben überraſcht. Duraad 8.

†) Natura ei matrem dedit Beatricem, fortuna Romam. Arpe. 2.

eine unbegränzte Hochachtung und nannte ihn einen der beſten weiſeſten Männer, ja den Phönix des Jahrhunderts *).

In Neapel wurden die akademiſchen Studien fortgeſetzt, zumal Medizin, Geſtirnkunde und Theologie. Doch nahm Lucilio auch andere wiſſenſchaftliche Fächer ſowohl hier ſelbſt, als in verſchiedenen ſonſtigen Hauptſitzen der Kultur, welche Italien damals aufwies, mit beſonderem Eifer vor **). Er erwährte ſich frühe als ſelbſtſtändigen Denker, und die bittere Verachtung, welche er dem Thomas de Aquino und andre ſeines Gleichen bezeigte, ließ wohl ahnen, daß er für ſich ſelbſt eigene Wege einzuſchlagen entſchloſſen ſey ***). Seine Geſundheit litt unter den unaufhörlichen Geiſtesanſtrengungen ſehr, indem ohnehin ſein Körperbau äußerſt zart, ja ſelbſt ſchwächlich war, deſſen ungeachtet erhielten ſich in ihm die Kraft und Elaſticität des Geiſtes ungemindert.

Die meiſte Neigung fühlte der wiſſensdurſtige Jüngling für geheime Philoſophie. Das Beiſpiel der großen Männer Reuchlin, Pico de Mirandula, Trithemius, Agrippa v. Nettesheim u. A. mochte ihn

---

*) Dialogi p. 205.

**) Schramm 6.

***) Amphitheatrum Mundi. 11.

hiezu vorzüglich begeiſtert haben. In ihren geheimniß-vollen Schriften ſchwelgte er Tag und Nacht. Er fühlte eine brennende Begierde, über dem Pöbel, auch dem gelehrten, zu ſtehen; daraus erklärt ſich auch der Umſtand, daß er in der Folge ſeine myſtiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe höher hielt, als die theologiſch-philoſophiſchen *).

In der Philoſophie, welche nach Außen jedoch ſeinen eigentlichen Lebensberuf bildete, blieb der Weiſe von Stagyra ſein unerreichbares Ideal. Nie erwähnte er des Ariſtoteles ohne Ausdrücke innigſter Verehrung. Er galt ihm als „der Gott der Wiſſenſchaft, als „der Diktator menſchlicher Weisheit,“ als „der Oberprieſter ſämmtlicher Philoſophen **). Nach Ariſtoteles ſtanden C a r d a n u s, P o m p o n a t i u s und A v e r r o e s am nächſten in ſeiner Gunſt. Pomponatius ſelbſt, Cajetanus und Baccon waren ſeine vorzüglichſten Lehrer in der Peripathetik geweſen ***).

Nach vollendeten theologiſchen Studien ließ Vanini ſich zum Prieſter weihen und verſuchte ſich in öffentlichen Kanzelvorträgen. Man rühmte an ihnen die Begeiſterung des Verfaſſers und die Originalität

*) Apologia pro I. C. Vanino.

**) Profatio ad Amphitheatrum.

***) Schramm und Durand liefern ihre Charakteriſtiken; letzterer kömmt am übelſten weg.

der Gedanken. Sie waren ſorgfältig ausgearbeitet, voll Kraft und Feuer, Wahrheitsliebe und Freimuth. Er vergaß in ihnen ſehr oft ſeinen Stand, die Nähe des heiligen Stuhls und die Wirkſamkeit der Inquiſitionen. Ein Bruchſtück dieſer älteſten Geiſtesprodukte hat Vanini ſelbſt, im dreißigſten ſeiner Dialogen, aufbewahrt *).

Um den Cyklus ſeiner Kenntniſſe vollſtändig zu machen, warf er ſich nun auch der Rechtswiſſenſchaft in die Arme, und nahm den Doktorgrad, vermuthlich noch in Padua ſelbſt, wohin er von Neapel aus, gegangen war. In dieſer, wegen ihres Klima's, ihm außerordentlich angenehmen Stadt, wurde nach ſeinem eigenen Geſtändniß, am meiſten ſtudirt. Ueberdieß zog unſern Gelehrten der Umgang mit einer Menge geiſtverwandter junger Männer, hier mehr als irgendwo **), an. Nichts deſto weniger fühlte er die Leiden der Armuth auf das Bitterſte. Kaum bedeckte ein einziger Rock ſeine Blöße und ſchirmte gegen den Winterfroſt. „Aber — ſo lauten ſeine eigenen Worte — man leidet nichts, wenn man liebt“ ***). Die Wiſſenſchaft war die heißumfaßte Geliebte ſeines Herzens. Er fühlte ſich nunmehr ſtark genug, alle Hör-

*) Durand, p. 12—13.
**) Durand. p. 17.
***) Dialog. p. 352.

ſäle Europa's und alle Zirkel der Weiſen zu beſuchen; kein Zweig der Wiſſenſchaft war ihm mehr fremd. Solches geſtanden ihm ſelbſt ſeine Feinde zu, deren er bereits nicht wenige zählte. Der Neid, welcher nur die Mittelmäßigkeit liebt, und jedes entſchiedene Talent befehdet, ward auch gegen Vanini ſchon um dieſe Zeit rege, gleich nachdem von ihm die erſten Schritte gethan wurden, eine ſelbſtſtändige Stellung ſich im bürgerlichen Leben zu begründen. Einer ſeiner Hauptgegner, über den er ſehr häufig Klage führt, war Enrico Sylvio *).

Vanini war jedoch ein zu feuriger Geiſt, um ſein Talent in irgend ein wiſſenſchaftliches Gewerbe einzuzwängen. Er kehrte daher um dieſe Zeit mit vermehrter Liebe zur Philoſophie zurück, und machte ſich neu an das Studium ſeiner Vorbilder, deren wir bereits gedacht haben. Sein Urtheil über Ariſtoteles iſt oben angeführt worden. Nach ihm gab Vanini ſeinen Schülern unter allen übrigen Philoſophen vorzugsweiſe den Averroes in die Hände. Sie ſollten dadurch ſchon frühe angeleitet werden, zu keines Meiſters Fahne zu ſchwören, und die Unverſchämtheit der alten und neuen Scholaſtiker zu züchtigen. Pomponatius gehörte nicht minder zu den Lieblingen ſeines

*) Amphith. Exerc. 39. 42. Arpe, p. 7.

Geiſtes. Er nannte ihn häufig ſeinen göttlichen Meiſter, der in dem Werke „De Incantationibus“ ein goldenes Buch zum Geſchenke gemacht habe *).

Sein Gefühl für Cardanus war gemiſcht in Lob und Tadel. Er pries ihn oft als einen Mann von ſtarker Geſinnung; und oft wiederum ſtellte er ihn hin als einen, den Einflüſterungen des Aberglaubens allzuleicht ſich hingebenden Menſchen **). Gleichwohl übte Cardanus großen Einfluß auf Vanini; viele ſeiner Gedanken durchwehen die Dialogen dieſes Letztern, zumal was den Punkt der Seele betrifft. Viele hielten und halten noch Cardanus für einen Hauptverbreiter freigeiſteriſcher Grundſätze; Bayle dagegen ſah ihn für mehr abergläubiſch denn atheiſtiſch an ***). Die Feinde Vanini's behaupten, den Beifall, welchen er beiden Männern wegen ihrer Anſichten über die Unſterblichkeit der Seele zollt, und die Vorwürfe, welche er bei dieſer Gelegenheit dem nichtswürdigen und ungläubigen Agrippa von Nettesheim gibt, ſeyen blos heuchleriſch geweſen, und der Philoſoph habe ſich der bekannten Taktik bedient, das, was man zu vertheidigen ſchien, mit deſto mehr Nachdruck anzugreifen †).

*) Schramm, p. 27.

**) Dialog. p. 203.

***) Diction historique et critique. Artik. Cardanus

†) Durand. p. 37. ff.

Von Padua kehrte Vanini nach ſeiner Vaterſtadt Tauroſano zurück, um Familiengeſchäfte zu ordnen. Hierauf verweilte er längere Zeit zu Neapel. Hier ſoll er — nach der Behauptung ſeiner Feinde — Alles vorbereitet haben, um, eine Art Miſſionär, in Geſellſchaft von dreizehn gleichgeſinnten Freunden, das Evangelium lächerlich zu machen, und den Atheismus durch alle Länder zu verpflanzen. Er ſelbſt ſoll nachmals in den mit ihm zu Toulouſe angeſtellten Verhören in voller Parlamentsſitzung ſolches geſtanden haben *). Durch das Loos — fahren jene Berichterſtatter fort — ſey Lucilio Vanini, der von nun an den Namen Julius Cäſar ſich beigelegt, Frankreich als Antheil zugefallen, vermuthlich um dadurch auszudrücken, daß er dieſes Land geiſtig, wie einſt der große Römer phyſiſch, erobern werde. Mit bitterm Hohn bemerken jene Gegner, er ſey jedoch nicht im Triumphe nach Neapel, wie jener nach Rom, zurückgekehrt, noch eines ſo ehrenvollen Todes, wie derſelbe, geſtorben **).

Vielfache Reiſen, abentheuerliche Kreuz- und Querzüge, wurden nunmehr nach verſchiedenen Ländern unternommen; zuerſt nach Teutſchland und Böh-

*) P. Mersenne, Comment. sur la Genèse. . Durand p. 39—40.

**) Durand. p. 41—42.

men in Gemeinſchaft mit dem Giovanni Maria Guinocisco, einem Theologen. Als man in Straßburg zu Schiffe ſtieg, und ſein Begleiter, aus abergläubiſcher Furcht über eine ſchlimme Vorbedeutung, Bedenken trug, die Reiſe zu Waſſer weiter fortzuſetzen, ermuthigte ihn Vanini durch Scherz und Ernſt, und gab ihm zu erwägen, daß er in den Händen Gottes ſey, welcher alle ſeine Tage ihm gemeſſen und beſtimmt, und daß er ſomit deſſen unveränderlichem Rathſchluß blindlings gehorchen möge. Falls daher auch durch denſelben ihnen beſtimmt ſey, durch Schiffbruch aus der Welt zu ſcheiden, ſo dürfe er auch dieſem Schickſale nicht zu entfliehen ſuchen. Guinocisco beruhigte ſich, und beide ſetzten ohne ferneres Bangen die Reiſe fort *). Vanini gerieth dort in heftigen Hader mit den Mennoniten, welche die Behauptung aufgeſtellt hatten: daß die Chriſten in der Regel blos um die Lana caprina ſtritten, und daß ſie, wenn man die Symbole der Apoſtel und der Concilien von Nicäa und Konſtantinopel zuſammenhalte, ſie gar keine Urſache hätten, ſich wechſelſeitig mit dem Anathema zu belegen. Vanini behauptet, darauf erwidert zu haben: So weit die Wahrheit von der Lüge entfernt iſt, ſo weit ſind die Ketzer von den Katholiken entfernt **). Doch

*) Iſelin Hist. Lex. B. IV, p. 720.

**) Dialog.

wurde auch dieß ihm bloß als feine Ironie, oder als bequemer Rückzug ausgelegt, indem er ſeinerſeits ſich damit begnügt habe, die Chriſten über ihre Dogmen und Schismen zu verſpotten *).

Von Teutſchland, welches er in verſchiedenen Richtungen bereist hatte, ging er ſofort nach den Niederlanden, und hielt einige Zeit zu Amſterdam ſich auf. Er kam daſelbſt häufig mit ſogenannten Atheiſten zuſammen, deren ruchloſe Grundſätze — nach Durand's Anſicht — Vanini blos von Zeit zu Zeit anführte, um ſeine eigene Herzensmeinung deſto ungeſcheuter von ſich geben zu können **). Außer Amſterdam beſuchte er auch noch Brüſſel und andere berühmte Städte, ſowohl in Holland, als in Brabant, doch klagte er

---

*) Patin (Recueil des Msc.) behauptet, daß V. auch zu Köln über verbotene Heirathen öffentliche Vorträge gehalten habe.

**) Derſelbe behauptete einſt: Paulus habe den Eheſtand deßhalb mit der Vereinigung Chriſti und der Kirche verglichen, damit die Eheleute ſolche Herrlichkeit ſtets vor Augen haben möchten, und ſomit die Menſchen zum Theil ſchon als Chriſten geboren würden. Vanini bemerkte ihm darauf: Johannes ſey dieſer Anſicht durchaus entgegen, indem Jeſus Chriſtus Macht gegeben habe, Kinder Gottes zu werden, die nicht aus dem Willen des Fleiſches, ſondern aus Gott geboren wären.

über die meiſten, daß ſie mit gottloſen Leuten angefüllt ſeyen *).

Die Reihe traf nun auch Genf, die Vaterſtadt ſo vieler religiöſen und politiſchen Ketzer. Abermals ſtieß er auch hier auf einen holländiſchen Atheiſten, welchen er mit allem Nachdrucke und nicht ohne Lebensgefahr bekämpft haben will; der franzöſiſche Biograph **) fragt verwundernd, ob dieß wohl eine Hel-

*) Durand. p. 43. Einer dieſer Freigeiſter behauptete als V. den aufopfernden Heldenmuth der Chriſten in der Periode der großen Verfolgungen durch die römiſchen Kaiſer pries, daß auch unter Türken, Indianern u. a. Völkern derſelbe Heroismus je für den Nationalglauben getroffen worden ſey; dafür will unſer Philoſoph ihn einen Antichriſt genannt haben. Ein anderer hielt die Macht des Teufels für größer als die Macht Gottes, weil der Wille Gottes, daß die Menſchen zur Seligkeit gelangen möchten, nur ſelten, der Wille des Teufels aber, daß ſie verdammt würden, allermeiſt in Erfüllung gehe; auch hat Chriſtus ſelbſt dem Teufel unterliegen müſſen, indem er erklärte: Nun iſt die Macht der Finſterniß ꝛc. V. hielt dieſem entgegen des Teufels Schwachheit ſeit ſeinem Fall und Gefängniß, und die Furcht vor gänzlichem Untergang ſeines Reiches durch den Verſöhnertod Chriſti, daher er auch noch durch das Organ der Frau des Pilatus das Letzte verſucht, um die Hinrichtung des Erlöſers zu verhindern. Ferner: obgleich Viele berufen und nur Wenige auserwählt ſeyen, ſo gebe es doch gewiß Niemanden, der nicht die Oberherrſchaft Gottes, und die Knechtſchaft des Teufels anerkenne. Amphith. in verſchiedenen Stellen. Iſelin p. 120.

**) Durand. p. 43. sq.

denthat in einer proteſtantiſchen Stadt geweſen ſey, welche gegen alle Sekten ſtets ſo tolerant ſich erzeigt, unter dem Schein des Papismus ſolche Libertins zu befehden. Allein die Genfer konnten die Sache dennoch mißverſtehen, wie dieß bei Servet und mehrern Andern bereits der Fall geweſen; ja ſie konnten Anlaß und Fanatismus genug haben, um Vanini entweder als Papiſt, wie er ſich ſtellte, oder als Atheiſt, wenn ſie die Maske durchſchaut, gleich jenem, zu verbrennen. Vanini hielt in Genf ſich nicht lange auf, ſondern reiste weiter nach Lyon, woſelbſt er ſeine philoſophiſch-theologiſchen Vorträge mit erneuertem Eifer fortſetzte*). Die Mönche und Prieſter witterten ſehr bald Unrath, und brachten es durch Ränke dahin, daß er die Stadt verlaſſen mußte. Er ſchiffte ſich demnach zu Havre nach England ein, und nahm ſeinen Aufenthalt zu London. Hier ſchloß er enge Freundſchaft mit einem gewiſſen Jeronimo Moravi, Kaplan des Venetianiſchen Geſandten **). Allein ſeine Anhänglichkeit an die Sache des Katholicismus zog ihm auch hier, von Seite der Proteſtanten, Verfolgung zu. Er wurde gefänglich eingeſetzt, und ſchmachtete über anderthalb

*) Er ſagt von ſich ſelbſt irgendwo, daß er in dieſer Stadt den Libertin geſpielt. Worin die Libertinage aber beſtanden, wird nicht angeführt. Durand p. 46.

**) Schramm p. 157. Arpe p. 8.

Monate im Kerker. Schon machte er ſich gefaßt, die Martyrerkrone zu erlangen, nach der er, wie er ſpäter ſich geäußert hat, mit unglaublicher Sehnſucht begehrte *). Allein dieſe war, wie ſeine Gegner meinen, für einen Atheiſten beſtimmt **). Er wurde aus dem Gefängniß, wir wiſſen nicht, durch welche Veranlaſſung, befreit, und kehrte über das Meer nach Italien zurück.

Er erkohr Genua zum nächſten Schauplatz ſeiner philoſophiſchen Thätigkeit und fand Eingang bei den angeſehenſten Familien, welche ihm ſogar den Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Wir nennen hier blos die des Jacopo Doria ***). Allein ihm ſchadete hier ſeine Vorliebe für Averroes mehr, als an jedem andern Orte. Man erblickte in dem arabiſchen Philoſophen blos den Feind der Unſterblichkeitslehre, und den geſchwornen Gegner aller drei Religionen, welche zum mindeſten in der Annahme eines einzigen Gottes übereinſtimmen, nämlich der jüdiſchen, chriſtlichen und muhamedaniſchen, wiewohl bei jeder derſelben aus einem verſchiedenen Grunde †). Die Mißverſtändniſſe

---

*) Amphit. Exerc. XIX.

**) Durand.

***) Arpe p 8.

†) Durand p. 44. sq.

nahmen endlich den Charakter förmlicher Verfolgung an, und Vanini entging lebensgefährlichen Nachſtellungen blos durch die Flucht nach Lyon.

Allein dieſe Stadt, welche bereits früher ſich ihm nicht allzuhold erwieſen, hegte einen Schlag von Prieſtern in ihrem Schooſe, welchen die Erſcheinung eines ſolchen Philoſophen eben nicht die angenehmſte war. Bald lauerten ſie auf Gelegenheit, ihm empfindliche Wunden zu verſetzen, und ſeiner ſich zu entledigen. Dieſe Gelegenheit ergab ſich leicht. Vanini ſchrieb ein Buch wider Cardanus und andere angebliche Freigeiſter, und bekämpfte darin ihre Irrlehren. Die Gründe jedoch, welche er ihnen gegen die religiöſen Hauptwahrheiten in den Mund legte, ſchienen ſo kräftig, und die, womit er die Gegner bekämpft, ſo ſchwach, daß Viele ſeinen Ernſt in der Sache bezweifelten, und eine geheime Abſicht witterten *). Jene merkwürdige Schrift nannte er: Amphitheatrum divinae providentiae adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos et Stoicos etc. Der Klerus wurde durch ſie gewaltig erbittert. Auch trug ein ſeltſamer Vorfall dazu bei, den Philoſophen in der öffentlichen Meinung noch verdächtiger, als zuvor, zu machen. Er wurde zu Lyon von mehreren guten

*) Durand.

Freunden in ein Wirthshaus eingeladen, woſelbſt man ſich allen Freuden der Geſelligkeit harmlos überließ. Allein bald wurden dieſelben durch die Unverſchämtheit des Wirthes geſtört, welcher dem Veranlaſſer des Feſtes eine Rechnung von nicht weniger als dreißig Dukaten überbrachte. Zornentbrannt ging jener hinweg, in ſein Zimmer, und füllte, nachdem er daſſelbe hinter ſich geſchloſſen, ein Gefäß mit allerlei Rauchwerk an, welches bald das ganze Haus erfüllte. Ein Diener eilte herauf, nach der Urſache des Geſtankes ſich zu erkundigen; allein kaum hatte er das obere Stockwerk erreicht, als er plötzlich zu tanzen anfing; und alle, welche nach ihm kamen, thaten das Gleiche. Sämmtliche Hausgenoſſen und Gäſte, Hugenotten wie Katholiken, ſchrieben dieſen Vorfall den Künſten böſer Geiſter zu; allein Vanini lachte über die kindiſchen Vorſtellungen, und gab Naturkräfte als die alleinige Urſache an. Er glaubte, ſein Freund habe ein Stück von einer gedörrten Tarantel mit Etwas vermiſcht, in jenes Gefäß gethan, und Wein darauf geſchüttet. Der Kerl, welcher zuerſt hinaufgegangen, habe von dem Geruͤcht vielleicht gekoſtet, der andere aber den Dampf der pulveriſirten Tarantel ſich in den Hals gezogen; daher der unwiderſtehliche Reiz zum Tanze. Vanini führte den Ungläubigen ſeine Behauptung weiter aus, und zeigte, wie manches, bisher unbekannte

Gift, durch derlei, dem Schein nach unſchuldige, Mittel, zubereitet werden könne *).

Die Feinde zu Lyon ergriffen begierig den Vorwand, um Vanini als einen Menſchen, der mit dunkeln Künſten und Zauberei ſich befaſſe, anzuſchwärzen. Er wich ihrem Haß und ging ins Savoyiſche; allein hier drohten ihm zweimal die über ihre Ufer getretenen Fluthen des Garigliano, und bei Nizza, welches er die Heimath der verworfenſten Schelme nennt, Straßenräuber den Tod. Die Sicherheitspolizei und die Schulen im Herzogthum Savoyen waren ſchon da-

*) Si igitur Tarantula morsus ad saltandum incitat, cur illius exusti pulveris pulvis vino dilutus idem non operabitur? Quod vero opponi poterat, omnes illuc euntes prosultasse, cum tamen omnes vinum non progustavissent, ita diluit: nebulonem illum suffumigia fecisse in cauponiola dicebant, procul dubio ex Phalangii pulveribus et fenestras clausit, ne fumus egrederetur: quare eo accedentes cum viderent puerum salientem, obstupebant atque ita aperto ore, ut mos est, attonitis stabant aliquamdiu (quod ideo fit, quia undique attrahit anima spiritus ad novitatis illius causam investigandam: atque ita vapores illos attraxerunt ac propterea omnes in illa saltatoria domo ad saliendum excitabantur. Etiam canicula aderat saltatricula: nec mirum, cum et minimos pestiferi corpusculi vapores anhelitu attractos non modo familiam integram, sed amplissimas urbes conflictatas fuisse ad interitum, apud historicos legimus: ut subticeam, venenum illud a nescio quibusdam veneficis circulatoribus fabricatum quod solo afflatu homines interimit.

mals nicht beſſer, als jetzt, beſtellt *). Er gab der Stadt den Fluch, und wanderte nach der Guienne, wo er, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Nachſtellungen der römiſchen Inquiſition, das Mönchsgewand in einem der dortigen Klöſter nahm **). Auch hier ruhete der Haß ſeiner Feinde noch nicht. Man brachte bei dem unaufhörlichen Beſtreben, irgend eine Makel aufzuſpüren, etwas heraus, was ſonſt gerade den Klöſtern in der Mehrzahl vorgeworfen worden iſt. Mit heuchleriſcher Verſchämtheit umſchreibt Merſenna jene Sünde, deren, durch beſondere Verirrung der Natur, ſo viele gewaltige und geiſtreiche Männer, ſich ſchuldig gemacht ***). Die ganze Beſchuldigung aber †) iſt ſo kahl und flüchtig hingeworfen und riecht ſo ſehr nach Mönchsfabrik, daß ſie beim Prozeſſe zu Toulouſe gewiß in der Folge wieder aufgewärmt worden wäre, hätte man nur jemals geglaubt, damit aufzukommen ††). Allein der Fanatismus, welcher den unglückſeligen Mann auf das Schaffot ſchleppte, begnügte ſich nicht damit, den Leib gemordet zu haben, ſondern er verſtärkte ſich durch einen moraliſchen Meuchelmord der

*) Schramm. p. 161.

**) Durand. p. 49.

***) Patiniana p. 119. Mersenna, Comment p. 621.

†) Daß Vanini καταπογωνεστέρος geweſen.

††) Durand. p. 49. sq.

ſchwärzeſten Art, um auch das Andenken des Ertödteten bei der Nachwelt zu brandmarken und zugleich geiſtig ihn zu vernichten.

In Bezug auf jene räthſelhafte Kloſteraffäre, über welche in den Schriften der Gegner keine nähern Beſchlüſſe ſich finden, iſt nur ſo viel richtig, daß unſer Mann aus dem Convent vertrieben wurde, und, unverrückt in ſeinen Grundſätzen, nach Paris ſich begab. Er fand daſelbſt einen warmen Gönner an dem päbſtlichen Nuntius, Kardinal Ubaldini; von dieſem aufgemuntert und unterſtützt, ſchrieb er eine „Apologie des Conciliums von Trident gegen die Ketzer“, in 30 Büchern *). Er erhielt hiezu vollkommene Freiheit, alle Schriften, auch die verbotenſten, zu leſen und zu ſtudiren. Die Widerſacher finden hier gerade Stoff, Vaninis Hang zur Ketzerei und zum Atheismus zu erklären, und beklagen mit frommer Scheinheiligkeit, gerade wie die neueſten Verehrer der Quotidienne und der Gazette de Lyon, die ungemeſſene Begünſtigung einer Leſefreiheit, welche man ſonſt blos den Geiſtlichen zugeſtanden **). Außer jener

---

*) Arduum opus et magnum, quod non nisi summo wiro credere decebat — ſagt der Apologiſt Arpe (p. 5.), der übrigens die Sache viel zu früh bringt. Vgl. Amphith. Exc. XVI. Schramm. p. 175. sq.

**) Durand p. 51.

Schrift für das trid. Concil, gab er um dieſe Zeit auch eine „Apologie für die Aechtheit der moſaiſchen und chriſtlichen Religion gegen Phyſiker, Aſtronomen und Politiker“ heraus *).

In Paris erſchloſſen ſich Vanini noch manche andere Herzen, ſobald die Gunſt des Abgeſandten ſeiner päbſtlichen Heiligkeit gegen ihn bekannt worden war. Er leitete den Unterricht vieler junger Leute von Stande. Mehrere berühmte Aerzte und Dichter ſuchten ſeine Freundſchaft **). Der Marſchall von Baſſompierre, durch die Merkwürdigkeiten ſeines Lebens ***), ſo bekannt geworden, den man übrigens auch für religiöſe Angelegenheiten nicht beſonders leidenſchaftlich wußte, gehörte zu den wichtigen Bekanntſchaften, die er bald nach jener mit Ubaldini, in Paris geſchloſſen hatte †).

Im Jahre 1616, erſchienen die Dialogen über die Geheimniſſe der Natur und wurden von Vanini

*) Amphit. Exc. VIII.

**) Durand. p. 52.

***) Memoires du Marschal Bassompierre, (in der großen Sammlung). Göthe’s Unterhaltungen teutſcher Ausgewanderter.

†) P. Garasse, (Doctrine curieuse) Mersenna und Durand ergießen alle ſich bitter über den ungläubigen Kriegsmann.

dem Marſchall, ſeinem Beſchützer, welcher ihn inzwiſchen zu ſeinem Almoſenier, mit 200 Thaler Gehalt, ernannt hatte *), zugeeignet. Vanini behandelte jedoch auch noch andere Zweige der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, ſchrieb über die Bücher des Ariſtoteles „von der Zeugung“ und „den Meteoren;“ ferner „über die wahre Weisheit“ und die „Verachtung des Ruhms;“ „Komentare der Naturwiſſenſchaft“ (von denen die Dialogen eigentlich ein Auszug ſind); ferner: „Bücher über Aſtronomie“ „Mediziniſche Komentare“ und verſchiedene Anecdota, die nicht mehr aufzufinden und vermuthlich von ſeinen Feinden vernichtet worden ſind**).

Er blieb aber gleichwohl nicht lange in dieſer Stelle; ſein eigentliches Weſen erforderte vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit, bald überließ er ſich ganz wieder ſeinen frühern Beſchäftigungen.

Vanini's Schriften waren allmählig den Gelehrten ſo ziemlich bekannt geworden, und erregten täglich größern Aufruhr, durch die neuen Meinungen und die paradoxen Sätze, welche er den alten Ideen der gemeinen und ſcholaſtiſchen Theologie entgegenſetzte.

---

*) Patin Recueil de Mss- Durand. p. 54.

**) Vgl. hierüber Arpe, welcher die Schriften Vanini's vollſtandiger, und jedesmal die Belegſtellen aus ihnen ſelbſt anführt. p. 5. sq.

Beſonders aber wurden die römiſchen Geiſtlichen durch die Dialogen wider ihn aufgebracht. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß das gotteslāſterliche Buch, ſo wie auch das Amphitheatrum, mit Erlaubniß der Cenſur, und mit einem königlichen Privilegium erſchienen *); daß Doctoren der Sorbonne, jener berufenen Keuſchheitswächterin des katholiſchen Glaubens, beide Schriften gebilligt, und Vanini zum Ueberfluß alle ſeine Gedanken der Autorität des heiligen Stuhls unterworfen hatte. Mit Gewalt alſo konnte man hier nicht ausreichen **). Deſſen ungeachtet ſchrieen ſeine Feinde, und darunter beſonders der Jeſuite P. Garraſſe ***): die Religion ſey, an Händen und Füßen gefeſſelt, den Profanen und Atheiſten überliefert worden. Die Sorbonne hiedurch aufgeſchreckt, überprüfte das Urtheil ihrer Doktoren, und verdammte das Buch, mit merkwürdiger Conſequenz, zum Feuer †). Man bürdete nunmehr Vanini ſogar

---

*) Vgl. das den beiden Büchern vorangedruckte Imprimatur.

**) Amphitheatr. Diss. I. Dialog. p. 495.

***) Die Unterredungen mit Vanini, und die angeblichen Aeußerungen deſſelben (Doctrine curieuse p. 815.) ſind mit Recht von Arve verſpottet worden, da Jedermann den falſchmünzenden Mönch auf den erſten Blick aus dem Geplauder herausriecht.

†) Rosset, Histor. trag.

auf, daß er das, weiland Kaiſer Friedrich II., wiewohl mit größtem Unrecht zugeſchriebene Buch „de tribus impostoribus“ wiederum friſch herausgegeben *), ja daß er, der Neckereien des Pöbels und der Verfolgungen der Gelehrten müde, in völlige Verzweiflung gebracht, einen Brief an den Pabſt geſchrieben habe, worin er von demſelben eine Pfründe begehrt, mit der Drohung, falls keine günſtige Antwort erfolge, binnen drei Monaten die chriſtliche Religion völlig über den Haufen werfen zu wollen **). Allein ſelbſt ergrimmten Gegnern des Mannes ſchien dieſer Vorwurf zu ungereimt, und Durand meint mit Recht, daß, wenn ſo etwas auch geſchrieben worden, die Sache doch Manuſcript geblieben ſey, und Vanini gewiß die langen Hände der Könige und die noch längern der Päbſte gefürchtet habe ***). Von ihm führte man auch folgende Aeußerung, in Bezug auf ähnliche Punkte, an: Ich will lieber den ganzen Zorn des guten Horatius gegen mich erregen, als den unſrer Inquiſitoren. Ich reſpektire und verehre ſie, als die Wächter im Weinberge des Herrn †).

Noch im Jahr 1617 ging Vanini von Paris

---

*) Rosset, im a. W.

**) Patiniana.

***) Durand. p. 57.

†) Amphit. p. 109.

ab und nach Toulouſe, einer für andersdenkende Chriſten und ſtarke Geiſter ſo verhängnißvollen Stadt, in welcher ſo viele Schandſäulen des menſchlichen Geiſtes aufgerichtet ſtehen. Selbſt an dem glaubensfinſtern Orte jedoch gewann Vanini viele Gemüther, ja ſogar die Gunſt des Präſidenten des Parlamentes. Dieſer beſtellte ihn zum Lehrer ſeiner Kinder. Die jungen Leute, denen noch viele andre in Toulouſe ſich anſchloſſen, bewunderten einige Zeit hindurch den Scharfſinn, die Gelehrſamkeit, die lebendige Mittheilungsgabe und den kräftigen Vortrag Vanini's *). Aber gerade dieſer Umſtand führte im Jahr 1619 ſein Unglück herbei.

Die beſondere Gunſt des Präſidenten gegen den genialen Fremdling hatte letzterem bei den Theologen allgemeinen Haß erregt. Man ſann daher darauf, nicht nur auf irgend eine Weiſe den unbequemen Meinungsgegner ſich vom Halſe zu ſchaffen, ſondern auch mittelbar dadurch dem Präſidenten ſelbſt, der gleichfalls viele Feinde zählte, eine empfindliche Wunde zu verſetzen **).

Zuerſt hetzte man — nach der bekannten Taktik jener Menſchen — die Jugend gegen ihn auf. Noch

---

*) Gramond, hist. Galliae, Durand. p. 58.

**) Leibnitz: Theodicee.

fehlte es an triftigen Beweiſen irgend einer Schuld, ob man gleich ſelbſt Durchreiſenden bereits für gewiß verſicherte, daß Vanini in nächtlichen Zuſammenkünften die Vornehmſten der Stadt im Atheismus unterweiſe*). Aber auch hiezu fand ſich gar bald Rath. Ein gewiſſer Edelmann, Franconi, vielleicht der Ahnherr der in unſern Tagen ſo gefeierten Kunſtbereuter dieſes Namens, ein Mann, welcher die Philoſophie gleichfalls, wiewohl mehr aus Liebhaberei, trieb, und von Zeit zu Zeit berühmte Männer aufſuchte, um an ihnen ſeine Kraft zu meſſen, traf öfters mit Vanini zuſammen, und ließ ſich mit ihm in philoſophiſch-theologiſche Unterredungen ein. Das Gefühl mehrfach hiebei erlittener Niederlagen hatte ſeine Empfindlichkeit gegen den Philoſophen auf's äußerſte erregt, und er gab ſich willig zum öffentlichen Ankläger her. Oeffentlich ſagte er demnach aus: Vanini habe in ſeiner Gegenwart das Daſeyn Gottes geläſtert, und ſich über die Myſterien der chriſtlichen Religion luſtig gemacht. Man lud den Beſchuldigten vor das Parlament und konfrontirte ihn mit dem Kläger. Letzterer beſtand auf ſeiner Ausſage; Vanini ſelbſt, befragt um ſeine Anſichten über das Daſeyn Gottes, erklärte vor

---

*) Wie z. B. dem bekannten Borrichius, der in ſeinem Reiſejournal davon Nachricht gab. Arpe p. 30.

der Audienz: er bete mit der orthodoxen Kirche einen Gott in drei Perſonen an. Dieſes Gottes Daſeyn ſey vollkommen und evident durch die Natur ſelbſt erwieſen.

Während er dieſes ſprach, hob er einen Strohhalm auf, den er zufällig auf dem Boden liegen ſah, und zeigte ihn den Richtern, mit den Worten: „Dieſer Halm gebietet mir zu glauben, daß ein Gott ſey;“ und nun entwickelte er alle Veränderungen, welche der in die Erde geſtreute Saame durchgeht, bis wiederum Nahrung für Menſchen und Vieh herausſprießt, zu einem klaren Beweiſe: daß Gott Urheber der Natur ſey.

Auf die Einwendung: daß die Natur allein dies alles gemacht — erwiederte er, den Halm abermals zur Hand nehmend: „Wenn die Natur dieſen Kornhalm geſchaffen, wer hat denn den unmittelbar ihm vorangegangenen hervorgebracht? Und wenn man nun von einem zum andern geht, ſo kommt man endlich zu demjenigen, welcher zuerſt geſchaffen worden ſeyn mußte, weil kein andres mehr der Producent war. So iſt denn durchaus eine andere Urſache zu ſuchen. Dieſe iſt Gott, und ſomit iſt Gott der Urheber und Schöpfer aller Dinge.“

Vanini's Feinde behaupteten: dies alles habe er mehr aus Eitelkeit geſprochen und entwickelt, um ſeine

Gelehrſamkeit auszukramen, oder aus Furcht vor der Ahndung der Gerechtigkeit, oder aus einer inneren Verwirrung.

Man fand unter ſeinen Geräthſchaften, deren man ſich zu gleicher Zeit mit ſeiner Perſon bemächtigt hatte, eine große lebendige Kröte in einem kryſtallenen Gefäß eingeſchloſſen. Solches ward ihm natürlicherweiſe als Zauberei gedeutet. Umſonſt behauptete er: durch eine lebendige Kröte, die man verbrenne, könnten tödtliche Uebel geheilt werden — man ließ einen ſo willkommenen Umſtand nicht gern wieder fahren.

Im Gefängniß, wohin er nun abgeführt wurde, ließ Vanini, zum Beweis, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey, die Sakramente ſich reichen. Aber auch dies hielt man blos für Verſtellung und Maske. Sein Verderben war bereits entſchieden. Alle ſeine Bekenntniſſe und Erklärungen entwaffneten den Haß der Richter nicht, welche ſchon, vor den Verhören, von ſeiner Schuld ſich überzeugt hatten. Die vorzüglichſten Anklagspunkte gegen ihn waren folgende: Vanini erkannte keinen Gott. Er rief ein ruchloſes Buch: von den drei Betrügern, neuerdings in's Leben. Er führte die Aeußerungen verſchiedener Freigeiſter an, und antwortete ihnen nur ſehr oberflächlich. Er läugnete die Menſchwerdung Chriſti. Hinſichtlich der Jung-

frau Maria behauptete er, daß ſie mit einem Manne den Beiſchlaf gepflegt. Er hielt die Natur für eine Gottheit; tadelte die Scholaſtiker deßhalb, daß ſie lang und breit über die Engel geredet. Was die Natur der Dämonen betraf, begehrte er für alles natürliche Gründe. Er läugnete die Unſterblichkeit der Seele; er war ein Aſtrolog und behauptete, daß die Welt nicht durch Feuer einſt untergehen werde. Er glaubte an das Fatum; erdichtete Briefe im Himmel, verſpottete den Kultus; auch wurde er von Mönchen ausgeſtoßen u. d. gl. erbauliche Dinge mehr, welche die Franzoſen zu Toulouſe ihren toleranten Nachbarn, den ſpaniſchen Inquiſitoren, abgelernt hatten *).

Das Urtheil des Parlamentes, welches nach halbjähriger Dauer des Prozeſſes endlich gefällt wurde, verdammte den Unglücklichen zum Feuertode. Ohne weitern Aufſchub führte man ihn zur Richtſtätte, und mit Recht erröthet ein ſonſt fanatiſcher Franzoſe, ja ein Parlamentspräſident, und mit ihm ein Jeſuit, über den barbariſchen Gebrauch ſeines Vaterlandes, Verurtheilten nicht einmal Zeit zur Reue und Bekehrung zu geſtatten, im Gegenſatz mit andern Staaten, ja ſogar mit Spanien und Italien **).

*) Arpe p. 106—108.

**) Grammond. Vgl. den ausführlichen Bericht deſſelben in einer ſpätern Anmerkung, und Durand p. 162.

Vanini wies die religiöſen Tröſtungen eines Franziskaners mit verachtendem Hohne von ſich, und er ſoll ſogar erklärt haben: „als Chriſtus in den Tod ging, ſchwitzte er Blut vor Angſt und Feigheit, ich aber will unerſchrockenen Muthes ſterben!“ Grammond, damals Vorſitzer des meuchelmörderiſchen Parlamentes, und als Hiſtoriker in Frankreich nicht unbekannt, gibt ſich alle Mühe, auf Vanini noch den Vorwurf der Feigheit in der Todesſtunde zu bringen; eben ſo der Herr de la Croze, welchem ein Parlamentspräſident eine gar zu gewaltige Autorität war. Dagegen läßt der Mercure François dem Unglücklichen zum mindeſten die Ehre der Einheit der That mit der Rede, und des Todes mit dem Leben.

Als Vanini, im Armenſünderhemd, auf einer Kuhhaut und gefeſſelt an den Händen, zum Schaffot fortgeſchleppt wurde, welches man auf dem Platze du Salin errichtet hatte, rief er muthig und heitern Geſichtes, auf Italieniſch aus: „Auf, auf! Laßt uns als Weiſer ſterben!“ Er ſoll hernach von den Richtern aufgefordert worden ſeyn, Gott um Verzeihung ſeiner übergroßen Sünden anzurufen; er aber, durch die Furchtbarkeit ſeines Schickſals, und durch den Mord alles Rechtes in völliger Verzweiflung und in einer Art von Wahnſinn, habe die entſetzliche Läſterung ausgeſtoßen: „Es gibt weder einen Gott, noch einen

Teufel. Gäbe es einen Gott, ſo würde ich ihn anflehen, ſeinen Blitz auf dies Parlament voll Ungerechtigkeit und Bosheit zu ſchleudern; gäbe es einen Teufel, ſo würde ich ihn bitten, ſeinen unterſten Höllenſchlund aufzuſchließen, um eben daſſelbe zu verſchlingen. Allein es gibt weder den einen noch den andern. Darum werd' ich nichts thun!" —

Der Henker ſollte ihm zuerſt die Zunge, als denjenigen Theil ſeines Körpers, herausſchneiden, mit dem er bei ſeinen Gotteslaſterungen am meiſten geſündigt. Sie mußte ihm aber, da er ſie hervorzuſtrecken ſich weigerte, mit Zangen herausgeriſſen werden, worüber der Gefolterte ein entſetzliches Geſchrei ausgeſtoßen haben ſoll *). Darauf verbrannte man ihn bei dem langſamen Feuer und ſtreute ſeine Aſche in die Luft **).

---

*) Daſſelbe, eine Folge des Uebermaßes von phyſiſchem Schmerz, iſt jedoch noch immer nicht hinreichend, den Vorwurf der Feigheit zu begründen.

**) Wir geben hier, dem Leſer zur Vergleichung, für uns ſelbſt aber als nothwendige Aktenſtücke zur nochmaligen Beurtheilung dieſes Handels und der Perſon Vaninis, beide Hauptberichte über die Kataſtrophe im Original als Beilagen des Aufſatzes.

Iisdem ferme diebus — beginnt Grammond, der Herr Parlamentspräſident — Parlamenti Tolosani placito damnatur Lucilius Vaninus, apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo: neque enim Haeresiarcha, qui Deum negat. Medicinae in speciem Professor erat, re

Vanini hatte kaum das drei und dreißigſte Jahr erreicht, als er dieſem ſchauervollen Schickſal unterlag.

---

seductor incautae juventutis. Illi in irrisum sacra et religiosa. Christi humanitatem execrabatur. Deum ignorabat, sorte fieri omnia existimabat; Naturam pro matre optima et omnium autrice adorabat, ut dici posset ex multis unus error, quem pervicaciter profitebatur Tolosae, loco sancto. Et ut novis allicimur, praecipue dum calescit primâ adolescentiâ sanguis, statim errorum sequaces habuit non paucos ex iis, quos schola recens dimiserat. Gente Italus, litterarum rudimentis Romae imbutus, Philosophiae et Theologiae incubuerat magna spe, cum ad impia et sacrilega prolapsus sacrum Saserdotii characterem polluit libro infami, quem scripsit in hunc titulum: „De Arcanis Naturae, quo non erubuit profiteri Naturam omnium Deam. Ob crimen, cujus in Italia reus erat, in Galliam profugus Tolosam venit: Mox alibi in Haereses armantur severius leges, et quanquam Calvinistis fides publica Edicto Nannetico debetur, quâ mutuo nectimur habendis simul commerciis et una administrandis rebus, nunquam se Tolosae credidere Sectarii, quo fit, ut una inter Galliae urbes Tolosa immunis sit haeretica labe, nemine in civem admisso, cujus suspecta Sedi Apostolicae fides.

Delitescit Vaninus per tempus, donec illum libido in gloriam adigit, ut fidei Catholicae arcana vulgaret, in problemata primum, dein in irrisum. Statim alta admiratione defigi adolescentes, quibus inter nova placent maxime quae probantur paucis: mirari quaecunque diceret, imitari et sequi. Postulatus corruptae per novum dogma juventutis in vincla conjicitur, Catholicumque Orthodoxum mentitus, differt, quam meruerat, poenam, jamque probatione ambigua dimittebatur: cum Franconus, vir prosapia illustris, vel

Er ſelbſt hat von ſich in einer Perſonalbeſchreibung bemerkt, daß ſein Körper zwar ſchwächlich, aber ge=

---

imo hoc indicio vita probissimus, negatum sibi a Lucilio persaepe Deum, dataque objicit in ludibrium fidei arcana Christianae; committitur reo testis et sustinet; sistitur Senatui audiendus de more reus: in sella sedet, rogatusque, de Deo quid sentiat, respondet: Coli sibi in Trinitate unum, qualem Ecclesia Orthodoxa: Deum plane convincere Naturam ipsam. Haec cum faceret, fortuitam e terra paleam legit, manuque ad Judices protensa: Haec inquit, jubet ut credam Deum esse; dein ad Providentiam prolabi: ut jactum in terram semen, ut elanguisse visum et mori, ut ex putrefacto albescit, ut viret et nascitur, ut sensim crescit, ut adolescit rore matutino, ut luxuriat infusa largius desuper aqua, ut in aristas armatur prohibendis per spicula avibus, ut in stipulam erigitur et frondescit, ut flavescit profectius, demissoque ut supercilio languet, donec moritur ut postmodum trituratur, separatoque ut a palea fructu, grano homines, palea vivunt animantes usui hominum debitae: unde concludebat, Deum esse Naturae Auctorem. Quod si id totum fieri a Natura objicitur, regrediebatur ab hoc grano ad proxime antecedens in hunc modum: Si id seminis a natura produxit, quis immediate proximum? Si et illi debita ex Natura processio, quis antecendens? Donec ad primum veniret, quod necessarium est fuisse creatum, cum non esset, a quo produceretur: naturam creationis incapacem probabat multis. Ergo Deus est Creator omnium. Haec Lucilius in ostentationem doctrinae, aut metu magis quam ex conscientia.

At enim, quia probationibus plane convincebatur, solemni placito post exactum in lite instruenda semestre,

ſund, ſeine Geſtalt nicht unangenehm, ſein Humor heiter, ſeine Seele großartig und für alles Geiſtige

---

capitali judicio condemnatur. Vidi ego, dum plaustro per ora vulgi traducitur, illudentem Theologo e Franciscanis, cujus cura erat mollire ferocitatem animi obstinati. Frustaneum est viro desperato subsidium quod momento transigitur! satius foret stata temporum intervallias concedi condemnatis, quo vomitis ira et ultione resipiscerent. Apud Gallos condemnato statim innotescit sententia, et dum inplacida mortis imagine horrescit totus, rapitur in patibulum. Melius Hispani et reliqui Europaei, qui temporum spatia concedunt condemnatis, quantum satis molliendo mortis horrori, abluendisque per poenitentiam meditare confessione noxis. Lucilius ferocitate contumax, dum in patibulum trahitur, monachi solatium aspernatus, objectam crucem aversatur, Christoque illudit in haec eadem verba: „illi in extremis prae timore imbellis sudor, ego imperterritus moriar." False sane imperterritum se dixit scelestus homo, quem vidimus dejectum animo, Philosophia uti pessime, cujus se mentiebatur professorem. Erat illi in extremis aspectus terox et horridus, inquieta mens, anxium quodcunque loquebafur, et quanquam philosophice mori se clamabat itentidem, finisse ut brutum, nemo negaverit. Antequam rogo subderetur ignis, jussus sacrilegam linguam cultro submittere, negat, neque exerit, nisi forcipum vi adprehensam carnifex ferro abscindit: non alia vociferatio horridior: diceres mugire ictum bovem; reliqua absumpsit ignis: in aërem sparsi cineres. Hic Lucilii Vanini finis, cui quanta constantia fuerit, probat belluinus in morte clamor. Vidi ego in custodia, vidi in patibulo, videram antequam subiret vincula: flagitiosus in libertate et voluptatum sectator avidus, in carcere Catholicus, in extremis omni Philosophiae praesidio destitutus, amens moritur.

ſchnell erglühend, ſein Umgang leutſelig, ſein Geſpräch lebhaft geweſen ſey. Der Eifer für die Wiſſenſchaft

---

Dem Hr. von Grammond in weſentlichen Daten entgegen, wiewohl in mehrern andern wiederum mit ihm gleichlautend, enthält der Mercure François von dieſem Jahre nachſtehenden Bericht:

Au mois de Novembre dernier de l'an passé fut arrêté prisonnier en la Ville de Toulouze un Italien, Philosophe et grandement docte, qui alloit montrer par le logis aux enfans de maison, qui desiroient savoir parfaitement la philosophie. Il soutenoſt et enseignoit que nos corps étoient sans ame et que mourant tout étoit mort pour nous ainsi que les bètes brutales. Que la Vierge (ô Blasphemme éxécrable!) aveit eû connoissance charnelle comme les autres femmes, et d'autres mots bien plus scandaleux, du tout indignes d'écrire, ni de reciter. Par son eloquence il glissoit tellement sa pernicieuse opinion dans l'entendement de ses auditeurs particuliers, qu'ils commencerent à balancer en la croyance de cette fausse doctrine. Ce qu' étant venu a la connoissance du Parlement, il décreta contre ce nouveaux Ministre. Et étant pris et interrogé, il soutint ses instructions véritables: Sur quoi son procès fut fait et l'arrêt donné portant condamnation de faire amende honorable, nud en chemisse, la torche au poing et trainé sur une claye, la langue coupée et brûlé vif: ce qui fut executé au commencement de Fevrier, au lieu appelé la place du Salin. Il mourut avec autant de constance, de patience et de volonté, qu'àucun autre homme, que l'on ait vû. Car sortant de la Conciergerie comme joyeux et alègre, il prononca ces mots en Italien: Allons, allons allegrement mourir en Philosophe! Mais bien plus, pour montre sa constance en la mort et un

kannte keine Gränzen; das Auffaſſungstalent bei allem, was er gern ſich eigen zu machen gewünſcht, war ungewöhnlich. Auch ſeine Feinde ließen der Korrektheit ſeines lateiniſchen Styles volle Gerechtigkeit widerfahren; nur werfen ſie (und zwar nicht ganz unrichtig) ihr häufige Schwulſt und ſeinen Bildern allzugroße Geſuchtheit vor.

Die Urſache hievon ſuchten ſie in der ſo unglücklichen, als übertriebenen Nachahmung Cicero's, Quintilians und des Plinius, ſo wie in dem übereifrigen Studium von Averroes, Cardanus und Andern, welche von vielen Kritikern als harte und verworrene Schriftſteller, unbeſchadet ihrer tiefen Gelehrſamkeit, betrachtet worden ſind. Noch mehr jedoch verdammten ſie an Vanini die allzuhäufigen Plagiate aus jenen Schriftſtellern, ſo wie aus Fracaſtor und Scaliger, ſeinen aſtrologiſchen Aberglauben, ſeine oberflächliche Kritik, ſeine Unbeſcheidenheit und Prahlſucht, ſeine Profanationen ehrwürdig betrachteter Dinge, endlich ſeine Irreligioſität

---

desespoir en l'ame, lorsque l'on lui dit, qu'il criât merci a Dieu, il dit ces mots en présence de mille personnes: „Il n'y a ni Dieu, ni Diable; car s'il y avoit un Dieu, je le prierois de lancer un foudre sur le Parlement, comme du tout injuste et inique, et s'il y avoit un Diable, je le prierois aussi de l'engloutir aux lieux souterrains: mais parce qu'il n'y a ni l'un, ni l'autre, je n'en ferai rien.“

die Unzüchtigkeit des Styls, zumal in den Dialogen, und die Unlauterkeit ſeiner Sitten.

Auf einen Theil dieſer Vorwürfe und auf die Unterſuchung ihrer Aechtheit und Begründung, oder der Leidenſchaftlichkeit und Uebertreibung in denſelben werden wir bei Zerlegung der Hauptanſichten in Vanini's Schriften zurück kommen.

II. Die Schriften Vanini's

waren der Ordnung nach folgende*):

1. Commentarii Physici **).
2. Commentarii Medici.
3. De vera Sapientia ***).
4. Tractatus Physico-Magicus †).
5. De contemnanda gloria ††).
6. Apologia pro Lege Mosaica et Christiana †††).
7. Apologia pro Concilio Tridentino (*).

---

*) Bei jenen, die wir ſelbſt nicht zu Geſicht bekommen, oder Auszüge gefunden, zeigen wir die Stellen an, wo Vanini oder Andere ihrer erwähnten.

**) Dialog. p. 88. ſ. Durand.

***) Garasse, Doctr. curieuse, p. 1015.

†) Dial. p. 252. Durand.

††) Dial. p. 359. Durand.

†††) Amphitheatr. p. 38. 64. Dial. 123 et 329.

(*) Amphitheatr. p. 70—77.

8. Libri Astronomici *):

9. Apologia pro Christiana Religione adversus Atheos. Auch unter dem Titel:

Amphitheatrum aeternae providentiae, divino-magicum, Christiano-physicum, Astrologico-catholicum, adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos, Stoicos etc **).

10. Julii Caesaris Vanini, Neapolitani, Theologi, Philosophi, et J. U. Dr. de admirandis Naturae Reginae, Deaeque Mortalium Arcanis Libri IV ***).

11. Eine Sammlung von Briefen, theils von ihm an Andere, theils an ihn geſchrieben. Wahrſcheinlich befindet ſich dieſelbe, wenn der Grimm von Zeloten ſie inzwiſchen nicht vernichtet hat, in der Bibliothek der königlichen Handſchriften zu Paris †).

Die meiſten der ſo eben aufgezählten Schriften

---

*) Dialog, p. 33.

**) Lugduni apud Viduam Antonii de Harsy ad insigne sunt, Coloniensis. Ich verdanke die Mittheilung dieſes höchſt ſeltenen Buches der gütigen Mittheilung des Hrn. Oberbibliothekars Molter zu Karlsruhe.

***) Lutet. Parisior, ap. Adrian. Perier. 1616. Vgl. Durand. p. 260.

†) Sollte irgend ein franzöſiſcher oder teutſcher Gelehrter, welchem dieſer Aufſatz zu Geſichte kommt, hierüber Auskunft zu ertheilen im Stande ſeyn, ſo bittet der Verfaſſer freundlichſt um dieſen literariſchen Liebesdienſt.

haben, ob ſie gleich für den Ideen- und Lebensgang Vanini's ergänzende Beiträge liefern, dennoch im Verhältniß zum Ganzen nicht denſelben Werth, in welchem vorzüglich zwei betrachtet werden müſſen, von denen wir den Hauptinhalt in gedrängtem Auszuge dem Leſer hier mittheilen; nämlich das Amphitheatrum, und die Dialogi de arcanis Naturae. In dieſen beiden iſt die Summe von den Anſichten und Lehrſätzen unſeres Philoſophen niedergelegt.

Das Amphitheatrum iſt dem Grafen Francesco Caſtro, Herzog von Tauroſano, ſpaniſchen Legaten bei Sr. Heiligkeit und Vanini's ehemaligen Lehensherrn, zugeeignet. Der Verfaſſer rechtfertigt den irren und unſtäten Gang ſeines Lebens durch das Beiſpiel großer Weiſen des Alterthums und ſelbſt des Mittelalters, welche oft ihr ganzes Daſeyn und alle ſüßen Beziehungen deſſelben an die Erkenntniß der höhern Güter hingeopfert. Es gibt ſich darin auch ein dankbares Gemüth gegen den großmüthigen Beſchützer der Wiſſenſchaft, ſeiner eigenen Perſon und ſeiner Familie kund, was auf die inneren Eigenſchaften des Philoſophen ein günſtiges Licht wirft. Das Buch wird dem Herzog, als beſonderes Zeichen von Verehrung, zugeeignet, und Vanini birgt es ſich nicht, daß der Pöbel aller Stände ihn gewaltig mißver-

ſtehen könnte. Doch begibt ſich der Verfaſſer vertrauensvoll in Don Francesco's mächtigen Schutz *).

In einer zweiten Zueignung an den Leſer legt V. Rechenſchaft über die Veranlaſſung ab, welche ihn zur Herausgabe ſeines Werkes beſtimmt; nämlich die ſeit allmähliger Abnahme der zahlreichen Ketzereien immer und mehr aufkeimende, peſterfüllte Sekte der Atheiſten. Nicht nur in verſchiedenen entfernten Welttheilen gediehen ſie damals nach ſeiner Anſicht, wie z. B. in Japan, China, Indien und der Tartarei **), ſondern ſie brachen von dieſen Ländern aus auch in Europa ein, und geſellten ſich nicht etwa blos denjenigen bei, welche von dem allgemeinen Kirchenverbande ſich getrennt, ſondern ſelbſt ſolchen, welche zwar den Namen von katholiſchen Chriſten führen wollen, der That nach aber zu höchſt machiavelliſtiſchen Politikern gerechnet werden müſſen, und darüber nicht einmal einen Schauer empfinden. Dieſe Menſchen haben es in der Hoffart des Herzens ſo weit gebracht, daß ſie gar keine göttliche Vorſicht mehr in der Weltregierung anerkennen, ſondern blos eine weltliche, aus der alle

*) Praeterea etiam, quae a me scribuntur, quo a vulgo sunt remotiora, eo propinquiora calumniae. In clientelam autem tuam dum se tradunt, virulentos depravatorum hominum morsus non pertimescent. Praefat. p. 5—6.

**) Gerade die Hauptländer der Jeſuitiſchen Miſſion.

Meinungen von Himmel und Hölle ihr Entſtehen erhalten haben, und welche einzig noch dazu dient, den aufrühriſchen Pöbel in Pflicht und Zwang zu bewahren. Vanini beſchreibt hierauf *) die neueſten Schickſale der Ketzerei und deren nachdrückliche Bekämpfung durch die Jeſuiten, während er zugleich das Publikum mit den Beweggründen und der Tendenz ſeines Werkes bekannt macht.

Die Ketzereien fallen allmählig zuſammen und erleiden ein ſehr ſchlimmes Loos, weil jene überaus tapferen Helden der ſtreitenden Kirche, welche ihren Namen von der „Geſellſchaft Jeſu“ führen, zu ihrer Bezwingung und Ausrottung allen Anſtrengungen des Geiſtes und des Körpers aufbieten. Kriege, Waffen und Blitze drohte ihnen jener hochverdiente Kämpfer der chriſtlichen Kirche, Kardinal Bellarmin, an, ein Mann, deſſen Eifer und Stärke wider die Ketzer kaum mit Auguſtins Glaubensglut und Lehre, und mit Hieronymus Seelendrang und Gelehrſamkeit würdig verglichen werden kann. In welch heißen gefahrvollen Schlachten für den katholiſchen Glauben aber bewährten ſich nicht erſt die Bekanus, Diäus und Suarez zu Valencia! welche Niederlagen fügten

---

*) Ebendaſ.

ſie nicht den Ketzern bei! welche Siege erfochten ſie nicht! Wahrlich, auf dieſe und viele andere höchſt gewichtige Argumente geſtützt, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wie ſehr auch verſchiedene andere Ordensgeſellſchaften durch Unſträflichkeit des Lebenswandels, Gelehrſamkeit in wiſſenſchaftlichen Fächern und Trefflichkeit in allen Tugenden ausgezeichnet ſind, und ihren Ruhm auf die glänzendſte und feſteſte Weiſe zugleich begründet haben, die Geſellſchaft Jeſu doch ganz vorzüglich als eine Mutter und Nährerin der Frömmigkeit und Gelehrſamkeit, als ein vom unſterblichen Gotte ſelbſt verliehenes Geſchenk, als ein Palladium der römiſchen Kirche, als eine Säule aller übrigen Ordensgeſellſchaften und als ein der Menſchheit gewährter Anker des ganzen Chriſtenthums betrachtet werden müſſe. Mögen deßhalb gewiſſe Komödianten und Charlatane aufhören, Männern, welche um die katholiſche, wie um die literariſche Republik ſich vor allen Andern ſo ſehr verdient gemacht, Widerſtand und Hohn zu bieten, ich will nicht ſagen, Verläumdungen der falſcheſten Art in's Geſicht zu werfen. —

Das überſchwängliche Lob, womit Vanini die Jeſuiten hier begrüßt, klingt ſo verdächtig, und der Ton, in welchem dieß geſchieht, iſt ſo geſchraubt, daß alles einer Satyre ähnlich ſieht oder als eine Vor-

ſichtsmaßregel betrachtet werden muß, durch welche ſich der Philoſoph die unmittelbaren Angriffe auf ſeine Perſon und ſein Syſtem von Seite jener ſo einflußreichen gefährlichen Gegner abzuwehren ſuchte.

Auf den eigentlichen Gegenſtand der Beſprechung zurückgekommen, beginnt er, in Bezug auf die Freigeiſter, folgende Anſicht zu entwickeln: Der Atheismus ſelbſt, in dem üppigſten Schoos der Erde wurzelnd, treibt täglich friſche Pflanzen hervor und wird durch ein Uebermaß verdorbener Sitten der ſchlechteſten Klaſſe von Menſchen, die ſeinem Stamme gleichſam als Stützen dienen, groß. Ja — es findet ſich — o Schmerz! faſt Niemand mehr, welcher im Ernſte daran dächte, das giftige, durch die ganze Welt ſich verbreitende Schlingkraut mit Sicheln auszureuten. (So muthwillig rief V. ſelbſt den Fanatismus zur Thätigkeit hervor, nicht ahnend, wie ſchnell die finſteren Geiſter ihm gehorchen und das Netz des Verderbens über ſein Haupt weben würden!) Der Aquinate (Thomas von Aquino) ſchrieb, wie Jederman geſtehen muß, eine Menge der gelehrteſten Werke wider die Heiden, und auch ich werde nicht läugnen, daß einſt jener hohe Vorſtand der römiſchen Kirche, der Dollmetſcher des göttlichen Wortes und der Lehrer aller Völker, Johannes **XXII.** bei der Konſekration des

erwähnten Heiligen, von Gott erfüllt, der Worte ſich bedient hat: „Er vollbrachte eben ſo viele Wunder, als er Streitfragen löste.“ Gleichwohl legte derſelbe den Freigeiſtern nicht eine einzige vor, noch löste er eine ſolche. Aus purer Religion muß ich daher argwöhnen: der Heilige habe dieſe Parthie ſehr vernachläßigt.

Andere, ziemlich plebeiſche Leute von geringem Kaliber in der Republik der Wiſſenſchaft, gaben den Atheiſten Veranlaſſung, ſie zu verſpotten, dadurch, daß ſie aus irgend einem Blatte der heiligen Schrift aus den Gregorianiſchen Erſcheinungen die Vorſehung Gottes ſtatuirten. Die Pfeile der Gegner erklärt V. jedoch für nicht halb mehr ſo furchtbar, ſeitdem ihm bewußt, von welchen Cyklopen ſie gebraucht, und aus welchem Eiſen ſie geſchmiedet worden. Unbekümmert um den eiteln, vergänglichen, winzigen Ruhm in den Augen der Menge, will er blos das Verdienſt ſich erwerben, unter die Rotte von ruchloſen Geſellen, ja von Beſtien, zum Schutze des chriſtlichen Glaubens, hineinzufahren, und geſtützt auf die Waffen, welche die langen und zahlreichen Berathungen des Konziliums von Trident darböten, die Frechheit und den Wahnſinn derſelben zügeln helfen. Als ein ſcharfgeſchliffen Schwert ſoll ſein Werk „über die göttliche Vorſehung“ dienen und zunächſt gegen die alten Phi-

loſophen gezückt werden, auf welche die neueren ſich ſtützten. Nachdem einmal dieſer, ihr vorzüglichſter, Wehrſchild zerbrochen, hoffte er letztere leicht zum Falle zu bringen, zwar wandelte ihn einige Beſorgniß an, den weder gar ſo ſehr reichen, noch glänzenden Hausrath ſeines Geiſtes auf der gemeinſamen Schaubühne der Weiſen zu Markte zu bringen; doch beſtimmten ihn die eifrigen Bitten mancher ſeiner Freunde den mit allerei Gefahren für ihn verknüpften Schritt muthig zu wagen. Als einzige Belohnung bittet ſich Vanini zuletzt noch von ſeinen Leſern aus, daß ſie alle ſeine Aeußerungen als dem Urtheil und der Cenſur der römiſchen Kirche unterſtellt, betrachten und ihm nicht in Allem folgen, ſondern bloß dasjenige von ihm annehmen möchten, wo ihr eigenes richtiges Gefühl ſie davon, als etwas, das der Wahrheit nicht widerſtreite, überzeugt haben würde.

In der erſten Uebung (das Ganze iſt in 50 ſolcher Abhandlungen eingetheilt) führt er den Beweis des Daſeyns Gottes aus der nothwendigen Selbſtſtändigkeit und dem zureichenden Grunde, namentlich gegen Averroes, welcher die Erkenntniß von der göttlichen Exiſtenz von der Bewegung herleitet.

In der zweiten wird die Frage behandelt: was

Gott ſey? Thales, Anaximenes, Pythagoras, Parmenides, Empedokles, Demokritus, Platon, Xenophon, Xenokrates, und Heraklitus mit ihren verſchiedenen Anſichten werden vorübergeführt, und darauf erklärt Vanini, zumal auf Ariſtoteles Beiſpiel ſich ſtützend: dieſe Meinungen ſämmtlich fallen aus einem einzigen Grunde in ihr Nichts; da alle jene Dinge endlich ſind, ſo hängen ſie nothwendig von einem andern ab; ſomit ſind ſie nicht Gott, denn Gott iſt das erſte aller Dinge.

Du fragſt mich: Was iſt Gott? Wenn ich es wüßte, ſo wäre ich ſelbſt Gott; denn Niemand noch hat Gott gekannt, oder weiß, wer er iſt, außer Gott ſelbſt. Doch können wir, wie durch den Wolkenſchleier das Bild der Sonne, alſo durch ſeine Werke einigermaßen erkennen, wer er iſt, nicht aber ihn durch dasjenige beſſer begreifen, von dem wir ſelbſt ſagen, daß wir es nicht verſtehen. Nennen wir alſo Gott das höchſte Gut, das erſte Ding, das Ganze, den Gerechten, Frommen, Glücklichen, Seligen, Ruhigen, Zufriedenen, den Schöpfer, Erhalter, Leiter, den Allwiſſenden, Allmächtigen, den Vater, König und Herrn, den Vergelter und Ordner, den Anfang, das Ende und den Mittelpunkt, den Ewigen, Beſtändigen, den Gründer und Beleber, den Geber und Vollender, Künſtler, die Vorſicht, den Wohlthäter, ihn der Allen

alles iſt. Mit keinen Worten aber ſprechen wir ſeinen Namen ſo vollſtändig aus, als mit jenen, welche ein offenes Geſtändniß unſerer Armuth enthalten, nämlich wenn wir ihn den Unermeßlichen, Unbegreiflichen nennen — was will dies mehr beſagen, als daß wir erkennen, er ſey und bleibe.

Ich warne übrigens den Leſer — fährt Vanini fort — ſich nicht unangenehme und überflüſſige Stunden zu machen, und erkläre ihm daher, daß der Gebrauch höchſt unrichtig ſey, nach welchem man Gott den Allwiſſenden, Barmherzigen, Frommen, Gerechten, Rächer, Heiligen und Starken ꝛc. nennt; denn wenn ſo etwas denominativ von ihm geſagt werden wollte, ſo wäre es ein Abſtraktum; dann wäre Gott ein anderer, als er ſelbſt; dann wäre er früher als er ſelbſt, dieß aber zu denken iſt gottlos. Daher iſt er weder ein Ding, ſondern eine Weſenheit; weder gut, ſondern die Güte; weder weis, ſondern die Weisheit; weder allmächtig, ſondern die Allmacht. Was alſo in ihm iſt, iſt ſo in ihm, daß er es ſelbſt iſt, daß nichts vorhergeht, nichts nachfolgt. Er iſt — wenn meine Hand kühn genug ihn alſo beſchreiben darf — ſein eigener Anfang und ſein eigenes Ende, übrigens beider ermangelnd, und weder des einen noch des andern bedürftig, von Beiden jedoch Vater und Urheber. Er iſt immer ohne Zeit. Für ihn gibt es keine Vergangen-

heit, noch Zukunft. Er iſt unbeweglich ohne Still-ſtand, regiert allenthalben ohne Ort, iſt alles außer allem und in allem, doch wird er nicht von dem All eingeſchloſſen; er iſt außer Allem, und doch nicht von denſelben ausgeſchloſſen. Innerhalb regiert er Alles; er ſchuf außerhalb Alles. Er iſt gut ohne Qualität, groß ohne Quantität, ganz ohne Theil, unveränderlich während Alles Uebrige ſich verändert; ſein Wollen iſt Macht, ſein bloſer Wille Werk; nichts iſt bei ihm in Macht, ſondern alles in Handlung, er ſelbſt iſt die reine, erſte, mittlere und letzte Handlung; endlich iſt er alles, über alles, außerhalb allem, innerhalb allem, neben allem, und alles nach allem.

In den folgenden Uebungen werden die verſchiedenen Anſichten von der Vorſehung Gottes *)

*) Dieſe definirt Vanini alſo: Die Vorſicht können wir ſchlechterdings nicht definiren; wir müſſen uns darauf beſchränken, ſie alſo zu erklären: Sie iſt die ſich immer gegenwärtige und allen Andern vorangegangene Kraft Gottes; deßhalb iſt ſie einfach und einzig; deßhalb auch unveränderlich, weil, wenn ſie vorangeht, ſie alles andere verwandelt, ohne durch daſſelbe an ſich eine Verwandlung zu erleiden; wenn ſie ſich ſelbſt gegenwärtig und einfach iſt, wird ſie von ſich ſelbſt innerlich nicht verwandelt. Daher begreifen wir denn auch, daß Gott auf dasjenige, was nicht iſt, durch eine Anticipation ſeiner Vorſehung wirken kann, wie bei der Erſchaffung ſelbſt, da es keine terminus a quo gibt, ſo gibt es auch kein Subjekt; es wirkt alſo die Providenz Gottes auf ein Nichtding, indem ſie machte, daß ein Ding ward.

aufgeführt und widerlegt, und es ſtellt hierauf Vanini ſeinen eigenen Beweis derſelben, nämlich aus der Erſchaffung der Welt, aus der Bewegung der himmliſchen Geſtirne, aus den Sprüchen der Orakel, aus den Weiſſagungen der Sybillen, aus den Wundern des alten und neuen Teſtamentes.

Nach dieſem geht Vanini zur Widerlegung älterer und neuerer Atheiſten über, als des Diagoras, Protagoras u. ſ. w. Auch Cicero's Meinung, daß es keine göttliche Vorſehung gebe, indem dieſelbe neben dem freien Willen des Menſchen nicht beſtehen könne, wird in's gehörige Licht geſetzt *). Nicht minder die von Boethius und Thomas von Aquino, welche er ebenfalls widerlegt **). Und nun gibt V. ſeine eigene Anſicht ***), folgendermaßen:

„Indem ich der heiligen römiſchen Kirche, welche die Richtſchnur der Wahrheit iſt, in Allem mich unterwerfe, behaupte ich: Gott hat die vollkommenſte Wiſſenſchaft von allen Dingen, auch den zukünftigen, nicht nur allein in specie specialissima, wie die Peripatetiker ſich auszudrücken pflegen, ſondern auch bis zu den Individuen. Das Zukünftige kann anders nicht

---

*) Exercit. XX.

**) Exercit. XXII.

***) Exercit. XXIII.

ſeyn, als wie es ſich der Wiſſenſchaft Gottes darbietet; indem das Objekt der Wiſſenſchaft ſich anders nicht verhalten kann, als es erkannt wird nach Ariſtoteles, des Koryphäen unter den Philoſophen, Behauptung *). Dennoch gibt es einen ſehr bedeutenden Unterſchied bei Vorerkenntniß des Zukünftigen.

Gott kennt zwar die zukünftigen Handlungen, inſofern ſie zukünftig ſind, wenn ſie in der That noch ungeſchehen ſind, nicht einmal in der göttlichen Erkenntniß; denn anders kann man wohl eine Sache nicht wiſſen, als es ihre Natur mit ſich bringen mag. Da alſo die zukünftigen Handlungen, als zukünftige, eintreffende und ungeſchehene ſind, ſo können ſie inſofern, wie ſie Gott vorausſieht, allerdings geſchehen und auch nicht geſchehen. Wenn alſo Gott vorausſieht, daß Judas ſündigen werde, inſofern er ſündigen wird, ſo weiß er nur, daß jener ſündigen könne, und dieſer Erkenntniß widerſtreitet, daß Gott wiſſe, den in Erfüllung gegangenen Theil des Widerſpruches, es werde nämlich geſchehen, daß Judas ſündige. Gott weiß auch, in ſeiner Ewigkeit, daß Judas ſündige, wie ſchon die Macht deſſelben zum Sündigen in die That ſelbſt übergeführt und hingewandt iſt. Und ſo

*) Cujus est scientia simpliciter impossibile est aliter se habere.

iſt Gott beſtimmt der Theil des Widerſpruches bekannt, weil auch dieſer bereits beſtimmt iſt. Wie wir daher zukünftig Eintreffendes, ungeſchehen zwar erkennen, daß es nämlich ſeyn und auch nicht ſeyn könne, ſo ebenfalls Gott; er weiß ſelbſt nicht etwas über uns hinaus, was ſeiner Allwiſſenheit jedoch nichts entzieht. Auch der in Erfüllung gegangene Theil des Widerſpruchs wird uns bekannt, wenn er durch die That ſchon erfüllt und geſchehen iſt. Doch unterſcheiden ſich ſo, wie im allermeiſten, die menſchliche und die göttliche Erkenntniß; wir, weil wir von den Zeiträumen umſchrieben und umgränzt ſind, wiſſen den in Erfüllung gegangenen Theil des Zukünftigen nicht, außer er iſt in der Zeit geſchehen. Wenn daher Petrus morgen diſputiren will, ſo können wir es nicht für gewiß behaupten, ſondern blos aus den jetzt obwaltenden oder vorhergehenden Urſachen eine Vermuthung hegen. Gott aber weiß auf das Gewiſſeſte und Vollkommenſte, nicht als etwas Zukünftiges, etwa wie man ſo bisweilen wiſſen kann, daß Petrus einmal diſputiren werde, ſondern als gegenwärtig, weil er die Zeit in ſich faßt, in welcher Petrus diſputirt. Die Ewigkeit nämlich, wie Boetius im achten Buche ſeiner philoſophiſchen Deutung in der vorletzten Rede behauptet, wird von der Zeit nicht umſchloſſen, auch nicht vom Ewigen, ſondern ſie umfaßt die Unterſchiede jener und

iſt das Ganze zugleich. Wir aber, weil wir von den engern Schranken der Zeit umſchloſſen werden, exiſtiren ſowohl vorher als auch während Petrus diſputirt haben wird. Daher kommt es, daß wir bisweilen wiſſen mögen, daß Petrus diſputiren könne und nicht diſputire, und manchmal die Diſputation durchführen werde und manchmal abgeſchloſſen habe. Daher wir bald ungewiß und zweifelhaft, bald gewiß ſind. Wenn es möglich wäre, daß dieſe drei Zeitunterſchiede zugleich in uns wären, ſo würden wir auch der Menſchen verſchiedene Handlungen durchſchauen. Das iſt uns aber auf keine Weiſe geſtattet, weil die Zeit, einen Theil außer dem Theil enthält, weswegen ſie auf keine Weiſe zugleich ſeyn kann. Der Ewigkeit aber, welche das Ganze zugleich iſt, ſind alle Zeitunterſchiede offenbar und durchſchaut, wenn gleich mittelſt verſchiedener Betrachtung, Gott weiß, daß Judas einmal ſündigen werde, inſofern ſeine Ewigkeit das Zukünftige betrachtet. Er weiß aber, daß er beſtimmt ſündigen werde, inſofern er die Zeit, in welcher er ſündigen wird, in ſich enthält. Denn alle Zeit wird von derſelben Ewigkeit umfaßt, daher in dieſer vereinigt iſt, was in jener getrennt. Was, wenn Verſchiedenes in der Ewigkeit zugleich wahr iſt, gleichgültig iſt, es iſt es nämlich nach den verſchiedenen Rückſichten und die Betrachtung nach verſchiedenen Seiten. In demſelben Zeitpunkt erkennt

der Menſch ein Pferd beſtimmt und unbeſtimmt, aber nicht das Zweitemal ſo, wie das Thier zum Erſtenmal, inſofern es auf andere Art wiehert. Aehnlich weiß Gott in derſelben Ewigkeit Zukünftiges eintreffend und geſchehen, nicht aber nach derſelben Betrachtung zu derſelben Zeit beſtimmt. Es legt alſo das Vorwiſſen Gottes unſern Handlungen keine Nothwendigkeit auf, wenn er dieſelben als zukünftige erkennt, blos in unſerer freien Macht, daß ſie ſeyn und auch nicht ſeyn können. —

Auch mit den Epikuräern, den alten und den neuern, macht V. ſich beſonders viel zu ſchaffen, und beleuchtet mit beſonderer Ausführlichkeit ihre mit allem Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit ausgeſtatteten Einwürfe. Unter dieſen iſt vorzüglich nachſtehender merkwürdig, zu welchem Schillers Reſignation den berühmten Kommentar gebildet: „Kein Todter iſt jemals aus ſeiner Gruft zurückgekommen. Wäre die Seele unſterblich, ſo würde die Gottheit wenigſtens Einen zurückgeſchickt haben, um die Freigeiſterei Lügen zu ſtrafen. Da dies der Fall nun aber nicht geweſen, ſo iſt die Seele ſterblich“ *).

Hierauf erwiedert unſer Philoſoph alſo: „Ich verneine den Vorderſatz; denn die heilige Schrift ſo-

---

*) Amphitr. p. 151.

wohl als die Kirchengeſchichte bezeugen das Gegentheil; eben ſo läugne ich den Nachſatz. Denn die Seele kann unſterblich ſeyn, wenn es auch gleich keine Auferſtehung der Körper gibt. Die vom Leib geſchiedene Seele kann durch ſich ſelbſt exiſtiren, da ſie in keinem gewaltſamen (unfreien) Zuſtand ſich mehr befindet; denn bereits hat ſie einen erhabenern, und der göttlichen Natur ſich annähernden Zuſtand erlangt. Wenn ſie aber in einem gewaltſamen (unfreien) Zuſtand ſich wirklich befände, ſo müßte freilich die Auferſtehung des Körpers nach dem Naturgeſetze vor ſich gehen, weil nichts Gewaltſames ewig dauert, ſie wäre den alten Philoſophen, welche an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, nicht verborgen geweſen, und würde nicht erſt ein Myſterium des chriſtlichen Glaubens gebildet haben."

Auf die vorgehaltene Behauptung: „daß, wäre die Seele wirklich unſterblich, Gott in dieſer höchſt beweinenswerthen und grundverdorbenen Zeit der Freigeiſterei einen Todten wieder ſenden würde, um dieſe letztere in der Wurzel auszurotten — vertheidigt er das Gegentheil durch jene Parabel des Evangeliums vom Reichen in der Hölle *), und meint, es ſey durchaus nicht nöthig, was die Gegner begehren; denn

*) Lucas XVI.

diejenigen, welche Gott von Ewigkeit her zur Glorie vorbeſtimmt hat, werden gewiß, ohne neue Mirakel, an die Unſterblichkeit der Seele glauben; um die Atheiſten aber, welche der göttliche Meiſter zu einem Gefäſſe der Schmach gebildet, bekümmert er ſich gar nicht, wie der Weltapoſtel in ſeinem achten Kapitel des Briefes an die Römer bezeugt.

Einen andern ſtarken Beweis gegen die Unſterblichkeit der Seele, entnommen aus der Autorität vieler der gelehrteſten Männer, welche dieſelbe geläugnet, als z. B. des Ariſtoteles, Seneca, Cardanus und Pomponatius, widerlegt V. damit: ſobald man zu Autoritäten ſeine Zuflucht nehmen wolle, würden die Gegner ſehr den Kürzern ziehen. Denn nicht nur hätten die meiſten Männer, welche in verſchiedenen Zeiten, in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaft geglänzt, namentlich aber die Weiſen der Hebräer, Chaldäer, Aegypter, Hindoſtaner und Gallier; ſodann unter den Griechen die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, ſondern ſelbſt die eigentliche Meinung der oben angeführten Philoſophen ſey noch immer nicht beſtimmt herausgemittelt. Es geht jedoch V. gleich darauf ſehr ſcharf wider Cardanus zu Felde, doch auf ſo wunderliche und ſeltſame Weiſe, daß man wiederum ſeinen Ernſt hiebei bezweifeln möchte.

Von hier aus macht er ſchnell einen Uebergang zu den Epikuräern, und geht die verſchiedenen Begriffe und Definitionen von Vergnügen und Glückſeligkeit durch *).

Die Seligkeit beſteht, nach Vanini, in dem Genuß des höchſten Gutes; der Genuß iſt die Theilnahme; jeder aber, welcher genießt, nimmt Theil, nicht als ginge ein Theil von jenem hinweg, damit er dieſem zubeſchieden würde, ſondern dieſes wird eins mit jenem, auf ſo innige Weiſe, als es wohl möglich iſt. Doch wie iſt es wohl möglich? Kann wohl das Endliche eins mit dem Unendlichen werden? Nicht zwar auf dieſelbe Weiſe, wie jenes unendlich iſt, ſondern wie das endliche Gut eins wird mit jenem durch Aehnlichkeit.

Wir begehren den Genuß Gottes, welcher die höchſte und einzig vollkommene Seligkeit iſt. Bei dieſem Begehren genießen wir wirklich auf irgend eine Weiſe, wiewohl unvollkommen, doch wird dieſer Genuß in jenen herrlichen Wohnungen ſeliger Geiſter einſt in Fülle und vollkommen uns werden, da, wo die Gegenwart der Gottheit ſelbſt die Bürger des himmliſchen Freiſtaates beſeligt; wo die Sonne ſelbſt ein Mitbürger ſeyn wird, ohne Niedergang und Aufgang;

---

*) Exercit. XXIX.

die Ewigkeit ohne irgend einen Zeitmoment, die Gegenwart ohne Schwinden, die Zukunft ohne Zuwachs, die Sättigung ohne Ekel, das Verlangen ohne Mangel, der Triumph ohne Krieg, die Freude ohne Ausdruck, die Wiſſenſchaft ohne Schule.

Die Anſichten des „oberſten Diktators aller Wiſſenſchaften und des ehrwürdigen Orakels der Natur, Ariſtoteles“ und ſeiner vorzüglichſten Anhänger, beſonders über die Intelligenz, werden auseinander geſetzt und beleuchtet *). Vanini beweist nunmehr, daß Gott ſich um alle einzelnen Vorfälle bekümmere und vorſorge, und beantwortet die Einwürfe der Gegner, beſonders den, daß Monſtra außerhalb des Bereiches der göttlichen Vorſicht fallen, ausführlich **).

Hierauf findet man die Begriffe der Peripatetiker von Nothwendigkeit, Fatum, Glück, Zufall und Loos mit großem Scharfblick entwickelt ***). Der Schluß dieſer philoſophiſch-theologiſchen Abhandlungen, in welchen überall die Geſtirnkunde eine Hauptrolle ſpielt und bei jeder Gelegenheit ſich einmiſcht, iſt gegen die Stoiker gerichtet †). Vanini ſelbſt gibt zu

---

*) Exercit. XXX—XXXIV.
**) Exercit. XXXV—XLI.
***) Exercit. XLII—XLIII.
†) Exercit. XLIII L.

Ende ſeines Amphitheaters ein Glaubensbekenntniß von ſich, in jener vielberühmten Ode, die wir hier im körnigen Original, wie in der trefflichen Ueberſetzung von Koſegarten beifügen:

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas extimulat meam:
Hinc per negatum tentat altae
Daedaliis iter ire certis.

Audetque coeli non memorabile
Metare Numen, principio carens,
Et sine fine, diffinire Musae
Exiguae breviore gyro.

Origo rerum, et terminus omnium,
Origo, fons et principium sui,
Suique finis terminusque,
Principio sine terminoque.

Ubique Totus, tempore in omnibus
Omni quiescens ipse Deus locis,
Partes in omnes distributus
Integer usque manens ubique.

Nec comprehensum ullis regionibus
Ullisve clausum limitibus loca
Tenent, sed omnis liber omne
Diditus in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
Opus voluntas invariabilis,
Et magnus absque est quantitate,
Atque bonus sine qualitate.

Durchweht von deſſen Odem, der ewig lebt,
Von deſſen Glut gezündet, der nie erliſcht,
Entbrennt die Seele, ſchwingt den Fittich,
Steiget in nimmer erflog'ne Höhen.

Und ſtrebet mühſam aufwärts, zum Throne deß'
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus ſang,
Den keine Schranke gränzt, noch enget,
Nicht des Beginn's, noch des Endes Schranke.

Er iſt der Weſen Urgrund, und iſt ihr Ziel,
Sein eig'ner, ew'ger Urgrund, ſein eig'nes Ziel,
Beginnt, begränzt, beſchränkt ſich ſelber,
Gränzenlos zwar, und beginn= und endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar, und unverrückt,
Erfüllt ſein Weſen jeglichen Atomus
Des ungemeß'nen Raum's, und jeden
Tropfen des Zeitſtroms.

Ihn decken hohe Tempelgewölbe nicht,
Ihn faſſen nicht die Himmel, die Erden nicht,
Frei, unumhüllet, ungefeſſelt,
Waltet und herrſcht er im großen Alle.

Sein Will' iſt That, wer ſteuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückrufbaren? Groß iſt er
Und gut; nicht mit der Meßkunſt Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

Quod dicit, uno tempore perficit,
Mirere fiat vox vel opus prius:
Cum dixit, et cum voce cuncta
  Universa simul creata.

Cuncta intuetur, perspicit omnia,
Atque in sua unus, solus et omnia,
Quae sunt, fuerunt, et futuro,
  Praevidet et ipse perennitate.

Atque ipse plenus, cuncta replet sui,
Et semper idem: sustinet omnia.
Et fert, movetque, amplectiturque,
  Atque supercilio gubernat.

Te, te oro; tandem respice me, bonus,
Tibique nodo junge adamantino,
Id namque solum unumque et omne,
  Reddere quod petis est, beatos.

Quicunque junxit te sibi, et altius,
Uni adhaerescit, continet omnia,
Teque omnibus circumfluentem
  Divitiis, nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficis,
Ultroque praebes omnibus omnia;
Ipsumque te, qui sis futurus
  Omnibus omnia, subministras.

Straks, flugs, im Hui geſchieht, was er gebeut,
Das Weltall ſchlief des eiſernen Nichtſeyns Schlaf;
Er rief: Erwache! Schnell erwachend
Rafft' es ſich auf, und erſtaunt' und kniete.

Sein alldurchdringend Auge durchſchaut das All
Und hegt, und trägt, bewahrt und wärmet es;
Allmächtig herrſcht ſein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Braue.

Dich fleh' ich, Guter! lächl' auf mich herab,
Mit Demantketten binde mich feſt an Dich
Bei Dir, bei Dir iſt volle Genüge,
Einzig bei Dir und bei keinem andern.

Wohl dem, der Dich ergreifet, an Dich ſich hängt,
An Dich ſich innig ſchmieget, Dich feſt umflicht!
Dich habend, Vater! hat er Alles,
Alles, was ſättigt, und was beſeligt.

Du, Du entzieh'ſt Dich keinem, der Dein bedarf,
Freiwillig ſchenkſt Du Jeglichem Jegliches,
Dich ſelbſt, der war und iſt und ſeyn wird,
Ew'ger! ſchenkſt Du dem frommen Fleher!

Du biſt dem Müh' erliegenden Nerv' und Mark,
Und biſt dem Klippenſcheiternden Bucht und Port!
Und biſt der durchgeborſt'nen Lippe
Lechzender Wandrer Quellenkühle.

Laboriosis tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus,
Tu fons perennis perstrepentes
Qui latices salientis ardent.

Tu summa nostris pectoribus quies,
Tranquillitasque et pax pladicissima,
Tu mensus es rerum modusque,
Tu species et amata forma.

Tu meta, pondus, tu numerus, decor,
Tuque ordo, tu par atque honor atque amor
Cunctis, salusque et vita, et aucta,
Nectare et Ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, tu lex venerabilis,
Tu certa spes, tuque aeviterna
Et ratio, et via veritasque.

Decus, jubarque, et lumen amabile,
Et lumen almum atque inviolabile,
Tu summa summarum, quid ultra?
Maximus, optimus, unus, idem!

Du biſt der Arbeitſeligen ſüße Ruh'
Biſt unſerm Buſen Frieden und Freudigkeit,
Biſt jeder Schönheit Urgebilde,
Jeglicher Trefflichkeit ew'ge Urform.

Biſt Zahl und Maas und Zirkel und Harmonie,
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majeſtät,
Biſt unſre Wolluſt, unſ're Wonne,
Unſ're Ambroſia, unſer Nektar!

O! Du, der Wahrheit Richtſcheit, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleiſchnur, heiliges Urgeſetz,
Du unſ're Hoffnung, unſ're Weisheit,
Leuchtende Fackel des irren Geiſtes!

Glanz, Lichtſtrahl, Würde, Hoheit, wie ſing ich Dich?
Licht, Liebe, Leben, Labſal! wie fei'r ich Dich!
Der Summen Summe, All des Allen!
Einziger, Ew'ger, Größter, Beſter!

Ueber die Ode fällt Philolaus bei Herder folgendes Urtheil: „Für die Zeiten Vanini's gefällt ſie mir ſehr wohl. Der Ausdruck iſt im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchſte Weſen ſcholaſtiſch; der zweite Theil des Gedichtes aber innig und herzlich. Der Dichter, durchdrungen von ſeinem Gegenſtande, bietet allen Reichthum ſeiner Sprache auf, um uns den Einzigen darzuſtellen, ohne den wir nichts, durch den wir alles ſind, was wir können und wirken *).“

Das zweite Hauptwerk Vanini's „Dialogi de Arcanis Naturae“ wurde, wie bereits oben erzählt iſt, dem Marſchall von Baſſompiere zugeeignet, deſſen äußere Vorzüge — er kannte die ſchwache Seite des Helden — er mit etwas ſchmeichleriſcher Ausführlichkeit lobt **). Es zerfällt in vier Abtheilungen und ſechzig Dialogen. Die erſte Abtheilung zählt 14 dieſer

*) Herders Seele und Gott.

**) Soll ich die zierliche Form ſeines ſchönen Körpers erwähnen? Zieht ſie doch nicht nur Heldenfrauen, reizender als tauſend Helena's, mit Liebe zu ihr an, ſondern ſie zähmt ſogar den Uebermuth der Freigeiſter, hält ihre Frechheit im Zaume und drängt ihre verbrecheriſchen Anſchläge zurück; denn, wenn ſie in den Glanz und in die Majeſtät Deines überherrlichen Antlitzes ſchauen, können ſie nicht umhin, zitternd einzugeſtehen, daß das Siegel der Gottheit dem Menſchen aufgedrückt ſey. Epistola nuncupator. — Und etwas weiter unten heißt es: Wahrlich, wäre ich ein Zögling Platon's, ſo würde ich Dich als die Weltſeele ver-

letztern und handelt ab: über die Sonne und deren Figur, über ihre Farbe, den erſten Beweger, ihre Pole, und ihre Ewigkeit; ſodann über die Geſtirne, über das Feuer, die Kometen, den Regenbogen, den Blitz, den Schnee, den Regen, über Bewegung und Ruhe, über das Kanonenpulver, die Luft und deren Verderbniß. Die Zweite, in 15 Dialogen hat vorzugsweiſe jenen Theil der Naturwiſſenſchaft zum Vorwurfe, welcher auf Erde und Waſſer ſich bezieht. Die dritte enthält in 23 Dialogen: Unterſuchungen über die Erzeugung der Thiere, und die verſchiedenen Leidenſchaften des Menſchen. Die vierte endlich, mit 10 Geſprächen, läßt ſich vorzugsweiſe über die Religion der Heiden, über Orakel, Wunder, Paradies und Hölle aus.

Während man in den frühern Schriften viel Böſes mit Gutem vermiſcht gefunden haben wollte, ſah man in dieſen Dialogen von den Naturgeheimniſſen ein Uebermaaß von Böſem mit einigem Guten zuſammenhängend. Die ganze Unterredung ſpinnt ſich zwiſchen Lehrer und Schüler fort. Dieſe Manier

---

ehren und küſſen! — Endlich noch folgende Stelle: Kein Wunder alſo iſt's, wenn alle Dich der Sonne vergleichen, ich aber Dich ihr vorziehe. Denn ſie, ungeachtet ſie ihre goldenen Strahlen, immer und allenthalben hin verſendet, hat gleichwohl noch nie mit Gold mich bereichert; ſobald aber Deine Herrlichkeit mich auch nur einmal mit gütigen Augen anblickt, werde ich gleich über und über golden.

hatte — nach den Beſchuldigungen ſeiner Feinde — Vanini deßhalb gewählt, um ſeine wahren Anſichten über Gott, Glauben und Unſterblichkeit deſto künſtlicher verſchleiern zu können. Der Schüler führt in dem Buche den Namen Alexander, der Lehrer Vanini's Namen ſelbſt. Auf vier Arten aber ſoll dieſer den Atheismus darin gelehrt haben: das einemal erklärt er: die Argumente der Atheiſten drückten ſeinen Chriſtenglauben ſo ſehr in die Enge, daß, wenn er nicht Chriſt wäre, er dieß und jenes von ihren Behauptungen für wahr annehmen müßte. Ein andermal gibt er vor: die Atheiſten hätten ihm dieſe oder jene Meinung entgegen gehalten; nun ſchickt er ſich an, ſie ernſthaft zu widerlegen, bricht aber mitten in der Hauptſache den Faden ab, und hat ſomit die Leute gar nicht widerlegt. Bei einem dritten Anlaß, nach irgend einer Kontroverſe, die ſich erhoben, erklärt er, ſchon hinreichend geantwortet zu haben; und dennoch ſieht man nirgends, daß dies bündig und mit Nachdruck geſchehen. Oder er greift den Kultus geradezu ſcherzweiſe und ernſthaft, wie es ihm beliebt und ohne alles Bedenken an.

Die erſte der hier aufgezählten vier Arten will der Proteſtant Schramm bei der Unterredung über die Geſtalt des Himmels und deſſen Berge, ausgewittert haben. Der Jüngling Alexander nämlich fragt ſeinen

Meiſter, von wem wohl er glaube, daß der erſte Himmels=Kreis in Bewegung geſetzt werde? Und B. antwortet ihm alſo: Julius will nicht von Gott bewegt werden, weil Gott ein einfaches Weſen iſt, und alles im Akte hat, nichts aber in der Macht, da er Herr der Zeit und der unendlichen Kraft iſt. In dem Beweger des erſten Beweglichen aber findet ſich etwas der Macht ähnliches; denn die Handlung der morgigen Revolution iſt noch nicht im Akte, ſie iſt alſo in der Macht zu derſelben. Sein iſt überdieß dann die Handlung mit der Zeit, und zwar eine unendliche nach Theilen. — Alexander: wäre ich nicht in chriſtlichen Schulen gebildet worden, ſo würde ich ſagen: der Himmel iſt ein Thier, welches von ſeiner eigenen Form, der Seele, bewegt wird. Allein da es nun viele Leute gibt, die durch eine fromme Scheu abgehalten werden, dieſer Meinung von der Himmelsſeele beizuſtimmen, was können wir wohl frei noch bekennen? B. Dieſes, wenn ich nicht ſehr mich trüge: daß der Himmelskörper von ſeiner eigenen Form, wie in einem Kreiſel, herumgetrieben wird, gleich den Elementen. Nun aber vergißt unſer Philoſoph immer noch Auskunft zu geben, von wem dieſe eigene Geſtalt und Seele urſprünglich dem Himmelskörper geworden iſt, ob von Gott oder nicht *)?

*) De Arcan. Dial. IV.

Wenn V. gegen diejenigen Philoſophen zu Felde zieht, welche auf aſtronomiſche Gründe mehr, denn auf die Autorität der heiligen Bücher, bauen, und man ihn um ſeine Meinung fragt, erwiedert er: Wäre ich nicht ein Chriſt, ſo würde ich auf die Ewigkeit der Welt ſchließen, deßhalb, weil ich den Urſprung der Gebirge nicht finde. Ich will jedoch nunmehr nur ſo viel ſagen: die Berge ſind von Gott gemacht worden, in jenen Theilen der Erde, welche mit den Diſpoſitionen des Himmels congruirten.

In Bezug auf die Affekte der Menſchen kommt eine nicht minder ſonderbare Stelle vor: wäre ich nicht ein Zögling der Chriſten, ſo müßte ich behaupten: Nicht durch Eingebungen böſer Geiſter werden die Menſchen zu Laſtern verwirkt, ſondern durch verborgene Feuchtigkeiten. Ein andermal wird Alexander redend eingeführt mit ſeiner Anſicht vom Leben: „Von einer ſolchen Reihe von Drangſalen iſt der Menſch umlagert, daß, wenn nicht die chriſtliche Religion, für deren Beſchützung ich zu jeder Stunde mein Blut zu vergießen bereit bin, mir widerſtritte, ich die Behauptung wagen möchte: wenn es böſe Geiſter gibt, ſo wandeln ſie in Körpern der Menſchen, und werden für ihre Ruchloſigkeit gezüchtigt.“ Die andere Art, mit den Atheiſten zu kämpfen und dadurch ſelbſt in ihre erſte Reihe zu treten, fiel Vanini's Gegnern in den Aeuße-

rungen über Cardanus und über verſchiedene bibliſche Stellen auf.

So läßt er in der Unterredung mit dem obenerwähnten holländiſchen Freigeiſte folgendermaßen ſich hören: „Dieß würde kaum Cardanus glauben, welcher übrigens den Anhängern einer entgegengeſetzten Anſicht abgerathen hat, die Atheiſten zu verbrennen.“ Gleich darauf wird die epikuräiſche Anſicht des Cardanus von der Unſterblichkeit der Seele, ſo wie vom Tode des Elias mitgetheilt, und Vanini begnügt ſich, dem Gegner zu erwiedern: „Ich bitte Dich, laſſen wir dieſe überaus läppiſchen Mährchen fahren!“ Und weiter unten, wo, in Bezug auf die Aeußerungen eines Wiedertäufers über die Streitfragen der Chriſten, Alexarder ſie für eine Lüge erklärt hat, gibt ſich Vanini gleich zufrieden und ſagt ganz kalt: „So iſt's; doch weil wir vor allzugroßer Bewegung in unſerer Diſputation förmlich warm geworden ſind und überdieß durch die Gewalt der Hitze, bei offener Haut, mehrere Geiſter müde von der Bewegung, uns geſchwunden ſind, ſo reicht uns, o Knaben, die gebührende Labung!“ Hierauf, nach Anziehung der Moſaiſchen Verordnungen, bemerkt er: das Schweinefleiſch betreffend, daß es für ſeinen Magen nichts widerwärtigeres, als dieſes Fleiſch gebe. Alex. Es ſcheint, Du ſuchſt bei Deinem Tadel des Schweinefleiſches, den Männern vom moſaiſchen Bekenntniſſe

zu gefallen. Vanini: Pensate voi! Die alten Philoſophen verlachten das Ceremonienweſen der Hebräer. Allein ich, indem ich die Antwort der Atheiſten verwünſche, welche dieß in den Bereich der Politik verwieſen, (da die am Ausſatz Leidenden bei den Hebräern Strafe erlitten), ich läugne den Wahrſagern in's Geſicht, daß der auf dem Cretenſiſchen Ida verehrte Jupiter ein Schwein zur Säugamme gehabt habe.

Nicht minder gefährlich ſchien Vanini's Art und Weiſe, die Freigeiſter zu widerlegen, in ſeinem Geſpräche über die erſte Erſchaffung des Menſchen. Er gibt ſich dabei den wunderlichſten hiſtoriſchen Spielereien hin. So ſagt er unter Anderem von ſich ſelbſt: als Julius Cäſar einſt um ſeine Meinung über die erſte Bildung des Menſchen befragt wurde, antwortete er: Dioder von Sicilien ließ den Menſchen durch Zufall aus Erdlehm hervorgehen. Alexander: Wenn dem ſo iſt, warum exiſtirt nach 5000 Jahren ſeit Erſchaffung der Welt kein Individuum mehr von dieſer Zeugungsweiſe? Jul. Cäſar: Es gab auch jetzt noch manche, welche dieſe Fabel für baare Wahrheit angenommen haben. Sie behaupten, durch irgend ein Zuſammentreffen der Geſtirne werde es möglich, daß gewiſſe Formen entſtehen, welche der Materie auf eine Art eingeprägt werden, daß Menſchen nach dieſem Modell hervorgehen können. Alexander: von welchen

Bewegungen himmliſcher Körper iſt es denn herausgebracht, daß dergleichen hervorgehen kann? Vielleicht könnte man an ein ſolches Entſtehen glauben, wenn wir mit den lügneriſchen Griechen die Steine Deukalions und Pyrrha's annehmen wollten. Jul. Cäſar: Gleichwohl ſcheint Jeronimo Cardano ein Anhänger dieſer Meinung zu ſeyn, denn er bricht in die Worte aus: Und es iſt zu glauben, daß nicht nur allein die ganz kleinen, ſondern ſelbſt die größeren, ja alle Thiere aus der Verweſung ihren Urſprung nehmen. Von den Mäuſen iſt es bekannt, und die Fiſche erzeugen ſich von freien Stücken in friſchem Waſſer. Alexander: Fürwahr, ein herrliches Argument von unſerm guten Cardanus: eine Maus kann aus der Fäulniß entſtehen; alſo kann es auch der Menſch! Jul. Cäſar: Allein er ſetzt gleich hinzu: Denn nachdem die Verweſung vorangegangen, ſcheidet das Fette von der Aſche und alsbald gießt jene Wärme der Materie eine für ſie paſſende Seele ein. Alexander: Es fehlt uns nirgends an einer großen Maſſe von Verweſung; warum iſt denn noch niemals aus irgend einem Haufen davon ein Ochs oder ein Pferd entſtanden? Jul. Cäſar: Derſelbe Diodor v. Sicilien, welchen ich angeführt, ſchreibt ferner: Wo immer an einer Stelle des Nilſtroms ein von den Gewäſſern verlaſſenes Bett ſich vorgefunden, ſah man ſchnell un-

geheure Thiere aus der ſchlammichten der Sonne ausgeſetzten Materie hervorgehen. Alexander: Dieſe Lüge möchte ich nicht nachſchreiben. Jul. Cäſar: Andere träumten, der erſte Menſch ſey aus dem Aas von Affen, Schweinen hervorgegangen; denn der Menſch iſt überhaupt im Fleiſch und in den Sitten dieſen Thieren ſehr gleich. Einige Atheiſten von milderer Anſicht, bezeugten: blos die Aethiopier ſtammten vom Geſchlecht und Saamen der Affen, da man bei beiden denſelben Grad von Lebenswärme wahrgenommen. Alex. In Wahrheit ich muß mich wundern, warum ſie nicht aus der aufrechten Haltung des Menſchen ſeinen edleren Urſprung vor dem der Thiere, gefolgert haben. Jul. Cäſ. Es gibt aber doch Atheiſten, welche behaupten, die erſten Menſchen ſeyen eben ſo krumm wie die vierfüßigen Thiere herum gewandelt; man erblicke deutlich, ſagen ſie, daß die Menſchen, wenn ſie alt geworden, wiederum mehr zur Weiſe der vierfüßigen Thiere ſich neigen, und es müſſe daher durch eine beſondere Kunſtfertigkeit geſchehen ſeyn, wenn ſie als zarte Knaben mit den Händen aufrecht zu gehen ſich angewöhnt. Alex. Ich möchte für mein Leben gern den Beweis für dieſe Thatſache haben: ob ein neugeborner Knabe, der in Wäldern großgezogen wurde, wirklich als vierfüßiges Thier aus demſelben hervorginge. Doch laſſen wir dieſe Fieberträume der Athei-

ſten und halten wir uns lediglich an den Vorſchriften der Religion.

Man bezüchtigte Vanini aus der Zuſammenſtellung der über dieſen Punkt der erſten Menſchenerſchaffung erregten Aeußerungen der Tendenz, mit Diodors von Sicilien und Cardano's Worten, ſomit blos in einer bequemen Verhüllung, den Atheismus g-predigt zu haben.

Die Frage: warum iſt der Menſch geſchaffen worden? beantwortet V. aus Averroes; und Alexander äußert ſich gegen ihn alſo: Deine Vernunftſchlüſſe ſind ſcharfſinnig; doch glaubte ich ſtets, der Menſch ſey dazu geſchaffen, daß er den übrigen Thieren gebiete. Van. Getrauſt du dich zu behaupten, daß der Menſch den Baſilisken gebiete? Alexander: Ertödten mag der Menſch nicht einmal den Baſilisken, geſchweige ihm gebieten. Van. Und der Baſiliske den Menſchen; ſomit iſt die Herrſchaft zwiſchen Beiden gleich vertheilt. Denn da allein muß von geſcheidten Leuten eine wirkliche Herrſchaft angenommen werden, wo auf der andern Seite Unterthänigkeit und Gehorſam ſich zeigt. Allein welcher Menſch hat noch jemals den Baſilisken, oder den Bienen, oder den Adlern Geſetze gegeben? Gewiß, wenn der Menſch auch wilde Thiere fängt, ſo wird er eben ſo vielmal von ihnen gefangen; wenn er tödtet, ſo wird auch er

getödtet; wenn er verſchlingt, wird auch er verſchlungen. Alexander: Dieſer Aufruhr der Thiere gegen die Menſchen kam aber erſt nach der Sünde. Damals noch, als unſere erſten Eltern in jenen ſeligen Gefilden der Unſchuld verweilten, geborchten ihnen alle Thiere. O goldenes Zeitalter! — —

B. Seufze nicht ſo ſehr, denn ſiehe, auch nach der Sünde geborchen noch die Schaafe den Menſchen, und vor derſelben die Schlange *). B. dies wollte ich eben ſagen. O glückliche Schuld Adams, welche einen ſolchen Verſöhner erhielt, durch den wir jetzt nicht nur über alle Thiere die Herrſchaft, ſondern die Engel ſelbſt zu Lehrern erhalten haben. Doch, ich bitte dich, überlaſſen wir dieß den Greiſen der Sorbonne, und üben wir, wenn es dir anders gefällig iſt, unſern Geiſt an wirklich philoſophiſchen Gegenſtänden. Alexander: Ich bin es zufrieden **).

Plutarch's Behauptung von Orakeln und Sybillen, die B. ſchon im Amphitheater bekämpft hat, wird auch hier wieder beleuchtet, und die Trüglichkeit der Beiden dargethan. B. ſchließt jedoch ſeine Abhandlung darüber nicht mit, wie die meiſten Andern, daß

*) Praed. — — heißt es im Text, wo die redende Perſon, gleich als reue ſie der Gedanken, wieder abbricht.

**) Dial. 37.

durch die Ankunft des Erlöſers die falſchen Orakel hinter einander verſtummt, ſondern er führt Gründe aus Ariſtoteles an. „Alles Erzeugte in einer jeden Gattung hat ſeinen Anfang, ſeine beſtimmten Tage und geht wieder in die Zerſtörung über. Doch folgt nothwendig auf dieſelbe eine neue Zeugung, und Anlagen (Dispositiones), welche jenen der Zerſtörung widerſtreiten, müſſen vorangehen; denn wenn nicht die Anlagen der Zeugung über die der Zerſtörung ſiegten, würde erſtere gar nicht ſtatt finden, da nichts erzeugt werden kann, außer es ſind in dem Stoffe adäquate Anlagen vorhanden; ſo wie wiederum nichts zerſtört werden kann, außer es werden auch die erhaltenden Anlagen des Subjektes zerſtört. Dieſe Regel zeigt ſich in ihrer ganzen Aechtheit nicht nur bei einzelnen Menſchen, ſondern auch bei Städten, Reichen und Religionen, worauf auch Ariſtoteles deutlich hinzuweiſen ſcheint. Aus dem allem kann man ſchließen, daß die Orakel zu ſeyn begonnen und aufgehört haben, wie jedes der Zeugung und Zerſtörung unterworfene Ding. Allein auf die Zerſtörung folgt wieder eine neue Zeugung, welche Diſpoſitionen hat, die mit jener widerſtreitend ſind, und bei dem Aufhören eines Geſetzes folgt ein anderes, beinahe gänzlich entgegengeſetztes. Da nun die Religionen des Heidenthums Alter angewandelt und Zerſtörung ihnen bevorſtand, ſo mußten

zuerſt die Anlagen jenes Geſetzes zerſtört werden. Dieſe aber waren die Orakel. Die Orakel hörten daher auf, und alsbald kam an die Stelle jenes Geſetzes ein anderes, in ſeiner Form dem alten diametraliſch entgegenſetzt. Allein weil die Menſchen nicht ſo leicht von einer Religion zur andern übergehen, ſo waren bei Ankunft des neuen Geſetzes erſtaunenswerthe Wunder nöthig. In der That, es gibt kein Geſetz, welches nicht Wunder aufwieſe, die ſein Entſtehen begleitet. Daher wurde aus den himmliſchen Körpern, aus den heiligen Thieren der Menſch gewählt, welchem die Gewalt verliehen iſt, Wunderbarliches zu bewirken.

Denn die vorzüglichſten Kräfte, die in allen Kräutern, Steinen und Thieren zerſtreut ſind, ſammeln ſich hier in Eines zuſammen, und theilen dem Einen ſo viel mit, daß er für einen zweiten Gott gehalten wird. Sobald daher Jemand den Anfängen eines neuen Geſetzes zu widerſtehen wagt, wird er alsbald durch fürchterliche Träume und Erſcheinungen erſchreckt, und die himmliſchen Körper gründen ſo, den Menſchen zur Wohlthat, die Religionen.

Noch bedeutſamer zeigte ſich eine andere Anſicht über dieſen Punkt, hergenommen aus den Gründen mehrerer Philoſophen, in welcher man durchaus atheiſtiſches Streben erkennen zu müſſen glaubte. Nach der Meinung Jener, zumal des Platon und des Ari=

ſtoteles, iſt die Welt ewig, und es kann der Spezies nach keine unendliche Dinge geben; ſie ſind auch nie geweſen, noch werden je ſie ſeyn, weil von Zerſtörbarem nichts zum zweitenmal in ein Individuum übergehen kann. Aus dieſer Urſache ſind die Religionsgebräuche, welche damals vorhanden, ſchon hunderttauſendmal da geweſen und werden eben ſo vielmal ſich wiedergebähren, als ſie künftig noch untergehen werden. Es findet ſich nichts vor, von dem nicht ein Gleiches dageweſen iſt und ein Gleiches wieder ſeyn wird. Auch gibt es nichts, noch wird ſeyn, was nicht ſchon einmal da war und wieder ſeyn wird. Da nun ein ſolcher Wechſel unaufhörlich und ewig iſt, ſo muß er eine ewige Urſache haben. Dieſe Urſache kann nirgendwo anders gefunden werden, als in den himmliſchen Körpern, in Gott und den Intelligenzen; ſomit leiten alle Geſetze ihren Urſprung und ihren Untergang von den himmliſchen Körpern her, welchen die Intelligenzen aus Auftrag Gottes vorſtehen. Jede Religion weist bei ihrem Anfang und Ende, nicht aber in der Mitte ihres Beſtehens, Wunder auf; um dieſe Zeit beweiſen die Aſtronomen die neue Religion durch die einleuchtendſten Wunder, und auch ich meine Behauptung durch den allerkräftigſten Grund, nämlich: Da aus den großen Verbindungen der Geſtirne auch das Geringere, Irdiſche große Gewalt empfängt, ſo bringt es

wunderbare Werke hervor. Die Willenskräfte der Menſchen nehmen einen ungewöhnlichen Schwung, die Phantaſie, deren der Verſtand, jener Rathgeber des Willens, ſo häufig gebraucht, unterwirft ſich dem Himmel; deßhalb gibt jeder weiſe Mann, der nach der heiligen Ehre eines ewigen Namens ſtrebt, weil er dieß alles vorſieht, ſich als einen von Gott geſendeten Propheten kund; die Wunder, welche nothwendig durch die Kraft der himmliſchen Körper entſtanden, ſchreibt er ſeiner eigenen erdichteten Allmacht zu, und ſo ſtaunt und betet ihn dann der betrogene Pöbel an. Man kann daher durchaus nur diejenigen Mirakel als wirkliche gelten laſſen, welche nach einer unüberſehbaren Reihe von Wandlungen der Himmel eintreffen werden, nicht aber die, welche blos die Kräfte der Natur überſteigen. Aus dieſer Urſache muß man auf die vorliegende Frage einfach antworten: die Orakel haben aufgehört, weil ſie angefangen haben.

Vanini, welcher dieſen ſeinen Satz noch eine Zeit lang fortführt, ſcheint plötzlich ſich zu beſinnen, daß er gewaltig mißverſtanden werden könne. Er erklärt daher das Ganze für eine Uebung philoſophiſchen Schulwitzes und unterwirft ſich demüthig wieder den Ausſprüchen des Chriſtenthums.

Nach den vorangegangenen Suppoſitionen — er-

erklärt er endlich — hört das, was anfängt auf. Aufhören kann es aber nicht, außer es treten entgegengeſetzte Diſpoſitionen dazu, wie z. B. das menſtruirende Blut nicht verdorben wird, außer wenn Diſpoſitionen für Menſchenbildung in daſſelbe hinein ſich drängen, welche mit den früheren im Gegenſatze ſind. So kam nach den Orakeln ein denſelben widerſtreitendes Geſetz. Bei den Nachkommen wird aber auch das Geſetz der Orakel ſeine Kraft behaupten. So wird das menſtruirende Blut demnach verdorben und ein Menſch erzeugt, unter deſſen Form jenes verborgen, bis es, durch irgend einen kräftigern Geiſt angeregt und mit Leben erfüllt, plötzlich hervorbricht. Die Zeit iſt unendlich, in Bezug auf die Bewegung, welche jener ewige Beweger der Dinge niemal in Stocken gerathen laſſen wird; allein der Spezies nach können die Dinge nicht unendlich ſeyn; alles, was daher untergegangen, wird, in Folge einer Art von Jus postliminium, durch die Bewegungen der Himmelskörper, wieder ins Leben gerufen werden; der Spezies, nicht dem Individuum nach, wie Platon geträumt hat. Die Unterweiſungen unſerer überverfeinerten Philoſophie bringen allein ſolche Großthaten hervor; allein, voll Gehorſam gegen den chriſtlichen Glauben, verabſcheue ich ſie, ja ich hatte ſie bereits im Stillen verabſcheut, noch ehe ich dieſen Scherz ausgeſonnen.

Die merkwürdigſte Erklärung, welche in ſeinem Prozeſſe, durch der Gegner und Richter willkührliche Auslegung, am meiſten ihm geſchadet hat, gab er über das Weſen der Gottheit: „Die Natur — heißt es im vierzigſten Dialoge — iſt das Vermögen Gottes, ja Gott ſelbſt; nämlich jene Natur, welche gleich einem unverdroſſenen Künſtler ein, wiewohl glücklich begonnenes, Werk zu vollenden nicht im Stande iſt, da der Stoff als verdorben und unbrauchbar ſich zeigt. Und als Alexander ihn frägt, in welcher Religion man nach der Meinung der alten Philoſophen Gott am ächteſten und wahrſten verehrte, erwiedert Vanini: in der einzigen, im Naturgeſetz, d. h. demjenigen, das die Natur, welche Gott ſelbſt iſt (denn er iſt der Anfang aller Bewegung) in die Herzen aller Völker geſchrieben. Alle übrigen Geſetze hielten ſie blos für Erdichtungen und Blendwerke, zwar nicht von einem Kakodämon eingeſchwärzt — denn von dieſem Mährchen wollen die Philoſophen längſt nichts mehr wiſſen, — wohl aber von den Fürſten ausgeſonnen, damit ihre Unterthanen deſto williger am Gängelbande des Gehorſams geleitet würden, und bekräftigt von den Prieſtern, wegen ihrer Begierde nach Einfluß und Gold; durch ſie, die keine Mirakel wirken, wohl aber eine Menge wunderbarer Thaten erzählen, und auch Belohnungen und Beſtrafungen für gute und böſe Hand-

lungen verſprechen, jedoch, damit ihr Betrug nicht entdeckt werde, erſt für das künftige Leben; denn wer iſt je daraus zurückgekommen? So wird dann alſo der ſtockdumme Pöbel durch die Furcht vor einer höchſten Gottheit, welche alles ſieht und mit ewigen Belohnungen oder Strafen vergilt, in ewiger Knechtſchaft erhalten! Nicht ohne Grund ſang daher ſchon der Epikuräer Lucretius: „Furcht ſchuf die erſten Götter der Welt.“

In einem andern Dialog *), wo über die Verfluchung des Schooſes der Mutter die Rede iſt, meint Vanini: die heidniſchen Philoſophen hätten durchaus nicht begreifen können, daß alle Kinder der Menſchen, wegen des Sündenfalls der Eva, mit Schmerzen geboren würden, wie die Chriſten behaupteten; — indem man ja auch die unvernünftigen Thiere, welche jedoch der Sünde unfähig, dieſelbe Drangſal erdulden und ihre Brut nur unter den heftigſten Schmerzen zur Welt bringen ſähe.

Die Engel und die Teufel finden vor unſerm Philoſophen keine Gnade. Er läugnet ſchlechtweg ihre Exiſtenz und hält ſie für eine Erfindung des menſchlichen Verſtandes. Alle Bezauberungen erklärte er als Werk alter Weiber, aus ihren häßlichen Geiſtern

---

*) Dial. 41. p. 166.

entſprungen. Auf den Einwurf Alexanders: „Gleichwohl finden ſich junge, jenen Mattigkeiten nicht unterworfene, Zauberer, welche im Rufe ſtehen, ihr Handwerk bei Anderen zu treiben,“ — erwiedert Vanini: Dieſelben glauben es nur aus Höflichkeit. Nie werd' ich mich überreden laſſen zu glauben, daß durch die Kraft von Dämonen ſolches bewirkt werde, indem ich an das Daſeyn der Dämonen ſelbſt nur aus Reſpekt gegen die Religion glaube), ſondern ich möchte es eher irgend einem phyſiſchen Vermögen zuſchreiben. Alexander wendet ihm hierauf ein: Wenn es keine Dämonen gibt, wie konnten denn Pharao's Zauberer ſo viele Wunder thun? Vanini: Die Philoſophen welche den Glauben an die Dämonen verwerfen, verachten auch die Hiſtorien der Hebräer. Cardanus erklärt dieß ſo: jene Betrüger, welche ſo gern Fröſche herbeigezaubert hätten, machten aus Speichel etwas, das, wenn es auf die Erde geworfen ward, Fröſche hervorbrachte. Denn wenn wir ſehen, daß ein Waſſertropfe zur Sommerszeit einen Froſch zu erzeugen im Stande iſt, warum ſoll es nicht auch möglich ſeyn, daß ein ſolcher aus Speichel entſtehe, wenn ſeeliſche Potenzen mit dazu kommen? Ueber die Dämonen aber, welche in fremden Sprachen geredet, läßt unſer Philoſoph ſich folgendermaßen aus: Der menſchliche Geiſt verſchließt die Wiſſenſchaft aller Dinge, die Kenntniß aller Sprachen

in ſich, denn er iſt himmliſchen Urſprungs und der Göttlichkeit theilhaft; von der Laſt des Körpers unterdrückt, iſt es außer Stande, die inwohnenden Kräfte hervortreten zu laſſen. Doch gleich dem Feuer, das von Aſche überdeckt, ſtrebt er hervorzulodern; und ſo geſchieht es denn, daß die Funken unſeres Genie's irgend einer Anregung von Außen bedürfen, um die dichten Nebel, die es verhüllen, zu zertheilen und Strahlen leuchten zu laſſen. Alex. Ich weiß dieß; doch welchen Schluß ziehſt du daraus? Vanini: Wenn die Feuchtigkeiten in uns recht zu ſieden beginnen, erfolgt auch ſtets eine Aufregung der Lebensgeiſter; durch eine ungewöhnlich raſche Bewegung nach dem Gehirne getrieben, erpreſſen ſie gewiſſermaßen von demſelben die Kenntniß des Idioms, welche in ihm verborgen lag, auf die nämliche Weiſe, wie wir aus der Reibung des Kieſelſteines Funken hervorſprühen ſehen. Alexander: du erzählſt hier Wunderdinge. Vanini: Stellt es ſich nicht durch häufige tägliche Beiſpiele heraus, daß Fieberkranke zur Sommerszeit Laute von ſich geben, die einer fremden Sprache angehören? Macht nicht ein edler, ganz lauterer Wein, in Fülle getrunken, auch oft dumme Menſchen beredt, wie ſchon Horaz in jenem Verſe bemerkt:

Welchen häufige Becher ſogar nicht beredſam machten,

So gab es in einer Gegend Thraziens ein Heilig=

thum des Bachus, von welchem aus, Weiſſagungen und Orakelſprüche ertheilt zu werden pflegten. Die Vorſteher dieſes Tempels waren aber unfähig, ihre Aufgabe gehörig zu löſen, wenn ſie nicht zuvor tüchtig Wein zu ſich genommen. Die Wärme des Weines ſchärfte ihren Verſtand und weckte die eingeſchläferten Lebensgeiſter, ſo daß ſie, nach dem Gehirn getrieben, diejenigen Stimmen hervorriefen, welche in denſelben bisher verſchloſſen geweſen. Wenn daher die alten Philoſophen (der ſpäteren Aera) die Apoſtel, als in verſchiedenen Sprachen redend, ſich auch gefallen ließen, ſo verſtanden ſie es doch ſo, als wären ſie betrunken geweſen. Darauf ſpielt St. Lukas ſelbſt an, mit den Worten: „Andere verſpotteten ſie und ſagten: ſie wären trunken von Wein *).“

Man glaubte, daß V. auch die Auferſtehung der Todten, gegen Plato und andere Griechen, die ſie vertheidigt, und namentlich durch das Beiſpiel des in der Schlacht gefallenen und nach zwei Tagen ſelbſt vom Scheiterhaufen wieder aufgeſtandenen Pharäus zu beweiſen ſuchten, durch folgende Stelle verſpotten wollte: „Lucianus würde antworten: dieß ſeyen mährchenhafte Erzählungen, ausgeſonnen von lügenvollen Griechleins und von platoniſchen Heuchlern mit dem Heiligkeits-

*) Dial. 59.

Nimbus übergoſſen. Hierher gehört ganz ſicherlich, was Plato vom Volksunterricht des Sokrates berichtet. Alex. Dieſer kämpfte gegen mehrere andere Philoſophen für die Unſterblichkeit der Seele. Vanini: Rettete er auch die Seele dieſes Vögelchens, das ſo eben vorbeifliegt, vom Untergang. Alex. Sokrates war doch übrigens ein Mann vom reinſten Charakter. Vanini. Er hinterließ gleichwohl der Nachwelt die Lehre, daß es dem Staat zum Frommen gereiche, wenn der Pöbel in religiöſer Hinſicht durch erdichtete Wunderwerke getäuſcht werde. Alex. Dennoch trug er kein Zagen, in Verfechtung der Wahrheit und in Verwünſchung der Vielgötterei, zu ſterben. Van. So iſt es. Aber er that es nicht aus Eifer für ſeine Idee, ſondern um der Schmach zu entfliehen; denn in jenem, an Beiſpielen der Starkmuth und Heldenkraft ſo reichen Jahrhunderte würde er Jedermann ein Spottbild geweſen ſeyn, wenn er aus Furcht vor weltlichen Strafen, aus der Rolle gefallen wäre. Vielleicht auch haben die Inquiſitoren von Athen ihm nicht einmal den Widerruf geſtattet. Alex. Du mußt auf eine andere Urſache ſinnen. Van. Ich werde niemals der Anſicht abergläubiſcher Leute huldigen, welche dieß auf die Geiſter beziehen, bis ſie mir das Daſeyn von Geiſtern aus natürlichen Gründen bewieſen haben werden.

Nachdem Vanini die Auferſtehung der Todten

deßhalb beſtritten zu haben ſcheint, weil man aus natürlichen Gründen ſie nicht erweiſen könne, wird auch die Frage abgehandelt, ob die himmliſchen Körper wohl auch auf den Willen des Menſchen Einfluß üben? Alexander läugnet ſolches, und geſteht ihnen blos Gewalt über die untergeordneten materiellen Dinge, keineswegs aber über den geiſtigen und über den Willen zu. Vanini aber, in der mit ihm hierüber angeſtellten Unterſuchung, ſcheint anzudeuten, die menſchliche Seele ſey blos Materie und kein Geiſt. Ueber die Unſterblichkeit der Seele ſelbſt geht er mit ausweichender Antwort und mit einem Scherze auf die Leichtgläubigkeit der teutſchen Theologen und Philoſophen hinweg*).

---

*) Alexander: Quaeso, mi Juli, tuam mihi de animae immortalitate sententiam explices. Jul. Caes. Excusatum me habeas rogo. Al. Cur ita? J. C. Vovi Deo meo quaestionem hanc non pertractaturam, antequam senex, dives et Germanus fuero. Dial. 57. p. 492.

Durand wirft Vanini einen entſchiedenen Haß gegen die Teutſchen vor, und übernimmt die Vertheidigung unſerer Nation. Er findet die verächtlichen Aeußerungen gegen dieſelbe auch ſchon aus der Urſache ſehr indiskret, da doch der Marſchall v. Baſſompierre, der geiſtvollſte und trefflichſte Mann ſeiner Zeit, Teutſcher von Geburt geweſen. Durand bemerkt überdieß noch, daß wenn Vanini das Glück gehabt, länger zu leben und die neueſten Beſtrebungen der Teutſchen (in der Philoſophie) kennen zu lernen, er ſicherlich ein anderes Urtheil gefällt haben würde. So aber ver-

„Hier will ich nicht ſagen, wie höchſt lächerlicherweiſe das Spirituelle dem Materiellen entgegengeſetzt wird, da Spirituale doch von Spirare ſich ableitet, die Spiration aber der Materie nicht entbehrt. Eben ſo wenig werde ich mit Plato Geiſt eine mit Wärme übergoſſene Materie, Feuer oder Wärme, benennen; noch werde ich den Stoikern beipflichten, welche behaupten, der Geiſt ſey aus einer glänzenden, durchſichtigen, jedoch unſichtbaren Materie hervorgegangen. Noch viel weniger erlaubt mir die Religion, den Ausſpruch von Ariſtoteles zu unterſchreiben, welcher irgendwo den Geiſt als eine natürliche Wärme und den ſchäumenden Samen als deſſen Sitz bezeichnet. Ich werde ferner nicht in die Fußtapfen der Mediziner treten, welche folgende Definition geben: Der Geiſt iſt ein ätheriſcher Körper, voll Wärme und Vermögen, und zugleich das erſte Hinderniß und das erſte Werkzeug bei Ausübung ihrer Funktion; ja ſelbſt

---

fiel er in den Fehler der Einſeitigkeit, deſſen ſich nebſt ſo vielen andern Zeitgenoſſen jener franzöſiſche Jeſuit ſchuldig machte, welcher in allem Ernſt die Frage aufwarf: ob ein Teutſcher auch Verſtand haben könne? Dieſe Frage wurde bekanntermaſſen ſehr gut von einem Angehörigen dieſer Nation durch eine andere erwiedert: ob es möglich ſey, daß ein Franzoſe ein Urtheil habe? pag. 148 — 149.

Hippokrates überzeugt mich nicht, wenn er behauptet, der Geiſt habe ſeinen Namen deßhalb erhalten, weil er wegen der Feinheit ſeiner Materie unſerem Geſichtskreis entzogen wird und der Aether und der Wind würden bisweilen ebenfalls Geiſt genannt werden, blos weil ſie nicht mit den Augen erblickbar, ob ſie gleich ſonſt mit Materie begabt ſeyen. Dieſen antworte ich, mit Unterlaſſung aller ſonſtigen Bemerkungen, kurz alſo: Der Wille kann nicht wirken ohne vorangegangene Zurathziehung des Verſtandes; im Verſtande ſelbſt aber iſt nichts, was nicht früher ſchon im Sinne war, und der Sinn iſt von den Himmelskörpern abhängig.*)

Vanini beſchließt das in jeder Hinſicht ſo merkwürdige Buch mit bittern Klagen über die Ungewißheit und Nichtigkeit aller Wiſſenſchaften und geiſtigen Beſtrebungen, ähnlich hierin ſeinem Geiſtesverwandten, Cornelius Agrippa von Nettesheim. Umſonſt bemerkt ihm ſein Jünger Alexander: er habe durch ſeine Schriften für ein ewiges Leben auch nach dem Tode geſorgt; er ſeufzt und ruft aus: „Wenn meine Seele, wie die Atheiſten vorgeben, entſchwindet, welche Genüſſe wird ſie nach ihrem Untergang aus jenem Nachruhm wohl ziehen? Wird ſie durch die hohlen Stimm-

---

*) Dial. 57.

chen einer eiteln Glorie zur Ruheſtätte des Leichnams herunter gezaubert werden können? Wenn die Seele, wie wir gern annehmen und hoffen, dem Untergange nicht heimfällt, ſondern zu den Himmliſchen entſchwebt, ſo wird ſie allerdings dort ſo großer Herrlichkeiten und Freuden theilhaft werden, daß ſie mit Verachtung auch auf den feſtlichſten Prunk dieſer Welt und auf das glänzendſte Lob der Menſchen herunterblickt. Steigt ſie dagegen in die Flammen des Fegfeuers, ſo wird mir die Ausrufung jener, den einfältigen Weibsleuten mehr als angenehmen, Gebetes: Dies irae, dies illa! lieber, als alle Ciceroniſchen Floskeln und feinen Redensarten, ja als die ſcharfſinnigſten wahrhaft göttlichen Vernunftſchlüſſe des Ariſtoteles ſeyn. Wird ſie aber — was Gott verhüten wolle — auf ewig in die Hölle verſtoßen, ſo wird ſie daſelbſt keinen Troſt und keine Erlöſung mehr finden.“

Als Alexander ſeinen warmen Dank ihm erſtattet, für ſo manche tiefe Wahrheiten, die er noch an der Schwelle der Jugend, von ſeinem Meiſter empfangen, gibt ihm dieſer folgende goldene Lebensregel, als den vorzüglichſten Troſt, welcher allein das durch die Unbeſtändigkeit, Verworrenheit und Unſicherheit aller Dinge erſchütterte Gemüth zu kräftigen und zu erquicken vermöge, nach Hauſe mit: „Vergiß das Vergangene, kümmere dich nicht um das Zukünftige, fliehe

das Gegenwärtige!“ Das ganze Buch iſt, wie auch früher das Amphitheater, dem Urtheil des Papſtes Paul V. unterworfen; was nicht nach der Richtſchnur des wahren Glaubens iſt, will Vanini ſo viel als nicht geſagt haben. Merkwürdig genug bildet folgender Vers aus Taſſo's Amintas den Schluß:

Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende *).

III. Geſchichtliche Urtheile und Würdigung des Charakters und der Tendenz Vanini's.

Von dem Standpunkte der Humanität und der religiöſen und philoſophiſchen Duldung aus, wie er unſerem Jahrhunderte geziemt, muß die Verurtheilung und Hinrichtung Vanini's als ein empörender Rechtsmord erſcheinen. Aber wir müſſen uns in den Geſichtskreis der Zeitgenoſſen des Unglücklichen zurückverſetzen und die Begriffe und Geſetze in's Auge faſſen, welchen er als Opfer gefallen iſt. Es frägt ſich nun blos: war ſein Weſen und Treiben in der letzten Periode ſeines Lebens von der Art, daß er als Jugendverführer und Atheiſt betrachtet werden konnte; und beging er irgend eine ſolche Handlung oder erlaubte er ſich eine Aeußerung, welche den beſtehenden, bürger-

*) Verloren gänzlich iſt die Zeit,
Die nicht in Lieb' uns hingeſchwunden.

lichen und kirchlichen Geſetzen gemäß, mit dem Feuertode beſtraft zu werden pflegten?

Es iſt allerdings kein leichtes Geſchäft, ein entſcheidendes Urtheil über die eigentliche Beſchaffenheit eines Charakters zu fällen, welche ſeine Zeitgenoſſen nicht recht begriffen, und welchen ſie, da ſein äußeres Weſen mit dem inneren nicht ſelten in förmlichem Widerſpruche lag, nothwendig, wenigſtens theilweiſe, verwerfen mußten. Dennoch läßt ſich, ſelbſt aus mehreren äußern Gründen, ſo wie aus einer nähern Prüfung der Prozeß-Akten, die Anſicht wohl gewinnen, daß es unſerm Vanini zwar an jener Gediegenheit und Tiefe und an jener Gemüthskraft und Geiſtesruhe gefehlt habe, welche allein den Philoſophen zum Weiſen bilden mögen, keineswegs jedoch, daß er ein Böſewicht, noch viel weniger ein Atheiſt, im modernen Verſtande des Wortes, geweſen ſey. Selbſt zu ſeiner Zeit, auch nach Herausgabe der beiden Steine des Anſtoßes, nämlich des Amphitheaters und der Dialogen, galt er vielen Jünglingen und Männern, und zwar katholiſchen Bekenntniſſes, zu Paris, zu Lyon und zu Toulouſe als ein Muſter von Gelehrſamkeit und Tugend, und er wurde von ihnen durch Gedichte gefeiert, deren mehrere ſeinen Schriften beigedruckt, noch mehrere aber von ſeinen Feinden mit andern Papieren vernichtet worden ſind. Päbſte nahmen ſeine

Huldigungen an, ein franzöſiſcher Marſchall und ein päbſtlicher Nuntius waren ſeine Beſchützer; die Sorbonne fand ſeine Bücher gut katholiſch, und erſt als Angebereiwuth und Intrigue thätig auftraten, erklärte ſie durch Verdammung der vorhin ſelbſt von ihr geprieſenen Schriften, feierlich vor Europa, daß entweder auf ihre Logik oder ihre Moral nicht viel zu halten ſey, da man durch ein und daſſelbe Spruchkollegium, welches ſich ſelbſt über die Jungfräulichkeit des Glaubens beſtellt hatte, als getreuer Wächter derſelben belobt, und wiederum als ruchloſer Freigeiſt verflucht werden könne.

Es iſt in der That ein ſonderbarer Umſtand, daß es zuerſt der Geſchäftigkeit eines Dilettanten im Fache des Philoſophismus, nämlich des Herrn von Franconi, bedurfte, um den übrigen Leuten über Vanini's Hochverrath den Staar zu ſtechen. Man hatte bis dahin blos durch Mönche, oder proteſtantiſche Magiſters, mit welchen beiden unſer Mann nicht wenig in Schimpf und Ernſt es verſucht haben mag, Beſchwerden über ihn vernommen. Nirgends war er bis zu dieſer Zeit wegen zu freier Anſichten in Glaubensſachen, ſondern vielmehr wegen zu eifriger Orthodoxie, in Gefahr gerathen. Da nun kein oſtenſibler Vorwand aus den Handlungen ſeines Lebens, noch aus der Form ſeiner Schriften ſich ergab, um den unangenehmen Ne-

benbuhler ſich vom Halſe zu ſchaffen, ſo ſuchte man in jenen Schriften gewaltſam eine Tendenz. Sie fand ſich um ſo leichter, je weniger ſich der Philoſoph oft Mühe gegeben hatte, manche abweichende Meinungen zu bemänteln, und andrerſeits wiederum, je verdächtiger die Art und Weiſe nicht ſelten war, wie er manche ſeiner Behauptungen durchführte und die Einwürfe der Gegner widerlegte.

Bei Beurtheilung des Mannes und ſeines Charakters aber, wie bei der Würdigung ſeiner Schriften, müſſen vor allem die inneren Gründe für und wider geprüſt und gegen einander gehalten werden; darauf folgen erſt die ſpärlichen zerſtreuten, unklaren Data der Lebensgeſchichte und die durch Haß und Fanatismus nicht minder verworrenen Zeugniſſe der Ankläger und Richter. Denn bloß aus dieſem haben beinahe alle Biographen geſchöpft.

In Wahrheit, wenn wir den Ideengang des unglücklichen Vanini in ſeinen Schriften, zumal aber in den von uns nach ihrem Hauptinhalte angeführten, verfolgen wollen, ſo tritt uns eine mehr als auffallende Unentſchiedenheit ſeiner eigentlichen Geſinnungen und ein Widerſpruch der Anſichten entgegen, welche beide dem Charakter des Menſchen und des Philoſophen vielleicht einen geringeren Rang in der Geſchichte erwirken, aber auch zugleich als die beſte Apologie gegen ein durch-

dachtes himmelſtürmeriſches Syſtem angeſehen werden können. In dem Amphitheater hat Vanini eine ſolche Haltung bewahrt, daß gegen ihn auch von orthodoxer Seite nicht leicht aufzukommen war. Die That des Menſchen allein, nicht ſeine Geſinnung, darf ein Gegenſtand der Klage vor irdiſchen Gerichten ſeyn. Da zu allem Ueberfluß Vanini noch in Allem, wo er geirrt haben möchte, ſeine Ueberzeugung unter den Glauben gefangen gab und dem Urtheil der Kirche ſich unterwürfig ſtellte, ſo konnten kein Franconi und Grammond, kein Helvius und kein Parlament von Toulouſe, wegen Geſinnungen ihn verdammen, die er auf die ihm zuſtehende Weiſe erklärte und rektifizirte, und die ſein alleiniges Eigenthum, der Polizei und der Juſtiz unzugänglich, waren. Wenn er den Männern und Jünglingen, die ſeine Hörer geworden, Vorträge nach ſeiner Art und Weiſe und über ſeine Lieblingsgegenſtände und Grundſätze hielt, ſo trugen dieſe ſelbſt und ihre Familien, welche Vanini hiezu aufgefordert hatten, welche vorher ihn kennen mußten, (da man vernünftigerweiſe keinen Unbekannten zum Lehrer ſeiner Kinder beſtellt), und welchen er, ſo viel aus allem Vorliegenden erhellt, ſich keineswegs aufdrängte, die alleinige Schuld. Der erſte Parlamentspräſident von Toulouſe, der päbſtliche Nuntius, der Marſchall von Baſſompiere und der Leibarzt Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät, wel-

cher ſogar in einem Gedichte ihn verherrlicht hat, bürgten ihnen dafür, daß der Mann, dem man ſich anvertraute, ein Mann von Geiſt und Rechtſchaffenheit ſey. Auch war Vanini's ſchriftſtelleriſche Laufbahn, bereits geſchloſſen, als er nach dem verhängnißvollen Toulouſe kam; man kannte ihn daher hinreichend und der Ruf eines ausgezeichneten Namens war ihm vorangegangen. Hätte er demnach ſchon früher als Atheiſt gegolten, ſo würde alles vor ihm zurückgebebt ſeyn und nicht mit offenen Armen ihn empfangen haben. Allein die Atheiſten- und Ketzerriecherei gehörte zu den angebornen Eigenthümlichkeiten jener Stadt, und dieſelbe, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten als eines beſondern Vorzugs berühmte, niemals in ihren Mauern die Ketzerei aufgenommen, ſondern die Unbeflecktheit ihrer Katholizität bewahrt zu haben, mußte mehr als geneigt ſeyn, auf die erſte Anreizung einen unglücklichen Fremdling, ihrem Verfolgungsinſtinkte aufzuopfern.

Es iſt wahr, die Dialogen von den Geheimniſſen der Naturen unterſchieden ſich in Manchem weſentlich von den Grundſätzen, welche das Amphitheater durchſchimmern und von der Manier, die in dieſem Werke vorherrſcht. Eine Menge überraſchender Behauptungen neuer Lehrſätze, vermeſſener Zweifel, bitterer Spöttereien treten hier entgegen, und die Urtheile, welche Vanini von Zeit zu Zeit auf dieſelben gibt, welche jedoch meiſt

in Alexanders Mund gelegt ſind, verhalten ſich in ihrer Gediegenheit oft nicht zur Stärke der gegen Glauben und Kirche feindſeligen, ja lebensgefährlichen Entwürfe. Allein all dieſes begründet blos eine ſehr ſtarke Vermuthung und berechtigt den Hiſtoriker keineswegs, Vanini eines in ruchloſer Abſicht geſchmiedeten Planes, gefliſſentlicher Verbreitung des Atheismus zu bezüchtigen; noch auch gibt es uns ſelbſt nur die Ueberzeugung, daß die philoſophiſche Anſicht das eigentliche Glaubensbekenntniß geweſen ſey. Vanini liebte, wie alle ſeine Schriften beweiſen, das Ungewöhnliche, Ueberraſchende, Pikante, Räthſelhafte und Zweideutige. Wie ſein Namensvorfahrer Julius Cäſar, wollte er durch kühne Wendungen und dialektiſche Hauptſtreiche die Gegner blenden und beſiegen. Zudem erſcheint er in manchen Dingen mit ſich ſelbſt noch nicht im Reinen, und er kämpft oft wiederum redlich zwiſchen Glauben, Aberglauben und Unglauben, zu denen ſämmtlich er ſich hingezogen fühlt, und deren Elemente alle in ſeinem Geiſte vorhanden waren. Durchaus erſcheint in ihm daher ein Dualismus der Anſicht und des Charakters. Fauſt und Mephiſtopheles zugleich zu werden, verleitete ihn die ungeheure Eitelkeit des Herzens. Dieſe war die Wurzel aller übrigen Leidenſchaften. Bei ihr muß der Schlüſſel zu jenen Widerſprüchen geſucht werden, welche in den

Stunden des Todes der Nachwelt das Urtheil erſchweren.

Nicht diejenigen Beweggründe, welche Merſenne, Patin, Grammond, La Croze, Schramm, Durand und andre ſeiner Gegner angenommen, verlockten ihn auf verdächtigen Pfad. Sein genialer Geiſt, verdunkelt wiederum durch einen bizarren Glauben an die Macht der Geſtirne, welchen er ſo häufig Vorſehung und Schickſal unterordnete, ebenſo, verführt durch die Liebhaberei zu geheimen Künſten, durch den Hang zu Spielereien mit glänzendem Witze, durch eine allzugroße Meinung von ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten, in welcher die Huldigungen von Großen und Niedern leicht ihn beſtärkt haben mochten, durch ſeine Unvorſicht im Ausdruck, ſeine Hinneigung zu ſchwulſtiger Sprache und zu Arabesken der Darſtellung — täuſchte ſich mit einem Schattenbild des Ruhmes: Reformator in der Denkweiſe ſeines Jahrhunderts zu werden. Durch die Verbindung beider Oppoſitionen gegen die beſtehende Gewalt im Gebiet der Philoſophie und des Kirchenthums hoffte er vielleicht dieſe letztere zu ſtürzen, und eine neue philoſophiſche Kirche zu gründen, deren Lebensprinzip der ſelbſt von Kant aufgeſtellte Grundſatz ſeyn ſollte: Man muß die Tugend ihrer ſelbſt willen lieben, auch ohne ein Jenſeits und ohne die Belohnungen und Strafen deſſelben. An

dieſen philoſophiſchen Glauben wollte er zugleich eine heitere Lebensphiloſophie knüpfen, beſtehend in einem verfeinerten Epikuräismus, wie der Schluß der Dialogen ziemlich andeutet, und dem ſich der von tauſend phyſiſchen und moraliſchen Uebeln gequälte Menſch zuletzt doch gerne in die Arme wirft. In dieſem Falle wäre es ſehr wohl möglich und erklärbar, daß Vanini, durchweht von dem Geiſte des Averroes *), als Märtyrer des Atheismus und in der Abſicht geſtorben ſey, durch ſeine beherzte Verläugnung des Daſeyns eines Gottes und einer Fortdauer den Menſchen ein Beiſpiel zu geben, daß ſie der Furcht nach dem Tode vor den Strafen der Hölle, welche die Hauptverfälſcherin aller ächt ſittlichen und ſelbſt ächtchriſtlicher Grundſätze iſt, ſich einmal entſchlagen ſollen. Bayle deutet auf die Möglichkeit einer ſolchen Schwärmerei an, und hebt den moraliſchen Werth dieſer Opferung für eine Idee, ohne die Hoffnung irgend eines Nutzens aus derſelben, mit ſichtbarem Wohlgefallen, hervor, ob er gleich am Ende ſeiner Erklärung über Vanini, geradezu für einen Thoren ihn erklärt, der da die

---

*) Man erinnere ſich an den famoſen Ausſpruch dieſes Orientaliſchen Meiſters: „Das Judenthum iſt ein Geſetz für Kinder, das Chriſtenthum voll Unmöglichkeiten und der Islam für die Schweine. Meine Seele ſterbe den Tod der Philoſophen!“

ſeiner Beſtimmung widerſtreitende Sünde begangen habe, andersdenkende Menſchen in ihrem hergebrachten Glauben und Denken zu ſtören.

Mit Parker, Brucker und Herder nehmen wir auf jeden Fall am ſicherſten das Uebermaaß von Eitelkeit als einen vorzüglichen Grund der Anſtrengungen Vanini's an, und geben zu: daß Zurechtweiſung durch Gründe, und Strafe durch weltlichen Arm, in ſo fern der Philoſoph ſich etwas gegen beſtehende Ordnungen und Geſetze des Unterrichts anmaßte, ihm vielleicht gebührt habe, keineswegs aber läßt ein ſolch tumultuariſches Verfahren gegen einen der franzöſiſchen Geſetze nicht einmal kundigen und denſelben nicht unterworfenen Fremdling, noch viel weniger aber der ſchauerliche Mord ſich rechtfertigen, begangen an einem Gelehrten, der kein Privatrecht verletzt, zum Unterricht mehrfach einladende Aufforderung von den höchſten Magiſtratsperſonen empfangen, der blos theoretiſch ſeine Reformationsverſuche getrieben, ſeine Bücher mit Cenſurerlaubniß herausgegeben und in allem, wo er gefehlt dem römiſchen Stuhl ſich blindlings unterworfen, ja im Verhör ein genügendes Glaubensbekenntniß nach den Satzungen der katholiſchen Kirche abgelegt hatte. Wie konnte man auf die Denunziation eines beſchränkten Kopfes, wie Franconi, und auf die vagen Ausſagen einzelner Bürger, ein peinliches Ver-

fahren gegen den einleiten, mit deſſen Unterricht Söhne und Väter bis dahin zufrieden waren, und welcher ſich durchaus um die innern Angelegenheiten der Toulouſer nichts bekümmerte?

Allein hier ſteckt gerade der Knote. Die Intrigue, die Parteiwuth, die Rechthaberei und die Eiferſucht miſchten ſich in das Spiel. Prieſter und Gelehrte gaben den Anſtoß. Die beſondere Wuth, mit welcher namentlich jeſuitiſche Schriftſteller nachmals das Andenken Vanini's auf das ſchwärzeſte zu färben ſich bemühten, und die ganze ungewöhnliche Sorgfalt, mit welcher Vanini in der Einleitung zum Amphitheater von den Jeſuiten ſpricht, beurkundet die große Furcht, welche Vanini vor dieſem Orden hegte, und wirft ein klares Licht über den dunkeln Prozeß von Toulouſe. Warum hat das Parlament die Akten deſſelben, wie häufig doch ſelbſt bei minder bedeutenden Anläſſen geſchah, hier, wo es dem „Patriarchen des Atheismus“ und mit Spinoza dem allergefährlichſten Feinde des Chriſtianismus*), einem Manne von europäiſchem Rufe, den man nicht ignoriren konnte, galt, nicht bekannt gemacht, ſondern ſorgfältig ſie verſchloſſen? Warum hat es blos dem betheiligten Grammond und Andern Einſicht und Benutzung verſtattet. Warum

*) Alſo nannten ihn die Ketzerriecher.

hat es Handſchriften und Briefſammlungen des Hingerichteten vernichtet? Dieſer Umſtand, ſo wie viele andere mehr, ſprechen ſtark für ein Komplot der Jeſuiten und der ſtarken Geiſter in dieſer Sache; ſie ſprechen ſtark gegen die Unbefangenheit jenes Tribunals, welches ſich nicht damit begnügte, die Unſchuld oder Schuld eines auf Tod und Leben angeklagten Mannes von dem höchſt relativen Ausgang eines philoſophiſchen Diſputatoriums mit einem Halbgelehrten abhängig zu machen, ſondern ſelbſt die Rolle des Katecheten und des Inquiſitors ſpielte, und in voller Sitzung dogmatiſche, philoſophiſche und aſtrologiſche Materien verhandelte, darauf aber den Philoſophenmantel mit der Toga des Blutrichters vertauſchte.

Noch ein anderer Umſtand ſpricht ferner gegen die ärgſten Beſchuldigungen wider Vanini und gegen die volle Aechtheit der auf dem Sterbegang vorgefallenen Scenen. Dieſe Scenen, in Verbindung mit manchen Aeußerungen in den Dialogen ſind am meiſten oder vielmehr ganz allein geeignet, die Anklage des Atheismus wider Vanini zu begründen, weil vernünftigerweiſe angenommen werden muß, daß das letzte Wort des Lebens der eigentliche Refrain der Handlungen deſſelben geweſen ſey. Allein wir kennen dieſelben gerade nur aus Berichten der Feinde, in einer Stadt, wo auch Beſſerdenkende den Muth nicht hat-

ten, durch die Enthüllung der Wahrheit, der fanatiſchen Mehrzahl die Spitze zu bieten. Aber auch dieſe Berichte ſtimmen mit einander nicht überein, und während der Herr von Grammond, deſſen Intereſſe als Präſident des Blutgerüſtes es ſeyn mußte, den Angeklagten im grellſten Lichte hinzuſtellen, ihm Feigheit vorwirft, und geradezu behauptet, daß er im Wahnſinn (amens) Gott verläugnet und Chriſtum geläſtert*), redet der halboffizielle Mercure François, wie oben geſagt iſt, von philoſophiſcher Starkmuth bis zu Ende, ob er gleich jene Läſterung ebenſalls anführt und meldet, der Verurtheilte habe ſie in Gegenwart von mehr als tauſend Menſchen ausgeſtoßen. Allein abgeſehen davon, daß bei einer Hinrichtung ſtets nur wenige Menſchen in der Nähe des Schaffottes ſich befinden, zumal eines ſolchen, das ein Scheiterhaufen ziert, und dieſe aus den Parlamentsgliedern, Stadtbehörden, Prieſtern und Bewaffneten beſtanden haben, ſo kann, wenn wir der Meinung Grammonds beipflichten wollen, das Epitethon amens leicht das Räthſel löſen. Der Unglückliche war durch die Kerkerqual,

---

*) Die Stelle bei Grammond: apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo — iſt ſehr wichtig, und genau nach ihrem vollen Sinn in's Auge zu faſſen, weil ſie den Maaßſtab zur damaligen öffentlichen Meinung über den Beklagten gibt.

durch die Folter der Verhöre, durch die geiſtige Abmüdung und die Nähe eines ſo fürchterlichen Schickſals um den Gebrauch ſeines Verſtandes gekommen, und ſo ſtieß er die entſetzlichen Worte denn aus, welche den Triumph ſeiner Feinde vergewiſſern ſollten. Nichts leichteres aber iſt, als die letzte abgebrochene Rede eines zum Tode geführten mißzuverſtehen, was tägliche Erfahrung ja beweist. Eine einzige Wendung, ein einziges Wort ändert den Sinn.

Geſetzt den Fall aber auch, daß V. in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, mit ſeinen eigentlichen Grundſätzen und ſeinem frühern Streben als Martyrer des Atheismus geſtorben ſey, ſo wäre ſein Ende, obwohl für jedes Chriſtenohr ſchauerlich, dennoch äſthetiſch ſchön und groß zu nennen, und derjenige verdient gewiß die Verzeihung des Ewigen und ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, welchen, ſeiner bloſen, wenn auch thörichten Meinung willen, ſeine Mitgeſchöpfe der höhern Gerechtigkeit vorgreifend, geſchlachtet haben; er ververdient das Mitleid der Nachwelt um ſo mehr, da er troſtlos und ohne die Hoffnungen des Jenſeits, ein Opfer ſeines Wahnes, fiel.

Jene Ungewißheit über die innere Gemüthsſtimmung und die letzten Lebensmomente unſeres Philoſophen alſo muß allein ſchon ein zu hartes Urtheil aus dem Munde eines aufgeklärten Jahrhunderts, als das

ſeinige war, zurückhalten. Es wird ſich ferner noch mildern, ja vielleicht gar entwaffnen, wenn man die ſo bitter ausgelegten Lehrſätze und Aeußerungen Vanini's mit demjenigen ſo vieler andern Philoſophen vor und nach ihm vergleicht, welche nicht nur häufig das Gleiche, ſondern ſelbſt oft weit Stärkeres geſagt haben, ohne darum auf den Scheiterhaufen geſchickt, oder auch nur aus der Mit- und Vorwelt Achtung gefallen zu ſeyn*). Viel des Verbrecheriſchen, was Vanini aufgebürdet worden, hat er aus ſeinen Vorgängern, Griechen und Römern, Arabern und Scholaſtikern, Romaniſten, Katholiken und Proteſtanten entlehnt, wie ſein Apologiſt deutlich gezeigt hat. Beſonders aber gilt dieß von dem, was im Amphitheater und in den Dialogen über die Geſtirne und deren Einfluß, über die Unſterblichkeit der Seele und das Fatum niedergelegt worden iſt. Wir enthalten uns der Anführung aller dieſer Einzelnheiten, ſo wie der Widerlegungen ſämmtlicher Hauptvorwürfe, welche Arpe meiſt mit Geſchick, bisweilen mit Künſtelei, ſtets

---

*) Spinoza, Leibnitz, Kant, vor allem die neuern Naturphiloſophen, und auch dich, mein Troxler, würde ganz ſicherlich für viele Lehrſätze die gleiche Strafe getroffen haben, wäre die ganze Welt nicht über den Ideenkreis der Toulouſaner herausgekommen.

Anmerkung v. J. 1827.

mit Gelehrſamkeit, beſorgt hat, und verweiſen auf deſſen Schrift alle diejenigen Leſer, welche noch näher von dem Unredlichen, Verläumderiſchen, Erzwungenen, Gemuthmaßten, bisweilen jedoch auch Wahrſcheinlichen und theilweis Erwieſenen über Vanini und ſein Thun und Treiben ſich zu überzeugen wünſchen.

Die Franzoſen und Holländer haben die Zurechtweiſung übel genommen, welche ihr Geſchichtſchreiber ſo wie ihr Verbrüderter in Teutſchland, wegen des Vanini'ſchen Handels erfuhren. Durand äußert mehrfach hierüber tiefe Empfindlichkeit, tröſtet ſich jedoch am Ende damit, daß die Sache blos der Verſuch eines nicht ungründlichen Gelehrten geweſen ſey, eine paradoxe ſchlechte Sache, aller Welt zum Trotz, geiſtreich durchzuführen *). Sie fanden in England, und ſelbſt in Teutſchland verwandte Stimmung. An Roſſet **), La Croze ***), ſchloſſen unbedenklich ſich H. Moore †), Perker ††) und Beverland †††) an. Sie rügten vorzugsweiſe die Peripatetiſch-Averroiſtiſch-Aſtrologiſche Gottloſigkeit in

---

*) La Vie et les Sentimens, etc.

**) Hist. tragica.

***) Entretiens sur divers sujets etc.

†) Opp. Theolog.

††) Disp. de Atheismo.

†††) Ad Peccat. Orig.

Vanini's Schriften, und ſeine Verachtung und Ironie gegen das Chriſtenthum. Selbſt die unſchuldigen Nachrichten*) ſtörten noch die Manen des Getödteten mit inquiſitoriſchem Geſchrei. Doch rügten wackere teutſche Männer die beiſpielloſe Härte, und prüften von Neuem mit vorurtheilsfreierm Blicke und ſchärferer Kritik. Mit Vergnügen nenne ich die Namen Thomaſius**), der gelehrte Verfaſſer der Geſchichte des Atheismus Gottfried Arnold***), der erſte Proteſtant, welcher ohne die Brille der Confeſſion, nur die Leidenſchaften und innern Richtungen der kämpfenden Parthien ſah, und die erſte kritiſche Reformations- und Ketzergeſchichte lieferte; den vielverſuchten Literator J. Ph. Olearius†) und den fleißigen Sammler Baumgarten, vor allen aber den mehrfach angeführten Arpe††), welcher, durch Durands Ausfälle gereitzt, und im Beſitze mancher neuen Quellen, zum zweitenmal in die Schranken zu treten ſich anſchickte, als der Tod ihn daran hin-

*) Jahrg. 1702. I. und II.

**) Hist. Atheismi brev. delin. und Anmerk. zu Puffendorfs polit. Betrachtungen der geiſtl. Monarchie des Stuhls zu Rom. 1714.

***) Kirchen- und Ketzerhiſtorie B. II. Noch beſſer aber urtheilte der Verfaſſer des Anhangs.

†) Dissert. II. de J. C. Vanino.

††) Nachr. von einer Hall. Bibliothek. B. IV.

derte *). Die Hauptſätze, mit welchen dieſer Letztere gegen Vanini's Widerſacher und ihre Behauptung auftrat, waren folgende**):

1) Vanini kannte keinen Gott: — In welches Menſchen Geiſt iſt die Erkenntniß ſeiner je gedrungen?

II. Er rief ein ſchändliches Buch, „von den drei Betrügern“ wieder in's Leben: — Dieſes Buch iſt mehr dem Namen, als dem Inhalt nach, bekannt, ja ſein Vorhandenſeyn ſogar noch zweifelhaft. Viele haben jedoch unter dieſem Titel Vanini's Werk de arcanis Naturae verſtanden. Man ſieht alſo, wie gut die Ankläger über die Anklagpunkte ſelbſt nur orientirt waren.

III. Er führte zahlreiche Behauptungen von Atheiſten an: — Allerdings, damit man ſolche ſich merke und vor ihnen ſich hüte.

Wie kann Jemand widerlegt werden, ohne daß man ſeine Sätze zuerſt weiß?

VI. Er erwiederte alle dieſelben nur

---

*) S. Schrökh. N. Kirch. Geſch. B. V. Der literariſche Nachlaß fiel in die Hände des Dr. Stäudlins zu Tübingen. Dieſer gab die Apologie nebſt den Zuſätzen in zwei Programmen 1802 — 1804 heraus.

**) Wir haben zugleich bisweilen beigefügt, was Arpe in den neueſten Tagen noch ferneres ſagen könnte.

leichtweg. — Dieß ſchwatzte der Pöbel, und brachten verläumderiſch ſeine Widerſacher vor. Merſenne war der erſte, welcher mit dieſer Beſchuldigung auftrat; ihm ſchrieb Pontius nach, dieſem Spitzel, und ſodann alle übrigen. Vanini ſchienen die alten Argumente verbraucht; er wollte neue erfinden; kam er damit nicht auf, ſo trifft die Schuld mehr ſeinen Verſtand als ſeinen Willen. Seine eigentliche Herzensmeinung konnte niemand wiſſen. Daß V. das ſonſt ſo beliebte Argument für das Daſeyn Gottes a motu et primo motore daſelbſt wegließ, und es für anwendbarer bei der Erörterung über die göttliche Vorſicht hielt, kann ihm nicht zum Verbrechen gedeutet werden. Er folgte hierin den Platonikern, und nahm inzwiſchen die Partitiones Entis aus der Kabbala, nach dem Beiſpiel des genialen Picos von Mirandula, welchen noch Niemand im Ernſt für einen Atheiſten erklärt hat.

Wenn V. die Orakel zu hoch anſchlug, ſo that er nur das Gleiche, was ſelbſt Juſtinus der Märtyrer gethan.

V. Die Beſchuldigung: Vanini läugnete die Gottheit Chriſti — iſt — geſetzt auch, daß ſie erwieſen würde, noch keine atheiſtiſche Handlung. Aber auch in dieſem Falle ſind weder die Franziskaner noch der Pöbel, welche den Verurtheilten zur Richtſtätte beglei-

tet, über jeden Einwurf erhabene Zeugen. Zudem kann hier Vanini's, von Grammond zugegebener Wahnſinn entſchuldigen. Der Herr Parlaments-Präſident ſelber erzählt nicht, daß er für ſeine Perſon dieſe gegen Chriſtus gerichtete Aeußerung gehört habe.

VI. Für Roſſet's Bezüchtigung: V. habe eine fleiſchliche Vermiſchung Mariä mit einem Manne behauptet, — fehlen vorerſt die beweiſenden Data. Doch ſollte jener ſich ſolche auch erlaubt haben, ſo folgte er blos vielen Schriftſtellern des Mittelalters und der Reformation, Katholiken wie Proteſtanten, Mönchen wie Laien. Die unbefleckte Empfängniß Mariä war lange Zeit hindurch ein Gegenſtand ſo heftiger als lächerlicher Kontroverſen geweſen; ſie iſt auch noch jetzt kein Glaubensartikel.

VII. Enthält den wichtigſten Einwurf, nämlich: daß V. in den Dialogen de arcanis Naturae dieſe letztere reginam itemque Deam nennt. Allein erſtens hatte V. den Titel des Buches nicht ſelbſt gemacht, ſondern ſeine Freunde oder der Buchdrucker, welcher das Werk aus vorhandenen Manuſcripten, Heften und nachgeſchriebenen Diktaten herausgaben*). Sodann aber zweitens gab es ſehr viele

*) Aus dieſer Urſache ſind die dem Buch vorangeſchickten Lobpreiſungen auf den Verfaſſer erklärlich.

Philoſophen, welche, ohne daß man ſie im praktiſchen Leben deßhalb für Atheiſten hielt, die Natur als von Gott keineswegs getrennt, ſondern als Ausfluß deſſelben, oder Gott ſelbſt als die Urkraft der Natur, als den Lebensodem und den Vollender derſelben, erklärt haben.

Wenn jedoch von dieſem letzten kein Gebrauch gemacht werden darf, ſo kann man immer noch entgegnen: Jedermann iſt ſattſam bekannt, daß omne excellens divinum genannt werde. Selbſt ein Gottesgelehrter nannte Bartholin den „Gott der Aerzte.“ Das königliche Privilegium wiederholte das Wort „Dea“ unbedenklich. Auch muß mit dieſem Ausdruck in den Dialogen jener im Amphitheater verglichen werden, worin die Natur ein „Potestas Dei ad motus omnes ordinarios“ definirt wird.

VIII. und IX. daß V. den lächerlichen Streit der Scholaſtiker über die Natur der Engel und der böſen Geiſter verhöhnte, bedürfen gar keiner Widerlegung. Kann aus der geſunden Vernunft wohl erwieſen werden, daß die Strafen nach dieſer Welt ewig ſeyen?

X. V. läugnete die Unſterblichkeit der Seele. Dieß iſt falſch. — Er führte vielmehr ſehr ſpitzfindige Beweiſe für dieſelbe an. Und wenn man dies auch nicht zugeben will, ſo mag doch weiter nichts geſchloſ-

ſen werden, als dieſes: Er behauptete, daß die Unſterblichkeit der Seele nicht aus der geſunden Vernunft bewieſen werden könne.

XI. V. war ein Aſtrolog, alſo ein Atheiſt? Welch einfältiger Schluß!

XII. V. läugnete, daß die Welt einſt untergehen werde. Auch Philo, Sanchez und Burnet behaupteten, daß nicht alles vergehen werde.

XIII. V. glaubte feſt an das Fatum. Ja, aber er verſtand unter demſelben die göttliche Vorſicht. Ueber dieſe ſelbſt ſpricht er in der Vorrede zum Amphitheater mit Ehrfurcht.

XIV. Er hielt den Himmel für ein Buch, deſſen Schriftzüge die Sterne ſind. Dieſe großartige und praktiſche Idee theilt er mit andern Aſtrologen, mit Poſtel, Gaſtarel, Bellantius und Vignier.

XV. Er widerlegte weder Cardanus noch Haly-Aben-Zagel. Eben weil er von dieſer ſchönen Idee ganz eingenommen war. In vielen andern Dingen widerlegte er ſie kräftig.

XVI. Er ſpottete über heilige Gegenſtände. Sie waren nur angeblich heilige Gegenſtände. Vielleicht aber betrachteten ſich die Jeſuiten und andere Mönche auch als ſolche.

XVII. Er wurde von den Mönchen aus

dem Convente gejagt. Dies iſt ſchon vielen andern Leuten auch geſchehen, beweist jedoch noch lange keinen Atheismus.

XVIII. Er wurde zum Tode verdammt. Als wenn dies Loos auch nicht den Unſchuldigen treffen könnte.

So weit Arpe und ſein Rezenſent im Anhange zu Arnold.

Das Urtheil Herders*), mit welchem Leibnitz**) ſo ziemlich übereinſtimmt, enthält in den Worten: „Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmſucht. Er wollte ein Julius Cäſar der Philoſophie ſeyn und ward ihr trauriges Opfer“ — drückt nur kürzer aus, was Bayle und Brucker ausführlich bemerkt. Wir theilen übrigens hier zum Schluſſe die zwei intereſſanten Stellen im Zuſammenhange mit, auf die wir ſchon oben uns bezogen haben.

Der verabſcheuungswürdige Vanini, — heißt es in den Pensées diverses***) des großen Kritikers —

*) Seele und Gott.

**) Theodicee. (In den Anmerkungen zum Buche über den Urſprung des Böſen.)

***) Dieſer Aufſatz aus Bayle's weniger bekannten, vermiſchten Schriften iſt mit dem andern, hiſtoriſch-kritiſchen im berühmten Wörterbuche, welches ebenfalls über Vanini abhandelt, nicht zu verwechſeln.

welcher zu Toulouſe ſeines Atheismus wegen im Jahre 1619 verbrannt worden, war in ſeinen Sitten jederzeit durchaus geregelt geweſen, und wer ihm einen Kriminalprozeß über irgend etwas anderes, als über ſeine Lehrſätze, hätte anhängen wollen, würde große Gefahr gelaufen haben, als Verläumder überwieſen zu werden.

Wenn ich in Betrachtung ziehe, daß auch der Atheismus ſeine Märtyrer gehabt hat, ſo zweifle ich nicht länger daran, daß die Atheiſten ſich eine Idee von Rechtſchaffenheit bilden, welche auf ihre Geiſter größere Gewalt ausübt, als das Nützliche und Angenehme: denn woher käme es ſonſt, daß Vanini unbeſonnen genug war, vor Perſonen zu dogmatiſiren, welche ihn alſogleich der Juſtiz anzeigen konnten? Wenn er nichts als ſeinen Privatvortheil ſuchte, ſo konnte er ſich ja mit dem Genuſſe in vollkommener Gewiſſensruhe begnügen, ohne ſich darum zu kümmern, ob er Schüler habe oder nicht. Er muß alſo durchaus einen Trieb empfunden haben, ſolche nachzuziehen und zugleich einen andern, die Menſchen von dem Joche zu befreien, welches, ſeiner Meinung gemäß, ſie verhinderte, ganz nach ihrer Neigung zu genießen.

Warum — konnte vielleicht Vanini mit Recht ſich ſelber fragen — warum ſollte ich mich zum Märtyrer hingeben? Etwa aus Starrſinn? Dieſer iſt

eines Philoſophen unwürdig. Oder um mir einen unſterblichen Namen bei den Ungläubigen zu erwerben? Fürwahr, eine hübſche Chimäre! es wäre ja möglich, daß ſehr bald eine Sündfluth, eine Erderſchütterung, oder ein neuer Barbareneinbruch in unſerem Europa ſtatt fände, was würde dann aus meinem Namen, was aus mir ſelbſt werden? Oder ſollte es aus einem Geiſt der chriſtlichen Liebe geſchehen, um durch mein Beiſpiel andere nachzuziehen, was den Atheismus rechtfertigte und durch meine Standhaftigkeit größeren Eingang ihm verſchaffte, ja vielleicht der Geſellſchaft einiges Gute brächte? Allein das hieße doch die chriſtliche Liebe etwas allzu weit treiben, wenn man gratis für Andere ſich martern laſſen wollte, ohne auch nur das Mindeſte für ſich ſelbſt davon zu hoffen, und ohne nur zu wiſſen, ob in Gutem oder Böſem irgend ein Reſultat zu gewinnen ſey. Zu allem dem, wenn das Syſtem, das ich bisher vertheidigt, wahr iſt, und wenn alles, was wir erblicken, in nichts anderem, denn in periodiſchen Rückgängen beſteht, welche während der unendlichen Dauer der Ewigkeit nothwendigerweiſe immer wieder erſcheinen, ſo iſt dieß eine ausgemachte Thatſache, daß alle die verſchiedenen Religionen in der Welt ein weſentliches Bedürfniß ausdrücken; und es hieße ſomit den Kopf ſich an der Wand anſtoßen, wenn man eine General-Reform in dieſem Punkte vornehmen

wollte. Laſſen wir alſo die Sachen gehen, wie ſie wirklich gehen und ziehen wir uns ſo bald und ſo gut als möglich aus dieſen Affairen.

Wenn Vanini ſich zum Meiſter einer Sekte hat aufwerfen wollen, ſo beweist dies gerade, daß er nicht die körperlichen Genüſſe als letztes Ziel vor Augen hatte, ſondern daß er für den Nachruhm arbeitete. Wenn er die Menſchen von der Höllenfahrt befreien wollte, von denen er ſie, ſehr zur Unzeit, für ſo gequält hielt, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß er ſich berufen wähnte, ſeinem Nächſten einen Dienſt zu leiſten und daß er bei ſich ſelbſt von der Ehrenhaftigkeit eines Syſtems überzeugt war, welches uns für Unſeresgleichen, nicht nur zu unſerem eigenen Nachtheil, ſondern ſelbſt mit Gefahr des Lebens, arbeiten lehrt. Denn es konnte Vanini nicht entgangen ſeyn, daß ein Atheiſt, welcher blos ſeinen eigenen Vortheil ſuchte, denſelben bei gutmüthigen Frömmlern eher finden würde, als bei den Laſterhaften, weil ein gutmüthiger Frömmler weniger Kabalen und Intriguen euch entgegenſetzt und ſo geringe Neigung zum Betruge verſpürt, daß er lieber ſein gutes Recht aufgibt, als wider einen Menſchen Streit führen will, welchen er bereit zu falſchen Eidſchwüren ſieht; während im Gegentheil ein Laſterhafter der erſte iſt, welcher ſich des Betrugs und des Meineides bedient, und durch jede Art von boshaften Kunſt-

griffen die Plane ſeiner Konkurrenten zu nichte zu machen ſucht. Es liegt ſomit im eigenen Intereſſe eines Atheiſten, welcher ſein Glück machen will, daß er auf gute Seelen in der Welt zählen kann, und Vanini verſtand ſich ſehr ſchlecht auf ſein Geſchäft, wenn er im trüben Waſſer fiſchen und den Atheismus einführen wollte. Er hätte vielmehr dahin wirken müſſen, die Welt recht fromm zu machen. Er kannte auch den Umſtand, daß wider die Prediger des Atheismus Todesſtrafe beſteht, ſo gut, daß, während er für Verbreitung ſeiner Gottloſigkeiten bemüht war, er ſowohl die Gelegenheiten, auf das gute Gewiſſen andrer Menſchen zu wirken, als ſein eigenes Leben zu gleicher Zeit auf das Spiel ſetzte. Allein woher kömmt es denn, — fragt ihr — daß er ſeine Richter nicht täuſchte, und es lieber vorzog, unter den größten Martern zu ſterben, als einen Widerruf zu thun, welcher ihm, ſeinen Prinzipien nach, in der andern Welt keinen Schaden bringen konnte? Warum ſtellte er ſich nicht als ein unfreiwilliges Opfer ſeiner Gottloſigkeiten hin, da er die Heuchelei für nicht von Gott verboten hielt. Wahrlich man muß bei allem dieſem zur Ueberzeugung gelangen, daß es entweder ihm blos darum zu thun war, von ſich reden zu machen, wie jener Windbeutel, der den Tempel der Diana verbrannte, oder daß er ſich eine Idee von Ehrenhaftigkeit geformt,

welche ihn das Benehmen eines Menſchen, der ſeine Gefühle, aus Furcht vor dem Tode, maskirt, als eine Niederträchtigkeit betrachten ließ.

Es kann daher nicht in Abrede geſtellt werden, daß es Fälle gibt, wo die Vernunft ohne eine ausdrückliche Kenntniß von Gott die Sachen blos von dem Standpunkte der Ehrenhaftigkeit mit bald richtigem, bald unrichtigem Selbſtbewußtſeyn, behandelt. In jedem Fall iſt das Beiſpiel Vanini's eine unwiderlegliche Beſtätigung deſſen, was ich ſchon oft behauptet, daß die Menſchen nicht immer in Uebereinſtimmung mit ihrem Glauben handeln; denn hätte dieſer Narr ſeinem Glauben gemäß gehandelt, ſo würde er jedem ſeine Meinung gelaſſen oder vielmehr gewünſcht haben, überall blos gutartige Frömmler zu finden, welche durch einen Heuchler ſich hänſeln ließen. Was lag ihm daran — fügt man hinzu — ob ein wahrhafter Chriſt ſich der Freuden der Welt beraubte oder nicht? Wenn dieſes ſein Mitleid erregte, ſo ging er allerdings aus ſeinem Syſteme heraus; denn daſſelbe verpflichtete ihn zu nichts im Intereſſe eines Andern, außerdem, daß er ſich auf grobe Weiſe täuſchte. Oder bietet wohl die Sünde Süßigkeiten dar, welche diejenigen aufwiegen, die eine fromme Seele in dieſem Leben genießt? Was die andern Chriſten betrifft, ſo brauchte er ſie einfach zu beklagen; ſie leben (mit der

Religion) nicht ſchlechter, als ohne Religion. Nachdem er zur Unzeit in's Dogmatiſiren ſich eingelaſſen, hätte er nur zu ſchwören gebraucht, daß er von ſeinen Irrthümern zurückgekommen, und bereit ſey, alle Artikel unſeres Glaubens mit ſeinem Blute zu beſiegeln. Statt deſſen machte er einen lächerlichen Ehrenpunkt daraus, gegen die Martern ſich zu verhärten und legte gerade durch dieſe Hartnäckigkeit ſeines Weſens den Beweis ab, daß er fähig war, ſelbſt für den Atheismus zu ſterben, obgleich er von dem Daſeyn Gottes mehr als überzeugt war.

In etwas herberer Sprache und den Menſchen wie den Schriftſteller preisgebend, dagegen das Verbrechen der Gotteslästerung in Abrede ſtellend, bewegt ſich, wie ſchon bemerkt, Brucker, Vanini gegenüber. „Es iſt ſchwer, — ſchreibt er — bei dieſer Abweichung der Meinungen ſo vieler gelehrten Männer, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, beſonders weil die dialogiſtiſche Methode, welcher Vanini ſich bedient, das Urtheil unſicher und ſchwankend macht, und über die eigentliche Geſinnung des Verfaſſers mehr Dunkel als Licht verbreitet. Hiezu kömmt noch der ſchillernde Charakter Vanini's und die zweifelhafte Philoſophirweiſe, welche, die Beweisgründe nach beiden Seiten hin vertheilend, und mehr um deren Zahl, als ihr Gewicht bekümmert, da, wo ſie von einem, durch

die Schutzwachen der ars rationalis nicht unterſtützten Schriftſteller angewendet wird, gar leicht es dahin bringt, daß die abgeſchmackteſten Gründe für die beſte Sache von der Welt aufgeführt werden, und gleichwohl denjenigen, der in ſolch' einer Manier von Schlüſſen ſich gefällt, zu dem Glauben verführt, er habe entſchiedene Siege erfochten.

Daß V. eine ſolche Geſinnung beſeelt, zeigen uns nur zu deutlich jene großſprecheriſchen Diſputationen, von welchen er ſelbſt ſchreibt, daß er mit ungemeinem Siegerruhme ſie den Atheiſten entgegengehalten habe. Denn aus verſchiedenen Stellen, welche wir über die vorgefaßte Meinung von Vanini's Atheismus, angeführt, erfahren wir, daß der poſſenreißeriſche Mann von einer ungeheuern Selbſtüberſchätzung getrieben und durch ein wahnſinniges Genie in ein Chaos verworrener Gelehrſamkeit geſchleudert, dadurch, daß er thörichte und ganz überflüſſige Hülfstruppen gegen die Beſchützer der Gottloſigkeit in das Treffen geführt, Gott weiß, was alles für Niederlagen angerichtet zu haben ſich einbildete. Niemand wird dieß geradewegs zu läugnen vermögen, der auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit den Charakter und Geiſt Vanini's in Erwägung gezogen hat. Denn die Hitze ſeiner Einbildungskraft reißt ihn ſo ſehr dahin, daß er mit losgelaſſenen Zügeln durch Abwege der allerüberflüßigſten

Manien ſtreift und gleich dem Phaeton hin und her irrt, ohne zu wiſſen, was er ſagen, was er beſchließen ſoll, und daß eine Art von beinahe knabenhaftem Thraſonismus ihn zu Albernheiten verführt. Sollte Jemand einen Beleg für dieſe Behauptung wünſchen, ſo darf er nur die eine und andere Zueignung ſeiner Dialogen von den Geheimniſſen der Natur leſen, und wir ſind überzeugt, daß er unſerm Urtheile beipflichten wird.

Es wird aber aus den Narrenpoſſen, die er hintereinander herausgegeben, mehr als offenbar, daß er dieſe Fieberträume eines phantaſtiſchen Gehirnes auch auf die Dogmen ſelbſt ausgedehnt, und eben dieſelben zeigen, wie verbrannt ſein Gehirn und wie unklar er mit ſich ſelbſt war. Denn wer wird nicht glauben, daß man Fieberträume ihm erzählt, wenn er Jenen die Behauptung aufſtellen hört: Der Urſprung aller Religionen müſſe irgend einem Geſtirn und dem Einfluß der Planeten zugeſchrieben werden: die Schickſale derſelben hingen von der Irradation der Sterne ab; der Urſprung des chriſtlichen Glaubens datire ſich von einer Koalition des Jupiters mit der Sonne; ſämmtliche Wunder ließen ſich aus der Macht und Zauberkraft der Phantaſie erklären u. ſ. w.? Wer ſollte nicht aus vollem Halſe lachen, wenn er unſern Philoſophen über die Natur und Materie des Himmels, über die Ewigkeit und runde Figur des Himmels,

über die weder rechte noch linke Stelle des Himmels, über den farbloſen Himmel, über deſſen einzige Form und von Formen hervorgegangene, deſſen ungeachtet keineswegs entgegengeſetzte Bewegung, über die Sonne, welche durch ſich ſelbſt, und nicht durch Zufall, erwärmt wird, über den Mond, welcher nicht von der Sonne erwärmt wird, und ſodann über die meiſten Meteore und phyſiſche Urſachen, nach den Peripatetikern, Kabbaliſten, Magikern lang und breit mit kindiſchen und läppiſchen Gründen diſputiren und gleichwohl zu ſeinem höchlich verwunderten Schüler Alexander, welcher ausrufen hört: „O hätteſt du niemals den Ariſtoteles in dich aufgenommen; denn ich zweifle nicht, du würdeſt in dieſem Falle ein weit kräftigeres Gebäude der Weisheit hergeſtellt haben.

Parker, welcher dergleichen und viel andres mehr in dem berufenen Buche vorfindliches, der Reihe nach muſtert, ruft mit Recht hiebei aus: „Hört und richtet, ob es in irgend einem Zeitalter oder bei irgend einem Volke je einen thörichteren Menſchen gegeben hat?“——

Daß alſo das überthörichte Genie Vanini's den Aberglauben dem Enthuſiasmus und einer unnützigen Wortmacherei über ganz geringfügige Dinge ſich hingegeben, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, als nur wenige Funken eines klaren Wiſſens hin und wieder jene Verworrenheiten durchſchimmern. Mit dieſen

letzteren verband ſich nun noch eine ungereimte Ehrſucht, welche ihn trieb, mit ſeiner, alle Heroen alter und neuer Zeit überragenden Gelehrſamkeit auf eine Weiſe zu prahlen, daß Niemand, der es liest, des Lachens ſich enthalten wird. Man vergleiche, um nur ein Beiſpiel hievon anzuführen, die Stelle, wo Alexander ſeinen Cäſar folgendermaßen herausſtreicht: „Nicht werde ich den Thomas Morus hierin nachahmen, welcher, als er mit Erasmus, ohne ihn zu kennen, in eine äußerſt ſcharfſinnige Erörterung gezogen worden, endlich ausrief: Entweder biſt du der Teufel oder Erasmus! So könnte ich in Bezug auf dein Urtheil ebenfalls rufen: „Entweder biſt du Gott ſelbſt, oder Vanini.“ Hierauf erwiedert unſer Julius Cäſar: „Der bin ich!“ Dieß Wenige aus dem Vielen, was bewährte Männer mit Fleiß geſammelt, möge hinreichen, um uns zu überzeugen, daß das Gehirn Vanini's der Nießwurz mehr als bedürftig war und daß dieſer Mann das Brandmal der äußerſten Verrücktheit ſich zuziehen mußte. Das Unglück einer ausſchweifenden Einbildungskraft ohne leitendes Urtheil, welches ihm beſchieden worden, mußte ſich nothwendigerweiſe noch aus dem Grunde verſtärken, daß er ſolch' abgeſchmackte Lehrer, wie die Bücher und Syſteme von Pomponatius und Cardanus, erhalten hatte, welche vorzogen, Oel in's Feuer zu gießen, ſtatt daſſelbe durch Waſſer zu

löſchen. Durch ſie ganz und gar verdorben, wußte Vanini ſelbſt nicht mehr recht, was er thun, und über was er feſt bei ſich abſchließen ſollte; ohne philoſophiſchen Geiſt flatterte er deßhalb hin und her, zog Gutes und Schlechtes, Rechtes und Ruchloſes, Wahres und Falſches in den zweideutigen Kreis ſeiner Diſputierluſt, ſich ſelber vielleicht nicht ganz bewußt, daß auf ſolche Weiſe die Mauern der Frömmigkeit und der geoffenbarten Religion zuſammenſtürzen.

Was alſo Vanini immer gegen die Philoſophie, wie gegen den chriſtlichen Glauben geſündigt haben mag — und wir behaupten, daß der leichtſinnige und oberflächliche Schriftſteller ſehr viel dagegen geſündigt — iſt unſerer Anſicht nach nicht ſo faſt einer direkten und ſyſtematiſchen Ruchloſigkeit, als dem höchſten Grade von Wahnſinn eines hirnverrückten Mannes zuzuſchreiben, und hätte wohl das Zuchthaus nicht aber den Scheiterhaufen verdient. Wir geben daher in dieſem Sinne gerne zu, daß er von der Schuld des Atheismus freizuſprechen ſey, wogegen der Vorwurf des Mangels an Urtheil und der Verwirrung begriff unſichern nach beiden Seiten hin frivol in den Tag hineindiſputirenden Verſtandes nicht von ihm wegzubringen ſeyn wird, und ſeine Verdienſte um natürliche und geoffenbarte Theorie wohl ſchwerlich geltend gemacht werden dürften.

Gewiß iſt dieſes Urtheil allzuhart und die pedantiſche, wenn auch gründliche Schulweisheit hat das Genie und die Originalität nach allzu ängſtlichem Maasſtabe hier gemeſſen. Aber wenn auch die „Geſpräche über die Geheimniſſe der Natur“ und das „Amphitheater der Welt“ längſt vergeſſen oder blos noch unter den Curioſitäten des philoſophirenden Geiſtes aufgeführt ſeyn dürften, ſo wird doch die heilige Flamme des „Geſanges an Gott“ begeiſternd fortlodern und dem unglücklichen Verfaſſer ein Andenken unter fühlenden Menſchen ſichern, ſelbſt für den Fall, daß ſein tragiſches Geſchick die Wenigſten rührt. Aus dieſem Geſange ſpricht das beſſere Weſen, ſiegreich durch die Vermummungen der Eitelkeit und des geräuſchliebenden äußern Menſchen ſich Bahn brechend, und er wiegt die Folianten von mehr als einem, ſelbſt berühmteren, Philoſophen auf.*)

---

*) Während des Abdrucks dieſer Biographie erhielt ich das Werk: „Leben und Schickſale, Geiſt, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc.“ von W. D. F. (Leipzig 1800.) Allein trotz reichen literar-hiſtoriſchen Gelehrſamkeit und der vielen biographiſchen Notizen macht es eine nochmalige Bearbeitung des anziehenden Stoffes nicht überflüſſig.

Gedichte auf Vanini *).

1.

Jean Gouter.

Cäſar beſiegte mit grimmigen Waffen einſt den Pompejus;
Den Ariſtoteles ſchlug dieſer Cäſar durch Geiſt.
Jenem Julius halfen das Glück und die Schaaren erprobter
Krieger; doch dieſem errang einzig den Sieg ſein Genie.
Um wie viel höher darum der Geiſt erſtrahlt, als die Waffen,
Um ſo mehr überſtrahlt jenen Cäſar der hier.

2.

Johann Scheffers

Epigramm auf das Amphitheater des hochberühmten und hochgelehrten Mannes, Dr. J. C. Vanini.

Nimmermehr preiſet die Wunder mir des Tarpeiſchen Roms, noch
Amphitheater, die auf ſieben der Hügel erbaut.

---

*) Dieſe übertriebene ſchmeichleriſche Gedichte mußten die Phantaſie des eiteln Mannes noch mehr verwirren, und könnten beinahe wie Satyren betrachtet werden, wenn man nicht vom Ernſte ihrer Verfaſſer, von denen übrigens keiner beſonders poetiſche Anlage verräth, überzeugt geweſen wäre.

Denn ein edleres Amphitheater raget empor hier,
Und ein grösseres Werk ſchenkte Vanini der Welt.
Auf den Theatern Roms hauſt' einſt der grimmige Tod nur,
Aber in dieſem erblüht kräftiges Leben allein.
Alle Theater darum überſtrahlt dies Amphitheater,
Wie an Güte und Glanz weichet dem Leben der Tod.

3.

P. B.

Auf das Amphitheater des höchſt ſcharfſinnigen Vanini.

Denkmal der Freundſchaft.

Wenn in unſerer Zeit nun lebete Julius Cäſar,
Würd' er lernen, wie ihm einſt zu ſiegen, geziemt.

4.

Vital Carles

auf das Amphitheater des überaus vortreff-lichen Theologen Julius Cäſar Vanini.

Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht.

Vor Alexanders Statue weinete Thränen einſt Cäſar,
Denn ihn ergriff die Schaam, daß er ſo weit unter ihm.
Aber könnt' er das Bild von unſerem Cäſar erſchauen,
Welchen Thränen wohl nicht gäb' er und Seufzern ſich hin!

5.

Gabriel de Prades.

Zeichen der Verehrung gegen einen um jede Wiſſenſchaft hochverdienten Mann.

Welche Triumphe verſchafften dir nicht, die Waffen, o Cäſar,
Welche, mein Cäſar von jetzt ſchafft dein Theater dir erſt!

Ewiges Leben ſchufen die Amphitheater Seleukus;
Aber dies ewige Werk ſchaffet dir ewigen Ruhm.

Denn dem Geiſte weichet die Kraft, dem Hohen das Niedre
Und ſo beſiegſt du durch dein's alle Theater der Welt.

6.

G. Certan.

Preis J. C. Vanini's.

Geiſtgewaltig, der erſte unter Sophia's Geweihten
Bleibt Vanini, des Ruhms leuchtender Stern ſeinem Volk *).

*) Das Gedicht enthält zwar noch eine Menge Verſe; doch bezieht ſich der Reſt mehr auf den Marſchall v. Baſſompierre.

V.

Die Aqua Tofana in Rom unter Pabst Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schleſien.

Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Virgil.

Der Frühling des Jahres 1656, welches in die Zeit der Regierung des Pabſtes Alexander VII., eines vor vielen ſeiner Vorgänger ausgezeichneten Mannes, fiel, hatte Rom und mehreren Städten in der Runde ſtatt lebensvoller Blüthen, eine verheerende Peſt gebracht, welche eine Menge von Menſchen jedes Alters, Standes und Ranges dahin raffte, ohne daß die Kunſt der berühmteſten Aerzte zu ſteuern vermochte. Die edelſten Familien befanden ſich in einem Zuſtande tiefſter Trauer und Beſtürzung; die Geſchäfte ruheten, der Verkehr ſtockte, das Genie erſchlaffte und die Tugendhaften wie die Verbrecher ſchreckte der raſch und unerbittlich daherſchreitende Todesengel. Allein gleichwie in jenen Tagen des Boccacio dieſe phyſiſchen Schreckniſſe ſtatt zur Reue und Buße zu bekehren, die Ge-

müther der Menſchen nur um ſo mehr verhärteten und den Genüſſen der Luſt bis zu ihrem wildeſten Taumel zuwendeten, alſo hatte auch das öffentliche Elend in der Periode, von welcher wir ſo eben geredet, eine Rückwirkung ganz unerwarteter Art und das ſchwärzeſte aller Verbrechen brütete ſich, unerſchüttert durch den Anblick gehäufter Särge, in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt aus; ein Verbrechen, ähnlich jenem der Locuſta und Genoſſen, welches die Hiſtoriker des Zeitalters der Cäſaren mit ſo ſchwarzen Farben beſchrieben, und deſſen ſich in neuerer Zeit, beſonders ſeit dem berüchtigten Handel der Marquiſin von Brinvilliers die Phantaſie ſo manches leeren Romanſchreibers bemächtigt hat, um bei Abgang ſonſtigen lehrreichen und unterhaltenden Stoffes auf das Grauen zu ſpeculiren, welches die menſchliche Bruſt bei der Aufzählung ſolcher in myſtiſches Dunkel gehüllten Werke der Hölle zu durchziehen pflegt.

Schon vor einiger Zeit hatte man das Daſein eines Giftes von feinſter Zubereitung jedoch faſt unausmittelbaren Beſtandtheilen erkundet, als deſſen erſte Erfinderin eine verrufene Frau, genannt Tofania oder Tofana, genannt wurde, welche nach einigen Berichterſtattern in Palermo ihren verdienten Lohn durch Henkershand gefunden, nach andern aber noch bis zum Jahr 1730 in einem Gefängniſſe geſchmachtet

haben ſoll.*) Mit ihr war jedoch das Geheimniß keineswegs vernichtet, ſondern durch Helfershelferinnen, die ſie in ihre ſchwarzen Künſte eingeweiht, auch nach andern Städten Italiens, zumal Neapel, Venedig und Rom verpflanzt worden. Ueber die in den zwei erſteren Städten verübte Gräuelthaten findet man bei verſchiedenen Schriftſtellern Nachricht; in letzterer dagegen erreichte das Entſetzliche wo möglich einen noch höheren Grad. Täglich begaben ſich Todesfälle, deren Veranlaſſung man ſich gar nicht zu deuten wußte; ſie trafen beſonders das männliche Geſchlecht, welches darin ein beklagenswerthes Privilegium erhalten hatte. Die gewöhnlichſten Symptome waren allmählige Abnahme der phyſiſchen Kräfte, Ueberdruß des Lebens, Mangel an Eßluſt, und Brechreitz abwechſelnd mit einem ſo ungeheuern Durſte, daß die Ergriffenen wähnten, ſie müßten das Meer austrinken. Die Geſtändniſſe einiger von ihrem Gewiſſen nicht ganz verlaſſenen Perſonen leiteten von fern auf die Ueberzeugung, daß von weiblicher Hand das Verderben vorzugsweiſe bereitet werde und ſeine letzte Quelle in einer Ruchloſigkeit habe, welche für verübte Untreue

*) Iſt letztere Behauptung die richtigere, ſo kann dieß einen Begriff von der damaligen Juſtiz in jenem Lande gegenüber einer ſolchen modernen Medea, geben, welche mehrere hundert Perſonen gemordet hatte.

und Orgieen der Wohlluſt keinen paſſenderen Schleier wußte, als den Tod in einer Weiſe, welche das Verbrechen jeder Berechnung und Wachſamkeit der Bedrohten, und jeder Ahndung und Züchtigung der bürgerlichen Gerichte entzog. Der Beichtſtuhl war das hiezu ſich darbietende Mittel, hieher flüchteten jene Angſtgejagten, Zerriſſenen. Allein ihre Ausſagen und Bekenntniſſe waren meiſtentheils ſo vag und allgemein, und bewegten ſich meiſt nur auf der Oberfläche der Thatſachen, daß höchſtens einzelne und niemals die letzten Fäden des Zuſammenhangs erlangt werden konnten. Der Pabſt Alexander VII., welchem man allerlei nützliche Geſetze, Adminiſtrationsmaaßregeln und Reformen verdankte, wendete ſein äußerſtes an, um näheres Licht in der Sache zu erhalten; der Gedanke, daß während ſeines Pontificates mehr Leute durch Gift ſterben ſollten, als durch die Peſt geſchehen war, däuchte ihm unerträglich. Der Jammer aus den angeſehenſten Familien drang immer ſtärker zu ihm. Er bekleidete deßhalb den Governadore von Rom, Monſignore Ballanzano, mit unbeſchränkter Vollmacht zur Erforſchung dieſer Giftmiſchereien, und die Polizeiagenten, Sbirren und Späher erhielten doppelten Sold und das Verſprechen der glänzendſten Belohnungen für glückliche Entdeckungsfälle.

Die Polizei ſpann nun in der That, ſo viel es

ſich nur thun ließ, ein einziges großes Netz um den Verkehr und das Privatleben der Römer; alle Anſtalten waren auf's ſorgfältigſte getroffen, daß nichts Ungewöhnliches ihrer Aufmerkſamkeit entging. Beſondere Wachſamkeit aber hegte man gegen alle wegen ſchlechter Lebensart oder übler politiſcher Geſinnung verdächtige Perſonen, an welchen Rom freilich damals, wie zu allen Zeiten, mehr Ueberfluß hatte.

Es ging nicht lange, ſo gerieth man auf eine Spur, die man alsbald weiter zu verfolgen beſchloß. In Tordinona, ganz nahe den öffentlichen Gefängniſſen, wo die groben Verbrecher aufbewahrt wurden, wohnte eine Wittwe, eine Spinnerin oder Weberin, welche zwei hübſche Töchter hatte, von denen die ältere Erminia, die andre aber Armellina hieß. Erſtere war eine Sängerin und gab in kleineren Geſellſchaften und bei öffentlichen Feſten, bei denen der große Haufen ſich erluſtigte, Barkarolen und Improviſationen zum Beſten; die andere beſchäftigte ſich mit weiblichen Arbeiten. Beide zogen aus ihrem Lebensberufe großen Gewinn, aber er brachte ſie auch mit den Leidenſchaften und dem Luxus der bürgerlichen Geſellſchaft in nähere Berührung und erzeugte Bedürfniſſe weit über ihren Stand hinaus. Sie hatten ſich beide mit wackeren jungen Leuten verheirathet und ſchienen mit dieſen im Ganzen glücklich zu leben. Plötzlich ward

jedoch der eine von ihnen eines Morgens von einem Fieber überfallen, welches langſam zwar, aber zerſtörend in ſeinem Innern wüthete, und von einem ſo furchtbaren Brechen begleitet war, daß er nach wenigen Tagen unter ungeheuern Schmerzen den Geiſt aufgab. Acht Tage darauf ſtarb auch ſein Schwager, und als man ihn zu St. Salvator del Lauro ausſetzte, zeigte ſich das Geſicht von einer ſo ungewöhnlich friſchen Röthe gefärbt, als läge er noch lebend da, in ſeiner ganzen Jugendkraft und in Fülle der Geſundheit.

Dieſer doppelte Todesfall, begleitet von ſo ſeltſamen Umſtänden, erregte, wie ſich erwarten ließ, den Argwohn der Polizei; auch mochte dieſelbe durch erhaltene Notizen von außerehelichem Umgange der einen und anderen dieſer jungen Frauen auf allerlei Vermuthungen gekommen ſeyn. Man beobachtete fortan genau, wer bei ihnen ſelbſt oder bei ihrer Mutter aus- und einging. Endlich bemerkte man, daß eine ſchon ältliche Frau, gekleidet wie eine Betſchweſter, das Haus oft zu beſuchen pflegte und als eine vertraute Freundin der alten Spinnerin galt. Bei näherer Nachforſchung zeigte es ſich, daß ſie als Magd bei einer ebenfalls in Jahren ſchon vorgerückten Frau, Namens Jero'nima Spara, diente, welche aus Sizilien gebürtig, ſeit einiger Zeit in Rom anſäßig

und ihres Wahrſager-Talentes wegen, dem herrſchenden Aberglauben der Zeit und des Landes gemäß, von Leuten hohen und niedern Standes, beſonders aber von Weibern, fleißig kultivirt war. Dieſe Wahrſagerin bewohnte ein kleines Haus in der Alla Longara, und breitete durch ein eigenthümliches, unheimliches Weſen bei ihren Nachbarinnen einen Nimbus um ſich, ohne daß es gerade ſchien, als ob ſie abſichtlich das Bekanntwerden geſucht habe.

Als die Sbirren an Don Balanzoni dieſe Kunde überbracht, hielt dieſer ſich überzeugt, daß man hier auf Waſſer geſtoßen ſey, welches ſicher zur Quelle des Geheimniſſes führen dürfte. Allein da die bisherigen Anzeichen noch lange nicht hinreichten, um eine gewaltſame Maaßregel zu begründen und ſo fein geſponnene Fäden, wie die des großen Verbrechens, ebenfalls nur auf feine Weiſe erfaßbar ſchienen, ſo verfiel der Governadore auf ein Stratagem, welches der Erfolg völlig rechtfertigte. Er ließ ſich eine Liſte jener gutmüthigen Geſchöpfe reichen, welche im Rufe ſtanden, daß ſie mit bewunderungswürdiger Selbſtverläugnung ganz dem Berufe ſich hingaben, den leichtſinnigeren Theil des männlichen Geſchlechtes, ohne feſſelnde Eide für die Zukunft, glücklich zu machen, und er wählte von ihnen diejenige aus, welcher man außer einer liebreizenden äußeren Geſtalt die meiſte Dreiſtigkeit, Gewandheit

und Verſchlagenheit zuerkannte. Sie ward von ihm und ſeinen Leuten gehörig in die Schule genommen und durch brillante Verheißungen, wenn ihre Dienſte zu Reſultaten führen würden, kühn und entſchloſſen zu allem dem gemacht, wozu man ſie beſtimmt hatte. Man kleidete ſie ſonach in koſtbare Gewänder, hing ihr Geſchmeide um und gab ihr Equipage und Bedienung, ſo daß ſie als eine Dame von Rang erſcheinen konnte; dann ſchickte man ſie in dieſer Vermummung zur Spara, wo ſie ſich als eine Perſon anmelden ließ, welche etwas Verlornes mit Hülfe der Wahrſagerkunſt zu erlangen komme. Da es für die Alte nichts ungewöhnliches war, dergleichen Damen bei ſich zu ſehen, ſo empfing ſie die Fremde ganz ohne Argwohn, und verſprach ihr, den Ring von großem Werthe, welchen jene auf ihrer Flucht während eines Abentheuers, oder auch durch Diebſtahl, verloren zu haben behauptete, gegen ein gutes Geſchenk, wieder zu verſchaffen; ſie lud demnach ihren Gaſt zum Wiederbeſuche nach einigen Tagen ein.

Während dieſer Zeit lauerte die Polizei noch eifriger auf die Betſchweſter wie auf die Jeronima, ſomit Magd und Frau, und bemerkte, daß erſtere nicht nur die Spinnerin, ſondern auch mehrere andere Weiber, zumal eine Färberin und eine Fleiſcherin beſuchte, und daß eine Aufkäuferin, Namens Graciosa, bisweilen

zur Spara kam. Alle dieſe Frauen waren Wittwen; ein Umſtand, welcher die Reihe von Verdachtgründen durch einen, obgleich immer ſehr entfernten, mehr zu verſtärken diente.

Als die angebliche Dame wiederum bei Spara erſchien, erklärte ihr dieſe, daß es bis jetzt unmöglich geweſen, den Ring herbeizuſchaffen, äußerte jedoch, ſie ſcharf fixirend, Zweifel, ob ſie auch wirklich nur einen ſolchen verloren habe. Darauf geſtand ihr jene mit affektirter Schüchternheit und Verlegenheit, daß der Ring allerdings nur einen Vorwand gebildet, um die Bekanntſchaft der berühmten Spara zu machen, von welcher man wohl wiſſe, daß ſie mit Geiſtern im Bunde ſtehe oder doch wenigſtens geheimnißvolle Kräfte der Natur kenne, durch die ihr das Wichtigſte gelinge und bedrängten Menſchen unverhoffter Beiſtand geleiſtet werde. Die eigentliche Veranlaſſung aber, warum ſie dieſe Bekanntſchaft geſucht, ſey eine ganz andere, als der ſchlechte Ring. Sie erzählte ihr nun einen ſehr kunſtreich geſchlungenen Roman her, in welchen ſie ſich verwickelt, und deſſen Ausgang gleich gefahrvoll für ihr Leben wie für ihre Ehre ſey. Nur ein außerordentliches Mittel könne ſie vor den Mißhandlungen, ja vor den Dolchen eines erzürnten Gatten retten, deſſen Rückkehr mit jenem Tage bevorſtehe. Alle Fragen der Spara beantwortete ſie mit ſolch ge-

ſchwätziger Ausführlichkeit und mit einer ſo ungezwungenen Miene, daß die Alte ihr völlig Glauben beimaß. Die Koſtbarkeiten, welche ſie die Spara ſehen ließ und welche ſie aus dem Hauſe ihres Mannes genommen zu haben behauptete, ferner die volle Börſe, die ſie ihr für den Fall antrug, daß ſie eine Maaßregel ihr ausfinde, durch welche ihre vollſtändige Befreiung von ihrem Tyrannen erwirkt werden könnte, benahmen der geizigen Vettel die letzten Zweifel und ſie verhieß ihre beſten Dienſte, wenn ſie anders nur ſicher wäre. Auf dieſes zog die Dame einen Diamantring vom Finger, und gab ihn der Alten, mit feierlichen Schwüren die ſtrengſte Verſchwiegenheit angelobend, als vorläufiges Pfand ihrer unbegränzten Dankbarkeit; zugleich verſprach ſie ihr nach vollbrachter That noch fernere reichliche Geſchenke; doch wünſchte ſie vorläufig das Mittel zu kennen, welches zum erwünſchten Ziel ſie führen und ſo demjenigen den Tod bringen ſollte, welcher ſelbſt ſo grauſamer Weiſe nach ihrem Leben trachte.

Spara erklärte ihr: dieſes Mittel ſey ein Trank, in welchen ſie ein von ihr auf das Feinſte zubereitete Gift zu gießen habe. Die Dame bemerkte, daß es nicht an Leuten fehlen werde, welche die Sache beſorgen würden, und bat ſie, ihr das Gift immerhin in ihre Wohnung zu ſchicken, welche ſie ſohin genau be-

zeichnete. Zuerſt ſollte die Probe ſeiner Wirkſamkeit an einem Hunde gemacht werden. Spara gab ihr den Tag an, an welchem ſie ihren Wünſchen entſprechen würde, und ſo nahmen denn die Beiden Abſchied von einander.

Bereits hatten die Polizei und das Inquiſitions-tribunal ein ſchön meublirtes Haus in einer entlegenen Straße gemiethet und der angeblichen Dame zum Bewohnen eingeräumt. Alle Anſtalten zum Empfange der Magd wurden beſtens getroffen. Im Zimmer, welches zunächſt an das Beſuchzimmer ſtieß, waren ein Richter, ein Notar, mehrere Häſcher und Zeugen verborgen. Nachdem die Magd angekommen, ward der Verſuch des Giftes mit einem Hunde wirklich angeſtellt und derſelbe verſchied alsbald. In dieſem Augenblicke ſtürzten jene aus dem Nebenzimmer hervor, banden die Perſon und führten ſie in's Gefängniß ab. Zu gleicher Zeit wurden auch die Spara, die Färberin und die Fleiſcherin, endlich auch die Spinnerin und ihre beiden Töchter nebſt einer großen Anzahl anderer, jungen und alten, Wittwen, welche Verdacht auf ſich geladen, verhaftet; nur der Aufkäuferin Gracioſa konnte man nicht gleich habhaft werden; denn dieſe war mit einem Mal verſchwunden und jede Anſtrengung der Polizei, ihre Spur zu entdecken, längere Zeit umſonſt. Allein ſie entging ihrem Schickſal

dennoch nicht; denn im Wahne, man werde ſie bereits vergeſſen haben und ihr Name in dem bevorſtehenden Prozeſſe gar nicht genannt werden, kehrte ſie in die Stadt zurück, aus der ſie ſich geflüchtet und begab ſich unbemerkt in ihr Haus. Da Niemand ſich um ſie zu bekümmern ſchien, ſo hatte ſie die Kühnheit, ſogar auf dem Vatikane wieder zu erſcheinen, wo ſie unter dem großen Haufen ſich völlig ſicher hielt. Allein der Zufall fügte es, daß, als ſie bei der Rückkehr ganz ſorglos an den Gefängniſſen der Tordinona vorüberging, gerade der bei dem Prozeſſe gebrauchte Notarius, Mariotti, aus derſelben herauskam. Die Phyſiognomie der Perſon, welche etwas vom inneren Seelenzuſtande ausdrückte, fiel ihm auf und eine Ahnung von der Identität der entwichenen Graciosa mit derſelben durchfuhr ihn. Er wendete ſich raſch deßhalb zu einigen Häſchern, welche ſo eben einen Gefangenen führten und befahl ihnen, dieſe Frau zu fragen, ob ſie nicht Dorothea heiße; im bejahenden Fall ſollten ſie dieſelbe ohne weiteres verhaften. Die Häſcher gingen auf ſie los und ſtellten die Frage; worauf ſie erwiederte: „ich heiße nicht Dorothea, ſondern Graciosa!“ Wild jubelnd riefen jene: „Die gerade ſuchen wir!“ So ward denn auch die Aufkäuferin eingebracht und man konnte die Verhöre mit aller Ausführlichkeit vornehmen.

Der Governadore ſaß der Unterſuchung in eigener

Perſon vor, unterſtützt von dem Obernotar Gennenti. Jeden Tag mußte man dem Pabſte ausführlichen Bericht über ihren Fortgang erſtatten. Eine Menge Zeugen wurden vorgeladen; nur Jeronima Spara, als die letzte Urheberin derſelben und Erfinderin des Giftes bezeichnet, läugnete ſtandhaft. Man hielt deßhalb mehrere heimliche Kongregationen und faßte in einer derſelben den Beſchluß, die verſtockte Verbrecherin auf die Folter ſpannen zu laſſen.

Als Spara hievon in Kenntniß geſetzt wurde, beſiegte die weibliche Schwäche die Ungezähmtheit des Gemüthes; ſie brach in bittere Thränen aus und rief: „Wo ſind nun all' die Principe's, die Marcheſen, die Barone Roms, welche mich bei ſo vielen Anläſſen ihres Schutzes verſichert? wo die hohen Damen, welche mir ihre Gunſt betheuert und denen ich in ihrer Noth geholfen? Wie? ich ſoll auf die Corda geſpannt werden? Wehe mir! Keines von meinen Kindern, die ich in ſo glänzende Umſtände verſetzt, erſcheint jetzt, um mich zu retten. Ja, und wenn ſie auch erſchienen, an wen ſollen ſie ſich wenden, wen um Fürſprache für ihre Mutter angehen?"

Die Folterknechte brachten ſie in die furchtbare Kammer und begannen bereits ſie auszukleiden; allein Spara ließ es nicht zum Aeußerſten kommen, ſondern geſtand ſowohl die Thatſache ein, daß ſie das Gift

bereitet, welches ſo vielen Menſchen das Leben gekoſtet, als auch gab ſie die Materialien an, woraus die Fabrikation geſchehen war.

Alexander VII. hatte an dieſem Geſtändniß genug und ſeltſamer Weiſe drang man nicht weiter in die ruchloſe Wahrſagerin, auch die Perſonen anzugeben, welche ſich ihrer Hülfe zu ihren abſcheulichen Intriguen bedient hatten. Vermuthlich befürchtete man in die Verhältniſſe von allzu vielen, hochgeſtellten Familien einzudringen und ein Uebel, noch ſchlimmer, als das Geſchehene, dadurch hervorzurufen, wenn die Gerechtigkeit allzu genau unterrichtet würde. Oder auch gab man zum mindeſten den Thatſachen, welche nicht auf die bereits Verhafteten ſelbſt ſich bezogen, keine Oeffentlichkeit. Das Wichtigſte, was man vorläufig zu thun ſich gedrungen fühlte, ſchien die einſtweilige Verhinderung der Fortſchritte des Meuchelmords. Auf allen öffentlichen Plätzen wurde daher ausgerufen und an allen Straßen-Ecken angeſchlagen, daß Niemand von welchem Stand' er auch ſeyn möchte, bei Galeerenſtrafe es wagen ſollte, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Governadore von Rom und des Tribunals, von irgend einem Diſtilleur in der Hauptſtadt ſowie in der Umgegend Scheidewaſſer oder eine Eſſenz dieſer Art, oder auch nur Ingredienzen dazu zu kaufen.

Die Ausſagen der Spara lieferten nun die ab-

ſcheulichſten Aufſchlüſſe über das, was vorgegangen und beſonders über die Art und Weiſe der Zubereitung des Giftes. Es war aus den feinſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt und die Berechnung ſeiner Wirkung, je nach der ſtärkeren oder geringeren Miſchung ſo ſicher, daß die Monate und Wochen, ja Tage und Stunden angegeben werden konnten, in welchen der dem Tod Geweihte erliegen würde. Jeronima hatte das Geheimniß bei ihrer Landsmännin und Meiſterin, Tofania, in Palermo ſelbſt gelernt und nach Rom gebracht, wo ſie allmählig einige andere Frauen ihres Gelichters in's Geheimniß zog und das Ganze ſofort leitete. Gerade der Umſtand, daß die Zeit des Verſcheidens ſtets von ihr ſo genau angegeben worden, ohne daß ſie gerade beim Abgang aller äußern Zeichen, in den Verdacht als Urheberin beim Publikum fiel, hatte ihren Ruf als Wahrſagerin bei den Perſonen begründet, welche ſie für frevelhafte Zwecke ſuchten und durch eine gewiſſe Sympathie, in der ſie ſich nicht getäuſcht ſahen, zu ihr hingezogen wurden.

Das Tribunal beſchränkte ſich darauf, das Todesurtheil über die fünf Perſonen, welche als Hauptverbrecherinnen und Verführerinnen des übrigen überwieſen worden, nämlich die Spara, die Färberin, die Fleiſcherin, eine Fleckenauszieherin und die Gracioſa,

zu fällen und Alexander VII. beſtätigte daſſelbe ohne Verzug.

Auf dem Campo di Fiore wurden in aller Frühe hohe Galgen aufgerichtet, und damit der Menge deſto mehr Raum verſtattet würde, das blutige Schauſpiel mit anzuſehen, ſämmtliche Kramladen auf dieſem Platze niedergeriſſen. Man wünſchte ein ſo großes Publikum dabei, als möglich, um durch die Strafe für die Zukunft abzuſchrecken. Die Wohnungen auf dem Campo di Fiore waren ſo ſehr angefüllt, daß viele Damen Fenſter bis zu dreißig Ducatis mietheten, andere aber beinahe erdrückt wurden, oder vor Hitze erſtickten, nur um in eitler Neugier die Schande ihres Geſchlechts vorüberziehen und gerichtet zu ſehen.

Nachdem den Delinquentinnen die Sentenz verleſen worden, übergab man ſie der frommen Prieſterſchaft der Confortatoris, welche ſie zum Tode vorbereiteten. Aller Trotz war ihnen gebrochen und ſie zeigten ſich ſo zerknirſcht und reumüthig und erhoben ein ſolch' entſetzliches Weheklagen und Geheul, daß das öffentliche Mitleid ſicherlich ihnen zu Theil geworden ſeyn würde, wären es gerade nicht Miſſethäterinnen von ſolch ausgefeimter Ruchloſigkeit geweſen, welche hier ihrem Schickſal entgegengingen. Spara allein zeigte noch bis zur Stunde, wo man ſie aus dem Kerker führte, einige Haltung; ſie hoffte ſtandhaft

ihre Rettung, in Folge der Fürſprache irgend eines mächtigen Hauſes, welches, ihrer Meinung nach, Verbindlichkeiten gegen ſie hatte. Vielleicht auch hatte man blos durch ſolche allgemeine Verheißungen weitere Geſtändniſſe zum Nachtheile von Dritten bisher verhindert, wenn nicht der Pabſt ſelbſt, wie man vermuthen darf, dieſelben mit Abſicht fern gehalten.

Auf fünf mit Ochſen beſpannten Karren wurden die Verurtheilten aus der Tardinona von vermummten Perſonen nach der Richtſtätte gebracht; jede der fünf Frauen war von zwei Confortatoris begleitet, welche mit ihrem geiſtlichen Zuſpruch bis zum Augenblicke der Vollziehung des Spruches fortfuhren. Ein Diener des Scharfrichters ritt dem Zuge voran mit einer Trompete, aus der er von Zeit zu Zeit einen Stoß that, unter dem Ausruf: „Seht hier dieſe Weibsleute, welche hingerichtet werden, weil ſie nicht nur ihre eigenen Männer, ſondern auch noch andere Perſonen um's Leben gebracht haben!“ Dieſe Trompetenſtöße und die ganze ſchauerliche Zeremonie bewirkten einen Eindruck auf das Volk, wie der Pabſt ihn gewünſcht. Die Schuldigen und die Unſchuldigen zitterten gleich ſehr, da Niemand wußte, ob nicht im Schooſe ſeiner eigenen Familie noch irgend ein Nachtrag des ſchwarzen Verbrechens ſich offenbaren, oder die Gerechtigkeit den einen oder andern Nachbar von der

Seite reißen und zu gleicher Beſtrafung abſühren werde.

Nur mit Mühe konnten die Armenſünderkarren auf das Campo de Fiore gelangen, ſo ungeheuer war das Gedränge des Volks. Die Confortatoris halfen den Unglücklichen, als ſie den Schaffotten endlich nahe gekommen, herab. Spara wollte ſich von ihrem Wagen herabſtürzen, ward aber zurückgehalten. Das Urtheil hatte verfügt, daß ſie die Hinrichtung ihrer vier Schweſtern mit anſehen und zu allerletzt gehängt werden ſollte. Graciosa eröffnete den Reihen, und als es endlich an Spara kam, blickte dieſe nochmals mit flehentlichen Blicken umher, ob nicht Gnade erſcheine. Aber die hohen Herren und Damen, denen dieſe Blicke galten, hatten für gut gefunden, des Pabſtes Milde preiſend, ſich völlig ſtill zu halten, und frohlockten, mit dem Werkzeuge ihrer Verbrechen dieſe zugleich ſelbſt vielleicht in ewige Vergeſſenheit verſchwinden zu ſehen. Noch ein Glas Waſſer erbat ſich die Alte, und ſetzte, als man ſie heraufzog,, einen Fuß in die Leiter, was ihre Schmerzen vergrößerte. Unter gräßlichen Zuckungen gab ſie den Geiſt auf. Der Wunſch, ihre Kinder noch vor ihrem Ende zu ſehen, war aus dem Grunde unmöglich gemacht worden, weil dieſelben, um der Schmach zu entfliehen, ſchon vor dem Tage der Execution nach Neapel gereiſt waren. Die Leichname

blieben etwa eine Stunde lang am Galgen; darauf wurden ſie nach der Piazza S. Giovanni Decolleto gebracht und daſelbſt beigeſetzt.

Einige Monate ſpäter erfolgte, da das blutige Schauſpiel nicht alle Luſt zum Giftmiſchen vernichtet, abermals eine Hinrichtung durch den Strang, und es waren wiederum zwei Wittwen, die ihre Männer durch Aqua Tofana getödtet. Eine dritte, eine Betſchweſter, ward mit Ruthen geſtrichen. Einige Zeit darauf wurden noch fünf Frauen des Landes verwieſen und eine Anzahl von jüngeren und älteren Perſonen, welche zum mindeſten in hohem Grade des Verbrechens ſich verdächtig gemacht, ebenfalls mit Ruthen gepeitſcht. Mit ſolcher ungewöhnlichen Milde verfuhr man in demſelben Rom, welches die ſchuldloſe und engelſchöne Beatrice Cenci und ihre Familie für eine That der gerechteſten Nothwehr des ſchauervollſten Todes ſterben ſah.

Der Pabſt war durch die entſetzlichen Ergebniſſe der Unterſuchung des vielverzweigten Verbrechens ſo angegriffen, daß er die Prozeßakten in der Engelsburg verwahren ließ, um das Geheimniß der raffinirten Giftmiſchung ſelbſt dem Publikum zu entziehen; denn es ſchien, trotz der tragiſchen Scene auf dem Campo de Fiori, ein eigenthümlicher Reiz in der Verübung der beſtraften That zu liegen, welcher in pſycholo-

giſcher Hinſicht und als trauriger Beitrag zur Kulturgeſchichte betrachtet wurde und daher eher zur Verhüllung als Veröffentlichung der Einzelnheiten beſtimmte. Noch hie und da ereigneten ſich Fälle, wie die angedeuteten, und das Verbrechen nahm blos, wo möglich, noch künſtlichere Formen an und wußte ſich aller menſchlichen Wachſamkeit durch verſtärkte Vorſicht zu entziehen. Erſt ſpäter fand man ein Gegenmittel für die Aqua Tofana, nämlich in Citronenſäure und ſcharfem Eſſig. Durch einen Zufall hatte ſich damit der Gatte einer ſchönen aber buhleriſchen Frau das Leben erhalten; er war großmüthig genug, durch die Fürbitte einer einflußreichen Dame von hohem Rang, die Todesſtrafe von der Verbrecherin abzuwenden. Sie ward in ein Kloſter gebracht.

Der Pabſt aber ließ öffentlich auf jenes Gegenmittel aufmerkſam machen und die nöthigen Sanitätsmaaßregeln in vorkommenden Fällen vorſchreiben. Der fürchterliche Höllentrank ſelbſt, von dem hier ſeitdem die Rede war, iſt in den Verhören und in den Geſchichten der Medizin als ein klares, geſchmackloſes Waſſer beſchrieben worden, wovon 5 — 6 Tropfen hinreichten, um demjenigen den Tod zu geben, welcher ihn hinuntergeſchlürft. Während Einige ihn von dem Schaum aus dem Munde von Erhängten und Erdroſſelten oder abſichtlich zum Wahnſinn Gereitzten,

mit allerlei abentheuerlichen Anekdoten die Sache aus⸗ſchmückend, hinſtellten, erſahen Andere in ihm nichts als eine Auflöſung von kriſtalliſirtem Arſenik, als Hauptbeſtandtheil, ohne jedoch die Möglichkeit noch fernerer Zuſätze zu läugnen.

Eine Art Gegenſtück zur Acquetta, wie die Aqua Tofana mit einem ſchauderhaften Diminutiv bisweilen genannt worden iſt, wenn in der Form auch ver⸗ſchieden, erlebte man beinahe um dieſelbe Zeit (1656) zu Gürau, einer Stadt in Niederſchleſien. Eine fürch⸗terliche Peſt, deren Urſprung und näheren Charakter Niemand anzugeben wußte, nahm in dieſem Orte mit ſolcher Schnelligkeit zu, daß binnen kurzer Zeit über 2400 Perſonen von jedem Alter, Geſchlecht und Stande, dahin gerafft wurden. Wer nur über die Straße ging, fiel um, gleich Fliegen, und ein ein⸗ziges Familienglied ſteckte alle übrigen an. Oft ſtar⸗ben ganze Häuſer zuſammt aus, und jede Hülfe, wenn ſie auch gebracht werden wollte, war vergebens. Die Kinder erlagen über und neben ihren Eltern dem grauſenvollen Geſchick und Schweſtern und Bräute hatten kaum den geliebten Gegenſtänden den letzten Abſchiedsgruß geſpendet, als ſie ſelber nachfolgten und ein Grab ſie zugleich verſchloß. Zuletzt fehlte es nicht nur an Aerzten und Prieſtern, ſondern ſelbſt an Hand⸗werksleuten, welche die allernöthigſten Lebensmittel

lieferten und eine gräßliche Hungersnoth verband ſich mit der würgenden Seuche und drohte der Stadt eine vollſtändige Ausrottung. Wer ſein Leben liebte, ſuchte ſich dadurch zu retten, daß er den Ort ganz verließ und in benachbarten Dörfern ſich einquartirte oder auf freiem Felde Hütten aufſchlug.

Ein Zufall verrieth endlich die Quelle dieſes allgemeinen Elends und Jammers. Dem Todtengräber des Ortes entlief ein Schwein und ſuchte das Weite, ſeinen Weg nach jenen Hütten nehmend. Der Eigenthümer eilte dem Thiere nach und gedachte bereits, es eingefangen zu haben, als ein Schuß ganz in ſeiner Nähe es darniederſtreckte. Die Geflüchteten, welche angſtvoll den unſauberen Gaſt erblickt und eine Anſteckung ihres Aſyles durch das Thier, in welchem der Peſtſtoff bereits ſtecken konnte, befürchtet, hatten auf ſolche Weiſe der ihnen drohenden Geſellſchaft ſich entlediget.

Der Todtengräber kehrte voll Zorn zurück, erſchien aber bald wieder zu Pferd nahe vor den Hütten und ſtellte mit allerlei Scheltworten die Vollbringer der an ihm geübten Rechtsverletzung zur Rede. Dieſelben ſchrieen ihm zu, zurück zu bleiben, indem ſie ſonſt ihm ein gleiches Loos, wie ſeinem Schweine, bereiten würden. Der Mann, vom Weine taumelnd und vom Zorn dahin geriſſen, erlaubte ſich

jetzt die Aeußerung: er gedenke bald mit der Stadt vollends aufzuräumen, und man möge ſich nur inzwiſchen die Mühe nicht geben, ihn zu verlangen. Dieſe Worte fielen ungemein auf und wurden alsbald dem Rathe überbracht.

Ein zweiter Vorfall, welcher wenige Tage darauf ſich ereignete, erregte noch größere Aufmerkſamkeit. Die Frau eines der vornehmſten Einwohner, voll Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend, war geſtorben. Man hatte den Sarg bereits auf den Friedhof gebracht und der Todtengräber ihn in Empfang genommen, um ihn in die Erde zu verſenken. Als er den Gatten nun troſtlos und aufgelöst in den wildeſten Schmerz darneben erblickte, tröſtete er ihn mit teufliſchem Hohngelächter und ſagte zu ihm: „Seyd ruhig, lieber Herr! Bald ſeyd Ihr Beide wiedervereint. Heute begrab' ich Euere Frau; morgen hole ich Euch ſelbſt!“ Auch dieſe Rede ward an die Obrigkeit berichtet. Und nun ertheilte dieſelbe Befehl, den Todtengräber, welcher immer unheimlicher ſich gebehrdete, gefangen zu ſetzen und ließ ein ſtrenges Verhör mit ihm anſtellen. Allein erſt auf der Folter geſtand er: der böſe Geiſt habe ihm eingegeben, vergiftetes Pulver zu bereiten und daſſelbe nicht nur in die Brunnen, ſondern auch auf die Straßen zu ſchütten. In Speiſe und Trank breitete es auf ſolche Weiſe Verderben und da die über die Stra-

ßen Wandelnden mit ihren, damals langen, Kleidern den Giftſtaub auffingen, ſo kam es auch auf dieſem Wege in die Häuſer. Der Böſewicht bekannte ferner, daß er die Sache nicht nur für ſich allein getrieben, in der Hoffnung, ein reicher Mann zu werden und nach und nach die ganze Stadt zu beerben, ſondern auch ſeine Kollegen in mehreren Städten Nieder-Schleſiens damit verſehen habe, wofür ſie ihm großen Dank gewußt hätten, da die Kundſchaft beträchtlich ſich vermehrt und durch den geſteigerten Dienſterwerb ſie vermöglich gemacht habe. Er behauptete: der Todtengräber zu Brausnitz allein habe über 700 Menſchen, in Folge der Wirkung ſeines Giftes, begraben.

Die Strafe des Mörders war der Größe des Verbrechens und den Sitten der Zeit angemeſſen; doch ſchien ſie Vielen noch allzu mild und keine phyſiſche Qual hart genug für den beiſpielloſen Miſſethäter. Man zwickte ihn mit glühenden Zangen, ſchnitt Riemen aus ſeinem Leibe, und verbrannte ihn endlich, um was er ſelbſt gebeten haben ſoll, zu Pulver.

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs.

Indem ich bemerke, daß von einigen der angeführten Quellenſchriftſtellern aus Ueberſehen bisweilen nur der Name, ſtatt der ganze Titel des Werkes, wie an den andern Stellen angegeben worden, habe ich noch anzuführen, daß die Sammlung The British Plutarch mir zu ſpät in die Hände gekommen iſt, um ihn noch benützen zu können und er mir blos an einzelnen Stellen während des Druckes noch Dienſte leiſtete. Man findet in der darin enthaltenen obgleich kurzen Biographie verſchiedene intereſſante Thatſachen, beſonders in Bezug auf das Privatleben und die letzten Augenblicke Sir Walters, die an den König und an ſeine Gattin unmittelbar vor der Hinrichtung geſchriebenen, herzergreifenden Briefe, welche wir, beengt durch den Raum dieſes Bandes, hier nachträglich mitzutheilen verhindert werden.

Ebenſo liefert der British Plutarch auch, ſowohl für die Biographie Raleighs, als jene des berühm-

ten Spencers, (B. II.) allerlei Literarhiſtoriſches und es geht aus dieſen, wie auch aus mehreren Biographien Shakespeare's hervor, daß der „Pierre l'Hermit des mers" *) ſeinen Einfluß bei der Königin Eliſabeth ſtets auf die würdigſte Weiſe, zu Gunſten der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte, mittelſt Unterſtützung dürftiger Schriftſteller und Dichter, geltend zu machen bemüht war.

Selbſt als Dichter, (obgleich dieß vielleicht ſeine ſchwächſte Seite war **) ſtiftete er einen Sirenen-Orden ***) von dem auch Shakespeare Mitglied war †). Spencer, welcher ihn als den „Schäfer des Oceans" zu begrüßen pflegte, hat in verſchiedenen Gedichten ihn verherrlicht und ihm treue Freundſchaft ſein Leben lang bewahrt.

---

*) So nennt Chateaubriand in einer ſeiner neueſten Schriften W. Raleigh, wie auch Fr. Drake.

**) Der britt. Plutarch liefert ſeine Vision of the fairy Queen.

***) (Berliner) Magazin für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1836.

†) Der Umſtand, daß Graf Eſſer ebenfalls ſein Gönner war, ſchadete ihm nichts bei Raleigh.

Ende des erſten Bandes.

Inhalts-Anzeige

des

erſten Bandes.

Seite

Vorwort. 5

I. Sir Walter Raleigh. 11

II. Die Liebe Pfalzgraf Friedrichs III. und Leonorens von Oeſterreich 245

III. König Chriſtiern II., das Täublein von Amſterdam und Mutter Sigbrit 285

Seite

IV. Giulio Ceſare (Lucilio) Vanini 321

V. Die Aqua Tofana in Rom unter Pabſt Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schleſien 455

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs 481

Biographiſch-hiſtoriſche

Studien

von

Ernst Münch.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1836.

8738
20/11/90

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

Staatsrath von Fiſcher

in

Stuttgart,

Komthur des K. W. Kronordens, Ritter des Friedrich-Ordens u. ſ. w.

in

hochachtungsvoller Freundſchaft

der Verfasser.

Inhalts-Anzeige

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Hiſtoriſche Parallelen und Zeitſtimmen, Belgien und die Belgier betreffend 5

II. Zur Geſchichte des Lebens, des Charakters und der Regierung König Wilhelms I. der Niederlande 45

III. Die Ereigniſſe zu Brüſſel im September 1830 . 137

IV. Bruchſtücke einer Biographie des Demoſthenes . . 183

V. Ferdinand Wanker, Profeſſor der Moral und deſignirter Erzbiſchof von Freiburg 257

V. b) Habsburg; die Schickſale der Burg und des Geſchlechts in gedrängtem Umriß 313

VI. Stefano Porcaro. 361

VII. Vittoria Accoramboni. 381

VIII. Beiträge zur Geſchichte der Meerfahrt König Philipps des Schönen im Jahr 1506. . . 421

IX. Floris von Montmorency, Herr von Montigny . . 437

I.

Historiſche Parallelen
und
Zeitſtimmen,
Belgien und die Belgier betreffend.

Multa renascentur quae jam cecidêre caduntque.

(Geſchrieben in den Jahren 1830 und 1831).

Bei Beurtheilung der Begebenheiten in den Niederlanden und der Verhältniſſe zwiſchen Belgien und Holland, zwiſchen Dynaſtie und Nation, haben nicht ſelten weſentliche Irrthümer dadurch ſich eingeſchlichen, daß man die alten Zeiten und Bezeichnungen durchaus nicht gekannt, den Charakter und die Stimmung — der Belgier, namentlich aus früheren Perioden, nicht gehörig gewürdigt, und namentlich der Idee Raum verſtattet zu haben ſcheint, als hätten Letztere in früherer Zeit eine ſelbſtſtändige Nation gebildet, welche nachmals unterdrückt, erobert, und vermöge des Eroberungsrechts an die Holländer, ſomit in einen neuen Zuſtand von Unterdrückung, gekommen ſeyen. Diejenigen Individuen, welche dieſer Idee huldigen, müſſen entweder die Geſchichte des Volkes gar nie ſtudirt

haben, oder vielmehr ſie affektiren völlige Unwiſſenheit von Dingen, die doch durchaus zu unbefangener Würdigung der Geſchichte des Tages gehören, weil die Gegenwart, ſowohl was den faktiſchen als rechtlichen Beſtand betrifft, aus der Vergangenheit nothwendig erklärt werden muß. Die Belgier haben, wie die Holländer, eine Reihe von geſchichtlichen Verwandlungen durchgegangen, ohne jemals eine Nation geweſen zu ſeyn. Der Beweis dafür läßt ſich von Cäſars Zeiten bis auf Van de Weyer nachliefern. Wäre der Gegenbeweis möglich, ſo würde dieß für ihre Revolution einen günſtigeren Maaßſtab zur Beurtheilung ihrer Legalität oder Entſchuldbarkeit darreichen; aber leider bleibt er durch alle Thatſachen im Zuſammmenhang, wie im Einzelnen, verſperrt. Wir finden bis zur Burgundiſchen Periode blos einzelne Herzogthümer, Grafſchaften, Herrſchaften, Städte, mit einer Unzahl von Privilegien und Rechten, von Anmaßungen und Reklamationen, bald wechſelſeitig gegen einander ſelbſt, bald von den Unterthanen und Vaſallen gegen die Herrſcher, bald von Herrſchern und Vaſallen gegen die Kaiſer und den Reichsverband, zu dem ſie gehörten, ausgeübt. Nicht einmal der Kollektiv-Begriff eines Belgiſchen Volkes findet ſich bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts irgendwo ausgeſprochen; die Idee einer Belgiſchen Nation, als ſolcher, fehlt ganz;

eben ſo wenig ſtellt ſich ein ſolches auch im Norden dar; aber früher, als in Belgien, ward doch bei den Holländern, Seeuwen und Frieſen das Gefühl vorherrſchend, daß ſie einen Brüderbund, dem Auslande gegenüber, bildeten, und die glorreichen Erinnerungen an die alten Kämpfe und Unternehmungen der Bataver weckten ſchon in früherer Zeit eine Art Nationalität. Alle Geſchichtſchreiber früherer und ſpäterer Zeit ſtimmen darin überein, daß es niemals eine Völkerſchaft von unruhigerem, ungeſtümerem und tumultliebenderem Geiſte gegeben, als die Belgier im engeren Sinne. Sie zeigten ſich mit keinem Zuſtand der Dinge jemals zufrieden, mit einem guten ſo wenig als mit einem ſchlechten, und merkwürdig genug, mißhandelten ſie die Guten ſtets am meiſten, während die Schlechten ihnen am ſicherſten imponirten. In keiner andern Volksgeſchichte findet ſich eine ſo frühe und ungemeſſene Ausdehnung von individueller Freiheit, und in keiner ein ſo unmäßiger und unzähmbarer Mißbrauch derſelben; alſo zwar, daß namentlich durch die Annalen und Rechtsgeſchichte der Flandriſchen und Walloniſchen Städte dargethan werden kann, wie wenig für die Herrſchaft einer wohlverſtandenen Freiheit, einer geſetzlichen Ordnung und eines feſten Kultur=Zuſtandes die Demokratie in ihrem Sieg und in ihrer Reinheit tauge. Die unzähligen Parteien im Süden verhin=

derten ſtets die Concentrirung einer Geſammtkraft; ſie verzögerten — was die Parteiungen der Houcks und Kabbeljauws betrifft — auch im Norden lange Zeit ein Aehnliches, bis der gereiftere politiſche Verſtand der Holländer dem Uebermaaß der Leidenſchaften Zaum anlegte und durch einen mannhaften Sieg über ſich ſelbſt die Freiheit ihre ſelbſtmörderiſche Waffe auf den Altar der gemeinſamen Wohlfahrt niederlegte. Wenn auch der Norden, wie der Süden, die gleichen zahlloſen Verbrechen ſah, welche die aufgeregte Parteiwuth, oft zum Abſcheu der gebildeten Welt, bis zum Uebermaaß häufte, ſo war doch immer noch eine durchgreifende Idee, ein Zuſammenhang des Ganzen, und ein eiſerner Charakter in allen einzelnen Erſcheinungen ſichtbar. Die Helden dieſer Tragödien waren rieſenhafte Marmorbilder, welche nicht ſelten Bewunderung erregt haben würden, wenn die verſchloſſenen Augen ſprechen gekonnt und die kalte Bruſt nicht das Mitgefühl verſcheucht hätte: aber in den Parteikämpfen der Lütticher, Brabanter und Flandrer ſprach meiſt nur tolle Vertheidigungswuth, ohne irgend ein klares Ziel, eine Negation ins Unendliche ohne beſtimmte Bedingungen der Möglichkeit eines Endvergleiches, eine Luſt an Revolutionen als ſolchen, nicht weil ſie zu dieſem oder jenem Ziel führten, endlich eine Phantaſie für Unordnung, Verwirrung und Mord ſich aus, welche

oftmals gar keine vernünftige, politiſche oder pſycho=logiſche Erklärung zulaſſen. Die Freiheit, welche ſie begehrten, und an welcher die mindeſte Betaſtung Hochverrath ſchien, beſtand darin, Alles thun und un=terlaſſen zu dürfen, was mit ſoliden Begriffen unver=träglich war und den Betreffenden meiſt zum eigenen Schaden ausfiel. Die ganze Richtung faſt aller ſüd=lichen Provinzen, Luxemburg etwa ausgenommen, war ausſchließlich demokratiſch; und doch behielt man ein Scheinbild von monarchiſcher Form bei. Dieſe Heu=chelei, welche überall ſich früher oder ſpäter durch den Untergang aller Parteien beſtraft, welche ſie für ſelbſtſüchtige Zwecke gebrauchen, führte faſt alle die widerlichen und unüberſehbaren Kämpfe herbei, deren Schauplatz Belgien oder vielmehr die Geſammtmaſſe der verſchiedenen Provinzen, die nachmals unter ſolchem Namen begriffen wurden, ununterbrochen geweſen iſt; und während faſt jedes Volk doch wenigſtens Einen Glanzpunkt in ſeiner Geſchichte beſitzt, und groß und wirkſam nach Außen auftritt, können die Belgier kei=nen einzigen aufweiſen; denn die Trophäen von Kon=ſtantinopel und den ephemeren Ruhm des Byzantiniſch=Flandriſchen Reiches müſſen ſie mit Franzoſen und Teutſchen theilen. Die Geſchichtſchreiber der Belgier ſelbſt erſchöpfen ſich in Klagen über Manches, was bei ihnen, zum eigenen Schaden des Landes, in Bezug

auf Empörung, Bürgerkrieg und Ausſchweifungen der Parteien geſchehe. Auch die franzöſiſchen Hiſtoriker ſtimmen darin eifrig überein. Der Verfaſſer der ſehr gut geſchriebenen und der Mutter Franz's I. zugeeigneten Legende des Flamens, ſpricht gleich im Eingang von den Megären der Zwietracht, welche aus den ſtygiſchen Gewäſſern emporgeſtiegen ſeyen und durch Anfüllung der Herzen der Flamänder und ihrer Geſchlechts-Verwandten mit frevelhaftem Hochmuth und veraltetem Vorurtheil nicht nur im eigenen Hauſe, ſondern ſelbſt bei den Fremden Krieg, Verwirrung und Unglück ohne Maaß und Ende herbeigeführt hätten.

Ein großer Theil der Kämpfe im Innern von Frankreich, und diejenigen mit England dazu, ſeyen größtentheils durch das unheilvolle Geſchlecht der Flamänder, Hennegauer, Artoiſier und Burgunder angefacht worden. Billig ſeyen dieſe Völker Gegenſtand der Verwünſchung von Jedermann; und die ganze Chriſtenheit habe ein Recht, ſie als die Urheber einer Reihe von Drangſalen und des vielen, unnütz vergoſſenen Blutes anzuklagen. Der Verfaſſer, welcher dann allerlei über ihre bäuriſche und unverdauliche Sprache, freilich hier mit Unbilligkeit, redet, erklärt darauf: daß er das ganze Gemälde dieſer traurigen und widerlichen Scenen mit kühnem Muth entrollen und den verläumderiſchen Angriffen der Flamänder und

ihrer Geſchlechts-Verwandten mit der Wahrheit zu begegnen wiſſen werde. „Dieſe Länder — fährt er darauf weiter fort — ſind Jedermann bekannt, wegen ihrer groben Unkunde und Undankbarkeit gegen die vielen Wohlthaten, Ehren und Rechte, welche ſie von den Königen empfangen, und welche gleichwohl ſie nicht verhindert, ein immerwährendes Labyrinth von Verwirrung und Zerſtörung aufzubauen, dadurch, daß ſie einem blinden Hange nach Aufruhr und Herrſchaft ſich hingegeben und niemals mit dem gegenwärtigen Beſitze zufrieden zu ſeyn, ſondern ſtets die Gränzen zu erweitern getrachtet haben. In ihrem Uebermuth finden ſie alles zu klein, und zu eng, und wie die alten Rieſen wollen ſie ſelbſt den Himmel ſtürmen, und fürchten die rächeriſchen Donner und Blitze Jupiters nicht, welche ſie niederzuſchmettern im Stande ſind. Es iſt billig und gerecht, daß man ihre Laſter, welche offen und notoriſch vorhanden ſind, ſo bezeichne und ſchildere, wie man ſie findet, damit die Beſſergeſinnten daran ſich ſpiegeln und Abſcheu nehmen, wiewohl zu befürchten ſteht, daß ſie zuletzt auch noch die Unſchuld dieſer verpeſten werden.“

„Die Sprache iſt nach Cicero, das Band der innigern Freundſchaft und Verbrüderung. Freilich kann Niemand läugnen, noch in Abrede ſtellen, daß die Flamänder im gewöhnlichen

Leben keineswegs der franzöſiſchen, ſondern der teutſchen Sprache ſich bedienen; zwar dieſer nicht in ihrer Reinheit, ſondern etwas baſtardiſirt und übelgebildet; dennoch kann ich darauf antworten: Die Edlen in den Städten gebrauchen mit vielem Glücke, (indem ſie hiefür die nöthige Anleitung erhalten haben) die franzöſiſche Sprache und achten diejenigen, welche ſie nicht reden, für Dummköpfe, Bauern und gemeine Leute (idiotes, agrestes et vilains). Deſto mehr iſt zu verwundern, und es beweist deſto mehr ihre Unvernunft und ihr Unrecht, daß ſie mit ſo großer Hartnäckigkeit und mit ſo eingefleiſchtem Haſſe ihren wahren und natürlichen Beherrſchern, den Allerchriſtlichſten Königen Widerſtand bieten.“

Nachdem der Verfaſſer der Legende ſein Werk zu Ende gebracht, erlaubt er ſich noch folgende Bemerkungen: Dies ſind die hübſchen Touren, welche die Flamänder ſich gegen ihre rechtmäßigen und angebornen Herren erlaubt haben; mögen ſie nun die Zähne wetzen und das Geſicht verziehen, ſo viel ſie wollen. Man darf ſich demnach nicht wundern, wenn ſie zu unſrer Zeit um nichts beſſer ſich zeigen, als ihre Väter und Vorväter in frühern Perioden geweſen ſind; ſie ſind nur in den Fußtapfen derſelben fortgewandelt und das Sprichwort hat auch an ihnen ſich bewährt: Wie der

Vater, ſo der Sohn. Keiner von ihren Grafen hat jemals die gebührende Treue und Lehenspflicht gehalten und erfüllt. Der Umſtand, daß in unſerer Zeit viele andere große Provinzen und Herrſchaften mit Flandern vereinigt worden ſind, hat ihnen die Köpfe ſo ſehr verdreht, daß ſie nicht wiſſen, wie hoch ſie dieſelben emporſtrecken wollen, und daß Jeder von ihnen ſich einbildet, ein König zu ſeyn, ſo ſtolz und übermüthig ſind ſie nach und nach geworden. — Mit den Beinamen und Titeln, welche ſie an die Könige der Nachbarſchaft verſchwenden, wollen wir das Pergament verſchonen. Allein alle die thörichten und eiteln Allegationen der Flamänder, Hennegauer und Artoiſier, mit welchen ſie ſo freigebig aufwarten, ſind eitle Pfeile, von Knaben verſchoſſen. Ein einziges Königreich, zuſammengehalten durch Liebe und Eintracht, und geregelt in ſeinem Innern, iſt mehr werth, als ein noch ſo großer Aggregat von Ländern, darin die Frechheit und die Zwietracht vorherrſchen.“ —

Die Belgier, in Denkſchriften, Preisfragen und Panegyriken neuerer Zeit, beſonders in ſolchen, welche abſichtlich verfaßt ſchienen, um zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart Parallelen, und zwar zum Nachtheil der letzteren, aufzuſtellen, und eine Sehnſucht nach der erſteren zu erwecken, haben die Periode Phi-

lipps des Guten als die blühendſte und glückbringendſte ihrer ganzen Geſchichte aufgeſtellt; nun führten ſie aber, die Flamänder zumal, gegen dieſen Fürſten, ſo unaufhörliche Kriege und zettelten ſo viele Empörungen an, daß der Tiefgereizte endlich einen Theil ihrer maaßloſen Privilegien und Rechtſame beſchnitt und durch ein neues, kräftiges und zugleich mildes, Regiment Ordnung und Einheit begründete. Sein Sohn, der ſtreitbare Karl, welcher ſolchen Trotz noch weniger zu dulden in der Stimmung war und die Wiederkehr mit blutiger Strenge ahndete, ſetzte dieſes Syſtem fort; allein, wenn wir Thatſachen und Gründe genau mit einander vergleichen, ſo finden wir, daß häufig das Recht auf ſeiner Seite war und die unbändige Stimmung des Volkes, welches den Beſitz und Genuß wirklicher Freiheit einem unbeſtimmten und grenzenloſen Streben nach Erweiterung derſelben, ſich ſelbſt betrügend, aufopferte, das terroriſtiſche Syſtem des Herrſchers erzeugte. Stände nicht das Leben Philipps des Guten vor uns, ſo würden die Kämpfe der Genter und ihrer Verbündeten gegen ſeinen Sohn als nothwendige Rückwirkungen der Volkskraft gegen die Tyrannei erſcheinen; allein ſo erſehen wir, daß die Großmuth und Rechts-Achtung keiner beſſern Anerkennung ſich erfreut, als die Strenge und die Willkür, und ſomit finden ſich für letztere ſogar Titel der Bil-

ligung. — Als der ſtolze, kriegeriſche Fürſt ſeinem Schickſale erlegen, befand ſich ſeine Tochter Maria, eine hülfloſe Waiſe, zwiſchen die Uſurpation Ludwigs XI., den Verrath der Großen und den Uebermuth des Volkes geſtellt. Sie hatte mit rührendem Vertrauen der Rechtlichkeit dieſer letztern und dem Schutze der Häupter ſich überliefert; ſie beſchwor alle alte Freiheiten, wie ſie vor deren Beſchneidung in Kraft geſtanden; ſie erfüllte alle Bedingungen, welche ihre Stellung mit ſich brachte, im allerweiteſten Sinne. Statt deſſen buhlten die Edlen um die Gunſt des franzöſiſchen Monarchen und verkauften um Geldſummen und Stellen die Provinzen und Städte; die Kommunen aber behandelten die rechtmäßige Fürſtin mit brutaler Gewalt, hielten ſie wie eine Gefangene, kaum die nöthige Rückſicht gegen ihr Geſchlecht beobachtend; ſie verſpritzten, nach grauſamer Folterung, das Blut ihrer getreuen Räthe vor ihren Augen alſo zwar, daß es faſt das Gewand der um ihr Leben Flehenden befleckte, und der Pöbel ſah ohne Rührung diejenige in den Straßen von Gent in Ohnmacht ſinken, welcher er Gehorſam und Achtung geſchworen hatte. Nicht zufrieden damit, ſie ihrer vertragsmäßigen Herrſcherrechte beraubt zu haben, miſchten die Demokraten ſich ſogar in die Privatangelegenheiten ihrer Herzogin. Sie wollten ihr den ärgſten Feind des Hauſes, einen berüchtigten Wüſt-

ling, einen erklärten Vatermörder, der im Gefängniß ſaß, als Gemahl aufdringen, nachdem ſie ihn wider ihren Willen zum Feldherrn beſtellt. Sie mißbrauchten die unglückliche Lage der fürſtlichen Jungfrau auf eine Weiſe, wie man ſie in wenigen Volksgeſchichten wieder findet. Nachdem nun endlich der Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, allen Anſtrengungen ſeiner Gegner zum Trotz, als Gemahl der Maria in den Niederlanden aufgetreten; nachdem er alle Feinde des Landes beſiegt oder beſchwichtigt; als er die Verehrung der ihn als Retter begrüßenden Einwohner aller Provinzen genoſſen; als er, zuerſt gemeinſam mit Maria, ſodann nach ihrem Tode, als Vormund des minderjährigen Philipps des Schönen, alle Rechte und Gefreitheiten des Landes zwei= und dreifach und mit allen nur erdenklichen Ceremonien und Klauſeln, zum Ueberfluß beſchworen hatte, — hörte gleichwohl die Reaction nicht auf. Die Großen des Landes zeigten die unmännlichſte Eiferſucht gegen den fremden Prinzen, welcher ſie doch aus ſchimpflicher Erniedrigung befreit, nachdem ſie die noch ſchimpflichere Erniedrigung, worin ihr Vaterland vor ſeiner Ankunft ſich befunden, nicht hatten abwehren können. Die Gemeinen dagegen erhoben Schwierigkeiten, Hemmungen, Aufſtände ohne Maaß und Ende; ſie begegneten den ritterlichen, milden, hochherzigen, gerechten Reden des tapferſten und

gebildetſten deutſchen Prinzen mit bäuriſcher Rohheit; ſie trennten den Sohn von dem Vater, und ſetzten den Sohn des Reichsoberhauptes, deſſen Anſehen ſie doch gehuldigt, und welchem ſie Ehrfurcht angelobt, zu Brügge gefangen, nachdem ſie, gleich Räubern, ſein Vertrauen überraſcht und ſeine Perſon bewältigt. Sie beſchworen und brachen einen Vertrag nach dem andern, und klagten doch ſtets über Abbruch ihrer Freiheiten. Die Grundidee, Grundrichtung und Grundſtimmung des Volkes drückte um dieſe Zeit kein Anderer ſo vollſtändig, ſo getreu und lebendig aus, wie der hoffährtige Philipp von Cleve, welcher als der Liebling der damaligen Demokratie erſcheint, ohne daß man jedoch genau gewußt hätte, welches eigentlich das Ziel ſeiner Anſtrengungen war. So kam das Land um Ruhe und Frieden und um allen Genuß der Freiheit, und die blühendſten Städte Europa's, welche die Marktplätze des Welthandels noch um dieſe Zeit geweſen, verſanken in Folge dieſes ausgearteten Syſtems, immer tiefer in moraliſche Gräuel und Ordnungsloſigkeit, in Finanz-Verlegenheiten und Schulden, und endlich in völlige Unbedeutſamkeit und ſelbſt Armuth. Wenn man über den eigentlichen Zuſtand jener Tage gewiſſenhaften Bericht ſich verſchaffen will, ſo muß man nicht die einſeitigen und parteiiſchen Memoires der Franzoſen leſen, welche die Flamänder ſtets als ent-

laufene Unterthanen, und alle Drangſale als Ausfluß Burgundiſch-Oeſterreichiſcher Herrſchaft betrachten, ſondern man muß ihre eigenen gedruckten und ungedruckten Landeschroniken vergleichen, ihre Urkunden und Privilegien, ihre Stände-Verhandlungen, und Städte-Protokolle, und auf ſchlagende Weiſe wird ſich der Uebermuth eines Volks darthun, das mit Herrſchern von dieſer Natur, mit Freiheiten von ſolch ungemeſſenem Umfang, und mit einem ſo glücklichen Zuſtand der Dinge, wie der, damalige nicht zufrieden ſeyn konnte noch wollte. Es gibt keine Art von Untreue, welche nicht gegen Maximilian, ſowohl da er nur noch Erzherzog, als nachdem er König und Kaiſer der Teutſchen geworden, von den Süd-Niederländern verübt worden wäre. Als die Umtriebe der Familie Ravenſtein aufgehört, fingen die des Hauſes Egmont in Geldern wieder an. Sie drückten beide nur die antipathiſche Stimmung des Hochadels gegen den Verband mit dem Reiche, ſo wie die Luſt aus, eine ſelbſtſtändige oligarchiſche Föderation, auf gemeinſame Unkoſten des monarchiſchen und des demokratiſchen Prinzips, zu begründen. Die Genter ahmten dies Beiſpiel für ihre demokratiſch-achlokratiſchen Zwecke beſtens nach und waren theilweiſe und abwechſelnd Verbündete, Feinde, Anreizer und Werkzeuge des Adels gegen die Rechte der neuen Dynaſtie, je nachdem das Bedürfniß des

Augenblicks ſolche Ermuthigungen im Syſteme mehr oder minder erheiſchten.

Faſt alle Geſchichtſchreiber preiſen die Verwaltung der erſten Statthalterin Margarethe als ein Muſter von Mäßigung, und die Periode, welche die Wirkſamkeit derſelben in ſich begreift, als glücklich und glorreich. Nichtsdeſtoweniger hatte auch die milde, geiſtvolle und gerechte Frau mit hundert Hinderniſſen zu kämpfen, und es fehlte weder an nichtswürdigen Umtrieben, noch an zwecklosen Empörungen, wobei beſonders der eben ſo geiſtloſe, als intriguante und unruhige Karl von Egmont, Herzog in Geldern, faſt immer an der Spitze ſtand. Margaretha ſtarb, nicht ohne tiefes und inneres Mißvergnügen über einen großen Theil der Bevölkerung, und nicht ohne traurige Ahnung vieler kommenden Uebel. — Die Belgier werden des Lobes von Karl V. nicht müde; er erſcheint vorzugsweiſe als ihr National-Held, und von allen Thaten, die er vollbracht, ſchreiben ſie mit einer Eitelkeit, die zu verzeihen iſt, einen Theil auf ihre Rechnung, da er ja aus ihrer Mitte hervorgegangen. Aber es waren gerade wiederum die Belgier, welche ihm Unruhen der mannichfachſten Art genug gemacht, welche in vielen ſeiner wichtigſten Unternehmungen, durch Mangel an Unterſtützung oder partielle Aufſtände ihn gehindert; es waren Niederländer, und

zumal Belgier, welche ſein Regiment den Spaniern verhaßt, ſeinen Namen unvolksthümlich auf der Halbinſel gemacht, und welche gleich in den erſten Jahren ſeiner Königſchaft durch Uebermuth, Bedrückung, Erpreſſung und Beſtechlichkeit, auf Koſten der Eingebornen, den Aufſtand der Communeros herbeigeführt hatten. Es waren Niederländiſche, und zumal belgiſche Räthe, welche, darin allein mit den Spaniſchen genau harmonirend, in den Angelegenheiten des Proteſtantismus ſeine Anſichten ihm wirrten und ihn ſtets zu den heftigeren Maaßregeln verführten. Sein Zug gegen die Genter und ihre Züchtigung ſind allbekannt; er ſetzte für dieſe Rache ſein eigenes Leben, oder doch ſeine Sicherheit bei der Reiſe durch Frankreich, in Gefahr. Die Belgier haben eine gemüthliche Phraſe des gerechten Kaiſers, welche er in einer guten Stunde zu ihren Gunſten und auch ſo noch etwas doppelſinnig, äußerte, in einer Allgemeinheit erklärt und ausgedehnt, welche mit ſpätern Erklärungen Karls ſehr in Widerſpruch ſteht, und auf jeden Fall einiges Lächeln abzwingt.

Der größte Fehler der Belgier war zu allen Zeiten übertriebener Hang zur Prahlerei und zum Großthun, ohne Verdienſt und That. Als der Saame der Reformation auch in den Niederlanden und daher auch in Belgien, aufgegangen, ſah man von Seiten des Staates beklagenswerthe Reaktionen gegen die Gewiſſensfreiheit

und gewaltſame Eingriffe in die politiſche Verfaſſung. Allein wenn gleich der Name Philipps II. im verdienten Haß der gebildeten Menſchheit fortleben wird, ſo muß andererſeits doch auch zugeſtanden werden, was ſelbſt der große Schiller in ſeinem berühmten Werke deutlich zu verſtehen gibt, daß die Anhänglichkeit an die neuen Doktrinen nirgendswo mit ſo tumultuariſcher Heftigkeit, mit ſolch' rückſichtsloſer Verachtung aller Verhältniſſe, mit ſolch' fanatiſcher Intoleranz gegen die Bekenner der alten Lehre, mit ſolch' bilderſtürmeriſchem Eifer gegen Kultus und Formen, mit ſolcher abſichtlichen Verhöhnung der Geſetze und der Autoritäten an den Tag gegeben wurde, wie in den Niederlanden, ganz beſonders aber in Belgien. Ein ſolches Benehmen entfremdete den erſten Proteſtanten ſelbſt den Schutz mächtiger Häupter, welche das verletzte Geſetz ihrer Pflicht gemäß rächen mußten und nichts Stichhaltendes hatten, was ſie zu Gunſten jener Fanatiker vorbringen ſollten. Darunter litten natürlich die Gutgeſinnten, Gemäßigten und wahrhaft Aufgeklärten mit. Selbſt die Oranien und Egmont mußten mehr als einmal in dieſem Syſteme handeln, und noch ſpäter, als die Revolution bereits weiter gediehen war, ſchleuderte der geiſtreiche und hochverdiente Staatsmann und Gelehrte derſelben, Philipp von Marnix, warnende Manifeſte gegen die Zeloten und Uebertreiber aus.

Die Verfolgung der Ideen blieb nichts deſto weniger ein Akt der Willkühr von Seiten des ſpaniſchen Hofes und muß als ſolcher fortwährend betrachtet werden; vereinigt mit dem völligen Bruch aller beſchwornen Briefe und Verträge, löste er das Paktum zwiſchen Habsburg-Spanien und den Niederländern auf. Allein die Farbe, welche die religiöſe Polemik genommen, zeugt ebenfalls nicht minder von der turbulanten Manier der Belgier, welche nur ſelten Gründen der Vernunſt, meiſt nur Leidenſchaften des Augenblicks folgten und ſelbſt die Sache der edelſten Begeiſterung durch rohe Mittel und brutale Zuſätze befleckten.

Nachdem Maximilian, Karl und Philpp II. hinter einander vom Schauplatz abgetreten, ging es an die fremden Fürſten, die ſie zu Souveränen für ſich geſucht, und an die Leiter des Aufſtandes und Häupter des Krieges, welche hinter einander Gegenſtand der Liebe und Verehrung, des Haſſes und der Verwünſchung, der Verläumdung und Verfolgung wurden. Der Adel hatte in der Niederländiſchen Revolution und zumal in Belgien, eine bedeutende Rolle geſpielt aber es zeigte ſich bald, daß ſein Widerſtand gegen die Spaniſche Herrſchaft nicht aus Haß der Tyrannei, ſondern aus Liebe zu ſeinen Privilegien und der Begierde entſprungen war, das Volk nach eigener Laune und Willkühr zu regieren. Der

Adel verrieth in der Mehrzahl nicht nur bei jeder Gelegenheit, wo man ihm von oben herab Zugeſtändniſſe machte, die Sache der übrigen Klaſſen ohne Bedenken, ſondern auch da, wo er wirkſam und kämpfend auftrat, hinderte er durch beſchränkten Eigenſinn und unrühmliche Eiferſucht faſt immer das Beſſere. Die Barlaymont, und Conſ., welche in neueſter Zeit in Belgien abermals mit ſeltſamer Rolle aufgetreten, waren ſchon damals Hinderniſſe der Freiheit und Einheit. Noch mehr aber die Aerſchot und Croy's. Es bildete ſich gegen die Familie Naſſau, welche, trotz ihrer Naturaliſation, ihrer zahlreichen Güter, ihrer langjährigen Dienſte und Opfer für das Intereſſe der Niederlande fortwährend als eine fremde betrachtet wurde, ein Syſtem, das in neueſten Zeiten, bei ihrem Wiedererſcheinen in Belgien, neu aufgeſtellt und ausgeführt worden iſt. Die Religions-Verſchiedenheit lieferte den oſtenſiblen Vorwand; aber es war eine ſehr materielle Politik, die ihren glühenden Haß unter der Maske orthodoxen Eifers verſteckte. So wie man nach hergeſtellter Selbſtſtändigkeit der Niederlande, unter der Herrſchaft jener Dynaſtie den König Wilhelm I. als Heuchler und Unterdrücker der Belgiſchen Freiheit, ſo wie des katholiſchen Glaubens, in der Volksmeinung hinzuſtellen ſich Mühe gegeben hat, alſo wurde ſchon im 16ten Jahrhundert gegen Wilhelm den Schweigenden Aehnliches

verbreitet. Derſelbe große Mann, welcher zuerſt dem Adel die Idee und den Muth des loyalen Widerſtandes gegen das fremde Joch eingehaucht, deſſen Beiſpiel zu den erſten und wichtigſten Unternehmungen begeiſtert und deſſen Rath in den gefahrvollſten Augenblicken faſt allein ſicher geleitet hatte, ward als ein Schüler Macchiavells hingeſtellt, deſſen ganzes Trachten dahin gehe, die aus Spaniſcher Knechtſchaft befreite Nation in eine noch ſchimpflichere Tyrannei zu verſetzen. Die phraſenreichen Tiraden der Herren Vilain XIV., Rodenbach und Anderer finden ſich ſchon in Flugſchriften aus Flandern, Brabant und Hennegau im 16ten Jahrhundert ausgeſprochen. Man rechnete allen Schaden und allen Gräueln nach, welche den ſüdlichen Provinzen durch die Naſſau's in verſchiedenen Perioden zugefügt worden. Man war frech genug, ſelbſt die Dienſte Engelbrechts II., welcher gegen Empörungen ohne vernünftigen Zweck und Sinn die verfaſſungsmäßigen Rechte Mariens, Maximilians und Philipps des Schönen vertheidigen half, als eben ſo viele Attentate gegen die Eingebornen hinzuſtellen; die ſchimpflichen und abentheuerlichen Verräthereien der Genter, Brügger und Philipp von Cleve's, welche, wie heutzutage die Künſte und Operationen der Union, den Wohlſtand blühender Städte und Provinzen auf lange Zeit hinaus zerſtört, wurden als Sache

der Freiheit bezeichnet; die zahlreichen Unthaten, Meuchelmorde, Plünderungen, Rechtsverletzungen jeder Periode galten für Akte heroiſchen Aufſchwungs der Bevölkerung. Auch Heinrich von Naſſau's Verdienſte als Miniſter Karls V. wurden gebrandmarkt, und man machte den Flamändern glauben, daß ſelbſt ſeine Wohnung zu Brüſſel aus dem geraubten Gut des Landes aufgeführt und mit den Thränen der unterdrückten Bewohner die Diamanten ſeiner Gemahlin bezahlt worden ſey. Ein gleiches kam auf Wilhelms von Oranien und ſeines Vaters Rechnung, welche doch Güter und Reichthümer genug beſaßen, ehe ſie nur irgend einen Gedanken zu Staatsämtern in den Niederlanden gehegt. Um den Beweis zu liefern, wie ſchlagend die Aehnlichkeit zwiſchen den Beſchuldigungen und Verläumdungen des 16ten und 19ten Jahrhunderts, hinſichtlich der Familie Naſſau, von Seiten ihrer Gegner, und wie die Politik des Belgiſchen Hochadels gegen ſie zu allen Zeiten dieſelbe war, wollen wir die frazzenhafteſten Stellen aus verſchiedenen der wichtigſten Staatsſchriften, Manifeſte, Pamphlete und Pasquille der älteren Periode hier mittheilen und eben ſo auch die höchſt merkwürdigen Urtheile, die von bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten des 16ten und und 17ten Jahrhunderts über die Belgier gefällt worden ſind. (101) In einer Flugſchrift aus Gent vom Jahr

1753 liest man folgende Stellen, welche mehr als treffend an die griefs nationaux und an die Petitionen, zu deren Abſtellung im Jahr 1829, ſowie an die gebrauchten Künſte zur Aufreizung des Volksgeiſtes gemahnen:

„Das bedaurungswürdige Volk der Niederländer iſt noch niemals (die Spanier ſelbſt nicht ausgenommen) ſo barbariſch behandelt worden, wie es gegenwärtig durch die eigenen Landsleute geſchieht. Um nichts zu reden von den täglichen enormen Abgaben, ohne irgend eine Hoffnung freundlicherer Ausſicht, werden wir von unſern Soldaten (den agens du puvoir) viel unverſchämter mißhandelt, als ſelbſt früher von den Feinden. Wer hat jemals die Seelen mehr tyranniſiren und die Gewiſſen bis zu dem Grade beeinträchtigen geſehen, daß man ſelbſt die Leute zwang, freiwillig geleiſtete Eide ab- und andere wider ihren Willen zu ſchwören, oder daß man mit Verletzung aller Formen ſie verbannt? Darf man nicht annehmen, daß diejenigen, welche auch aus Furcht einen ſolchen Eid leiſten, der gegen die Intereſſen der Religion iſt, bei der erſten beſten Gelegenheit lieber zu dem frühern freiwillig geſchwornen zurückkehren, als bei dem ihnen abgedrungenen verharren werden? Was haben alſo ſolche Eide für einen reellen Nutzen? Der Prinz von Oranien und ſeine Kreaturen ſchreien unaufhörlich gegen Mac-

chiavell, und letztere ſuchen unaufhörlich jenen, ihren Helden, den gottvergeſſenſten Atheiſten ohne Vergleich zu melden, ſelbſt zu einem ſolchen heranzubilden und ſeine Herrſchaft uns aufzudringen. Der Prinz beträgt ſich in dieſem Lande wie ein unbeſchränkter Herrſcher, ohne daß er ein Recht dazu hätte, und er nährt den Kampf fort und fort, bloß in der Abſicht, es auszuplündern, und die Beute ſeinen teutſchen Trabanten zuzuwenden. Man ſehe nur einmal die Künſte an, mit welchen er uns vom Anfang ſeines Erſcheinens, an an der Naſe herumgezogen. Er ſpricht von nichts, als von Wiederherſtellung der Privilegien, der alten Landesbräuchen und der Gewiſſensfreiheit. Durch ſeine glatte Sprache hat er uns dieſen Jean d'Embize auf den Hals geſetzt, und von allen Privilegien hat man noch keine Andern geſehen, als die, welche dazu dienen, den Parteigeiſt aufzuregen, und den Handwerkern freies Spiel laſſen, zu thun, was ſie wollen.*) Eine Menge Neuerungen ſind unternommen worden, von der Art, wie man ſie hier zu Lande nie geſehen. Die Behörde, welche dermalen in unſerer Stadt eingeſetzt iſt, und der Kriegsrath, welcher ſie beherrſcht, üben eine Autorität aus, welche ſelbſt die Achtzehner ehemals nicht beſaßen**).

---

*) Der unerträgliche Einfluß der Induſtriellen in unſrer Zeit.

**) Die Abhängigkeit und Unterdrückung der Magiſtratur.

Erſtere dient zu nichts weiter, als das Volk aufzuzehren.*). In frühern Zeiten hatte man keine anderen Häupter noch Kapitäne, als die Schöffen, durch welche gleichwohl ſo große Dinge vollbracht worden ſind; gegen dieſes Schöffen-Inſtitut (mit der Jury) hat man nun dieſe neue Juſtiz erfunden, deren Zweck iſt, das Volk zu unterjochen, die geſetzliche Gewalt der Magiſtratur zu untergraben und unter alle Klaſſen der Geſellſchaft nach Herzensluſt Entzweiung zu ſäen. Während man es, in Folge des Syſtems jenes Prinzen und ſeiner Rechtsverletzungen, dahin gebracht, die Geiſtlichen auszuplündern, während man die Gemeinde fortwährend belaſtet, und dabei heuchleriſch (l'hypocrit Guillaume) desgleichen thut, als kenne man die Sachen alle nicht, hat der Prinz blos Räuber bereichert, welche er ſich verbindlich gemacht, und die Zahl der Glieder ſeines Gefolges vermehrt. Sie ſind es, welche allenthalben Alles nach Seeland ſchleppen, welche alle neuen Konſeils, die Rechnungskammer und die Provinzialſtaaten beſetzen. Man betrachte dabei, wie die Laſt der öffentlichen Abgaben und die Acciſe ſich geſteigert, durch diejenigen, welche das Land gleich Vampyrn ausſaugen. D'Embize ſelbſt fing an, ſolches einzuſehen, und ſich zu überzeugen, daß man auch Maſtricht ver-

*) Les agens du pouvoir, qui devorent les impôts du pays.

lieren würde, wenn nicht andere die Geldſummen lieferten, welche man dem Volke zu ſeinem Beiſtand abforderte. Seither iſt er ſelbſt dieſem unverſöhnlich gram geworden, ebenſo dem Meiſter P. Dathenus, und er hat nicht eher geruht, bis er Beide aus der Stadt und aus dem Lande getrieben, welches doch Beider natürliche Heimath iſt. Alſo hat jener Prinz bei uns gewirthſchaftet, und, nachdem er alle die vorhin aufgezählten Ungeſetzlichkeiten begangen, geht er in ſeinem Begehren noch weiter für dieſelben Diebe, welche er befördert. Der neue Magiſtrat, den er eingeſetzt, und welcher den frühern von d'Embize beſtellten verbeſſern ſollte, Gott, was für eine Behörde iſt dies, welchen Provinzialrath, welche Rechnungskammer beſitzen wir? — Er hat uns einen öffentlichen Räuber aus Holland geſchickt u. ſ. w.“ — — Und nun wird eine ganze Linie von Beamten und von Beſchuldigungen gegen ſie mit gleicher Wahrheitsliebe aufgezählt.

Der Pamphletiſt kommt nun auch auf den Punkt der Religion zu ſprechen. Der Prinz ſetzte einen Schöffen ein, welcher jederzeit zur katholiſchen Religion gehalten, allein aus purem Ehrgeiz ſich anſtellte, als ſey er der reformirten zugethan. Man erſieht hieraus den religiöſen Eifer dieſes Heuchlers von Fürſten. Zu vier verſchiedenen Malen bekannte er vier verſchiedene Glauben öffentlich, ohne daß wir noch anführen

wollen, was er auch noch die Wiedertäufer und weiß Gott wen noch mehr alles glauben gemacht hat. Gibt es wohl einen offenbareren Atheiſten als ihn? — — Wahrlich es herrſcht weder ein Gefühl für Ehre noch für Religion in dieſem Prinzen; es waltet in ihm blos eine ungezähmte Herrſchſucht, die ihn über Recht und Unrecht hinausſetzt, blos Habſucht und Ehrgeiz, und ſonſt nichts anderes.“ Die Begünſtigung der Verwandten und Anhänger Oraniens iſt mit ſtarken Farben ausgemalt, und es wird erzählt, daß er nichts als Edelleute, welche ſonſt vor Hunger geſtorben wären, in alle Stellen eingeſchwärzt. „Haben wir denn,“ heißt es, „in Flandern und im übrigen Lande Mangel an Edelleuten, um ſie zu Kriegsanführern zu ernennen? Aber er beruft unaufhörlich nur Fremdlinge, die nach ihm gemodelt ſind. Er befördert und erhebt ganz gemeine Leute, blos um unſern Ruin deſto ſicherer zu bewirken und uns in Knechtſchaft zu bringen. Auf unſern Beutel hin macht er ſich groß und macht einen entſetzlichen Aufwand.“

Wie der belgiſche Klerus alsbald nach Beſchwörung der Pacifikation von Gent und der Verbindung Süd-Niederlands mit dem Norden zu gemeinſamer Abwehr der Spaniſchen Herrſchaft die Sache verſtanden, und welche Grundſätze ihn hinſichtlich der mit den Proteſtanten eingegangenen Verträge beſeelt, geht

aus folgenden Stellen der Schrift eines ausgezeich= neten Löwener Theologen, Michael Bajus, wider den Herrn von St. Aldegonde hervor. Er beklagt bitter das verſöhnende und vermittelnde Verhängniß, welches zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in der letzten Zeit ſich gebildet, und bemerkt ſodann: Je geiſtreicher und künſtlicher gewiſſe Menſchen ihr Geheimniß der Bosheit verſtecken, deſto offener geben ſie es dadurch ans Tageslicht. Sie verheißen Freiheit der Religion bloß deßhalb, um die Herrſchaft zu erhalten und eine völlige Tyrannei über den Glauben ausüben zu kön= nen. Denn da die katholiſche Religion bisher immer frei geweſen iſt, ſo bleibt bei dem Verſprechen der Gewiſſensfreiheit keine andere Auslegung mehr mög= lich, als die, daß die Ketzer diejenigen beherrſchen wol= len, welche ſie für frei erklären. Der Apoſtel ruft: „Wollet doch nicht das Joch der Unglaubigen auf euch nehmen; denn was kann für eine Gemeinſchaft der Gerechtigkeit mit der Bosheit, was für eine Ge= ſellſchaft des Lichts mit der Finſterniß, was für ein Vertrag zwiſchen Chriſtus und Belial, endlich des Glaubens mit dem Unglauben beſtehen?“ Um einen zeitlichen Gewinn, die Induſtrie, uns zu ſichern, ſetzen wir einen Mann an die Spitze der Geſchäfte, welcher öffentlich ſich als Ketzer, ſomit als ein Wolf bekannt hat, wahrlich ſobald wir die Gemeinſchaft mit den

Proteſtanten einmal eingegangen haben, werden wir vom Gehorſam gegen den König und Chriſtus abgetrennt werden, und Jener (Oranien), mit der neuen Gewalt ausgerüſtet, wird den katholiſchen Glauben um ſo leichter auszutilgen vermögend ſeyn, als ſeine ſchlimmen Künſte ihm Vorwände der Gerechtigkeit genug in die Hände ſpielen werden, um alle die, welche ſeiner Gewaltherrſchaft ſich widerſetzen, zu unterdrücken.“ Dieſe Schrift eines belgiſchen Jeſuiten und Prieſters der Hochſchule iſt mit Cenſur der Obern, (Löwen 1579, in 8. gedruckt: Wir enthalten uns aller Bemerkungen, wie ſchlagend ähnlich die darin aufgeſtellten Grundſätze, mit denjenigen Behauptungen ſind, durch die man in den Jahren 1829 und 1830, die Maſſe des Volks in Belgien, aus Furcht vor der ſogenannten Proteſtantiſirung und aus Beſorgniß für ferneren Beiſtand ſeiner Religion, aufzureizen gewußt hat.

Eine Schrift des Pater von St. Andamar, betitelt: **Declaratio causarum, ob quas Belgium gravissimis premitur calamitatibus, cum demonstratione remedii adversus easdem efficacissimi** (Köln 1582), enthält bei aller Parteilichkeit, die der Verfaſſer, ein Prieſter, gegen die Patrioten-Partie, an den Tag gibt, viele tiefe Blicke in das Volksleben und in den Charakter der Belgier, und er gibt Urtheile zum Beſten, die auch jetzt noch ihre Anwendung finden dürften. Gleich in der Zueignung an Alexander Farneſe be-

klagt er ſich über die Behandlung, welche man Anders-denkenden zukommen laſſe, und daß die Anhänger ent-gegengeſetzter Meinungen ſogar aus eben demſelben Lande vertrieben worden, in welchem man doch völlige Sicherſtellung aller Rechte feierlich verkündigt habe. „Dieſelben Leute, — ruft er mit Bitterkeit aus — welche ſich die Vorkämpfer der Freiheit rühmen, und welche behaupten, ſie hätten das Vaterland an ſeinen Tyrannen gerächt, ſind ſelber nun die Unterdrücker dieſes Vaterlandes und die Handlanger der Tyrannei“. Merkwürdig iſt die Aufzählung und Entwickelung der Urſachen, welche die Revolution und das Elend in den Niederlanden, nach der Anſicht des Verfaſſers, herbei-geführt hätten. Er bezeichnet unter denſelben vor-zugsweiſe den übertriebenen Luxus und den unbändigen Hochmuth der meiſten jungen Edelleute und der vor-nehmſten Familien des Landes; ſodann den Ueberfluß an Reichthümern und die gränzenloſe Leichtfertigkeit und Nachläßigkeit der Magiſtrate, und endlich die ſchlechte verdorbene Richtung, welche bei Erziehung der Jugend vorgeherrſcht. Es iſt natürlich, daß der Prieſter die bei weitem folgereichſten Urſachen jedoch die Gleichgül-tigkeit gegen die katholiſche Religion und den Hang zur Ketzerei anſieht. Er beklagt nunmehr den hoff-nungsloſen Zuſtand des Landes; daß dermalen bloß vom Raube gelebt werde; der Gaſtfreund von dem Gaſtfreunde, der Schwäher vor dem Eidam, der Bru-

der vor dem Bruder nicht mehr ſicher ſey; daß Treue und Glauben zu Boden lägen, das glücklich verübte Verbrechen Tugend genannt wurde, und die Redlichgeſinnten den Schuldbehafteten gehorſam ſeyn müßten. „Alles Recht — fährt er fort — iſt nun auf die Spitze des Degens geſtellt, und jede Scheu vor den Geſetzen hat aufgehört. Verwirrung, Zerſtreuung, Entweihung herrſcht in allen Verhältniſſen. Die Freude iſt durch alle Provinzen wie ausgeſtorben, und kaum wagt man noch in Gedanken froh zu ſeyn. Die Feſtlichkeiten im Innern der Familien ſind in Trauer verkehrt; die Gelehrten wagen es nicht mehr, ſich zu verſammeln, die feierlichen und heilſamen Anreden ſind verſtummt.“ Der Verfaſſer behauptet, die Sünden und Verbrechen der Belgier ſeyen die Hauptquellen ihrer Leiden. Diejenigen, welche das unwiſſende Volk dafür anſehe, hätten wenig Glaubwürdigkeit; die Verſtändigeren kannten ganz andere Dinge, welche dies Alles veranlaßt, und wüßten ſie reichlich dafür anzubringen, wenn es anders räthlich wäre. Nicht den Geſtirnen ſey weder das Unglück noch das ſündhafte Leben des Volks zuzumeſſen; der ſo häufig gebrauchte Ausdruck: „c'est un grand desastre, tel est notre desastre“ ſey die frevelhafte Anklage eines Faktums, das gar nicht exiſtire.

Die Anmaßung des Kriegsvolkes und die Abweſenheit des Königs ſcheinen dem Verfaſſer viel plau-

ſibler. „Das Belgiſche Volk — ſagt er — von äußerſt leichtem Charakter, zu Aufruhr und Meuterungen jeder Zeit geneigt, aber der Ruhe und Arbeit abhold iſt immer leichter zu ſeinem Verderben zu verführen, als zu Dingen zu vermögen, die ſein Heil bezwecken. Im Uebermuthe folgt es jubelnd und begierig eben denjenigen, welche die größten Uebel ihm bereiten, welche ihm die Freiheit des Vaterlandes und die Rache an der Tyrannei vorlügen, ja welche völlige Vertilgung derſelben und eine gänzliche Reform im chriſtlichen Glauben, eine neue Geſtaltung der Dinge und wahrhaft goldene Zeiten ihm vorſpiegeln. Von ſolcher Wirkſamkeit waren die bei dem Volk angewandten Mittel und eiteln Verſprechungen, daß es den mildeſten König verſchmähte, ſeine getreuen Diener mit Verachtung behandelte, und daß wir aber mit Augen es anſehen mußten, wie das Volk, haufenweiſe durch jene Uſurpatoren zum Aufſtande verführt, diejenigen, welche die empörendſten Gewaltthaten verübten, als Leute, die für Vaterland und Heerd geſtritten, angeſehen, diejenigen aber, welche auf die Trugkünſte aufmerkſam machten, gleichſam als Verräther des Vaterlandes gemißhandelt, verfolgt und vertrieben worden ſind. Der Verfaſſer der „Causae calamitatum Belgii“ bezeichnet auch das unbeſcheidene und anmaßende Zudrängen der jungen Leute zu Stellen und Würden, als einen natürlichen Ausfluß jener Hoffahrt und jenes

Luxus, welche den Belgiſchen Adel ſo ſehr charakteriſirten; das Müßiggehen und die Unwiſſenheit müßten nothwendigerweiſe Begierden und Leidenſchaften wecken. Dieſe Jünglinge, zu Gewalt und Anſehen gelangt, hätten ſodann den Staat in eine Reihe von Gefahren geſtürzt und in ihrem Hochmuth nichts für unerreichbar angeſehen. Auch hätten ſie Kriege mit den mächtigſten Fürſten für etwas ganz Unbedenkliches (wie in neueſten Tagen Herr van de Weyer) gehalten. Dadurch entſtand natürlicherweiſe eine allgemeine Verwirrung aller Dinge, und das Vaterland ſah ſeinem nahen Untergange entgegen. „Es traten — ſo bemerkt er ferner — Redner von ganz neuem Schlage und Männchen von ganz unreifem Alter hervor, um den Ton anzugeben.“ Der Verfaſſer läßt bei vielen jungen Leuten eine Ausnahme zu, welche wirklich das Beſte ihres Vaterlandes bezweckten, aber alsbald kommt er wieder auf diejenigen zu ſprechen, welche durch Büchleins, voll des giftigſten und lügenhafteſten Inhalts, unaufhörlich gegen die Majeſtät aufgereizt. Es iſt natürlich keine Parallele hier anwendbar, denn der Verfaſſer iſt ein Anhänger des Spaniſchen Königs; aber er hat doch den Charakter ſeiner Landsleute ſo gut durchſtudirt, daß man mutatis mutandis, erſieht, wie man um ſtets Revolutionen zu bewirken, in jenen Provinzen operirt hat; dieſelben Umtriebe, welche der Belgiſche Adel und die jungen Leute, von denen er ſpricht,

gemacht haben, wurden gleich darauf gegen die Sache der Freiheit und des Prinzen von Oranien in Bewegung geſetzt, ſobald man in Brabant auf eigene Rechnung zu handeln, übereingekommen war, und die Prieſterſchaft, welcher der Verfaſſer angehört, wendete dieſelben Mittel in Verbindung mit dem Adel an, welche er hier ſo bitter rügt.

In einem fernern Artikel entwickelt er, daß die ſteigende Induſtrie und der große Flor des Handels, welche die Niederländer ſo glücklich hätten machen ſollen, blos dazu gedient, ſie zum Uebermuth zu verführen. Intereſſanter iſt aber wohl das Folgende, das die Ueberſchrift führt: Von der Freiheit, nach welcher die Niederländer ſo heftig ſich ſehnen, und was es damit für eine Bewandtniß habe? Wir ſtimmen mit der Nutzanwendung des geiſtlichen Herrn gar nicht überein; aber die Definitionen und Schilderungen ſind wie eine Apokalypſe der Revolution vom Auguſt 1830. „Laßt uns einmal näher beſchauen, von welcher Art jene Freiheit ſey, welche das (Belgiſche) Volk mit ſo großer Herzensſehnſucht gewünſcht, für welche es Alles, ja ſein beſſeres Selbſt, auf das Spiel zu ſetzen, keineswegs angeſtanden. Sie beſtand in der Befugniß, alle öffentliche Obrigkeiten abzuſetzen, und darin, daß man ſich die Autorität beilegte, Geſetze nach Gefallen zu ändern, abzuſchaffen oder durch neue zu erſetzen; in dem Recht,

das einem Jeden einräumt, in religiöſer und politiſcher Hinſicht Alles nach Belieben zu bekennen und zu treiben, ohne daß das Geſetz im geringſten dazwiſchen einſchreiten könne. Kann aber etwas Schädlicheres verlangt und etwas Peſtartigeres erhalten werden, als dieſe Freiheit, für welche der größte Theil der Niederländer nun ſtreitet? Muß man diejenigen, welche nach einer ſo ungemeſſenen Freiheit ſtreben, nicht billigerweiſe mit den Knaben vergleichen, welche der Schule enthoben zu ſeyn und den Schulmeiſter weggejagt wünſchen, blos damit ſie nach Herzensluſt da und dorthin ſpazieren und Alles thun dürfen, was ihnen durch den Kopf fährt? Oder mit unbändigen Pferden, welche Zaum und Zügel zu zerbeißen und den Reiter abzuſchütteln trachten, damit ſie, wohin ihre Phantaſie und täuſchende Bilder ſie hintreiben, ungeſtört nachſpringen und ſomit dem Abgrund entgegen gehen können? Das Volk iſt nun frei geworden und nun ſeht, wie alle Geſetze, welche es vor dem Aufſtande gezügelt, mit Füßen getreten werden. Es iſt frei und verachtet das Anſehen aller ſeiner Behörden und jede Art von Herrſchaft. Giebt es irgend Etwas, das der Eine oder Andere, in Hoffnung völliger Strafloſigkeit, nicht gewagt hätte? Wie ein dem Zügel entkommenes Pferd iſt jeder nur ſeiner Privatleidenſchaft gefolgt. Doch, alle die Geſchenke, welche Niederland durch den Erwerb ſeiner ſogenannten Freiheit

erhielt, ſind allzubekannt, als daß es noch vieler Beiſpiele bedürfte.

Um dieſe Freiheit zu erringen, welche Machinationen hat man nicht angewendet, und welche Frevel ſind darauf nicht gefolgt, bis das Anſehen der Gerichte zu Boden, die Autorität des Königs zu Grunde gerichtet, die Geſetze des Staats zernichtet, die heimathlichen Gebräuche außer Kraft geſetzt, und die ehemals ſo herrliche Blüthe des Landes zerknickt war.“

Als Schluß dieſes Aufſatzes möge folgender Auszug aus dem Sendſchreiben dienen, das ein Patriot im Jahr 1589 an ſeine Mitbürger richtete und welches den Titel führt: „Advis d'un Affectioné au Pays Bas à Messieurs les trois Etats du dict Päys, les admonestant de promptement pourvoir à leurs affaires pour éviter le torrent impétueux, qui va faire son cours pour aux Lyon 1589“ und worin man Stellen findet, welche wie für das jetzige Geſchlecht und für die gegenwärtige Revolution in Belgien geſchrieben ſcheinen. Meine Herren (heißt es darin), es iſt beſtimmt, daß Gott ſein Volk auf verſchiedene Weiſe heimſucht, bald mit Glück, bald mit Unglück. Wenn er ihm Heil bereiten will, ſo zieht er bei ihm die Bande der Freundſchaft und Eintracht feſter; wenn er es durch Widerwart zu züchtigen ſich vornimmt, ſo duldet er unter ihm die Elemente der

Entzweiung, der Herzensbitterkeit und des Argwohns. Ihre wahren und eigentlichen Feinde reizen die Bürger an, durch ihren eigenen Arm ſich einander aufzureiben, ſobald der Strom der Leidenſchaften die Dämme einmal durchbrochen hat. Ein ſolches furchtbares Beiſpiel ſtellt ſich, zu ſeinem größten Nachtheil, gegenwärtig in unſerem Lande dar. In frühern Zeiten herrſchten gute Geſetze, Wohlſtand aller Art, ja Reichthum und Ueberfluß in unſerer Mitte. Fragt ihr, warum dieſe Zeiten ein freundlicheres Bild gewähren, als die jetzigen? ſo iſt die Antwort leicht. Erſtlich herrſchten in jenen Zeiten mehr Aufrichtigkeit, Rechtſchaffenheit und Wahrheit unter den Menſchen; die drei allein ſind es, welche die Geſetze kräftig, die freundſchaftlichen Verhältniſſe friſch und die Bande des Gehorſams gegen Fürſten, Obrigkeiten und Staatsbürger ſtark erhalten. Zweitens gab es damals gute Fürſten, ausgeſtattet mit Tugenden aller Art, welche mit dem Volk innig verwachſen und für ſein Beſtes ſo ſehr erglüht waren, daß dieſes letztere unter ihrer Sorge und ihrem Schirm ſich geborgen hielt und, weil es ſelbſt loyal war, auch von ihnen nur Recht und Billigkeit erwartete. Es iſt wahr und ausgemacht, daß der Fürſt als die Leuchte daſteht, welche das Volk aufklären und zum Beſſern führen muß, die Großen folgen alsdann dieſem Fürſten gern und auch die Niedrigen den Großen. Ein Volk,

von einem guten Fürſten regiert, wird, unbekümmert um die verſchiedenartigen Lehrmeinungen, welche durch das Gehirn der Menſchen gehen, ſich in ſeinem Zuſtande glücklicher fühlen, als ein anderes, das ſich ſelbſt regiert.“ Der Verfaſſer zählt nun die Summe von Glückſeligkeiten auf, welche der Niederländiſche Staat unter dem Schutze der beſtehenden Gewalt genießen könnte, wenn man ſeinen Vortheil verſtände, und erlaubt ſich im Laufe ſeiner Abhandlung die Bemerkungen: „Wenn dieſer ſo gut geordnete und durch ſo treffliche Geſetze zuſammengehaltene Staatskörper auch ſeine Fehler hat, weil kein Körper ohne dieſelben ſich vorfindet, ſo könnten ſie doch gleichwohl leicht verbeſſert werden, weil bei einem gut eingerichteten der Krankheitsſtoff leichter gehoben werden mag, als bei einem ſchlecht organiſirten. Unſer Jahrhundert hat, wie alle übrigen, ſeinen eigenthümlichen Lauf, und giebt dem einen und andern Gutes oder Böſes, wie ſeine Beſtimmung es mit ſich bringt. Auf das Uebermaaß von Wohlfahrt iſt demnach naturgemäß auch Unglück gefolgt; dieſes Unglück aber hat einen ſo hartnäckigen und andauernden Charakter angenommen, daß es ohne gewaltſame Hülfe wohl nicht wird gedämpft werden können. Die Folgerungen dieſer Anrede ſind an diejenigen gerichtet, welche alles das-

jenige verachten, was einen andern Urſprung trägt, als den ihnen beliebigen, und welche nicht erwägen, daß es gemeinſame Uebel giebt, welche mehr oder minder alle Nationen drücken. Wenn diejenigen Inſtitutionen nicht in den meiſten Städten des Landes erfolgen, welche eine ſichere Grundlage haben, ſo wird der Staat für immer zu Grunde gerichtet ſeyn. Um einen guten Weinſtock zu pflanzen, muß man für einen tüchtigen Saamen ſorgen. Wenn aber auch bei einem guten Samen das eine und andere Jahr uns trügt, ſo darf man die Hoffnung auf einen fruchtbaren Weinherbſt deßhalb doch nicht aufgeben; alſo iſt es auch mit einem Fürſten beſchaffen, der von einer guten Familie abſtammt und in einem Lande ſich befindet, das treffliche gegen Willkühr ſchützende Geſetze beſitzt. Zeigt ſich ſeine Natur im Ganzen nur ſo geartet, daß er ſtets den Ruhm ſeiner Väter lebendig vor Augen hat, ſo darf man die Verkehrtheit bei ihm nicht vorſetzen, daß er von ſolchem Ruhm ſich nicht beugen und nicht ihn nachzuahmen wünſchen ſollte. Noch mehr wird ein neuer Fürſt, der friſch in ein Land kommt, wo die Erinnerungen an die alten Herren noch lebendig und dem neuen ſehr gewöhnlich ſind, ſich alle Mühe geben, in den Fußtapfen der Gefeierten und Bedauerten zu wandeln.“

II.

Zur Geſchichte

des

Lebens, des Charakters und der Regierung

König Wilhelms I.

der

Niederlande.

Ein König ſeiner Bürger und ein Bürger unter den Königen.

E. M. (Navarino-Rede.)

Vorwort.

Zur Sammlung der über König Wilhelm der Niederlande in verſchiedenen Zwiſchenräumen bekannt gemachten einzelnen Aufſätze ſchon mehrfach aufgefordert, theilt ihr Verfaſſer ſie hier mit. Er weiß auch nach fünf Jahren, ſeitdem er den Schauplatz der Wirkſamkeit dieſes Fürſten verlaſſen, nichts daran zu ändern, als höchſtens dem geſpendeten, gerechten und durch die Zeitſtürme gerechtfertigten Lobe, noch manch' neues und geſteigertes beizuſetzen. Die Zeit hat zwiſchen Wilhelm von Oranien und ſeinen Gegnern bereits gerichtet und als Gewährsmänner für mehreres

früher mit Leidenſchaft an= und abgeſtrittenes, ſind zwei der Choragen de Potter und Gendebien ſelbſt, zwar unfreiwillig, aber von der ſtärkeren Macht der Wahrheit getrieben, für den von ihnen verrathenen Monarchen in die Schranken getreten. Eine Geſchichte ſeiner Regierung von 1815 bis jetzt folgt dereinſt aus unſerer Feder. Hier, was die unmittelbare Gegenwart vorläufig erheiſcht.

I.

Die Zuſtände in den Niederlanden unmittelbar vor der belgiſchen Revolution als Vorwort. *)

In dem gegenwärtigen Panorama der europäiſchen Staaten nehmen die Niederlande, ſowohl was die Regierung, als was die Nation betrifft, eine merkwürdige und von allen übrigen Ländern und Cabinetten verſchiedene Stellung ein. Die uralten Anmaßungen der Feudalariſtokratie und des Theokratismus haben, höchſtens mit einigem erborgten Zierrath neuerer Anſichten (ſcheinbar und zeitlich und weil auf anderem Wege nichts zu vermögen) aufgeputzt, von unten herauf ſich die Maſſe des Volkes in Bewegung geſetzt

*) Eine Reihe von Aufſätzen, zu welchen der gegenwärtige einleiten ſollte, war für die Allg. Polit. Annalen beſtimmt. Die Parteiabneigung des damaligen, dem Verfaſſer ſonſt engbefreundeten Redakteurs derſelben verhinderte die weitere Ausführung.

und bekämpfen mit Macht den Liberalismus, welcher von oben herab in verſchiedener Richtung ſich kund gab und die ganze Nation durchſtrömen wollte. Die Edlen, voll Sehnſucht nach Wiedergewinn verlorner Rechte und Vorzüge und mit der erhaltenen (immer noch allzugroßen) Entſchädigung unzufrieden, ſchloſſen innigſt den Prieſtern ſich an, ohne deren Beiſtand und Einfluß alle ihre Anſtrengungen fruchtlos geblieben wären.

Die Prieſter ſelbſt, nach vierzehnjährigem, heißen Kampfe mit der neuen Ordnung der Dinge und mit den veränderten Anſichten der Zeit, wechſelten plötzlich, in Folge gemeinſamer Verabredung mit der Ariſtokratie, Feldzeichen und Parole, ſteckten das liberale Panier auf und bearbeiteten mit ſiegreichem Erfolge eine Trennung im Lager des Liberalismus, nämlich inſofern, daß ſie einen Theil der Freunde politiſcher Freiheit durch falſche Vorſpiegelungen, durch Benutzung gewiſſer Empfindlichkeiten über getäuſchte Erwartungen, und durch gewandte Uebertreibung vorhandener, gegründeter Beſchwerden von der Regierung ab- und zu ſich hinüberzogen. Eine andere Fraktion von ſogenannten Liberalen, theils in Bonaparte's Schule gebildet, theils von Rückklängen der Revolution noch immerfort begeiſtert, theils von Abneigung gegen den Staatsverband mit dem alten Holland und von dem Zauber franzöſiſcher Sprache, Literatur und Sitten getrieben

und verführt, heftet die Augen ſehnſüchtig nach dem Lande zurück, mit welchem die gemeinſchaftlichen Schickſale einer großen und ſturmbewegten Periode während zwei Jahrzehnten ſie verbunden hatten.

Die alte Sprache der Eingebornen in den flanderiſch-walloniſchen Provinzen ſelbſt war, da man den mächtigen Einfluß dieſes geiſtigen Verbindungsmittels kannte, von den Vornehmen und den Prieſtern aus Kirche und Hörſaal, Geſellſchaftszirkel und Richterſtube nach und nach ſyſtematiſch verdrängt und die Frage dadurch zweifelhaft geworden, welche von beiden Sprachen fortan mit größerem Rechte die des Landes zu nennen ſey? Die Dynaſtie Oranien, — durch die freie Wahl des Volkes von Holland, welches, nach dem Prinzipe der Legitimität auch ſeine republikaniſche Souverainität, vorgeſtellt in den Generalſtaaten, wieder angeſprochen und von freiem Antrieb in den alten Beſitz ſich wiederum geſetzt hatte, — nicht nur in die frühere ſtatthalteriſche Würde zurück, ſondern, in Anerkennung höherer Nothwendigkeit und dringender Nationalbedürfniſſe, auf den Thron berufen, — brachte die alten Grundſätze, welche in Holland ſie und die Freiheit einſt ſiegend gemacht, auch in die neuen Verhältniſſe und räumte überdieß dem Geiſte des Jahrhunderts ſo viel ein, als nur immer naturgemäß von einem fürſtlichen Geſchlechte

gefordert werden kann. Dieſe Dynaſtie beſchützte die Sache der Aufklärung mit dem rühmlichſten Eifer und ſchloß der verfolgten politiſchen Freiheit eine Freiſtatt auf. Die Blutsverbindung mit mächtigen Königshäuſern gab dem friſch errichteten Thron nach oben, die öffentliche Meinung der Völker nach unten kräftige und bedeutungsvolle Stützen. Das Werk der Befreiung dieſes ſchönen und für die Politik ſo wichtigen Landes, von der Geiſteskraft des erſten Wilhelm angefangen, gelang der Tugend des ſechsten zu vollenden.

Aber die Emancipation der Niederlande war, inſofern es die ſüdlichen Provinzen betraf, erſt politiſch zu Stande gekommen; die geiſtige Entmündigung erforderte noch einen langen und hartnäckigen Kampf. Die Widerſacher und ihre Zwecke ſind bereits oben angegeben. Als Mittel zu denſelben mußte, wie ſchon früher, als der Süden ſich von der gemeinſamen Sache der Freiheit trennte und dem Deſpotismus neu ſich in die Arme warf, die Religion abermals dienen. Der Klerus und der Hochadel benutzten die Verſchiedenheit der Confeſſionen zu Verhüllung politiſcher Leidenſchaften.

Die Unwiſſenheit des gemeinen Volkes und der völlige Mangel an ſittlich-intellektueller Cultur konnte den Anſtrengungen des erſtern zumal erwünſchteſten Erfolg verbürgen; darum wurde mit Ungeſtüm

anfänglich das Monopol, ſpäter die Freiheit des Unterrichts gefordert, was beides eben ſo viel hieß, als daß dem Mörder freiwillig das Meſſer in die Hände gereicht werden ſollte. Der Liberalismus, dargeſtellt in dieſem Lande durch dreierlei Nüancen, von joſephiniſchen, republikaniſchen und bonapartiſtiſchen Ideen, fand freilich die erſte Forderung ſo plump und dreiſt, daß er im Einverſtändniß mit der Gewalt, nicht ohne große Verachtung derjenigen, ſo ſie geſtellt, ihnen begegnete; aber ihm ward bei der zweiten Forderung eine feine Schlinge geſtellt, und er ging in dieſelbe.

Der Liberalismus, in einer ſeiner Abtheilungen durch Beweggründe der oben geſchilderten Natur bereits zu Anfang der Gründung des Königreiches hin und her getrieben, zerfiel mit der Regierung und ihrem Syſteme immer mehr und mehr; er fand an leichtgläubigen Enthuſiaſten des Südens und an der altrepublicaniſchen Heftigkeit einer Abtheilung von Conſtitutionellen des Nordens bedeutende Stützen. Die ſchlimmen Verhältniſſe, in welchen die Regierung von der großen Verſchiedenheit von religiöſen Bekenntniſſen, politiſchen Grundſätzen und hiſtoriſchen Erinnerungen der einzelnen Landestheile ſich befand, hatten ſie genöthigt, die Erfüllung mehrerer conſtitutioneller Wünſche, welche entweder in dem Weſen des Repräſentativſyſtemes überhaupt oder in dem Buchſtaben des nieder-

ländiſchen Grundgeſetzes lagen, auf unbeſtimmte Zeit hinauszuſchieben, weil allzu unvorbereitete Gewährung einem höhern Intereſſe Gefahr gebracht haben würde. Einige dieſer Wünſche ſtanden in grellem Widerſpruch mit dem Culturgrad der Maſſe des Volkes im Süden und lieferten den Feinden der Aufklärung geradezu die Mittel in die Hände, um die Fortſchritte derſelben dem Geſetze unerreichbar, und ſelbſt unter geſetzlicher Firma zu hemmen; andere wurden von der entſchiedenen Mehrheit des gebildeten Theils der Nation ſelbſt, als gefahrbringend, zurückgewieſen. Die Regierung ſuchte daher in der Ausführung ihres Syſtemes zwiſchen den joſephiniſch-liberalen und den eigentlich conſtitutionellen Principien eine Art Verſchmelzung zu bewerkſtelligen, und der Beifall der aufgeklärteren Bürger, ſo wie die Liberalen des übrigen Europa, ſchienen ihr ein Recht gegeben zu haben, an die Güte ihres Syſtemes zu glauben. Allein zwei mächtige Feinde, welche, auf andern Schauplätzen ſich grimmig befehdend erſcheinen, traten hier als Verbündete gegen ſie auf, und brachten ſie in die beſondere Stellung, daß dasjenige, was im Intereſſe des Liberalismus geſchehen, wie Deſpotismus ausſah, und daß die Parteien, welche an Untergrabung theils der politiſchen Integrität, theils der geiſtigen Aufklärung arbeiteten, als Verfechter der Freiheit ſich geltend machten. Als die Regierung, im Bewußt-

ſeyn ihrer redlichen Abſichten und ihres großartigen Zieles, nichts deſtoweniger in dem bisherigen Syſteme fortfuhr und einerſeits gegen römiſche Anmaßung die kirchlichen Freiheiten ihrer katholiſchen Bevölkerung verfocht, anderſeits aber, im Innern den Unterricht mit kräftigen Händen fortleitete, gelang es den Umtreibern durch einen großen Theil der Nation Unruhe zu verbreiten und längſt entſchlafene Leidenſchaften friſch zu wecken.

Sie hatten ſelbſt einen Theil der aufrichtigen Liberalen durch das Knallfeuer patriotiſcher Sentenzen und erheuchelter Gefühle zu ſich bekehrt, welche darüber zürnten, daß manche erwartete Verbeſſerungen nicht jetzt ſchon eingetreten, und daß man die Muſterbilder für Staatseinrichtungen und Regierungsweisheit nicht aus Nordamerika, England, Frankreich und Genf herüberhole. Für die unwiſſenden und bigotten Wallonen ward derſelbe Typus wie für Franklins, Adam Smiths, Royer-Collards und Rouſſeau's Mitbürger begehrt. Die Fanatiker, welche ſich den Namen der „Katholiken“ beilegten und dadurch die eignen Coalirten von der anti-römiſch-ultramontanen und philoſophiſchen Farbe in der Meinung der Maſſe brandmarkten, erhoben vorzugsweiſe das Feldgeſchrei „Liberté religieuse, Liberté illimitée de l'enseignement, und Exécution franche et entière ou concordat!“

Die Liberalen, oder die Umtreiber und Exal-

tado's, welche dieſen Namen ſich beilegten, drangen vorzugsweiſe auf die Responsabilité ministérielle, auf die Jury, und auf freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache. Das Volk ſelbſt, welches von den Parteien übrig blieb, forderte blos Reformen in der Geſetzgebung, Reglung des Finanzſyſtemes und Aufhebung der Mahlſteuer, einer Steuer, welche im Norden ſehr populär blieb, im Süden aber ſehr verhaßt war, vermöge der zwei ſich entgegengeſetzten Intereſſen derſelben.

Da die übergroße Zügelloſigkeit der Preſſe Ahndungen des Geſetzes und Reactionen von Seite der Regierung nach ſich zog, ſo entſtand eine neue Parole zu der bereits vorhandenen: Liberté de la presse illimité, d. h. die Freiheit durch Schriften und Journale, Manifeſte und Kanzelreden zum Widerſtand gegen die Gewalt und zum Umſturz der beſtehenden Ordnung wirken zu dürfen, ohne daß von oben im mindeſten eingeſchritten werden könnte. Die Litanei vervollſtändigte ſich mit jeder Woche mehr, und was dem einen oder andern Häuptling der künſtlich geſchaffenen Bewegung über Nacht durch den Kopf gefahren und von einigen Zeit- und Flugblättern gut geheißen war, wurde zum Rang einer Volksbeſchwerde erhoben. Die berufenen Griefs nationaux wodurch die belgiſchen Agraviados ſich ſo ſehr lächerlich gemacht, entſtanden;

ihre Mutter und Säugamme in einer Perſon, die Union, welche ſich ſelbſt (verhängnißvoll genug) und mit ſchlecht gewählter Ironie ein königliches Wort mißbrauchend, den Namen der Infamen beilegte, veranſtaltete das Pétitionnement und Répétitionnement, d. h. die Kunſt in conſtitutionellen Phraſen als politiſche Tollhäusler ſich zu geberden. Die Union, in ihrer urſprünglichen Elite aus den noch übrigen Cadres des Brabänter=Aufruhrs gebildet, und von den Summen reicher Edler des Landes ſo wie denen der Congregation unterſtützt, hoffte, mit dem Beiſtande einiger in Finanzſachen oft wider die Regierung ſtimmenden Holländer, durch den Staatsſtreich der Verwerfung des zehnjährigen Budgets und des Budgets 1831, dieſelbe zur Verzweiflung, und dadurch zu völligem Nachgeben, oder zu Gewaltmaßregeln zu zwingen, welche ſodann einen glänzenden Sieg des belgiſch=theokratiſchen Syſtems, oder die Glorie einer neuen Revolution, der Trennung Belgiens vom Norden und der Conſtituirung als eigener Staat oder Vereinigung mit Frankreich — ihrer Abſicht nach — zur Folge gehabt, und den nach Ruhm, Geld, Einfluß und Stellen lechzenden Intriguants und Enthuſiaſten Gewährung der heißen Wünſche verſchafft haben würden.

Die franzöſiſchen Verbündeten theils von der frommen, theils von der frivolen Farbe, welche nicht

ohne vielfachen Widerſpruch mit ihren eigenen Grundſätzen und Kämpfen, das Feuer in Belgien von Anfang an genährt hatten, erwarteten, zu einer neuen Revolution in ihrem Lande in Folge der thörichten unvolksthümlichen Bourboniſchen Politik, nicht ungeneigt und unvorbereitet, ſehr großen Gewinn für ihre Sache aus einem ſolchen Staatsſtreiche im Nachbarſtaat. Auch rechneten ſie ſicher darauf, daß eine allfällige Dazwiſchenkunft von Seite Preußens durch einen allgemeinen Aufſtand im unzufriedenen Teutſchland paralyſirt werden würde. Daher die wunderliche Sprache ihrer Blätter während der letzten Zeit über die niederländiſchen Angelegenheiten, eine Sprache, welche oft das völlig Entgegengeſetzte vertheidigte und das altgewöhnte Lob jener Regierung neben der Adoration des trefflichen conſtitutionellen Geiſtes der Oppoſition fortſetzte, und dieſelben Miniſter um desjenigen willen ſchmähen half, was die Liberalen in Frankreich geradezu für ſich wünſchten und begehrten. Allein die Union und ihre Verbündeten betrogen ſich ſehr, ſowohl in ihrer Schätzung der moraliſchen Kräfte der niederländiſchen Regierung, und den eigentlichen Geſinnungen des Nordens, als in ihrer Anſicht von der Stimmung des öffentlichen Geiſtes des mit Niederland und Preußen in ſeinen Intereſſen innigſt verbundenen Teutſchlands. Die Holländer, durch lange und viel-

fache Kränkung ihrer Eigenthümlichkeiten, Erinnerungen, Sprache, Literatur und Manier tief gereizt, und über die Anſtrengungen der Umtreiber wider die Dynaſtie und den Staatsverband erſchreckt, ſchloßen faſt in Maſſe ſich enger um den gefährdeten Thron. Die königliche Botſchaft vom 11. Chriſtmonat 1829 ſtärkte den Muth aller Treugebliebenen und ſelbſt den von eilf Abgeordneten des Südens, und mit dem Signal: „Orange boven!“ fiel das Werk der Schlimmgeſinnten durch Annahme des Budgets ſchimpflich durch. Auch von Teutſchland aus wurden die von den franzöſiſchen Liberalen ohne Aviſo auf revolutionäre Begeiſterung ausgeſtellten Wechſel mit Proteſt zurückgeſchickt.

Das Nationalgefühl, durch ſolchen franzöſiſchen Uebermuth im Innerſten verwundet, erklärte die Sache der deutſchen Regierungen, im Allgemeinen und insbeſondere, für diejenige aller Parteien, welches immer ihre Meinungen und Nüancen; und im Bewußtſeyn des guten Willens mancher jener erſteren, und in Hoffnung endlichen Vergleiches der alten und neuen Ideen und kräftigerer Vertretung der gemeinſamen Volks-Intereſſen, in politiſcher ſowohl als commercieller Beziehung, erklärte man ſich bereit zu muthvollem Einſtehen für das Ganze. Teutſchland, welches weder die Bourbone, noch ihr Miniſterium Polignac, noch ihre Congregation

liebt, und hiezu hinſichtlich aller drei weder Urſache noch Verpflichtung hat, weist nichts deſto weniger auch die Anſinnen eines trügeriſchen Liberalismus von ſich, welcher durch die Unreinheit ſeiner Zwecke die Grundſätze und die Legitimität der wahren Freiheit täglich vor den Cabinetten gefährdet und dem Abſolutismus nur erwünſchte Waffen zum Behufe ſeiner finſtern Zwecke in die Hände liefert. Wie die Nationalſtimmung des eigentlichen Teutſchlands gegen Preußen beſchaffen, und wie irrig die Anſicht der Franzoſen (der Liberalen wie der Ultra's) hievon ſey, braucht nicht erſt aus einander geſetzt zu werden. Die neueſten Handelsverträge mit ſüd- und nordteutſchen Regierungen haben das Band der Eintracht und der Einheit ſtärker und inniger als je gezogen, und ein bleibendes Recht auf die Dankbarkeit des Geſammtlandes ihm erworben. Die fortgeſetzten Anſtrengungen für intellektuelle Cultur und für religiöſe Aufklärung und wechſelſeitige Duldung ſichern ihm ein Denkmal in dem Herzen der beſſern Geiſter. Die Angelegenheiten der Niederlande ſelbſt, hinſichtlich welcher der angedeutete Hauptirrthum unſerer Nachbarn ausgegangen, feſſeln fortwährend das Augenmerk der deutſchen Völker wie der Regierungen. Die ſo populäre Dynaſtie Naſſau wird jederzeit in Tagen der Gefahr ein kriegeriſch gerüſtetes Volk zu ihrem

Beiſtande willig finden; ein Volk, welches gerne und mit Stolz ſich erinnert, daß ſie aus ſeiner Mitte her-vorgegangen.

Die Annahme des Budgets in den niederländiſchen Generalſtaaten iſt, — man mag es läugnen wie man will, — für die vereinigten zwei Faktionen dieſes Reiches eine Hauptniederlage geweſen, und die vor-züglichſte Kraft der Oppoſition iſt gebrochen. Die vergifteten Pfeile des Jeſuitismus und der Revolution an der ſtärkeren Rüſtung oraniſcher Energie und den bon sens des beſſern Theils der Nation abgeprallt, fielen auf die Schützen zurück. Nach und nach er-kennt auch ſelbſt die verführte Maſſe das grobe Gau-kelſpiel, welches man mit ihm vorgenommen, und der Phalanx ächter conſtitutioneller Männer und wirkſamer Lichtfreunde mit den Bemühungen des Königthums in treuem Bunde, verſtärkt ſich täglich mehr, und iſt bereit, um jeden Preis das Werk der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe Königs Wilhelm I. weiter führen und vertheidigen zu helfen.

Die Perſönlichkeit und die Schickſale der gegen-wärtigen Dynaſtie in den Niederlanden ſind mit der Geſchichte des Staates ſelbſt, an deſſen Spitze ſie ge-kommen, inniger als die manch anderer verflochten, und es gibt hier kein von dem Leben des Volks ge-trenntes Hof- und Cabinetsleben; darum iſt der Ge-

ſchichtſchreiber der Niederlande von 1814 bis zur neueſten Zeit in die angenehme Lage verſetzt, fürſtlicher Wirkſamkeit die vollſte Aufmerkſamkeit widmen zu können, ohne in Gefahr zu ſtehen, ſeiner Darſtellung der Entwickelung der Nationalkraft Raum und Zeit zu entziehen und auf Koſten der Grundſätze bloßer Hiſtoriograph nach dem Zuſchnitte des Staatsalmanachs zu werden. Als Fremder beſitzt er vielleicht mehr Beruf und Unabhängigkeit als bei dem Kampfe der Parteien irgend ein Eingeborner. Noch beſitzen wir kein vollſtändiges Gemälde, von den erſten ſechzehn Jahren der Wirkſamkeit des Königs und den Ereigniſſen des Landes; eben ſo iſt in das Irrgewinde der Oppoſition dieſes letztern noch kein hinlänglicher Faden geliefert worden. Wir verſuchen dieſe Aufgabe für die Freunde des öffentlichen Rechtes, überzeugt von dem hohen Intereſſe, welches eine klare Anſicht der von uns kurz angedeuteten politiſchen Vorfälle bei ihnen ſo wie bei allen Freunden geſetzlicher Freiheit und conſtitutionellen Rechtes erregen muß.

Eine gedrängte Schilderung der Schickſale des Königshauſes während der Revolutions- und Kaiſerperiode, und eine ähnliche der Staatsumwälzung in Holland und der Berufung der Stadhouderiſchen Familie auf den Thron wird die Reihe unſerer hiſtoriſch-politiſchen in einzelnen Folgen mitgetheilten Abhand-

lungen eröffnen; dieſe ſelbſt ſodann werden über die auswärtige Politik, über Verfaſſung, Geſetzgebung, Adminiſtration, Induſtrie, Handel, Colonialſyſtem, Kirchenweſen und Unterricht ſich verbreiten. Die Geſchichte der Generalſtaaten und der Oppoſition insbeſondere erhalten hiebei natürlich den ausführlichſten Raum. Aus der Authenticität der angeführten Thatſachen, aus den ipsissimis verbis der verſchiedenen Parteien und aus dem Tone des Ganzen wird man entnehmen, daß der Verfaſſer mit freier Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und ohne Rückſicht auf perſönliche Verhältniſſe und eigene alte Lieblingsmeinungen, die Dinge geradezu ſo geſchildert hat, wie ſie jedem aufmerkſamen und unbefangenen Beobachter nothwendig ſich aufdringen müſſen.

II.

König Wilhelm I. als Prinz von Oranien in Holland, bis zur Vertreibung der Stadhouderschen Familie durch die Revolution.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war im Innern der Republik Holland, einſt ſo mächtig

und ruhmreich, eine bedeutende Veränderung der Verhältniſſe, wie der Gemüther vorgegangen.

Der Verluſt des Sieges und des Einfluſſes, weniger eine Folge des verſchlechterten Nationalgeiſtes als einer Reihe neuer weltgeſchichtlicher Stellungen und veränderter politiſcher Intereſſen, welche den Mittelpunkt der europäiſchen Diplomatik von Verſailles und Haag faſt zu gleicher Zeit nach andern Reichen verſetzt, hatten auf die unbeſchäftigten Leidenſchaften der Parteien eine kaum zu beſchreibende Einwirkung gehabt.

Das Gefühl dieſes Verluſtes und die Schwäche, welche nach den mörderiſchen Seeſchlachten, nach den unverhältnißmäßigen Anſtrengungen für Erhebung der Marine und der für England ſo gewinnreichen als für Holland unglückvollen Revolution Wilhelms **III.** ſich einſtellte, brachten, bei dem Mangel an ferneren Nationalunternehmungen und Nationalzielen eine ſehr widerwärtige Stimmung hervor, in welcher ein Theil den andern wegen desjenigen anklagte, was weniger von den Menſchen als von den Ereigniſſen ſelbſt abgehangen. Zugleich kamen alle alten Zwiſte und Beſchwerden in Erinnerung, welche während gemeinſamen Anſtrebens für Rettung oder Verherrlichung des Staats der ſieben Provinzen vergeſſen worden waren. Die Familien-Verbindung des erbſtatthalteriſchen Hauſes mit dem eines abſolut-monarchiſchen Staates wie

Preußen, diente überdieß dazu, alte republikaniſche Gefühle zu verwunden und die größere Sicherheit, in welcher die Dynaſtie Oranien in Folge jener Verbindung ſich befand, mehrte nur die Bitterkeit der ehemaligen Gegenpartei. Nicht das Volk im eigentlichen Sinn, wohl aber die altholländiſche Ariſtokratie, welche von Gründung der Republik an ſo manchen Zwieſpalt in die öffentlichen Verhältniſſe gebracht, ſo manches großartige Unternehmen durchkreuzt und Maßregeln entfremdender Strenge, im Hinblick auf höhere unabweisbare Intereſſen, nothwendig gemacht hatte, war es, welche zuerſt den Schild erhob. Dieſe Ariſtokratie, welche in die blendenden und gleißenden Inſignien volksthümlicher Begeiſterung ſich gehüllt und ſelbſt die Tugend eines Olden Barneveld und der Intelligenz der Brüder de Witt zu unglückſeligem Widerſtand verführt hatte, führte die Republik mehr als einmal an den Rand des Verderbens, wovon nur die Energie und der höhere politiſche Scharfſinn der Familie des Schweigenden ſie errettete.

Der harte Schlag, welcher Flotte und Staatsſchatz während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges getroffen, war wohl eine der empfindlichſten Wunden der Regierung des Erbſtadhouders Wilhelm V. Die Aufhebung des Barrierenvertrags, die Händel mit dem Herzog Ludwig von Braunſchweig und die Kränkung,

welche der Schweſter Friedrich Wilhelms II. zugefügt worden, waren die Hauptakte, welche Zwietracht und Anarchie in das öffentliche Leben brachten und den förmlichen Kampf der Parteien entzündeten. Der Einbruch eines rächeriſchen Heeres von 20,000 Preußen befeſtigte und vermehrte für einen Augenblick die Gewalt des Erbſtatthalters; aber die Unvolksthümlichkeit ſolcher Dazwiſchenkunft der Fremden gab den demagogiſchen Ariſtokraten größern Schein des Rechtes in ihrem Haß und Widerſtand, und entfremdete augenblicklich die Herzen von Vielen, ſelbſt aus jenen Klaſſen, welche der oraniſchen Dynaſtie ſonſt am ſtandhafteſten zugethan geweſen. In Wilhelm V. war viele Güte des Herzens und manch liebenswürdige Privattugend; ſeine Gemahlin ſelbſt war geiſtreich und unbeſcholten; aber ihr Charakter und ihr Weſen vertrug ſich nicht mit demjenigen hochfahrender und geldſtolzer Republikaner, welche an die Formen eines fürſtlichen Hofes im ſtrengeren Sinne noch nicht gewöhnt waren. Die Unkenntniß des Zeitgeiſtes von Seite des Hofes einerſeits trieb eben ſo wohl, als der Mangel an politiſchem Scharfblicke anderſeits bei den Patrioten, zu verkehrten Syſtemen. Beide Parteien büßten ſchwer; die eine durch Verluſt der Macht, die andere durch Verluſt der Nationalunabhängigkeit. Das Hauptverbrechen Beider war wohl darin beſtanden, daß ſie bei

den Fremden Hülfe geſucht; die Einen bei den Kö-
nigen, die Andern bei den Republikanern.

Wilhelm Friedrich, Prinz von Oranien, der Sohn jenes Statthalters, welchen im Jahre 1795 die Bajonette der Franken zur Einſchiffung nach England zwangen, war den 24. Auguſt 1772 zu Gravenhaag geboren worden. Außer dem Unterricht ſeiner verſtändigen und kenntnißvollen Mutter genoß er der Leitung zweier tüchtiger Lehrer von literariſchem Rufe, eines Teutſchen und eines Holländers: Euler von Zweibrücken und Tollens von Breda. Der Generallieutenant von Stamford ward ſpäter als Hofmeiſter ihm gegeben. Von Letzterem, der als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache und der praktiſchen Geometrie an der Schule zu Jlefeld und als Schriftſteller in eigenen Verſuchen glücklicher war, denn als Offizier in Dienſten des Herzogs von Braunſchweig, mag der junge Prinz wohl die Anfangsgründe in franzöſiſcher und teutſcher Sprache erhalten haben, während Tollens die Schönheiten und Schätze der Nationalliteratur ihm enthüllte. Stamford beſaß einen ernſten, nachdenkenden Charakter, gründliche Bildung im Allgemeinen und beſondere Kenntniſſe im geſchichtlichen und ſtaatsrechtlichen Fach; überdieß viele Menſchenkenntniß, große Zurückhaltung und tiefe Verſchloſſenheit: ſämmtlich Eigenſchaften, welche auf den fürſtlichen Zögling

5*

zurückwirkten und ihm einen bedeutenden Theil deſſen gaben, wodurch ſein Ahnherr einſt ſo frühe ſich geltend und groß gemacht. Durch denſelben Mentor, wie durch die übrigen Lehrer, gewöhnte ſich Wilhelm Friedrich auch an jene Liebe zur Arbeitſamkeit und jene Thätigkeit des Geiſtes, welche einmal entworfenen Planen die ſchnellſte Ausführung zu geben ſucht, und an den Wunſch, die Geſchäfte ſoviel möglich aus eigener Anſchauung der Thatſachen und nicht aus Berichten Anderer kennen zu lernen und zu regeln. Der Trieb zu ſolcher Verwendung geiſtiger Kräfte entfernte von ihm frühe alle Lockungen eines üppigen Hofes, einer zerſtreuungsreichen Reſidenz und eines entſittlichten Zeitalters. Dieſem Geſchmacke des Erbprinzen iſt der Erbſtatthalter, der ſouveräne Prinz und der König der Niederlande nachmals treu geblieben.

Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, die Schickſale des letzten Zeitraumes der Republik Holland bis zur Vertreibung Wilhelms V. hier zu ſchildern; die Hauptereigniſſe ſind hinlänglich bekannt und gehören in die Geſchichte der Vereinigten Staaten. Nur einige Thatſachen, welche die Jugend und das erſte Auftreten des jungen Fürſten betreffen, führen wir noch an.

Ein Jahr nach der unglücksſchwangern Dazwiſchenkunft der Preußen in Holland (1788) unternahm Wilhelm Friedrich Reiſen nach Teutſchland, zumal

nach den Naſſau'ſchen Landen, ſeinem künftigen Erbtheil. Er war nach fünfzig Jahren das erſte Glied der fürſtlichen Familie, welches die teutſchen Stammgüter beſucht. Der Empfang war äußerſt freundlich, der Jubel des Volkes unverſtellt. Auch Berlin und Braunſchweig hatte er auf dieſer Reiſe berührt. Nach ſeiner Rückkehr beſuchte er die Hochſchule zu Leyden. Man rühmte daſelbſt ſehr ſein beſcheidenes und leutſeliges Betragen und nicht minder den Eifer für ſeine Weiterbildung in allen jenen Doctrinen, die man dem künftigen Beruf als die angemeſſenſten hielt.

Im Jahr 1791 beſtimmten die Familienverhältniſſe, ſo wie die eigene Wahl der Herzen den Erbprinzen zur Vermählung mit ſeiner Baſe, der Prinzeſſin von Preußen, F r i e d e r i k e L u i ſ e W i l h e l m i n e, Tochter Königs Friedrich Wilhelm, Nichte des großen Friedrich und Schweſter des heut regierenden Monarchen. Die Wahl fiel um ſo glücklicher aus, als die Braut mit intereſſantem Aeußern vielen Geiſt und Verſtand, und zugleich einen ernſten, feſten, auf glückliches Familienleben und geregelte Lebensverhältniſſe auch in den höheren Regionen gerichteten Sinn in ſich trug. Die Tugenden der gegenwärtigen Königin ſind die vorzüglichſten Diamanten in der Krone der Niederlande.

Nachdem der Prinz ſeine Studien auf der Hoch-

ſchule vollendet, nahm er an Staatsgeſchäften, in administrativer, wie in militäriſcher Hinſicht, thätigen Antheil. Er erhielt zuerſt Sitz und Stimme im Staatsrath, ſodann die Stelle eines Gouverneurs von Breda und bei dem Heere den Rang eines Generals der Infanterie. In letzterer Eigenſchaft war er gemeinſam mit ſeinem jüngern Bruder, dem Prinzen Friedrich Georg Wilhelm, insbeſondere für Umbildung des etwas zerfallenen Kriegsweſens der Republik bemüht. Leider unterbrachen die großen Ereigniſſe zu ſchnell ihre Anſtrengungen und rechtfertigten die Reformen nur allzuſehr, welche ſie begonnen.

Die Umwälzung in Frankreich hatte bereits mehrere ihrer Metamorphoſen durchgangen und die blinden Anhänger des Alten eben ſo ſehr von der Unhaltbarkeit des ſtarren Stabilitätsſyſtems, als die allzufeurigen Freunde des Neuen von der Unbrauchbarkeit mancher Theorien überzeugt. Schon lag das Königthum in Trümmern, des Königes Haupt unter dem Beile gefallen. Der Convent ſandte allenthalben hin ſeine Schrecken, ſeine Heere und ſeine Agenten. Alle Reiche um ihn ſollten das Loos des Geſtürzten theilen und der Fall des Deſpotismus im Ausland den Sieg der Freiheit im Innern verbürgen. Auch auf Holland warf er ſeine Blicke. Das Stadhouderat ward der Theilnahme am Bunde der großen Verſchwörung

aller Souveräne wider die Freiheiten der Völker beſchuldigt und ſeine Vernichtung daher ausgeſprochen.

Die vor dem preußiſchen Ueberzug im Jahre 1787 flüchtigen Patrioten, welche in Frankreich eine Zuflucht gefunden, unterließen nichts, den Convent in ſolchen Geſinnungen zu ſtärken und zum Haſſe wider die Dynaſtie Oranien zu entflammen. In der That erließ derſelbe unterm 1. Hornung 1793, in Folge der berühmten Motion des Abgeordneten Briſſot, eine Kriegserklärung wider den Stadhouder, Wilhelm V. Die Republik ſelbſt, für welche man die größte Hochachtung zu bezeugen ſchien, war ausdrücklich davon ausgenommen.

Den Worten folgte bald die That. Dumouriez brach mit einem bedeutenden Heer in das Land der Generalſtaaten und ſtand in kurzer Zeit vor Breda. Der Graf Alexander von Bylandt übergab, nach einer Belagerung von nicht vollen vier Tagen, den wichtigen Platz, worin ſich noch 2500 Mann Beſatzung, 250 Kanonen und Kriegs- und Mundbedarf aller Art vorgefunden. Eben ſo fielen auch Gertruidenberg und Klundert gleich darauf in fränkiſche Gewalt. Willemſtadt, Venloo und Maeſtricht wurden enge blokirt. — Inzwiſchen unterhandelte Dumouriez durch Sendlinge und Schreiben mit den Häuptern der antioraniſchen Partei im Lande, und die in ſeinem Heere befind-

lichen Patrioten von 1787 leiſteten hiebei treffliche Dienſte.

Der Erbprinz befand ſich um dieſe Zeit gerade zu Frankfurt und ſuchte mit dem Prinzen von Coburg über den Plan des bevorſtehenden Feldzugs hinreichende Abrede zu treffen. Am 2. Mai jedoch war er bereits im Haag wieder angekommen und bereitete, in Verbindung mit ſeinem Bruder, die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln vor. Der Prinz Friedrich hatte bei Gorkum die Hauptmaſſe der Streitkräfte der Republik vereinigt; Wilhelm übernahm den Oberbefehl, verband ſich bald darauf mit den Oeſterreichern und lieferte, gemeinſam mit ihnen, am 18. März die bekannte Schlacht von Neerwinden bei Tirlemont. Auf dieſes ſtellten die Franken die beſetzten Städte zurück und räumten das Gebiet von Holland. Die Verbündeten ergriffen nunmehr die Offenſive, der Erbprinz drang in Flandern vor und ſetzte über die Lys.

Während des ganzen Sommers leiſtete ſein kleines Heer bedeutende Dienſte, im Kampf mit überlegenen Streitmaſſen, beſonders der ſogenannten Nordarmee, dazu gehörte vorzüglich die Vertheidigung der oſtflandriſchen Gränzen, über welche die Republikaner raſtlos vorzudringen ſich beſtrebten. Die Oeſterreicher blieben dadurch in ruhigerem Beſitz eines großen Theils der Vortheile, welche auf andern Punkten der nieder-

ländiſchen Gränzen errungen wurden, und ſie gewannen volle Zeit, Valenciennes, Condé und andere Plätze zu nehmen.

Das Jahr 1792 hatte den alten Muth des oraniſchen Geſchlechtes in den Beiſpielen des Prinzen Wilhelm und ſeines Bruders außer allen Zweifel geſetzt. Weniger beſtändig war das Glück im folgenden. Die Prinzen theilten nur das Schickſal ihrer Verbündeten hierin. Das ſelbſtſüchtige England, vorzugsweiſe mit Eroberung von Dünkirchen beſchäftigt, zerſtörte den gut entworfenen Kriegsplan der Uebrigen. Ohne die Ankunft der Flotte abzuwarten, leitete der eitle Herzog von York die Belagerung ein, und betrieb ſie mit nutzloſem Ungeſtüm. Allein Houchard, den groben Fehler ſeines Gegners raſch benützend, warf ſich mit aller Macht auf ihn, ſchlug ihn bei Hondtſchot in entſcheidendem Treffen, befreite Dünkirchen und griff mit überlegenen Streitkräften am 13. September 1793 das holländiſche ſich ſelbſt überlaſſene Heer an. Der Prinz Wilhelm hatte Beaulieu, welcher einen Theil der Armee von Coburg befehligte, noch zur rechten Zeit Nachricht von dem Angriff der Franzoſen mitgetheilt; wäre derſelbe ſchnell zu Hülfe gekommen, ſo würde dieſer Angriff ſiegreich abgeſchlagen worden ſeyn. Die Holländer ſtanden zwiſchen den Dörfern Meenen und Beerwick, die Oeſterreicher bei Werelghem.

Allein trotz der tapfern Vertheidigung Wilhelms und des kluggeordneten, langſamen Rückzugs, welcher den Oeſterreichern immer noch Zeit und Spielraum zur Mitwirkung hinreichend vergönnte, erſchienen dieſelben nicht. Nur der General Kray mit vier Schwadronen Reiterei traf ein. Dieſe Verſtärkung, ſo unbedeutend ſie im Ganzen war, erhob gleichwohl den Muth der Holländer wieder und beſtimmte ſie zu einem neuen Treffen; während deſſelben hoffte man beſtimmt auf die Ankunft der erſehnten Hülfen.

Der Prinz Friedrich, an der Spitze einiger auserleſenen Haufen ſeiner Leute und mehrerer Abtheilungen von Kray, verſuchte einen Reiterangriff; allein die voreilige Flucht der Oeſterreicher brachte Unordnung in den Marſch des Uebrigen; der Prinz ſelbſt ward durch eine Kugel in die Schulter verwundet und nur mit großer Anſtrengung von dem Vorhaben abgebracht, das vorgeſetzte Ziel trotz aller Gefahren weiter zu verfolgen.

Während dieſes Vorfalls ſtritt mit nicht minderm Muthe der Erbprinz auf einem andern Punkte der Linie. Er hatte den öſterreichiſchen Feldherrn neuerdings von ſeiner ſchwierigen Lage in Kenntniß geſetzt, ohne jedoch die Apathie deſſelben beſiegen zu können. Die Soldaten hatten — ſo lautete die Antwort — noch nicht zu Mittag geſpeißt. Inzwiſchen verſtärkten

ſich die Reihen der Franzoſen immer mehr durch friſche Bataillone, und man ſah, da die günſtigſte Zeit, etwas zu wagen, vorüber war, zur Anordnung des Rückzugs ſich gezwungen. Wilhelm ſchlug die Straße von Gent ein, und nahm hinter der Schelde eine feſte Stellung ein, in welcher er die verſchiedenen Abtheilungen ſeines Heeres wieder zu vereinigen gedachte.

Der Prinz, welcher bei verſchiedenen Anläſſen ſo viel Muth als Umſicht bewährt, zeigte im Unglücke für das Loos der Seinigen und ihrer Familien Zartheit und Sorgfalt. Einer der erſten Schritte war, von ſeinem Vater, dem Erbſtatthalter, und den Generalſtaaten Unterſtützung für die Wittwen und Kinder der bei Weerwick Gefallenen und für die tapferſten Streiter, welche mit zurück gekehrt, Belohnungen und Penſionen zu begehren. Die betrübte Lage des Staatsſchatzes erlaubte die Gewährung ſeines Wunſches nicht; allein ſeinen fortgeſetzten Bemühungen gelang es zum mindeſten eine Art Fonds, aus Beiträgen reicher Familien, zu bilden, woraus nunmehr die Benöthigten unterhalten und unterſtützt wurden. Houchard ſah nach dem Treffen vom 13. September ſich außer Stande vorzurücken und ließ dadurch den Holländern Zeit, mit Coburg ſich wieder zu vereinigen und die Belagerung von Maubeuge zu beginnen. Dieß Unternehmen ſchlug jedoch fehl; die Verbündeten gingen um die Mitte des

Octobers über die Sambre zurück, um Winterquartiere zu beziehen, der Prinz aber nach dem Haag (zu Anfang des Decembers) um von da aus zum neuen Feldzuge von 1794 ſich vorzubereiten.

Zu Anfang des Jänners ſtand er wieder an der Spitze des Heeres der Republik; ſein Hauptquartier war zu Lüttich. Oeſterreich, voll Zuverſicht in die Talente des jugendlichen Feldherrn, hatte ſogar nun ein Corps von 30,000 Mann ihm anvertraut, welches unter ſeinem Oberbefehl für die Intereſſen der Coalition wirken ſollte. Der Feldzugsplan von 1794 ging bekanntermaßen dahin, eine Gränzfeſtung zu nehmen, in Frankreich einzudringen und geraden Wegs wider Paris vorzurücken. Schon hatten zu dieſem Zwecke beträchtliche Streitmaſſen in Limburg, Namur und Hennegau ſich geſammelt. Dem Prinzen war der Angriff auf Landrecies vorbehalten, welches als Mittelpunkt des entworfenen Einbruchs beſtimmt war. In der That umzingelte er dieſen Platz am 20. April, nach kurzem Gefecht. Roulland, mit ungefähr 7000 Mann, hatte ſich darein geworfen, und war mit jeder Art Bedürfniß hinreichend verſehen. Nichtsdeſtoweniger betrieb Wilhelm die Arbeiten mit großem Eifer und war am 26. ſchon bedeutend vorgerückt. Ein heftiges Feuer aus mehr denn 100 Geſchützen ſpielte von den Wällen herab gegen die Belagerer; der Prinz ließ ſich

dadurch nicht abhalten, und bald erſchienen Parlamentäre für einen Waffenſtillſtand. Er drang auf unbedingte und ſchleunige Uebergabe. Am 30. April erfolgte ſie. Die Beſatzung ward kriegsgefangen erklärt, und zwei Bataillone Holländer mit zwei Bataillonen Oeſterreichern nahmen von demſelben Landrecies Beſitz, gegen welches Carl V. und Prinz Eugenius einſt ihre Kraft verſucht.

Nichtsdeſtoweniger trug dieſer glorreiche Vortheil des Erbprinzen von Oranien nicht die gewünſchten Früchte. Das überlegene Kriegsgenie und die hohe Geiſteskraft Carnots, „welcher den Sieg organiſirte,“ ſchuf wie durch einen Zauberſchlag jene dreizehn Heere der Republik, und übertrug den Feldherren Pichegrü und Jourdan die Ausführung jenes bewunderungswürdigen Vertheidigungsplanes.

Eine Menge von Unfällen ſtürmte auf die Armee der Coalirten ein, als die beiden fränkiſchen Generale mit Macht in die Niederlande eingebrochen. Auf den Punkten, wo Prinz Wilhelm befehligte, erhielt ſich ihr Kriegsglück am längſten. Franz II. hatte noch fernere 20,000 Mann ihm anvertraut, ſo daß er, außer ſeinen holländiſchen Truppen, über 50,000 Oeſterreicher unter ſich zählte. Alvinzy, Quosdanovich und Rieſch, meiſt obſcure und verhängnißvolle Namen und ruhmloſe Maſchinen des Wiener Hofkriegsrathes, ſtanden unter

Oraniens Oberbefehl als Generale der verſchiedenen Abtheilungen. Prinz Friedrich, von ſeiner Wunde wieder geneſen, befehligte die Reiterei. Vor allem Andern galt es, Charleroi nunmehr zu nehmen, von deſſen Beſitz das Gelingen des Feldzugs größtentheils abhing. Zweimal war Charbonnier durch den Prinzen genöthigt worden, über die Sambre ſich zurückzuziehen, und noch zwei Niederlagen koſtete es die Franken, bis der Angriff auf Charleroi wiederholt werden konnte. Jourdan ſelbſt, welcher den zweiten Flußübergang in Perſon leitete, vermochte erſt nach ſchwerem Verluſt an Menſchen und Kriegsbedarf vor der Stadt ſich zu lagern. Coburg und der Prinz trafen nunmehr Abrede, die Republikaner mit vereinigter Macht, in fünf großen Heerſäulen anzugreifen und Charleroi um jeden Preis zu retten.

Die Schlacht bei Fleurus wurde geliefert (26. Junius). Beide Theile fielen mit großem Ungeſtüm und Muth ſich an. Auf beiden Linien dauerte lange ein mörderiſches Kanonenfeuer. Endlich durchbrach Oranien an der Spitze der erſten Abtheilung die äußerſte Linke der Franzoſen, bemächtigte ſich des Calvarienberges von Anderlecht und von Fontaine l'Evêque und drang bis zum Schloſſe Weſpe vor. In der Abſicht, zu Rus ſeine Verbindung mit den zwei übrigen Heerſäulen ſeines Armeecorps zu Stande zu bringen,

griff er die Brigade des Generals Daurier an, gewann einen bedeutenden Vortheil, indem er bis Marchienne au Pont, auf der andern Seite der Sambre, vordrang, und mehrerer feindlicher Batterien ſich bemächtigte. Allein die unglücksſchwangere Nachricht war gekommen, daß Charleroi, erſchreckt durch die Waffen Jourdan's und die Drohungen St. Juſt's, welcher als Commiſſär des Convents gerade im Lager ſich befand, die Thore geöffnet. Zu ſpät war Beaulieu beauftragt worden, den Belagerern in den Rücken zu fallen. Seine Abtheilung, ſowie das Centrum der Oeſterreicher, erlitten vollkommene Niederlage. Der Prinz von Oranien ſah, in Folge dieſes verderblichen Schlages ſich genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Er that es, nach heldenmüthigem Kampfe mit überlegenen Feindesmaſſen, einem Kampfe der über 15 Stunden gedauert. Mit ſehr geringem Verluſt, da alle Anordnungen auf das zweckmäßigſte getroffen worden, zog er ſich gegen das Dorf Haine St. Pierre zurück und nahm rechts die Richtung gen Brüſſel.

Eben ſo kopflos als Coburg bei den Anſtalten zur Schlacht und bei Vertheidigung von Charleroi ſich benommen, zeigte er ſich auch in den Maßregeln des Rückzugs, und vereitelte dadurch Alles, was von der andern Seite her Zweckmäßiges geſchehen oder einge-

leitet worden. Er floh vor Jourdan auf ſchimpfliche Weiſe, ohne Brüſſel zu berühren, in öſtlicher Richtung, und überließ die Beſatzungen der Verbündeten in Mons und Tournay ihrem Schickſale. Beide Veſten ergaben ſich alsbald den Siegern. Dieſelben ließen Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies hinter ſich liegen und drangen raſch und unaufhaltſam vorwärts in das Innere des Landes.

Der Prinz hatte bei Waterloo ſeine Stellung genommen, nachdem Coburg dieſen Poſten freiwillig ihm überlaſſen. Als er von dem Unternehmen des Generals Kienmayer, Befehlshaber der Nachhut, die Franzoſen bei Jemappes aufzuhalten, Kenntniß erhalten, gedachte er, daſſelbe zu unterſtützen. Allein die Franken vereitelten, nachdem ſie die Stellung jenes Anführers durchbrochen, jede Bewegung und ließen einen allgemeinen Angriff auf die geſammte Rückzugs-Armee befürchten. Oranien zog ſich noch ſchnell genug in beſter Ordnung bis jenſeits Brüſſel der kleinen Nette zu, und wählte Mecheln zum Anlehnungspunkte. Daſelbſt befand ſich Yorks und der Engländer Hauptquartier. Der Herzog jedoch verließ plötzlich ohne Noth ſeine Stellung wieder, gab den Prinzen zur Rechten bloß und zwang ihn, ſeine Poſten dem rechten Flügel zu immer mehr einzuziehen und bloß noch durch den linken mit der alliirten Armee in Verbindung zu bleiben.

Statt, wie alle Umſtände und die beſonnenen Kriegsmänner riethen, neuerdings in einer großen Linie auf der Oſtgränze von Brabant ſich aufzuſtellen und eine allgemeine entſcheidende Schlacht, gleich der von Neerwinden im verfloſſenen Jahre, zu wagen, wich Coburg allen ferneren Unternehmungen aus, und ordnete vollſtändigen Rückzug über die Maas an. Nicht einmal das Corps des Generals Kray mochte Oranien für ſich gewinnen. Der Hofkriegsrath und der Oberbefehlshaber ſprachen beſtimmt ihre Weigerung aus. Ein ſolches Benehmen von Seite des Prinzen von Coburg möchte wohl billig eben ſo ſehr Verwunderung als Unwillen erregen; allein das Räthſel löst ſich in Folge der Aufklärungen, die man ſeither über das damalige politiſche Intrikenſpiel erhalten. Es gab in Wien eine Partei, welche durchaus darauf beſtand, Belgien, das immer nur Opfer koſte und ſo ſchwer zu behaupten ſey, Preis zu geben und bei einem künftigen Frieden auf einer andern Seite ſich entſchädigen zu laſſen. Zu dieſer Partei gehörte der Prinz-Obergeneral, und ſeine Feigheit und verkehrten Maßregeln waren ſomit planmäßig und ſyſtematiſch geweſen. Ludit in humanis divina politica rebus! — —

Die Holländer, Britten und Hannoveraner mußten ſich nun einzig darauf beſchränken, die eigenen Gränzen zu bewachen und wo möglich zu vertheidigen.

Allein unter das Kriegsvolk war nach den Unfällen der letztern Monate Verzagtheit und Unluſt gekommen. Die feſten Plätze entzogen überdieß viele tapfere Leute der Armee, und die Verſtärkungen aus dem Innern der Republik kamen ſpärlich oder allzu unverhältnißmäßig zu. Der Demokraten geſchäftige Umtriebe verhinderten überall einen Aufſchwung des Volkes zur Rettung der Nationalehre. Die Anwerbung von Truppen im Auslande aber war nicht nur mit großen Koſten und Schwierigkeiten an und für ſich, ſondern mit vielen Bedenklichkeiten und Gefahren auch ſonſt wohl verbunden.

Die jungen Prinzen, während der Erbſtadhouder und die Generalſtaaten in Wien über ein Hülfsheer von 100,000 Mann unterhandelten und England die Koſten herbeizuſchießen willig ſich zeigte, unterließen nichts, was die Vertheidigungsmaaßregeln im Innern und auf den Gränzen des Landes betraf. Die Fehler Coburgs hatten auf die eigenen ſie aufmerkſam gemacht und die daraus entſtandenen Folgen vor ähnlichen ſie gewarnt.

Allein alle menſchlichen Vorkehrungen halfen nichts gegen die Uebermacht, die Ungunſt der Verhältniſſe und den Willen des Geſchickes, welches einer entarteten und von anarchiſcher Partei durchwühlten Republik eine große und empfindliche Lehre geben wollte.

Pichegru, vom ungewöhnlichen ſtrengen Winter begünſtigt, drang auf den Eisbrücken zugefrorner Ströme bis ins Innere von Holland. — Am 17. Jänner war Utrecht ſchon in ſeiner Gewalt und nach kurzer Friſt ſogar die Hauptſtadt Amſterdam. Als der Stadhouder ſolche Wendung der Dinge und die Unmöglichkeit eines Vergleiches erkannt, zeigte er den hochmögenden Staaten ſeinen Entſchluß an, zur Beruhigung des Landes, daſſelbe mit ſeiner ganzen Familie zu verlaſſen.

Mit wenigen Getreuen ſchiffte er ſich wirklich am 18. und 19. Januar 1795 zu Scheveningen ein und ſegelte nach demſelben Inſelland als Flüchtling, in welchem nicht volle hundert Jahre zuvor ſein Ahnherr Wilhelm III. als Retter und König erſchienen. Zu Yarmouth und Harwich empfing ſie die Gaſtfreundſchaft des brittiſchen Volkes. Sp ter wurde Hamptoncourt die Reſidenz erlauchter Flüchtlinge, unter denen auch Wilhelm Friedrich mit ſeinem Bruder ſich befand.

III.

König Wilhelm I. der Niederlande, in der Verbannung und als deutscher Fürst.*)

Der Abbé de Montgaillard, dem man gewiß den Vorwurf des Servilismus nicht machen wird, welcher mit in die Proſcriptionen der letzten Zeit von Seiten der bourboniſchen Unverbeſſerlichkeit gerathen war, erklärt ſich in ſeiner geiſtreichen Geſchichte von Frankreich, bei Gelegenheit der politiſchen Betrachtungen über den Ausgang der holländiſchen Revolution, wie folgt, in Betreff der Stadhouderſchen Familie:

„Der Prinz-Stadhouder flüchtete nach England, nachdem er vergebens für die Vertheidigung der vereinigten Provinzen ſein Möglichſtes gewagt hatte. Es war das Haus Oranien-Naſſau, welches dieſe Provinzen der abergläubigen und blutigen Tyrannei Spaniens entriſſen hatte. Entſproſſen aus einem Geſchlechte, deſſen erſte Anfänge in das Dunkel der Zeit ſich verlieren, ſtritten die Prinzen von Oranien über ein halbes Jahrhundert hindurch zu Gunſten der politiſchen Freiheit und der religiöſen Duldſamkeit; ſie wurden als deren Heroen betrachtet zu einer Zeit, wo der dop-

---

*) Bereits im December 1830 niedergeſchrieben.

pelte Deſpotismus der Könige und der Mönche Europa unterjocht hatte. Das Haus Oranien erhob in den Sümpfen von Holland*) der politiſchen und kirchlichen Freiheit einen Tempel. Unter ihrer Verwaltung wurden die vereinigten Provinzen eine Freiſtätte für Opfer jeder Art von Zwingherrſchaft, und ſie bildeten den Mittelpunkt aller politiſchen Intereſſen Europa's. Es war abermals ein Prinz von Oranien (Wilhelm III.) vor welchem Ludwig XIV. zitterte und ſich demüthigte, und welchem England die Austreibung der Stuarts und der Jeſuiten verdankte. Ruhm und ewige Anerkennung in der Geſchichte den Prinzen von Naſſau-Oranien! Nie verletzen ſie ihre konſtitutionellen Eide. Nie ſpielen ſie mit der Freiheit ihrer Nation. Unerſchrocken auf dem Schlachtfelde, und weiſe in dem Cabinette, kämpfen ſie in Perſon, ſo oft es gilt, die Ehre und die Intereſſen des Staates zu vertheidigen. Sie ſehen, richten und regieren ſelbſtſtändig, und nicht mit Hülfe unwürdiger Günſtlinge. Bei dem Sturze des

*) Dieſe Sümpfe ſind bei Franzoſen und Belgiern zur fixen Idee geworden. Als Herr Bertin de Veaux 1830 auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten nach Holland ging, ward es, bei dem Anblicke der vielen kleinen Flüſſe und Kanäle, ihm ordentlich bange, und er rief wiederholt aus: „Mein Gott! mein Gott! Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemals ſo viel Waſſer beiſammen geſehen!"

Mannes, welcher während vierzehn Jahren Frankreich und Europa unterdrückte, werden zwei Welten das Haus Oranien eine wahre konſtitutionelle Freiheit in dem Königreiche der Niederlande begründen und aufrecht erhalten ſehen. Allen übrigen Regierungen wird es das Beiſpiel einer echtväterlichen, echtköniglichen Verwaltung darbieten. Glückſeliges Königreich, wo das Geſetz mit der gleichen Stärke den Armen, wie den Reichen, beſchützt; wo Freiheit und perſönliche Sicherheit geheiligt ſind; wo der Ultramontanismus niemals die, durch das Geſetz ihm geſtellten, Schranken überſchreiten darf; wo der Monarch, zugänglich auch dem Geringſten ſeiner Unterthanen, mehr der Vater, als der Fürſt des Volkes iſt. Sein Thron wird durch die Liebe vertheidigt, und umgeben von den Segnungen der ganzen Nation. Welche reiche Zukunft von Stärke, Glückſeligkeit und Ruhm iſt nicht dem Königreiche der Niederlande vorbehalten!“

Dieſe Betrachtungen und Weiſſagungen, welche verblendeter Parteigeiſt von einer, und ruchloſe Intrigue von anderer Seite in den drei letzten Jahren, und zumal in den neueſten Tagen, ſo ſchrecklich Lügen geſtraft haben, nachdem ihre Richtigkeit über 14 Jahre lang von den Unbefangenen und Gutgeſinnten aller Länder zugegeben worden war, begleitet ein belgiſcher Publiziſt zwar mit der Bemerkung, daß in dem Tone

etwas von jener franzöſiſchen Uebertreibungsſucht zu finden ſey, an welche die Belgier nicht ſo ganz gewöhnt (?) wären; dennoch erklärt er das Betragen des Prinzen Wilhelm und ſeines Bruders während der Jahre 1793 und 1794 für ein ſchönes Blatt in der Geſchichte ihrer Familie, und gefällt ſich in der Vergleichung des Verdienſtes der Nachfolger des Schweigenden mit denjenigen vieler anderer Fürſten in Europa. Allein wir beſchränken uns hier zunächſt auf die Begegniſſe des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs der Niederlande, und ſeiner Familie, während der Periode des Unglücks und der Verbannung.

Müßiger Ruhe ungewohnt, begaben ſich die beiden Söhne des (1795) vertriebenen Stadhouders bald wieder nach dem Feſtlande. Sie zogen alle ihre Landsleute daſelbſt an ſich, welche entweder natürliche Anhänglichkeit an das Fürſtenhaus, oder Unluſt für die wider die neue Ordnung der Dinge ebenfalls beſtimmt hatte, das entweihete Gebiet der Republik zu verlaſſen. Die Fahnen Preußens, welches damals noch gegen Frankreich kämpfte, waren das nächſte Ziel ihrer Thätigkeit. Allein der darauf geſchloſſene Baſeler Friede machte derſelben bald ein Ende, und ſie ſchifften ſich wieder nach England ein. Das kleine Corps, welches ſein Schickſal fortwährend an das ihrige zu knüpfen feſt entſchloſſen war, ward daſelbſt abwechſelnd für

den einen oder andern Zweck verwendet; zuletzt bildete es, mit Zuſtimmung ſeiner Führer, die Sicherheitswache an den britanniſchen Meeresküſten.

Während der Prinz Friedrich in Dienſte Oeſterreichs ſich begab, und darin, bei Anlaß eines Beſuches von Militärſpitälern, von einer Krankheit dahingerafft ward (1799), erfüllte der jüngere Bruder, der nunmehrige Erbprinz, vorzugsweiſe die Sorge für die Intereſſen ſeines Hauſes; verſchiedene diplomatiſche Unterhandlungen wurden zu dieſem Zwecke angeknüpft. Allein die völlige Auflöſung der erſten Coalition gegen Frankreich benahm nach kurzer Zeit alle Hoffnung einer Rückkehr nach Holland. Oeſterreich trug nicht nur keine Luſt, neue Heere für Eroberung der Niederlande aufzuopfern, ſondern es ſah ſich überdieß noch genöthigt, alle verfügbaren Streitkräfte für die Vertheidigung ſeiner italieniſchen Staaten zu verwenden. England, welches ſo lange alle Cabinette wider die Revolution bewaffnete, blieb dermal leidend, da gerade kein unmittelbares Intereſſe zur Erneuerung des Kampfes es aufforderte. Preußen ſelbſt hatte mit Frankreich freundſchaftliche Verhältniſſe eingegangen. So blieb denn auch von dieſer Seite wenig zu erwarten übrig.

Gleichwohl mußte der Stadhouder Preußen fortwährend als einzige Stütze betrachten, weil die

Familienverbindung beider Dynaſtien doch noch eine größere Bürgſchaft, als die wechſelvolle Politik der andern Höfe, darbot. Die Diplomatie kennt weder Freundſchaft, noch Dankbarkeit; allein die Verhältniſſe des Blutes retten immer noch Einiges aus dem gemeinſamen Grabe, in welches der gebieteriſche Gang der Ereigniſſe Syſteme und Menſchen unerbittlich zuſammen wirft. Die neuen Beziehungen des Berliner Hofes zur fränkiſchen Republik konnten demnach von wichtigern Reſultaten werden, als früher ſein kriegeriſcher Beiſtand in unglücklichem Kampfe.

Der Erbprinz, nach der Hauptſtadt ſeines Oheims entſendet, machte daſelbſt ſeine erſte Schule als Diplomat, und zwar mit Ruhm und Auszeichnung. Herbe Erfahrung und frühes Nachdenken hatten dem Jünglinge die Gewandtheit und Umſicht eines Mannes vor den Jahren verliehen. Er gewann es über den preußiſchen Hof, daß den geheimen Artikeln des Vertrages mit Frankreich vom 5. Auguſt 1796 die Clauſeln beigefügt wurden, durch welche man dem Hauſe Oranien, als Entſchädigung für die in den vereinigten Staaten eingebüßten Beſitzungen, die Bisthümer Würzburg und Bamberg zuſicherte, welche fränkiſche Landſchaften den teutſchen Erbſtaaten einverleibt werden ſollten.

Eine preußiſche Armee ſollte dieſen Plan in's

Leben führen, und war ſchon auf dem Punkte, abzumarſchiren, als der Stadhouder ſelbſt es verhinderte. Ein Gefühl der Scheu, der erſte Fürſt zu ſeyn, welcher an das alte Gebäude der teutſchen Reichsverfaſſung vatermörderiſche Hand lege, beſtimmte ihn zu Vorſtellungen dagegen. Selbſt die Seculariſation der geiſtlichen Stifter, welche nachmals ihm zufielen, widerſtritt längere Zeit ſeinem Gefühle, bis die daraus, für die Unterthanen derſelben, entſprungenen Vortheile endlich andere Rückſichten verdrängten.

Der Erbprinz verwendete, größerer Muße zurückgegeben, dieſelbe größtentheils zur Wiederherſtellung ſeines Familiengutes und zur Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner teutſchen Beſitzungen. Eine zarte Rückſicht für die empfindlichen Seiten ſeines Vaters, welchem zu frühe Einmiſchung in die Adminiſtration des Erblandes vielleicht mißfallen konnte, hatte bisher davon ihn abgehalten. Jetzt, da Wilhelms V. dauernde Abweſenheit in England jeden Selbſtblick in die Schickſale der Verwaltung, wie der Unterthanen wehrte, war es Pflicht gegen die Letztern, wie gegen das Hausintereſſe, der verlaſſenen teutſchen Staaten ſich anzunehmen.

Der Prinz hatte frühe ſchon für Landwirthſchaft und Ackerbau vielen Sinn gehegt; er befriedigte dieſen Hang nun bei dem Anlaſſe, wo der polniſche Magnat

Jablonowski ſeine zahlreichen Güter in der Umgegend von Poſen losſchlug; Wilhelm Friedrich brachte ſie an ſich, und ſuchte nun die Grundſätze in's Leben zu führen, welche er aus ſeinen politiſch-ökonomiſchen Lehrcurſen und aus dem Studium der Schriften Adam Smiths und Anderer gewonnen hatte. Sein reger Geiſt gefiel ſich in dem Gedanken, Schöpfer dieſer Gegenden im eigentlichen Sinne nach eigenen Ideen zu werden. Er brachte in die Dörfer ſeiner polniſchen Herrſchaften eine Menge Verbeſſerungen, legte eine Reihe von Niederlaſſungen an, und ſuchte die vorhandenen Hülfsquellen beſtens zu benutzen. Beträchtliche Geldopfer wurden angewendet, um den Coloniſten den Aufenthalt in der neuen Heimath ſo angenehm als möglich zu machen; eine Schwierigkeit, die längere Zeit nicht ſo leicht zu beſiegen war. Die Coloniſten beſtanden in der Mehrzahl aus Teutſchen, welche Abneigung davor trugen, mit den Eingebornen ſich zu vermiſchen; denn der Gebildete trägt Scheu vor dem Bündniſſe mit dem Barbaren. Gleichwohl erforderte dies der Zweck des Ganzen; die Unwiſſenheit des rohen, fanatiſchen Polen mußte von germaniſcher Cultur durchdrungen werden, um Civiliſation in dieſen Gegenden verbreiten zu können. Der Prinz fing mit demjenigen an, was das Herz des Menſchen vor allem andern veredelt, und ſeinen Geiſt zu würdigern Zwecken

erhebt; er gab den Leibeigenen, welche er mit angekauft hatte, die Freiheit, und die Freiheit trug tauſendfältige Früchte. Die Philanthropie und das Intereſſe gewannen gleich ſehr dabei; erſtere durch den Gedanken einer erfüllten Pflicht der Humanität; letzteres durch den Anblick gehobenen Culturfleißes und aufſteigenden Flores. Immer mehr und mehr flüchtete die Verwilderung von dieſen Gebietsſtrichen, welche aus Halbwüſteneien endlich in wohnliche Fluren verwandelt worden waren. Wilhelm genoß die ſtillen Freuden des Landlebens zugleich mit jenen, die eine eigene Schöpfung ſchon an und für ſich gewährt. Er genoß ſie ſpäter noch in doppeltem Maaße, als der Ankauf neuer Güter in Schleſien die Zahl ſeines teutſchen Beſitzthums vermehrt hatte.

Während er jedoch fremde Menſchen zu ſolchen zu bilden eifrig ſich angelegen ſeyn ließ, verſäumte er nichts für die Erziehung ſeiner zwei Söhne. Er beſtellte ihnen ſelbſt einen Lehrer nach ſeiner Wahl, überwachte väterlich die erſten Arbeiten ihrer Jugend, und zeigte in allem die edelſte Sorgfalt, für ihr künftiges Wohl, wie nur immer der zärtlichſte Privatmann für ſeine Familie ſie zu hegen pflegt.

Der Prinz ſuchte zugleich, was von Kunſt- und Bücherſchätzen im Lande noch vorhanden war, beſtens zu bewahren und zu vermehren, beſonders was auf

vaterländiſche Geſchichte, Alterthümer und Rechte Bezug hatte. Die Bibliothek von Dillenburg, vorzüglich durch ihn ſehr bereichert, zeigt den Geſchmack und die Fortſchritte des Beſitzers in Cultur und Wiſſenſchaften an. Keine neue Forſchung und Leiſtung blieb ihm unbekannt, und der Briefverkehr mit ausgezeichneten Männern teutſcher, holländiſcher und fremder Literatur, ſo wie die Menge von Zueignungen und Zuſchriften an Wilhelm, aus einer Periode, wo die Schmeichelei noch nicht, ſondern blos perſönliche Achtung und Anerkennung ſeines individuellen Werthes ſolche veranlaßt haben konnten, zeugen für das geiſtige Leben und den moraliſchen Charakter des Erbprinzen von Oranien-Naſſau.

Der Lüneviller Friede vom Jahre 1801 gab den Hoffnungen für Entſchädigung des Hauſes neuen Raum; der Prinz ſuchte die Rechte deſſelben beſtmöglichſt geltend zu machen. Ein Artikel jenes Vertrages verbürgte den teutſchen Fürſten, welche, bei Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, bedeutend eingebüßt hatten, angemeſſenen Erſatz. Die ungenügſame Habſucht mehrerer der mitbetheiligten Genoſſen durchkreuzte einige Zeit die Bemühungen Wilhelms, und die geiſtlichen Stifter, welche man Naſſau zugeſagt hatte, waren der Zankapfel, welcher mehr als eine niedrige und widrige Scene zugleich herbei führte. Bei

den Unterhandlungen des Prinzen in dieſer Sache leiſtete beſonders Arnoldi, der nachmalige Hiſtoriograph des Hauſes, eben ſo getreue als nützliche Dienſte. Da Frankreich bei dem innern Zwiſte der zu entſchädigenden Intereſſenten die unbefangenſte Macht ſchien, ſo wurden deſſen Vermittlung und Schiedsſpruch von der Mehrzahl eifrig nachgeſucht. Der Prinz reiſete mit großen Hoffnungen nach der Hauptſtadt der gebietenden Republik.

Die erſte Vorſtellung beim erſten Conſul hatte den 6. Ventôſe des Jahres 10 (25. Februar 1802) ſtatt; er erſchien vor ihm als Graf von Dietz. Der Erbſtadhouder hatte voraus an Bonaparte geſchrieben, und ſowohl das Schickſal ſeiner Familie, als auch, und namentlich dieſes mit beſonderer Sorgfalt, dasjenige der vereinigten Provinzen ſeines alten Vaterlandes, deſſen Loos von Frankreich nun abhing, auf rührende Weiſe ihm ans Herz gelegt. Der erſte Conſul bezeigte dem Erbprinzen ſeine Achtung auf unzweideutige Weiſe in mehreren Unterredungen, und verhieß, für die Familie Naſſau das Beſte zu thun. Allen Behörden ward anempfohlen, gegen ihn jede mögliche Rückſicht und Auszeichnung zu beobachten, was auch der Fall war. Der Graf von Dietz, weit entfernt von der lächerlichen Eitelkeit mancher ſeiner Standesgenoſſen, welche die alten Formen einer untergegangenen

Periode in eine Welt voll neuer Verhältniſſe, und damit die beſte Rechtfertigung des Unterganges jener, mit ſich hineintrugen, wußte überall die veränderten Umſtände in Anſchlag zu bringen. In Privatunterredungen und in öffentlichen Geſellſchaften vereinigte er mit fürſtlicher Würde bürgerlichen Freimuth, und ſein anſtändiges Betragen und feingebildeter Geiſt erwarben ihm ſelbſt die Hochachtung barſcher Republikaner, welchen vertriebene und regierende Prinzen zweiten und dritten Ranges blos noch glänzend übermahlte Mumien eines frühern Jahrhunderts ſchienen.

Noch ſpäter erinnerte man ſich, nicht ohne Rührung, einer Scene, welche, bei Gelegenheit einer Vorſtellung der Eſther durch die Zöglinge von Ecouenne, in Gegenwart des Conſuls und einiger Großwürdenträger der Republik, ſtatt gefunden hatte. Die Gewandtheit, mit welcher ſämmtliche junge Frauenzimmer ihre Aufgabe erfüllten, hatte Jedermann entzückt; allein allgemeine Bewegung entſtand unter den Zuſchauern, als bei den Verſen:

O rives du Jourdain!
O champs aimés des cieux!
Sacrés monts, fertiles vallées,
Du doux pays de nos aïeux
Serons nous toujours exilées?

der Graf von Dietz, in Erinnerung an Holland ſowohl, als an Teutſchland, Thränen vergoß. Selbſt der nicht-ſentimentale Bonaparte theilte dieſe Bewegung. Das Herz des edlen Naſſau hatte bei dieſem Anlaſſe unverſtellt ſich kund gegeben, deſſelben Naſſau, welchen treuloſe Unterthanen und hinterliſtige Verräther in der Folge zu einem Tiberius und Dionyſius ſtempelten.

Der Aufenthalt des Prinzen zu Paris hatte zwar nicht ganz den gehofften Erfolg, blieb jedoch auch nicht ganz ohne Früchte. Die Machthaber in Holland wendeten alles an, damit die, der ſtadhouderſchen Dynaſtie im Frieden von Amiens zugedachten, Entſchädigungen nicht auf die Rechnung der bataviſchen Republik gewälzt würden. Uneingedenk der mehr als zweihundertjährigen Verdienſte Wilhelms des Schweigenden und ſeines Geſchlechtes, rechneten egoiſtiſche Krämer mit der Kreide in der Hand nur nach den Rückſichten der gewöhnlichſten Eintags-Politik, und den Leidenſchaften der letzten Periode wurde das Gefühl alles deſſen aufgeopfert, was Holland durch die Anſtrengungen der Naſſau's geworden; dieſe Politik rächte aber in der Folge ſich bitter genug, und endigte nur mit ſpäter Selbſtbelehrung.

Die meiſten der anfordernden teutſchen Fürſten waren vor Naſſau in Beſitz ihres Antheiles an den ſtipulirten Entſchädigungen gekommen; ſie hatten be-

deutende Geldſummen und Umtriebe nicht geſpart, um, nicht ſelten auf Koſten der Ehre und des Rechtes, dieſes oder jenes Stück, welches dem einen oder andern mit mehr Recht gebührte, ſich zu verſchaffen.

Endlich, nach langem Harren und Intriguiren von mancher Seite, kam die Reihe auch an Oranien-Naſſau. Es erhielt als Abfindung, mittelſt des zu Paris zwiſchen Frankreich und Preußen unterm 24. Mai 1802 geſchloſſenen Vertrages: die Fürſt-Abtei Fulda; die Abteien Corvey und Weingarten; und die Reichsſtädte Dortmund, Isny und Buchhorn, erſtere in Weſtphalen, letztere in Schwaben, nebſt Gebiet und Zugehör. Später erſetzten die Abteien und Capitel Hoten, St. Gerold, Baudon und Dietkirchen die zwei letztern. Alle dieſe kleinen geiſtlichen Souveraine wurden ſomit zu Gunſten der ſtadhoudeſchen Familie ſäculariſirt und mediatiſirt. Ueberdies verpflichtete ſich, nach Unterhandlungen, die zu Berlin und im Haag gepflogen wurden, die bataviſche Republik zur Bezahlung einer Rundſumme von fünf Millionen holländiſcher Gulden in einzelnen Friſten. Napoleon verhinderte jedoch, in einem Geheimartikel zum Frieden von Amiens, daß dieſe Bezahlung jemals vor ſich ging.

Des alten Stadhoude's Abneigung vor Herrſchaft über ſeculariſirte Länder war ſo unbeſiegbar, daß er

alles Neuerworbene förmlich ſeinem Sohne Wilhelm abtrat. Noch zu Ende obgedachten Jahres nahm daher derſelbe Beſitz davon. Fulda wurde die künftige Reſidenz. Der Prinz hatte um dieſe Zeit gerade ſein ein und dreißigſtes Jahr angetreten.

Seine Verwaltung hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu ringen. Außerdem, daß in den damaligen Weltereigniſſen ſo manches lag, was auch tüchtige Geiſter und größere Kräfte auf die Probe ſetzte; ſo trug ſchon die Verſchiedenheit des religiöſen Bekenntniſſes der neuen Dynaſtie von jenem der Landesbewohner, die Elemente mannigfachen Widerſpruches in ſich. Die erhaltenen Unterthanen ſelbſt gehörten nichts weniger als zu den aufgeklärteſten Katholiken, und man weiß, wie ſehr der Krummſtab im langen Laufe der Zeit viele Völker verwöhnt und für alle andere Bedürfniſſe, als die materiellen des Lebens, unempfänglich gemacht hat. Der Fanatismus, welcher behagliches Futter gewährt, iſt ſolchen Menſchenclaſſen in der Regel weit anſtändiger, als eine Aufklärung, welche zu Anſtrengungen und Entbehrungen auffordert, oder dem veralteten Vorurtheile den Zaum des Geſetzes und der Billigkeit anlegt. Zu dieſer Betrachtung kam noch der Umſtand, daß das nunmehrige Herrſchergeſchlecht ein durchaus fremdes, mit den betreffenden Staaten niemals in einiger Beziehung ge-

ſtandenes, war; daß die Volksneigung durchaus für nichts dabei gegolten, ſondern blos der eiſerne Wille des einen Fremden einen andern Fremden, durch ein Stück Papier, hingeſetzt hatte; endlich, daß die Landſchaften des neuen Fürſtenthums in nichts zuſammen hingen, und vielmehr durch manche Verſchiedenheit in Sitten, Gebräuchen, Neigungen und Dialekten, trotz des germaniſchen Geſammtverbandes, weſentlich von ihnen ſich unterſchieden.

Ein beſonderer übler Umſtand war auch das Mißverhältniß der Abgaben zu den Hülfsquellen der Einwohner. Die Maſſe von Prälaten, Prieſtern und Pfründnern, welche nunmehr Penſionen genoſſen, von Beamten und Dienern, welche, da ſie meiſtens unbrauchbar und unſicher, ihrer Stellen entlaſſen und vom Staate erhalten werden mußten, die neuen Adminiſtrationen, welche neben den alten der nunmehrige Zuſtand der Dinge erforderte: — alles dieſes drückte ſchwer auf die Bewohner. Zahlreiche Mißbräuche, geheiligt durch die Nachgiebigkeit vieler frühern Perioden, mußten aufgehoben, unverantwortliche Verſchleuderungen des öffentlichen Gutes gewaltſam beendigt werden. In den Gerichtshöfen fehlte das Gefühl des Rechtes, und die Unparteilichkeit hatte längſt der ſchamloſeſten Beſtechlichkeit Platz gemacht; alle Sprüche ergingen nur mit der unverantwortlichſten und koſt-

ſpieligſten Langſamkeit. Betrug an den Landeskaſſen war ſprichwörtlich und ein gewöhnliches Laſter geworden. Ein Schlendrian der roheſten Art ging durch alle öffentliche Geſchäfte, wie die Mattherzigkeit durch das Privatleben. Dies waren die Süßigkeiten des Krumſtabes, mit welchen philiſterhafte Antipathie gegen Fortſchritte zum Beſſern in mehr als einem teutſchen Lande noch lange hinten nach herum geworfen und auch die trefflichen Reformen zu vereiteln oder zu beflecken geſucht hat. Dies waren zugleich die mächtigen Hinderniſſe, welche der Regierung des Fürſten von Naſſau in ſeinen neuen Beſitzungen überall ſich entgegen ſtellten.

Wilhelm von Oranien verlor den Muth darüber keineswegs; ſo wenig Erfreuliches auch die Zukunft in ſich verſchloß. Er hatte von den Beſſern ſeines Geſchlechtes den beharrlichen und geſunden Sinn, durch das Unglück deſſelben Mäßigung und Sparſamkeit, durch die welterſchütternden Ereigniſſe Feſtigkeit des Entſchluſſes, und durch Studium und Selbſtprüfung Kenntniß der Menſchen und ihrer Leidenſchaften, ſo wie auch Einſicht in ihre Bedürfniſſe ſich erworben. Die Schwierigkeiten ſeiner Lage ſelbſt boten eine Art Genuß in dem Gefühle ihm dar, daß er durch eigene Kraft des Geiſtes ſie zu überwinden im Stande ſeyn werde.

Er eröffnete die Reihe der Verbeſſerungen, welche im Lande nöthig ihm dünkten, mit ſich ſelbſt und den Seinigen. In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Einfachheit, und er würde ſie noch weiter durchgeführt haben, wäre der eigene Geſchmack nicht oft durch Rückſichten der Billigkeit oder Klugheit beſchränkt worden. Doch, wenn er auch manche überflüſſige Paradeſtücke der alten Etikette fortbeſtehen ließ, um übernommene Staatsdiener der frühern Regierung nicht allzuſehr zu kränken; ſo kündigte er doch jeder Art von Luxus und Verſchwendung den entſchiedenen Krieg an, und er wirkte durch ſein Beiſpiel wohlthätig auf die höhern Claſſen der Geſellſchaft ein, denen das Loos der Aermeren nicht mehr willenlos zur Beute hinfiel. Er war in Teutſchland vielleicht der erſte ſouveräne Fürſt, welcher es verſchmähte, den Zuſchnitt größerer Höfe einem kleinern anzupaſſen, ohne Rückſicht auf den Umfang des Gebietes und die Finanzquellen der Unterthanen, und durch ein verwickeltes Regierungsſyſtem und eine künſtliche Diener-Hierarchie den Gang der öffentlichen Geſchäfte ſchwerfällig, ſich ſelbſt aber vor Andern lächerlich zu machen. Ein einziger Geheimſchreiber half das Ganze ihm leiten und ein geheimer Rath, aus wenigen Perſonen gebildet, vertrat dabei die Stelle einer Conſultativ-Junta. Der Prinz war überall perſönlich gegenwärtig und perſönlich thätig.

Alle Briefe, Depeſchen, Verordnungen, Bittſchriften gingen durch ſeine Hand, und nichts Ungeleſenes ward von ihm jemals unterzeichnet, oder in ſeinem Namen bekannt gemacht; eine Gewohnheit, die er ſpäter auch als König der Niederlande beibehielt. Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit wurden mit dem Chef des betreffenden Departements jederzeit noch mittelſt beſonderer Unterhaltungen in allen Einzelnheiten und nach allen Seiten hin beſprochen. Dieſe Unterhaltungen gingen außer den Sitzungen des Staatsrathes vor ſich, und bildeten ſeine Mußenſtunden. Die erſte Sorge Wilhelms, er mochte in einen Ort ſeiner Herrſchaft kommen, welchen er wollte, war: ſich genau nach dem Gange der Geſchäfte, dem Zuſtande der Dinge und der Stimmung des Volkes zu erkundigen. Er ſah, hörte, prüfte überall mit eigenen Augen und Ohren, und nach eigener Ueberzeugung.

Dieſen Grundſätzen konnte er um ſo ungeſtörter und vollſtändiger nachhängen, als er faſt alle Zeit, über die zu verfügen war, ſeinem Herrſcherberufe widmete. Keine der Liebhabereien und Zerſtreuungen, welche ſo häufig fürſtliche Nerven vor der Zeit abſpannen und für dauernde Anſtrengungen verdroſſen machen, drängte ſich zwiſchen dieſen Beruf und ſeine Neigung. Er fand in der Arbeit Genuß, und in der Leidenſchaft Störung. Eine andere Erleichterung brachte das

treue, glückliche Gedächtniß, welches ſelten einen einmal gehörten Namen oder eine feſt beobachtete Phyſiognomie ihn vergeſſen ließ, was auch jetzt noch bei dem Könige der Fall iſt; ferner ein eifriges Studium ſo vieler Individualitäten, als möglich. Dadurch ward der Prinz, bei der Wahl ſeiner Perſonen für Aemter, Aufträge, Plane, ſchnell auf die rechte Perſon geführt, und bei jeder neuen Anſtalt, die ins Leben treten ſollte, wußte er ſchnell, auf welche Kräfte zu bauen, welche Geſinnungen dazu zu verwenden ſeyen.

Dieſes Studium der Menſchen, der Individualitäten, der Kräfte, der Geſinnungen, gehört zu dem Charakteriſtiſchen Wilhelms I. Wenige Fürſten haben mit religiöſer Ueberzeugung und mit mehr Syſtematik ihre Pflicht zu erfüllen geſucht, wie er, und er machte wirklich aus allem, was mit derſelben in Berührung ſtand, einen Lehrcurs. Hartnäckig in dem einmal als wahr und recht Anerkannten, duldete er dennoch mit großer Selbſtverläugnung jeden Widerſpruch, der auf Gründe ſich ſtützte, und ſehr oft ging er mit Intereſſe in die Ideen Anderer ein, ermäßigte die ſeinigen, oder bekämpfte ſie, wie ein Gegner dem andern gegenüber, ohne irgend eines Vortheiles ſeiner Stellung ſich zu bedienen, mit gleichen Waffen. Allein es mußten Gründe ſeyn, womit ihm begegnet wurde; denn er

freute ſich auch jedesmal, durch feſte Logik über unzuſammenhängenden Wiedrſpruch geſiegt zu haben, und hierin konnte weder Gefühl, noch Berechnung, ſo leicht ihn beſtechen. Der männliche Widerſpruch, den er oftmals, wenn der ganze geheime Rath mit ihm ſtimmte, von Seite eines Einzigen erlitt, machte ihn mehr betrübt, als ärgerlich, und er ſuchte den Gegner auf jede Weiſe zu bekehren und andern Sinnes zu machen, bis die Hartnäckigkeit deſſelben ihn denn wirklich zuletzt ärgerte. Allein er ſah noch denſelben Tag ſeine Hitze und ſein Unrecht ein, und ſuchte es durch freundliche Worte wieder gut zu machen. Was alſo die erſte politiſche Tugend im Regentenleben eines Fürſten iſt, das beſtand bei Wilhelm von Oranien-Naſſau in vollem Maaße: Freiheit der Meinung.

Seine Verhältniſſe zu Frankreich und Preußen, und die Rückſichten für ſeine erhabene Gemahlin, beſtimmten ihn von Zeit zu Zeit zu einer Reiſe nach Berlin, woſelbſt er meiſt den ſchlechten Theil des Jahres zubrachte. Dieſe Entfernung ſtörte den Gang der Geſchäfte nicht im Geringſten; alles ward auf die alte Weiſe fortgeſetzt, und alles Laufende an ihn nach Berlin übermacht. Das Wichtigſte bekam er mittelſt außerordentlicher Eilboten. Selbſt mitten im preußiſchen Feldlager von 1806 wich er von dieſer Regel nicht ab.

Der Prinz geizte mit der Zeit ſo außerordentlich,

daß er ſie beſtmöglichſt auch Andern zu ſparen ſuchte, und daher den Zutritt zu ihm, ſo viel als nur thunlich, erleichterte. Die großen Schreckanſtalten für Leute von Genie, Talent und Thätigkeit, die moraliſchen Mohren, welche den Eingang zu den Zimmern der Großen verſchließen, Etikette und Coſtüme, galten hier nichts. Wilhelm, meiſt der erſte im Palaſte aus dem Bette aufgeſtandene, überraſchte, wenn Sachen von Wichtigkeit zur Erörterung oder Erledigung ihn drängten, nicht ſelten ſeinen Geheimſchreiber in deſſen eigener Kammer, entweder noch im Bette, oder in der Schlafmütze. Allzu ungeduldig, um deſſen Toilette erſt abzuwarten, ſetzte er ſich zu ihm dann auf das Bette, und plauderte über den Gegenſtand des Beſuches, bis er die nöthigen Aufſchlüſſe und Anſichten hatte.

So äußerſt zugänglich er aber Jedermann, und ſo wohlwollend er gegen Bittſteller ſich zeigte, ſo war er doch nicht leicht zu überraſchen, und er gab weder Schmeichéleien, noch Klagen, zu irgend einer Gewährung ſich hin, ohne gehörig Notizen über die Sache geſammelt, alle Seiten erwogen und geprüft zu haben. Ueber Thätigkeit und Pflichttreue der Beamten wachte er ſtreng und unerbittlich; er forderte von ihnen Tact und Genauigkeit. Der Abgang ſolcher Eigenſchaften war der nächſte Weg zum Verluſte ſeiner Gunſt und ſeines Vertrauens.

Um den Zuſtand des Landes genau kennen zu lernen, hatte der Prinz, gemeinſam mit ſeiner königlichen Gemahlin, welche in ihrem ganzen Weſen den edeln Geiſt, den ſittlichen Charakter und die Grundſätze ihres Hauſes beibehielt, während des Sommers und Herbſtes 1803 die Gebiete von Corvey, Dortmund und Weingarten bereiſet. Bald überzeugte man ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner Sorgfalt für alle öffentliche Intereſſen und Bedürfniſſe. Die Phraſen väterlicher Regententreue fingen an eine Wahrheit zu werden. So kam denn auch des Volkes Beifall nicht blos illuſoriſch ihm entgegen, wie bei den meiſten ſolcher Bewillkommnungsſcenen, wo blos der Oberceremonienmeiſter und der Oberbürgermeiſter in der Regel, in künſtlich geformten Reden einander ablöſen. Merkwürdig genug bezeigten ſogar die, ihrer weltlichen Herrſchaft entkleideten, Prälaten ihrem Nachfolger eine unverſtellte Achtung, hingeriſſen von deſſen liebenswürdiger Perſönlichkeit und überzeugt von ſeiner Schuldloſigkeit an Maasregeln, welche ihre Gewalt zernichtet hatte. Bei den Einwohnern aber erhielt ſich noch lange Jahre ſpäter ein freundliches Andenken an den Souverain, der leider ſo kurz nur ihnen beſchieden und wie in der Abſicht gezeigt worden war, um einen ſolchen Verluſt ganz fühlen zu müſſen.

Indem wir noch kurz bemerken, daß das Admi-

niſtrativ-Syſtem des Fürſten zwiſchen den alten Theorieen und den Reſultaten neuerer Forſchung, und zwiſchen Hypotheſe und Herkommen verſöhnend die Mitte hielt, eben ſo, daß er Einheit im Gange des Ganzen liebte, ohne dem bureaukratiſchen Hange zur Zerſtörung aller Eigenthümlichkeiten — ein Grundfehler unſerer neueſten Zeit — ſich zu überlaſſen, kommen wir auf die Bemühungen für Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts; eine reiche Lorbeerkrone auf ſeinem Haupte, gewunden aus Verdienſten älterer und neuerer Zeit, in Teutſchland und in den Niederlanden, und zugleich die Dornenkrone mannigfacher Verwicklungen und verhängnißvoller Schickſale in neueſter Zeit.

Zuerſt ſprechen wir von der oberſten Landesanſtalt. Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beſtand zu Fulda eine Central-Schule, welche Namen und Schein einer Univerſität, jedoch in Geiſt und Einrichtung alle Zeichen nahen Verderbens und Sinkens und den Charakter der Oberflächlichkeit ihres Gründers trug. Man hatte weder geiſtig noch materiell für das Fortkommen einer Schöpfung geſorgt, welche mit prahleriſchem Leichtſinne hingeſtellt worden war, und eine wiſſenſchaftliche Parade ohne Zwecke, Früchte und Würde bildete. Die Lehrkanzeln waren von Leuten beſetzt, welche daneben andere Aemter verwalteten, und die

mit der Profeſſur verbundene Beſoldung wie eine Sinecure oder Pfründe hinnahmen. Mitglieder der Stadtbehörde verſahen z. B. die Fächer der Rechtsfakultät. Lehrſtunden, Diplome, Zeugniſſe wurden mit einer und derſelben Frivolität gehalten und ausgeführt. Schimpfliche Trägheit und empörender Nepotismus entweihten in jeder Beziehung den Tempel der Wiſſenſchaft, und verwandelten ihn in eine gemeine Marktbude voll Spekulationen und Leidenſchaften; alles andere machte darin ſich mehr geltend, als Talent und Gelehrſamkeit.

Im Verhältniſſe zu dieſem Zuſtande der Univerſität befand ſich der niedere Unterricht. Es lag dieſer gleichſam noch in der Wiege und ſtand auf der unterſten Stufe. Solches erklärte ſich jedoch, wenn man die Blicke auf die Beamtenwelt warf, in welcher manche Individuen nicht einmal fähig waren, ihre Mutterſprache rein zu ſchreiben. Dabei herrſchte ein widerlicher Studienzwang. Ohne im Stande zu ſeyn, bei ſich zu Hauſe ſelbſt etwas Genießbares und Gründliches zu geben, hinderte man gleichwohl die Aeltern, ihren Kindern auswärts etwas Beſſeres lernen zu laſſen.

Wilhelm ſuchte dieſen groben Mißbräuchen überall nach Kräften zu ſteuern. Er berief von Prag zwei Illuſtratoren, Meißner und Gierig, nach Fulda, mit dem Auftrage, eine Reform für die Univerſität zu ent=

werfen; darauf gab er ihnen mehrere andere tüchtige Lehrer bei, welche auf verſchiedenen Punkten Teutſchlands geworben worden; durch aller dieſer Männer vereinte Bemühung kam die Anſtalt nach und nach zu Credit, Achtung und Flor.

Da Fulda faſt ausſchließlich von Katholiken bewohnt war, ſo mußte der proteſtantiſche Fürſt alte Vorurtheile ehren. Er ſuchte daher Inſtitute, die an ſie ſich geknüpft und von denen die Rudera, ohne großes Aergerniß, nicht leicht zerſtörbar, noch vorhanden ſich zeigten, zu erhalten und umzuformen, ſo daß aus ihrem Daſeyn Bedeutung für ſie ſelbſt und Nutzen für die Geſammtheit hervor ginge. So ward ein großes und ſchönes Kapuziner-Kloſter, welches in einer der reinern Straßen gebaut lag, mit einem Hoſpitale in Verbindung gebracht, und durch einen herrlichen Garten für das phyſiſche, durch eine prachtvolle Kirche aber für das geiſtige Bedürfniß der Bewohner geſorgt. Nachdem der bekannte Beſchluß des Regensburger Reichstages vom Jahre 1803 mehrere Fürſten ermächtigte, zu ihren Gunſten die Einkünfte von Stiften und Klöſtern zu verwenden, welche im Umkreiſe ihres Gebietes lagen, ſchlug Wilhelm die Gefälle von Raßdorf und Hünfeld zu denen der Univerſität und des Hoſpitiums zu Fulda, ſtatt mit den Domainen ſie zu vereinigen. Solche Opfer waren um ſo mehr zu würdigen,

als Wilhelm manche Verpflichtungen zu erfüllen und Laſten zu tragen hatte, womit Andere nicht ſo ſehr beſchwert wurden. Außer ſeinen geiſtlichen Vorgängern in Fulda u. ſ. w. mußte er auch noch dem Prinzen von Naſſau-Siegen, in Teutſchland unter dem Namen „Prätendenten von Naſſau“ bekannt, eine bedeutende Penſion bezahlen, mittelſt eines, zwiſchen Frankreich und Rußland abgeſchloſſenen, Vertrages. Es geſchah faſt kein Arrangement irgend einer Art zwiſchen den Großmächten Europa's, ohne daß nicht ein neues Stück von teutſcher Erde gewaltſam dem einen teutſchen Hauſe oder Volke genommen und dem andern zugewendet ward, und alles, was gerade nicht für verfallene Wechſel bezahlen konnte, wies pr. Escompte auf Teutſchland an.

Es hat an Leuten, Tadlern des Großartigſten, und Lobhudlern des Schlechteſten, nicht gefehlt, welche des Prinzen Syſtem der ſtrengſten Oekonomie, jener Leidenſchaft zuſchrieben, welche leider bei der Mehrzahl der Fürſten ſeltener, als ihre, im Charakter entgegengeſetzte, Schweſter, angetroffen wird; allein der König der Niederlande und der Prinz von Naſſau-Fulda ſind darin ſich gleich geblieben, haben wechſelſeitig ſich ergänzt und erklärt; und wer die Großmuth der beiden in Fällen, wo ſie ohne Gefahr eintreten konnte, zu beobachten die Mühe ſich genommen hat, wird dieſen

Vorwurf ſo ungerecht als ungegründet finden. Noch in den neueſten Tagen liefern die vielen Millionen Gulden, welche Wilhelm I. den Belgiern aus ſeiner Privatkaſſe, zur Unterſtützung gemeinnütziger Zwecke, im Ganzen vorgeſchoſſen (die vielen Schenkungen bedeutender Summen nicht zu rechnen), und um welche er nun, wie durch einen muthwilligen und hinterliſtigen Bankerott, auf ſehr inconſtitutionelle Weiſe, betrogen ward, den beſten Gegenbeweis. In der erſten Periode ſeines Regentenlaufes mußte er die Deckung dringender Bedürfniſſe auf ſeine Rechnung übertragen, und war damals die fürſtliche Großmuth minder brillant, als vielleicht an manchen andern kleinen Höfen jener Zeit, ſo hatte das Land auch keine Nachwehen, und für das Vergnügen des Augenblickes langjährige Laſten und Bedrückungen zu tragen.

Wilhelm befand ſich im vierten Jahre ſeiner Regierung über die geiſtlichen Fürſtenthümer, als er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erhielt, welcher am 9. April 1806 zu Braunſchweig erfolgte. Durch dieſes Ereigniß ward er auch Souverain der Naſſauſchen Erblande, und mit den Beſitzungen mehrten ſich die Sorgen.

Die ſchwerſten kamen von Außen. Der politiſche Horizont hatte aufs neue mit düſtern Wolken ſich umzogen, und eine eiſerne Zukunft lauerte im Hintergrunde.

Das preußiſche Cabinet, der Beleidigungen Frankreichs müde, hatte zu einem neuen Kampfe ſich entſchloſſen, welcher vielleicht glorreicher würde beendigt worden ſeyn, wenn er mit gehöriger Kenntniß der Heerverfaſſung, mit zweckmäßigerer Benutzung der Nationalſtimmung, und in Verbindung mit andern teutſchen Staaten, begonnen worden wäre. Allein, den alten Erinnerungen und dem gegenwärtigen Haſſe allzu ſehr ſich hingebend, glaubte man durch die Formen der Verwaltung und der Armee-Organiſation Friedrichs des Großen einer völlig veränderten Zeit gebieten zu können, und es mangelte überall an Geiſt in dieſen Formen. Nichts deſto weniger, und obgleich der Prinz von Oranien, welcher nunmehr auch die Rechte des Erbſtadhouders von Holland geerbt, in vielen Dingen die Schritte des Berliner Cabinets mißbilligte, und über die Maaßregeln der Verblendung mit ſich ſelbſt im Reinen war, ſo knüpfte er dennoch ſein Geſchick an dasjenige des verwandten Königshauſes und war entſchloſſen, alle künftige Wechſelfälle mit ihm zu theilen.

Der Rheinbund, das große Denkmal von Teutſchlands Schmach, eine neue Ausgabe der Frei-Erklärung der Griechen durch den Römer Flamininus, angewandt auf die germaniſchen Verhältniſſe, die Acte des Hochverrathes der Einzelnen an der Legitimität

des alten Staatskörpers, ward für Wilhelm von Oranien, wie für viele andere Fürſten mehr, die Brücke von Mantible. Gebieteriſch forderte der Kaiſer der Franzoſen auch ihn nach Paris, um der gemeinſamen Sache wider Preußen und Oeſterreich ſich anzuſchließen. Aber es war in ihm der alte Stolz ſeines Geſchlechtes, welcher einſt manch' mächtige Hoffahrt ſiegreich widerſtanden, und hier mit dem Gedanken eines wenigſtens ehrenhaften Falles ſich verſöhnte. Der Prinz erſchien weder in Perſon, noch ſandte er einen Bevollmächtigten nach Paris; blos ein vertrauter Agent ſollte an Ort und Stelle die Ereigniſſe abwarten, und den gehörigen Maasſtab zum Handeln ihm verſchaffen.

So geheim die Verhandlungen wegen des Rheinbundes auch betrieben wurden, ſo erfuhr man doch den Hauptzweck des Ganzen, den Plan einer radikalen Umänderung der durch den Lüneviller Frieden feierlich feſtgeſetzten Verhältniſſe; die Intriguen der großen und kleinen Höfe, um zu bedeutenderem oder geringerem Antheile an der, auf Koſten Dritter zu machenden, Beute zugelaſſen zu werden, und manche empörende Einzelnheiten über den Großhandel und die Speculation, welche die franzöſiſchen Diplomaten mit teutſchen Staatsgebieten trieben.

Das preußiſche Miniſterium, welches einerſeits für ſeine eilfjährige Neutralität Dankbarkeit anſprach,

und andererſeits im Geheimen dennoch wider Frankreich arbeitete, lange noch ungläubig gegen die Nachrichten von dem großen Schlage, der ſich bereite, empfing die verhängnißvolle Antwort Napoleons auf einen ſeiner Glückswünſche nach dem Tage bei Auſterlitz: „Voilà un compliment dont ma victoire a changé l'adresse!“ Es war vergebens, daß beſonnene Freunde zur Umſicht es mahnten, und darunter gehörte auch unſer Prinz, welchen allerlei eingezogene Nachrichten ſehr beſorgt machten. Er hatte nicht ſobald Berlin verlaſſen, als die ſchmachvolle Urkunde vom 12. Juli 1806 über den Rheinbund erſchien, und auch das Loos ſeiner Erbſtaaten darin entſchied. Die Prinzen von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, Wilhelms Vettern, und der Großherzog von Berg, Joachim Murat, waren zu Erben des Oraniſch-Naſſauiſchen Landes erklärt. Der König von Würtemberg hatte Weingarten für ſich gefordert; ſomit blieb nur noch Fulda zu vertheilen übrig.

Noch ſtand es dem Prinzen frei, mit in die neue Liga einzutreten, und in Heſſen und Franken für die verlornen Erbgüter Entſchädigungen zu erhalten. Er weigerte ſich deſſen, und Fulda ward dem neuerrichteten Großherzogthum Frankfurt, unter der Souveränität des Fürſten Primas, geſchlagen. Nur wenige Tage vor dem Erſcheinen der Rheinbundsakte hatte der Kaiſer den Fürſten von Oranien-Naſſau noch zum

Regierungsantritte ſeiner Länder bekomplimentiren laſſen und wenige Tage nachher war das bekannte Anathema ausgeſprochen. Die Antwort Wilhelms auf die letzten Anſinnen Napoleons war im Geiſte ſeiner Väter abgefaßt geweſen: „der Name Oranien muß unbefleckt auf die Nachwelt übergehen.“ Er ging es.

Mit Ruhe und Würde empfing der Prinz die Botſchaft, welche den Rücktritt ins Privatleben ihm ankündigte. Zwar ſah er mit innerer Bewegung die ruhmloſe Habgier, mit welcher die eigenen Verwandten mit in ſein Beſitzthum ſich theilten und mit welcher befreundete Höfe die Spolien unter einander ſich beſtritten; allein ſein Entſchluß war aus klarer Anſicht der Dinge, aus dem Gefühle ſeines Rechtes, aus dem Bewußtſeyn fürſtlicher Würde, aus der Ueberzeugung von der Pflicht gegen den zertrümmerten altgermaniſchen Körper, hervorgegangen. So lehnte er denn kalt und feſt die Vermittlungsverſuche befreundeter Cabinette, die wiederholten Einladungen Murats (welcher teutſcher, als ſeine Sippen, an ihm handelte), und die letzten Anträge wegen Würzburg für Naſſau, ab. Es war dieſelbe Charakterzähigkeit, welche dem Könige der Niederlande im J. 1830 Belgien koſtete; allein auch dieſelbe, welche dem Prinzen von Naſſau im Jahre 1814 die Souverainetät über Holland, das Land des Ruhmes ſeiner Väter und die Achtung der Mitwelt gab.

Ergeben in ſein Schickſal, reiſete Wilhelm nunmehr nach Berlin, und übernahm, als die eiſernen Würfel abermal fallen ſollten, einen Heeresbefehl im preuſſiſchen Lager. Die unglücklichen Ereigniſſe vom Tage bei Auerſtädt an ſind bekannt, und gehören in die Kriegsgeſchichte. Der Prinz von Oranien erfüllte als General ſeines Schwagers getreulich jede Pflicht; allein ein Einzelner konnte die Fehler Vieler nicht verbeſſern. Wilhelm befand ſich mit unter den Gefangenen von Erfurt; er erhielt von Clarke die Erlaubniß, auf Ehrenwort, zu ſeiner Gemahlin ſich zu begeben. Mit großer Trauer empfing man zu Fulda die verhängnißvollen Berichte. Die Nachforſchungen Arnoldi's und die Verwendungen des Leibarztes Haarbauer bei Clarke waren fruchtlos; man ſchnitt dem Prinzen alle Verbindungen mit ſeinen Getreuen und dem verlaſſenen Lande ab.

Erſt zu Ende des Oktobers ward von letzterem förmlich Beſitz genommen. Es war der Marſchall Mortier, Herzog von Treviſo, welcher mit dieſer traurigen Aufgabe ſich befaßte. Die Plünderungen und Brandſchatzungen, nach der Weiſe jener Zeit, nahmen ihren Anfang. Verräther und Angeber fanden ſich genug, welche den Launen und Wünſchen des Siegers auf jede Weiſe zu fröhnen ſich beeilten. Die Prieſter ſtanden darin oben an. Die zeither Allerbegünſtigſten

waren diejenigen, welche am meiſten Haß und Rache an den Tag legten. Sie, welche mit Penſionen, Geſchenken und Wohlthaten vom Fürſten überhäuſt worden waren, beſtiegen die Kanzel mit Ungeſtüm, um dem Volke zu verkünden: „daß Wilhelm von Oranien ein Unterdrücker des Landes, und die Regierung eines Ketzers der Ruin deſſelben geweſen ſey.“ Die Zuhörer ſelbſt, von Unwillen und Schaam ergriffen, ſtraften die Redner ſchimpflich Lügen. Sie widerlegten alle ſpätern Beſchuldigungen dieſer Art noch mehr dadurch, daß ſie im Jahre 1815 den ehemaligen Fürſten mit Ungeſtüm von den alliirten Mächten zum Souverän ſich zurück erbaten. So ſehr war der Ketzer in ihrer Achtung geſtiegen.

Eine genauere Vergleichung wird zeigen, wie ähnlich das Betragen dieſer treuloſen Prieſter im Jahre 1806 mit jenem der belgiſchen Prieſter im Jahre 1830 geweſen ſey, und eine bedeutungsvolle Lehre allen denjenigen Dynaſtien, Miniſterien und Volksregierungen geben, welche ultra-römiſches Pfaffenthum jemals durch Wohlthaten und Zugeſtändniſſe ſich verſöhnt und gewonnen wähnen können. Naturam expellas furca; tamen usque redibit.

Nachdem man den Prinzen ſeiner Herrſchaft entkleidet hatte, beraubte man ihn auch noch ſeines Pri-

vatgutes. Der erſte, welcher Hand daran legte, war der Großherzog von Berg, Joachim Murat. Andere teutſche Souveraine wollten auch nicht zurückbleiben. Zwar erklärten die meiſten, daß ſie die bezogenen Gefälle zu einem Fond vereinigen, und dem rechtmäßigen Beſitzer zu ſeiner Zeit denſelben zurückerſtatten wollten; allein von allen hielt nur der biedere Maximilian Joſeph von Bayern ſein gegebenes Wort.

Das Schickſal hörte, trotz aller dieſer harten Schläge, noch immer nicht auf, den Prinzen zu verfolgen. Bei dem Vordringen der Franzoſen bot auch Berlin keine Sicherheit mehr; Wilhelm ſuchte mit ſeiner Familie Zuflucht in Pommern, und hielt eine Zeit lang in Danzig ſich auf. Als jedoch der Krieg auch den Ufern der Weichſel ſich zuwälzte, ſchlug der Prinz, welcher durch die Capitulation von Erfurt, an keine beſondere Stadt gebunden war, den Rückweg nach Berlin ein, wo inzwiſchen alles in die alte Ordnung zurückgekehrt war. Die ſchwer geprüfte Fürſtin, ſeine Gemahlin, fand daſelbſt in dem Umgange der lang entbehrten Schweſter, der Churfürſtin von Heſſen, einigen Troſt in ihrem Unglücke. Doch hatte ſie ſelbſt dieſe Gunſt nicht ohne vielen Widerſtand von Seiten Clarke's, des Oberbefehlshabers in den eroberten preußiſchen Provinzen, und nicht ohne Gefahren und Wagniſſe, erhalten. Krank, erſchöpft, niedergebeugt,

durfte ſie nur mit einer Art ſtillſchweigender Erlaubniß der franzöſiſchen Kriegshäupter in der Heimath ihrer Väter verweilen. Dem Prinzen ſelbſt ward beharrlich die Vereinigung mit ſeiner Gemahlin verwehrt, und er mußte die Rückreiſe über die Oder antreten, ja es als beſondere Gunſt des Kaiſers betrachten, daß man ihn nicht, gleich dem Prinzen Auguſt und dem Generale Tauenzien, als Kriegsgefangenen nach Frankreich ſchleppte.

Wilhelm blieb demnach vom Ende Decembers 1806 bis Mitte März 1807 aller Verbindung mit ſeiner Familie beraubt. Mit einer Art raffinirter Barbarei hatte Clarke alle Wege abgeſchnitten und alle Mittheilungen unterſagt, zumal ſeit Freiſchaaren anfingen, auf mehreren Punkten Teutſchlands ſich zu zeigen, und mit Organiſirung eines Guerillaskrieges im Innern zu drohen. Erſt zu Pillau empfing der Prinz wieder beſtimmte Nachrichten von den Seinigen, ſo wie von dem Schickſale, welches ſeine Staaten mittlerweile getroffen hatte. Er empfing ſie mit Seelenruhe und Reſignation.

Die blutigen Kataſtrophen von Eilau und Friedland hatten Preußen und Rußland zum Frieden von Tilſit gezwungen. Der Kaiſer Alexander hatte für Naſſau auf dem Memel etwas Günſtiges zu erwirken verſucht; allein Napoleons Widerwille war unbeſieglich;

er haßte in dem Oranier nicht nur einen Gegner, ſondern einen ſtarren Charakter, welcher dem ſeinigen ſich gegen über zu ſtellen gewagt, und Anerbieten, die faſt alle Andere in ähnlichem Falle mit beiden Händen erfaßten, ſtolz verſchmäht hatte. Die Demüthigung. welche er durch dieſe Weigerung erlitt, hinterließ in ihm einen immerwährenden Stachel, und er affectirte gegen die unglückliche Dynaſtie ein Gefühl der Gleichgültigkeit, welches er weit entfernt war, im Innern zu hegen.

Dem Prinzen war alſo nichts mehr übrig geblieben, als ſeine polniſchen Beſitzthümer, welche nunmehr unter die Souverainetät des Königs von Sachſen, als Großherzogs von Warſchau, gekommen waren. Er nahm bald nach dieſem Ereigniſſe, ſo wie nach dem verunglückten Zuge der Engländer, ſeine Entlaſſung, und zog von allen Staatsgeſchäften ſich zurück. Sofort ſchlug er als einfacher Privatmann zu Berlin ſeine bleibende Wohnung auf, widmete alle Zeit den Wiſſenſchaften, zumal der Landwirthſchaft, Phyſik, Naturgeſchichte, der Profan-Hiſtorie und dem Staatsrechte. Häufig beſuchte er die Vorleſungen berühmter Mitglieder der Akademie, und fand in der Belehrung über manche, bisher ihm weniger bekannte, Gegenſtände großen Genuß. Die Verwaltung ſeines Eigenthums und die Erziehung ſeiner Söhne beſorgte er ſelbſt. Der ältere, Wilhelm,

nachmals Prinz von Oranien, ward vorzugsweiſe den Händen des Generals Conſtant de Rebecque, eines Waadtländers von Geburt, und Verwandten des berühmten Benjamin Conſtant anvertraut; ſpäter ward er nach England auf die Univerſität Oxford geſchickt, um ſeine Studien daſelbſt zu vollenden. Nachdem dies geſchehen, wählte er die kriegeriſche Laufbahn, und wohnte unter Wellington, in der Eigenſchaft als Obriſtlieutenant, dem Feldzuge in Spanien und Portugal bei. Der Muth und die Kenntniſſe, die er während deſſelben entwickelte, zeigten ihn des Namens den er trug, nicht unwerth. Der jüngere, Friedrich, blieb unter des Vaters Augen zu Berlin, und genoß eine ſorgfältige wiſſenſchaftliche Bildung, ſo wie den Verkehr mit geiſtvollen Männern, darunter wir beiſpielsweiſe nur Niebuhr nennen wollen. Die Geburt einer Tochter, Mariane, nachmals zu einer lieblichen Blume herangeblüht, erquickte das Vaterherz zum erſtenmale wieder nach langen Stürmen mit einer reinen und ungetrübten Freude (1810).

Am Schluſſe dieſes Aufſatzes jedoch müſſen wir noch der Hoffnungen gedenken, welche das Jahr 1809 für einige Augenblicke dem Prinzen von Oranien gebracht hatte. In dem Kriege, welchen Oeſtreich mit Napoleon damals begann, und in der teutſchen Contrerevolution, welche von mehrfachen Seiten wider die

Uebermacht Frankreichs entworfen worden, und wovon das Wagniß des Majors Schill blos ein einzelner Ring der großen Kette geweſen war, hatte man Wilhelm Friedrich eine Rolle zugedacht, und die alten Verbindungen mit Oeſtreich wurden erneuert. Der Kaiſer ging damit um, einen bedeutenden Armeebefehlsſtab ihm anzuvertrauen, in Erinnerung an die Thaten und Verdienſte der Jahre 1793 und 1794. Auch der Erzherzog Karl pflegte wieder mit dem alten Freunde vertrauten Briefwechſel. Beide Prinzen, Oranien von ſeinem Jugendgenoſſen Fagel begleitet, ſahen ſich in der Gegend von Wien, am linken Ufer der Donau, als gerade die mörderiſchen Scenen ſich vorbereiten, welche den eingebornen Heldenmuth der Teutſchen, da wo es an tüchtiger Führung nicht gebricht, noch einmal in ganzer Größe hervorſtrahlen ließen. Wilhelm ſchlug die Schlacht von Wagram mit, und zeichnete ſich hier beſonders aus, nicht ohne in große perſönliche Gefahr zu gerathen. Er nahm „Aſpern" als Loſungswort für beſſere Zeiten mit. Eine Reiſe durch Ungarn zerſtreute den düſtern Sinn, welcher wegen Zertrümmerung vieler Entwürfe ihn umwölkte. Ermüdet von den Strapazen des Kampfes und der Reiſe zugleich, kehrte er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach Berlin zurück, ungefähr um die Mitte des Novembers.

Seine politiſche Verlaſſenheit blieb dieſelbe, und auch der Engländer Heerfahrt nach der Inſel Walcheren blieb ohne Früchte für den Prinzen. Allein auch ſeine Lage ſollte ſich beſſern. Noch vier Jahre der Trauer und der Hoffnungsloſigkeit, — und der alte Glücksſtern des Oraniſchen Hauſes ging an demſelben Himmel neu auf, wo er zuerſt einſt erſchienen war. Das Gottesgericht in Moskau, an der Bereſina und bei Leipzig erweckte die Kraft des bataviſchen Volkes wieder, und die patriotiſche Verſöhnung der Parteien vollendete das Werk, welches Wilhelms des Schweigenden Selbſtverläugnung, Moritzens Heldenſchwert, Friedrich Heinrichs politiſcher Verſtand, und Wilhelms III. Beharrlichkeit angefangen, aber nicht zu Stande gebracht hatte.

IV.

Zur Charakteristik der Persönlichkeit König Wilhelms I. der Niederlande.

Unter den Fürſten neuerer Zeit nimmt Wilhelm von Oranien, durch freie Wahl des Volkes auf den Thron der Niederlande berufen, eine hohe Stelle ein. Bereits haben alle unbefangenen Zeitgenoſſen darüber ſich ausgeſprochen und ſelbſt die Gegner ſeiner Politik und ſeines Hauſes es nicht gewagt, die perſönliche

Geſinnung und den Charakter jenes Monarchen anzutaſten, deſſen Scepter Leichtſinn, Fanatismus und fremde Verführung einen Theil ſeiner Unterthanen in neueſter Zeit entwendet. Die Art und Weiſe, wie er die vereinigten Niederlande während fünfzehn Jahren regiert, wie er Aufklärung, Recht, Freiheit, Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie beſchützt, ſodann wie er die Unfälle der Zeit und die Ungerechtigkeit des Schickſals, in zwei verſchiedenen Perioden ſeines reichen Lebens, als Verbannter und als König, getragen, muß einen bleibenden Ruhm bei allen edlen Gemüthern ihm verbürgen. Wenn der ſchiefen und unrichtigen Urtheile in unſeren Tagen auch viele über ihn ergangen ſind, ſo hat doch die öffentliche Meinung bald ſie berichtiget und aus den Kontraſten, welche die Thatſachen ſelbſt geliefert, iſt der nöthige Maasſtab zur Beurtheilung mehr als einer, früher räthſelhaften Erſcheinung, in Bezug auf das Trachten und Walten Wilhelms I., gefunden worden. Noch iſt der Augenblick nicht vorhanden, um eine Geſchichte des Lebens und der Regierung des Königs vollſtändig und ohne Schein der Parteilichkeit entwerfen zu können; aber dem Gelehrten oder Staatsmann, der künftig damit ſich befaſſen wird, dürfte es nimmermehr an herrlichem Material fehlen.

Die meiſten Geſchichtſchreiber ſind darauf beſchränkt

oder beſchränken ſich gerne darauf, die politiſchen Ereigniſſe und die Regierungsakte des Fürſten, den ſie ſchildern wollen, an einander zu reihen und zu verarbeiten: immer bleibt ſodann eine große Lücke unausgefüllt, welcher abzuhelfen in unſerer Periode ſchwerer hält, als in früheren, da die Thatſachen allzuſehr ſich häufen, oft zweierlei Rollen, die eine vor dem Publikum, die andere unter ſich ſelbſt, geſpielt werden, und die geheimen Fäden, welche den innern Zuſammenhang bilden und die pſychologiſchen Beweggründe faſt gänzlich verborgen bleiben, überdieß auch die Perſönlichkeit der Fürſten und die Politik ihrer Miniſter verſchieden, ja nicht ſelten mit einander im Widerſtreite ſind. Daher iſt es nicht unverdienſtlich und für den Geſchichtſchreiber von Nutzen, wenn auch in das Privatleben derer, die die Spitzen der Geſellſchaft vorſtellen, ein Blick gethan, und der Einfluß der Perſon auf das Syſtem und des Syſtems auf die Perſon nachgewieſen werden kann. Selbſt die kleinen, unbedeutenden Züge gewähren oft Licht, immer jedoch Intereſſe, und die Phyſiognomie der Schilderung erhält eine lebendigere, ſprechendere Farbe. Aufgefordert, über den Charakter, das Privatleben und die innern reinmenſchlichen Verhältniſſe K. Wilhelms I. einige, wenn auch abgeriſſene und flüchtige, Notizen mitzutheilen, willfahre ich gerne nach beſtem Vermögen und auf das gewiſſenhafteſte,

indem ich mich auf das Zeugniß Anderer berufe, welche gleich mir das Glück hatten, in der Nähe eines ſo trefflichen Mannes zu weilen.

König Wilhelm befindet ſich dermal im zwei und ſechszigſten Lebensjahre. Seine Geſundheit hat ſich bis in die neueſte Zeit wohlerhalten gezeigt und nur wenige werden bei ſo vielfach und anhaltenden Anſtrengungen eine ſolch' kräftige Männlichkeit aufzuweiſen im Stande ſeyn. Erſt während der belgiſchen Revolution beugte der Gram über ſo vielfache Verkennung, groben Undank und Verrath, noch mehr über das Unglück, in welches ein vor Kurzem noch blühendes, mit väterlicher Sorge gehegtes Volk ſich zu ſtürzen beeilte, das Haupt einwenig vorwärts; bald aber trug er es wieder feſter und aufgerichteter als je. Sowohl die Jugend- als die Mannesjahre waren in großer Sittenſtrenge vorübergegangen und auch die Verläumdung konnte in dieſer Hinſicht wenig Stoff finden; wie würde ſie ſich, als alle erdenklichen Waffen in das Arſenal der Verſchwörung gebracht wurden, nicht beeilt haben, auch die ihrigen daſelbſt zu verbrauchen! Der Körperbau zeigt ſich ſtark, von mittlerer Größe, das Geſicht unten breit, oben mehr ſpitzig; die Stirne hoch gewölbt; in den Augen der Oraniſche Verſtand, ſcharf und klar; auf den Lippen die Herzengewinnende Freundlichkeit, in den Mundwinkeln die Schlauheit,

welche noch immer den rechten Zeitmoment zum Handeln abgewartet und gefunden hat; das Unterkinn ſtark, die Beharrlichkeit ſeines Hauſes und das „je maintiendray“ charakteriſtiſch genug ausdrückend; die Geſichtsbildung im Ganzen und im Geſammteindrucke eine Miſchung von Ehrwürdigkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Lebensweiſe des Königes iſt ungemein einfach und ganz der Thätigkeit gewidmet. Mit dem Frühesten (in den letzten Jahren ſchon bei Tagesanbruch) vom Lager ſich erhebend, arbeitet er in ſeinem Kabinette, mit kaum einiger kurzen Unterbrechung, während welcher gegen 10 Uhr eine Stärkung genommen wird, bis Nachmittags, oft bis Abend, in einem fort. Ein frugales Mahl und ein Spaziergang, in der Regel im Boſche, meiſt im Familienkreiſe, treten ſodann für ein paar Stunden zwiſchen die Geſchäfte; nur ſelten beſucht er das Schauſpiel, am Sonntage ſtets die Kirche, vorzugsweiſe die walloniſche, woſelbſt ein trefflicher Prediger zu finden iſt. Des Abends bis in die Nacht hinein (wenn kein nothwendiges Hof- oder Familienfeſt eine Ausnahme macht) wird wiederum gearbeitet. Der Miniſter der Auswärtigen, der Staatsſekretär, der Kabinetsdirektor, der Adminiſtrator für das Großherzogthum Luxemburg haben oft die Ehre, mitten in der Nacht oder doch ſehr frühe,

in das Kabinet berufen zu werden, und Depeſchen, Noten, Briefe von Dringlichkeit werden beſprochen oder ausgetauſcht. Sehr viele dergleichen Dinge beſorgt Wilhelm ſelbſt, oder er korrigirt die Konzepte ſeiner Räthe, welche er, wie alle Dokumente und Ausfertigungen, ſehr genau durchliest. Viel Vergnügen macht es ihm dann bisweilen, über das Eine oder Andere ſich mit ihnen herumzuſtreiten und durch entwickelte Gründe, nicht durch königliches Machtwort, von der Richtigkeit ſeiner Anſicht ſie zu überzeugen, von andern aber, die er für irrig hält, ſie zu belehren. Rechnungen des größten Umfangs weiß er mit ungemeiner Fertigkeit zu durchgehen, zu prüfen und ſelbſt bis auf einen Heller ihre Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit herauszubringen. Jeden Mittwoch iſt eine öffentliche Audienz, zu der Jedermann ohne die geringſte Schwierigkeit ſich einſchreiben laſſen kann und Zugang erhält. Seit dem Jahre 1828 wird die innere Thüre geöffnet, ſo daß immer der Eingetretene von den Nächſtfolgenden, welche aus dem großen Vorſaal in das Vorkabinet getreten ſind, geſehen werden mag. Geheime oder beſondere Audienzen für Einzelne, welche früher auch gegeben wurden, haben in der Regel nun nicht mehr ſtatt. Allerlei falſche Nachrichten und Anekdoten, die von Mitgliedern der belgiſchen Oppoſition darüber verbreitet worden, beſtimmten zu dieſer Aenderung.

In den Audienzen flößt des Königes ganzes Benehmen außerordentliches Zutrauen ein. Mit Ernſt und Laune abwechſelnd und eine gewiſſe Gründlichkeit und Heiterkeit zugleich in die Unterredung gießend, weiß er über dieſelbe einen beſondern Reiz zu verbreiten und die Seele deſſen, welcher vor ihm ſteht, ſich ganz zu gewinnen; und zwar dieß um ſo mehr, als er bei einem ungewöhnlich guten Gedächtniß über die perſönlichen und Berufs-Verhältniſſe des Anzuhörenden meiſt genau unterrichtet iſt und in die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen ſchnell einzugehen weiß. Der Gelehrte wird über ſeine Schriften, der Künſtler über ſeine Leiſtungen, der Kaufmann und Fabrikant über ſeine Waaren und Unternehmungen, der Kriegsmann über ſeine Thaten, der Geiſtliche über Gegenſtände der Religion und der Kirche gleich gut unterhalten; und nicht ſelten muß man erſtaunen über den klaren Blick, den geſunden Verſtand, die reiche Erfahrung und die ſoliden Kenntniſſe des Monarchen in den verſchiedenartigſten Fächern und Materien, die er bis in die Einzelheiten hinein zu behandeln weiß.

In merkantiliſchen Geſchäften hat man das Genie Wilhelms ſchon häufig bewundert; im Calcul und in der Spekulation, als Mathematiker nach feſten Grundſätzen, nimmt er es mit den geübteſten Induſtriellen auf; er iſt bei vielen Unternehmungen ſelbſt Theilnehmer und ſchießt, Dritte dadurch ermuthigend, bedeutende

Summen her, weßhalb ein großer Theil ſeines Privat-vermögens auf dieſe Weiſe angelegt und im Umlaufe iſt; andere unterſtützt er ohne alle eigene Theilnahme auf das großmüthigſte und den ſonſt äußerſt ſparſamen Fürſten erkennt man nicht mehr, ſobald er nur einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß derjenige, welcher ſich an ihn um ſolche Unterſtützung gewendet, derſelben auch würdig, d. h. kein Pfuſcher, kein Abentheurer, kein Projecktenmacher ſey. Wie häufig und gröblich jedoch, alles Scharfſinnes und aller Menſchenkenntniß ohngeachtet, der humane Sinn des Königes in dieſer Beziehung mißbraucht worden, braucht nicht aus-einander geſetzt zu werden. Die Lebensgeſchichte mancher belgiſchen Revolutionäre liefert hiefür Beiſpiele der ſchlagendſten und empörendſten Art; und dennoch haben dieſelben blos ſeinen Verſtand gegen die Heuchler geſchärft, nicht aber ſein Gemüth dem Wohlwollen verſchloſſen.

Von nicht minderem Umfange, als die merkantiliſchen Kenntniſſe, ſind die wiſſenſchaftlichen Wilhelms I. Er hatte in ſeiner Jugend tüchtige Erzieher aus Holland und Teutſchland zugleich erhalten *), in Leyden gründliche Studien gemacht und nachmals noch in Teutſchland und England, während ſeiner Verweiſung, ſich vervollkommnet, ja ſelbſt die Hörſäle ausgezeich-

*) Die noch in Manuſcript vorhandenen hiſtoriſch-ſtaatsrechtlichen Hefte zeugen für die Liberalität derſelben.

neter Gelehrten beſucht. Er verſteht die alten klaſſiſchen Sprachen und verſchiedene neuere, vorzüglich teutſch, franzöſiſch und engliſch, welche ſämmtliche drei er außer der holländiſchen mit Gewandtheit ſpricht, ſo wie er auch die Literatur derſelben ziemlich vollſtändig kennt. Unter den teutſchen Dichtern hegte er ſtets vor Göthe eine beſonders große Verehrung. In der Geſchichte, in der Politik, Statiſtik, Oekonomie, Kriegswiſſenſchaft, Mathematik, u. ſ. w. iſt er ganz zu Hauſe und er würde in manchem einzelnen Zweige mehr als einem Profeſſor warm machen, wenn er es anders darauf ablegen wollte.

Kaum glaublich iſt es, welche Maſſe von wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſen in verſchiedenen Sprachen der Monarch von Zeit zu Zeit ausführlich theils durchleſen, theils durchſtudirt hat; die Werke, welche wir, als zu ſeiner Bibliothek angehörig, ſelbſt eingeſehen, tragen häufig den Beweis unſerer Behauptung in den vielen Zeichen, Anmerkungen, Randgloſſen, Widerlegungen oder Ausführungen, die ſie, mit Bleiſtift (ſeinem Lieblingsinſtrumente) von ſeiner Hand beigefügt, enthalten. Alle Beſtrebungen der Künſtler fanden die wärmſte und großartigſte Unterſtützung und man darf nur die vielen Akademieen und Anſtalten, welche er theils ſelbſt gegründet, theils reformirt und neu ins Leben gerufen hat, ſo wie die Kunſtausſtellungen von 1829 und 1830

in Brüſſel und im Haag mit angeſehen haben, um ſich hievon völlig zu überzeugen. Trotz der Verſchiedenheit der Meinungen fanden ſich David der Regicide und der Oranier oft zuſammen im Atelier des Erſtern und David äußerte mehr als einmal im Geſpräche gegen Vertraute: „dieß ſey der einzige König, dem er dienen könnte.“ Wie wohlwollend der Monarch den verfolgten Meinungen jeder Sorte Schutz, bisweilen ſogar mehr gewährt, iſt in Jedermanns Angedenken. Nicht immer hatte er Grund, über ſolche Großmuth, welche ſelbſt diplomatiſche Verlegenheiten und bittere Vorwürfe ihm zuzog, durch das Benehmen der betreffenden Individuen ſich entſchädigt zu halten. Merkwürdig genug, waren die Teutſchen, die franzöſiſchen Republikaner und die Mitglieder und Anhänger der Cortes, welche im Niederlande ſich aufhielten (mit alleiniger Ausnahme van Halens, welcher mehr aus Sucht zu glänzen und zu abentheuern, als aus innerer Bosheit das Gaſtrecht brach), der Regierung und dem Souveraine deſſelben ergeben oder doch unpartheiſam, als die heftigſte Gährung und bald darauf auch die Revolution in Belgien ausbrach; dagegen zeigten die Bonapartiſten und die Italiener, ſo wie einige Portugieſen ganz ihre feile Natur und die Erbärmlichkeit ihrer Grundſätze. Das moraliſche Unglück, ſo viele Züge, welche das menſchliche Herz entehren, und den

Glauben an die Menſchheit wankend machen, erlebt zu haben, gehörte zu den ſchwerſten Drangſalen, welche der edle Fürſt in der letzten Periode ſeiner Regierung erlitten und worüber er oft ſich ausgeſprochen hat.

Ueber das Syſtem und die politiſchen Grundſätze Wilhelms I. hat man allerlei in Teutſchland hin und her gefabelt, und Leute, welchen die Motive jeder Oppoſition gleichgültig ſind, wenn ſie nur vorhanden und gegen irgend eine Regierung gerichtet iſt, welche daher den Dom Miguel lobpreiſen und unterſtützen würden, wenn Dom Pedro oben und jener das Haupt einer Bewegung wäre, haben einen der konſequenteſten und aufgeklärteſten Liberalen mit Schmähungen aller Art überſchüttet, blos weil er eine Krone trug. Alle, welche den König von früheſter Zeit an gekannt, ſtimmen überein in Anerkennung der ächt-humanen, hellen, aufgeklärten und rechtlichen Geſinnungen, der Fortſchritte ſeines Verſtandes mit dem Zeitgeiſte, des emſigen Beſtrebens, ſich mit dem jeweiligen Stande der Wiſſenſchaft zu befreunden und — man verzeihe die Anwendung des in Mißkredit gekommenen Wortes — „auf der Höhe des Jahrhunderts zu ſtehen.“ Die Studien, welche er in England gemacht, die Vergleichungen, welche er über die franzöſiſche Revolution angeſtellt, die literariſchen Arbeiten in Teutſchland, die Betrachtungen über das Verfaſſungsweſen älterer und

neuerer Staaten, womit er oft und viel getreue Freunde und Räthe unterhielt, die Pläne, die er zu Fulda entworfen, und die geheimen Gedanken, welche ihn nach den Niederlanden begleitet, auf ſolidem Grunde und völlig reformirter Volkserziehung, die ihm anvertrauten Unterthanen allmählig zur größtmöglichen Summe von Freiheit und Selbſtſtändigkeit heranbilden zu helfen, bürgen für ihn. Es bürgen für ihn die Zeugniſſe großer und geiſtvoller Männer, ſelbſt aus der erſten Reihe der Phalangen des Liberalismus, mit denen er mündlich und brieflich verkehrt hat, und welche in ihm „den König über dem verſtändigem Manne vergaßen.“ Nie war eine Seele dem Deſpotismus fremder, ja aus innerſter Natur abgeneigter, als die ſeinige, und eher darf behauptet werden, daß er den Souverän oft allzu ſehr in Mitte ſeiner Bürger vergeſſen und der böswilligen Intrigue die Wege und Mittel zur Abwendung der vergifteten Pfeile durch allzu große Verſchwendung der Majeſtät erleichtert habe. Allerdings liegt in ſeinem Weſen etwas, was der neueſten Richtung eines modiſchen Freiheitsſchwindels durchaus widerſtrebt; ein Gefühl, das den gründlichen Kenner der Sache gegen den oberflächlichen Betreiber einnimmt, und zu einer gewiſſen Ariſtokratie des ſich ſelbſt bewußten Talentes gewaltſam hintreibt; ein zähes Feſthalten an alten Grundſätzen und Sitten; ein großartiges Verſchmähen aller unköniglichen Gauk-

lerkünſte für den Gewinn von Popularität, wodurch die Könige ihr Anſehen vergeben, ohne der Freiheit zu nützen; endlich ein religiöſes Gefühl, welches die Grundwurzel aller Handlungen, des öffentlichen wie des Privatlebens, bildet und ohne welches alle Charten und ihre Beſchwörung blos prunkvolle Komödien ſind, aufgeführt zur Zerſtreuung des großen Spleens der Zeit, wobei zwei Parteien, unter den Spielern, wie unter den Zuſchauern, gegenſeitig ſich anlügen und zuletzt ſich angähnen, das Volk aber immer die Zeche bezahlen muß.

Dieſes religiöſe Gefühl des Königes, ſo identiſch mit der Grundſtimmung der entſchiedenen Mehrzahl des holländiſchen Volkes, liefert hauptſächlich den Schlüſſel zum Verſtändniß der unerſchütterlichen Eintracht und Innigkeit zwiſchen dieſem letztern und ſeinem Beherrſcher. Wenn man den würdigen, hellgebildeten, ſtaatsklugen und kraftvollen König in Mitte ſeiner ihn anbetenden, durch ſo viele eigene Tugenden ausgezeichneten Familie, demüthig vor allem Volke zum Ewigen hingewendet, ſieht, und ſeine aufrichtige Frömmigkeit, von Bigottismus und Schöndenkerei gleich fern, zu belauſchen Gelegenheit findet — dann erſt begreift man, woher er die Kraft nahm, um ſo vielen Gefahren, Stürmen, Untreuen, Verſuchungen, Drangſalen und Sorgen ſiegreich zu widerſtehen; dann verſteht man die Begeiſterung, welche bei jedem feierlichen

Anlaſſe oder außergewöhnlichen Begegnung die ganze Nation wie einen einzigen Mann den „Wilhelmus van Nassowen“ oder Tollen's „Wien Nêerlands bloed door d'Aderen vloit“ abſingen läßt; das dankbare Lächeln des Monarchen, deſſen Blicke von Rührung, Stolz, Vertrauen und Selbſtgefühl gleich ſehr bewegt ſich zeigen, verkündet dann allen Zweiflern die Möglichkeit eines Zuſtandes, in welchem der Fürſt den Republikanismus des Volkes und das Volk die Anſprüche des Königthums mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit ehrt und in welchem „die Umtriebe des Volkes gegen die Monarchie,“ die ein gewiſſer Redner in einem ſüdteutſchen, konſtitutionellen Staate für „rechtmäßig“ erklärt hat, überflüſſig ſind. Wenn die Monarchie vertrauensvoll dem Volke ſich in die Arme werfen ſoll, oder vielmehr, wenn ſie diejenigen, ſo als Vertreter des Volkes betrachtet werden müſſen, als wahre Organe ſeines Willens anſehen ſollen, ſo iſt der Anfang des vertraulichen Verhältniſſes nicht dadurch zu verſuchen, daß man in einer Monarchie den reinen Demokratismus predigt, die Perſönlichkeit des Souveräns in die Leidenſchaften des Tages herunter zieht und ſtatt einer wirklichen Volks-Repräſentation, eine an fremde Klubbs verkaufte, oder von derſelben blindgegängelte Faktion mit hochmüthigen Anſprüchen, winzigen Talenten und noch geringfügigeren Leiſtungen entgegenſtellt.

III.

Die

Ereigniſſe zu Brüſſel

im

September 1830.

Fragment.

Allein das Schrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn;
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Himmels reine Fackel leih'n,
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt und Länder ein!

Schiller.

Bemerkung.

Dieſer Aufſatz ward nicht lange nach den Ereigniſſen ſelbſt, und ſomit auch, was den Ton betrifft, einigermaßen unter ihrem Eindrucke, niedergeſchrieben. Da die Thatſachen und die Charakteriſtiken ſelbſt jedoch auch noch jetzt ihre volle Richtigkeit haben, ſo trage ich kein Bedenken ihn in ſeiner alten Geſtalt dieſer Sammlung hier einzuverleiben.

Das Werk des Aberwitzes und der Bosheit, des einheimiſchen Fanatismus und der fremden Intrigue, deſſen Urſachen und nächſte Folgen von uns anderwärts beſchrieben worden ſind, ſetzte ſich, wie von Jedermann vorausgeſehen werden konnte, in Belgien ununterbrochen fort; die Verſuche zum Vergleiche und zur Verſöhnung ſcheiterten, da es den Urhebern des wüſten Spieles weder um Vergleich noch Verſöhnung, ſondern blos um eine, theils den Ehrgeiz, die Habſucht und die Rache, theils die Hoffahrt, das Vorurtheil und den Sektenhaß befriedigende Rolle zu thun war. Die Hauptmacht der Inſurgenten war der aufgeregte Pöbel; bis dieſer jedoch vollſtändig bearbeitet und abgerichtet war, hatte man die Verwirrung der Bürger, welchen um Sicherheit der Perſon und des

Eigenthums bangte, eifrig benutzt und ſie in ein Corps organiſirt, angeblich, um die Mittelklaſſe und die Ordnung gegen Plünderer und Mörder zu ſchützen; die Mehrzahl gab ſich auch anfänglich blos in dieſer Vorausſetzung unter Leitung der ſich ſelbſt zu Führern aufwerfenden Hominum novorum et obscurorum, zum Waffendienſte her und erfüllte gewiſſenhaft ihre Pflicht; die Bürgergarde zerſtreute mehrere Pöbeltumulte, welche ihre eigenen Offiziere, die Chefs des Aufſtandes, künſtlich erregt, damit ſie als Retter der Stadt ſodann erſcheinen und das Vertrauen der Bewohner gewinnen könnten. Bald erkannten die Klarerſehenden, in welches Garn ſie gegangen; aber es war nun zu ſpät oder zu gefährlich, eine runde Erklärung zu fordern oder zu geben; man drohte den Zweifelnden, Zaudernden alsbald mit den Maſſen; man erzwang den Patriotismus und die Begeiſterung für die Freiheit. Ueberdies ſpielte der Baron d'Hoogvorſt und mehrere Glieder der Sicherheits-Commiſſion ſolche falſche und zweideutige Rollen, daß alle Gemäßigten und Andersdenkenden nicht mehr wußten, wem ſie zu trauen hätten, und daß jeder Einheitspunkt zu einer Reaction durchaus fehlte.

Der König hatte ſeine beiden Söhne, den Prinzen von Oranien und den Prinzen Friedrich der Niederlande, und bald darnach, auf Dampfſchiffen, eine Ver-

ſtärkung an Truppen von Rotterdam nach Antwerpen geſchickt; man konnte damals hoffen, durch eine kräftige Demonſtration die Herſtellung der Ordnung mit Erfolg zu unterſtützen. Beide Prinzen fanden Antwerpen, welches den 17 Jahren und der unermüdlichen Sorge des Königs für die Nationalinduſtrie ſeinen blühenden Wohlſtand verdankte, in der beſten Stimmung und voll des Entſchluſſes, Ruhe und Frieden und die Union mit dem Königreiche um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Nur eine kleine Zahl von Uebelgeſinnten und Fanatikern, bei denen beſonders der Prieſtereinfluß ſehr erſichtlich war, trachteten die Liebhabereien der Brüſſeler auch hier nachahmen zu laſſen; allein die Truppen, die Citadelle und die Mehrzahl der Bürger hielten die Unternehmungen dieſer Menſchen einſtweilen noch im Zaume und zerſtreuten die meuteriſchen Pöbelhaufen. Die Prinzen begaben ſich den 30. Auguſt von Antwerpen nach Vilvorde, einem ungefähr zwei Stunden entfernten Orte, und ſchlugen daſelbſt eine Art Lager auf.

Die beiden fürſtlichen Söhne empfingen hier Deputationen von Brüſſel, welche aus den angeſehenſten Einwohnern dieſer Stadt gebildet waren und zu vermittelndem Beſuch in die verwirrungsvolle Hauptſtadt einluden. Der Prinz von Oranien fügte ſich ihrem Wunſche und beſchloß, allein nach Brüſſel zu gehen.

Ein ſolcher Beweis von Vertrauen hätte den Aufruhr entwaffnen ſollen, wenn anders irgend ein redlicher Zweck ihm zum Grunde gelegen; aber er verlieh ihm blos neue Zuverſicht und Kraft. In dieſem ganzen heilloſen Drama, das die Treuloſigkeit und der Meineid aufgeführt, war das Vertrauen nur ein deſto wirkſamerer Freibrief, um getäuſcht und gemordet zu werden. Der Prinz entging den größten Gefahren und entwickelte einen Muth, welcher ſeines Namens, ſeines Geſchlechtes und beſſerer Zeiten würdig war. Es hatte ein förmliches Complott beſtanden, ihn meuchlings zu morden; eine Sache, welche ſelbſt von leidenſchaftlichen Jakobinern nachmals im Uebermuthe des Sieges eingeſtanden worden iſt. Die Geſchichte wird über ein Benehmen, einſt ſtreng und feierlich richten, welches an Gemeinheit der Geſinnung und an Scheußlichkeit der Einzelnheiten wenige ſeines Gleichen hat.

Am 3. September verließ der Prinz die Stadt, in der er ſo gröblich mißhandelt und getäuſcht worden, um perſönlich bei ſeinem königlichen Vater Ueberbringer der Wünſche der Notabeln von Brüſſel zu ſeyn: daß Belgien und Holland, hinſichtlich der innern Verwaltung hinfüro getrennt, von einer und derſelben Dynaſtie, Naſſau, fortbeherrſcht werden möchten. Er nahm zugleich die noch zurückgebliebenen Truppen mit ſich; denn da der Graf Bylandt, ihr bisheriger Ober=

befehlshaber, gemäß ſeiner, mit der Bürgerſchaft (vor-eilig, eigenmächtig und ungeſchickt genug) getroffenen Uebereinkunft, ohnehin jede Wirkſamkeit vereitelt und ſelbſt die von Antwerpen her früher erbetenen, auch bereits vor dem Thore angelangten Verſtärkungen zu-rückgeſchickt hatte, ſo war ihre fernere Anweſenheit ohnehin nur überflüßig, zumal die Umſtände bedeutend ſich geändert und blos auf friedlichem Wege (nach der Meinung jener ſcharfſichtigen militäriſchen Politiker) Hoffnung zu Beendigung der Wirren vorhanden war. In der Nacht vor des Prinzen Abreiſe war der Tumult zu Löwen ausgebrochen, bei welchem der dortige fanatiſche Pöbel den bekannten Angriff auf die Caſerne unternahm, darin der Major Gaillard, ein Bel-gier von Geburt, die Rechte ſeines Königs und die Ehre ſeines Standes pflichtgemäß und ſtandhaft vertheidigte. Die Horden der Plünderer erzwangen die Räumung; die Truppen, welche Prinz Friedrich zur Unterſtützung geſandt, mußten den Rückzug antre-ten, da der Prinz von Oranien, aus Scheu vor Blut-vergießen und in Hoffnung günſtigen Erfolgs der Ne-gociationen, im Haag gegen Erneuerung der Feind-ſeligkeiten ſich erklärt. Das ſchonungsvolle Benehmen des Generals Trip gegen die Stadt ward jedoch von den Gegnern auf die unwürdigſte Weiſe gedeutet, und ſogar ſeiner Annäherung hatte man den gehäſſigſten

Charakter und die empörendſte Tendenz gegen die Sicherheit der Bürger unterſchoben. Das theils durch die Prieſter, theils durch die Demagogen raſtlos bearbeitete Löwen, worin ultramontaniſtiſche Abbés und demagogiſch-atheiſtiſche Advokaten in die Herrſchaft ſich getheilt, glaubte und wüthete. Die Freunde des belgiſchen Aufſtandes im Auslande deklamirten heftig gegen die grauſame Perfidie des Königes Wilhelm und ſeiner Söhne.

Nachdem der Kronprinz Brabant verlaſſen, begab ſich der Prinz Friedrich von Vilvorde nach Antwerpen und ſchlug daſelbſt ſein Lager auf. Allein dieſe Entfernung des Einen mit der bewaffneten Macht vom Sitze der Inſurrektion und die Reiſe des Andern mit den Aufträgen der ausgezeichnetſten Brüſſeler aller Klaſſen nach dem Haag diente blos dazu, den Intriguen und Gewaltthaten der Leiter des Ganzen die Krone aufzuſetzen und die Vollendung des infamen Werkes zu beſchleunigen. Man benutzte die Zwiſchenzeiten dazu, die Pöbelmaſſen durch Leidenſchaften jeder Art noch mehr aufzureizen, als früher ſchon nur allzu ſehr geſchehen, und zahlreiche Banden fremder Söldner offen und geheim in die Stadt hineinzubringen. Die Sprache der Häupter ward trotziger, die des gemeinen Volkes frecher; was als Wunſch nach dem Haag gebracht worden, wurde als beſtimmtes Faktum bereits

vorausgeſetzt, die Litanei der Nationalbeſchwerden, jenes vielgliederige Phantom und Produkt argliſtigen Parteigeiſtes, darin Wahres, Falſches, Abgeſchmacktes und Lügenhaftes durcheinander gemengt ſich vorfand, wuchs mit jedem Tage, und die Aufſtellung derſelben in den Journalen geſchah in einem ſolchen Tone und mit ſolchen Farben, daß man leicht wahrnahm, wie man die Gewährung nicht einmal wünſche und gefliſſentlich Stoff zur Erbitterung geben, auch alle Ausſöhnung unmöglich machen wolle. Die beſſern Bürger, ſo wie die der Revolution nur theilweiſe und unter gewiſſen Bedingungen beigetretenen Ariſtokraten, verloren ſelber fortan die Luſt, weiter in den Strudel ſich einzulaſſen, den ihre treuloſe politiſche Coquetterie mit herbeigeführt. Dieſe Männer der alten Geſchlechter, welche die Gewalt des Königs Wilhelm ſeit Jahren planmäßig, jedoch für eigene Rechnung mit untergraben geholfen, hatten mit dem Wahne ſich geſchmeichelt, die Leidenſchaften zum Stillſtande nach Commando bringen zu können; aber die losgelaſſenen Beſtien wieſen ihnen drohend und wild die Zähne, und ſtatt für die Monarchie etwas zu wagen, zogen ſie ſelbſtſüchtig ſich zurück, in der Abſicht, die Umſtände, wie ſie ſich für die eine oder die andere ergeben würden, zu ihrem Vortheile zu benützen. Solchen Gewinn hatte dem König Wilhelm die Pairskammer in der damaligen

Geſtalt, der wider van Maanens Rath organiſirte Ritterorden und die Ueberhäufung der belgiſchen Großen mit Auszeichnungen und Wohlthaten gebracht. In dieſer verhängnißvollen Kriſe hörte man nicht einen einzigen jener Biſchöfe und Prieſter, denen der Monarch ſo theuere Opfer gebracht, und ſo unbedingtes Vertrauen erwieſen, zu Gunſten des bedrohten Thrones die ſonſt bedeutſame und einflußreiche Stimme erheben: ein ſchlagender Beweis mehr, welche treue Genoſſin und Helferin die Ariſto-Theokratie gegen Stürme der Volkswuth und des Parteigeiſtes dem monarchiſchen Prinzipe iſt!

Mittlerweile gerieth die Bürgergarde, deren größerer Theil anfänglich für ganz andere Zwecke, als die nachher entwickelten, wie wir ſchon früher bemerkt, unter die Waffen geeilt war, beinahe täglich ins Handgemenge mit dem zuchtloſen Pöbel, welchen Van de Weyer, Gendebien und der Baron d'Hoogvorſt ſelbſt, der Lafayette Belgiens, ſeinem Vorbilde hierin ſehr unähnlich, insgeheim aufhetzten. Hie und da mußte man ſogar auf die wüthenden Horden Feuer geben, um Ausſchweifungen der gröbſten Art zu verhindern; dadurch ward jedoch das Uebel nur ärger, denn es herrſchte in Allem eine doppelte Sprache und eine doppelte Autorität; die eine öffentlich, die andere insgeheim. Die Bürgerſchaft, vor dem Aeußerſten

erbangend und wider Willen immer mehr in Verwickelungen und Ereigniſſe hineingeriſſen, welche Niemand ſich gedacht noch geahnet, ſah bald von dem aufgerichteten Freiheitsbaume weg nach den Truppen des Königs, gleichſam als nach Befreiern aus dem entſetzlichen Zuſtande heranbrechender Anarchie.

Während dieſer Zeit waren die Generalſtaaten im Haag zuſammen getreten, und alle Mitglieder deſſelben aus dem Süden, die entſchiedenſten Koryphäen der bisherigen Oppoſition, ja ſelbſt die compromittirteſten Begünſtiger der Bewegung, (bis auf einen Einzigen,) mit eingeſchloſſen, noch einmal in Mitte des Staatencongreſſes und vor dem Throne des Königs erſchienen, mit erneuerten Betheuerungen ihrer Treue und mit feierlichen Proteſtationen gegen den Aufſtand. Es waren dies die rechtmäßigen Repräſentanten der Nation, und unter ihnen meiſt die Lieblinge des Tages, die hochverehrten Häupter des belgiſchen Volks. Deſto mehr ſtach ihr nachmaliges eigenes Betragen gegen ihre, freilich damals nur heuchleriſche Sprache und gegen das Thun ihrer Committenten ab.

Schon im Anfange des Brüſſeler Aufſtandes, welcher als eine blinde Parodie der pariſer Revolution ſich darſtellte, führte man zahlreiche Barricaden auf und kündigte den Vorſatz an, zu denſelben Mitteln

der Vernichtung wider die bewaffnete Macht wie in Paris ſchreiten zu wollen, wenn dieſelbe ſich ins Spiel miſchen ſollte. Das Beiſpiel der Niederlage von 18,000 Mann Kerntruppen des franzöſiſchen Heeres, welche zwiſchen den Barricaden und dem wider ſie gerichteten Kreuzfeuer umgekommen, war zu ſchlagend, als daß man daran denken konnte, ſich einer ähnlichen Gefahr Preis zu geben. Saragoſſa und Buenos-Ayres ſowohl, als alle geſunde Grundſätze der Kriegskunſt haben gelehrt, daß es unmöglich ſey, mit gewaffneter Hand einer Stadt ſich zu bemeiſtern, welche von ihren Einwohnern auf obige Weiſe vertheidigt wird. Dem Prinzen Friedrich würde es auch niemals eingefallen ſeyn, in Brüſſel alſo einzurücken, wenn er nicht durch die Wünſche der Einwohner ſelbſt dazu aufgefordert worden wäre.

Im entgegengeſetzten Falle hatte man andere Mittel genug, um eine rebelliſche Stadt ſich zu unterwerfen, ſey es dadurch, daß man ſie umzingelt, die Verbindungen ihr abgeſchnitten und ſie durch Mangel an Lebensmitteln auf das Aeuſſerſte gebracht, oder durch die bloße Unruhe, welche eine zahlreiche Bevölkerung ſehr bald über ihre Subſiſtenz empfindet; oder, wenn man noch weiter gehen wollte, dadurch, daß man ganz nahe ſie eingeſchloſſen und Batterien mit ſchwerem Kaliber auf den benachbarten Höhen aufge-

ſtellt, welche die Stadt beherrſchen, und von denſelben aus ſie beſchoßen. Dieſes zweite Mittel war auch nicht einen Augenblick in die Seele eines Monarchen gekommen, welcher die Liebe zu ſeinen Unterthanen ſo tief im Herzen trägt. Das erſtere, minder gewaltſame dagegen wurde als das geeignetſte betrachtet, die Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung in Brüſſel zu erwirken. Da jedoch die Frage über die ſo ſehr gewünſchte Trennung, welche von belgiſchen Abgeordneten aufgeſtellt worden, der Berathung der Kammer in jenen Tagen unterworfen war, ſo glaubte man, fortwährend noch in die Möglichkeit, einem Bürgerkriege zuvorzukommen und den Aufſtand ſowohl durch die Berathungen jener Kammer, als durch Erhörung der Wünſche, die zum Vorwande bisher gedient, abwenden zu können; man verſchob daher das einzige zum Ziel führende Mittel, und der König der Niederlande, dem nur der Wahnſinn blutgierige Geſinnungen zumuthen konnte, weigerte ſich beharrlich, die äußerſte Gewalt anzuwenden.

Während dieſer Zeit war die Armee ruhig in ihren Quartieren zwiſchen Antwerpen und Brüſſel geblieben; man ſchmeichelte ſich noch mit der Hoffnung, daß dieſe feindliche Haltung die Beſchwichtigung der erbitterten Gemüther zu Folge haben, und die Vermeidung neuer Anreizungen den Aufruhr ermüden, denſelben

aus Ermüdung zuletzt entwaffnen würde, und das Volk das Bedürfniß der Wiederkehr zu den früheren Beſchäftigungen fühlen dürfte. Dieſer Fall würde auch ſicherlich eingetroffen ſeyn, hätte es ſich blos um einen zufälligen Aufſtand gehandelt. Allein der gegenwärtige Aufſtand war das Werk einer Partei, welche ſeit längerer Zeit darauf ſich vorbereitet, und welche, weit davon entfernt, ihre Thätigkeit ruhen zu laſſen, vielmehr dieſelbe verdoppelt hatte. Es wird dieß die Aufgabe der Zukunft ſeyn, die Quellen genau zu bezeichnen, woraus die Revolutionäre ihre Bedürfniſſe beſtritten. Doch zeigte es ſich klar, daß ſie über enorme Summen geboten, womit die Habſucht des Pöbels beſtochen ward; ferner, daß ſie über zahlreiche und ausgewählte Waffen verfügten, denen man das Gepräge des Auslandes leicht anmerkte. Die eingeſchwärzten Hülfsſchaaren mehrten ſich (alle Diligencen und Wagen von Valenciennes und Lille nach Brüſſel wimmelten von Blouſen) und zu gleicher Zeit raffte man in der Hauptſtadt von jungen Leuten alles zuſammen, was zu Abentheuern Luſt bezeigte und durch das neueſte Beiſpiel der Pariſer, die um jeden Preis nun einmal copirt werden ſollten, bisweilen auch ohne beſonders böswillige Abſicht, begeiſtert worden war.

Mittlerweile drangen die Generalſtaaten, die ent-

ſchiedenſten Glieder der alten belgiſchen Oppoſition namentlich, mit großem Ungeſtüm in den König, die Entſcheidung hinfür der Gewalt anzuvertrauen; ja ſie hielten dieſe Gewalt ſogar für nothwendig zum Schutze des Eigenthums, ſich ſelbſt aber im Haag bei den Berathungen nicht mehr frei, und endlich ihre Anweſenheit daſelbſt ſogar für gefährlich, ſo lange ein Theil Belgiens in der Anarchie fortbeharrte, indem ſie auf dieſen Fall ihre Familien und Güter preisgegeben ſahen. Der König, welcher bis dahin blos dem großmüthigen Zuge ſeines Herzens gefolgt und vor dem Gedanken des Gebrauchs der Waffen zurückgebebt, ſah ſich demnach veranlaßt, ſeinen Sohn zu ermächtigen, daß er nach den Umſtänden handle und die Beſetzung von Brüſſel ſelbſt mit Gewalt, wenn es anders nicht ſeyn könne, zu erzielen. Indem Wilhelm I. dieſen Entſchluß faßte, willfahrte er zugleich den zahlreichen Bitten von Einwohnern jener Stadt ſelbſt, welche um Schutz, Beiſtand und Herſtellung der Ordnung ihn angefleht; zahlreichen Bitten, ſagen wir, welche noch dringender und häufiger in Zuſchriften und Botſchaften an den Prinzen Friedrich nach Antwerpen, Mecheln und Bilvarde wiederholt worden ſind. Die Stadt ſollte von der drohenden Anarchie gerettet werden. Es war daher die Abrede getroffen worden, daß die Bür-

gergarde den Einzug des Prinzen erleichtern und ſodann verbündet mit den Truppen gegen die gemeinſamen Feinde operiren ſollte.

Dieſer Abrede gemäß verlegte man die Truppen der Hauptſtadt etwas näher, nämlich nach Vilvorde und an die Voluwe, an den Straßen von Dieghem und Löwen. Das Hauptquartier ſollte am 21. September von Antwerpen abgehen; aber bereits war es zu ſpät. Schon am 19. hatten die Freicompagnien und der Pöbel, an ihrer Spitze die Franzoſen und die Lütticher, ihren erſten Verſuch zu Entwaffnung der Bürgergarde gewagt, allein einen unvermutheten Widerſtand gefunden, und davon mit Verluſt vom Königsplatze zurückgetrieben worden. Die Meuterer benutzten eine andere günſtige Gelegenheit, als gerade die Bürgergarde, in vielen einzelnen Patrouillen vertheilt, die Zuſammenläufe zu zerſtreuen bemüht war; ſie fielen dieſelben mit Uebermacht auf allen Punkten zu gleicher Zeit an und entwaffneten ſie in der untern Stadt, ſo zwar, daß die Garde bis auf eine kleine aufgelöst, und das Grauw *) im Beſitz der Stadt ſich befand.

Nun mehr wurde das Begehren nach Hülfe nur um ſo dringender; die Bürger, in unvortheilhafterer Lage als vorher, konnten keine ſo direkte Mitwirkung

*) Die flämiſche Bezeichnung des Pöbels.

mehr verſprechen, als ſie noch wenige Tage zuvor gethan; doch ließen ſie den Prinzen wiſſen: es befänden ſich unter ihnen noch ungefähr 600 Individuen, welche die Waffen behalten; dieſe würden zur erforderlichen Zeit auf dem Königsplatze oder beim Pallaſte ſelbſt erſcheinen und den Einzug der Nationaltruppen unterſtützen.

Die Entwaffnung der Bürgergarde hatte nicht allein das Schlimme, daß die Entgeſinnten auſſer Stand geſetzt waren, ferner zu wirken, ſondern auch, daß der Pöbel, dem es bisher noch daran gefehlt, nunmehr völlig bewehrt wurde und ſeine Leidenſchaften einen thätigern Ausdruck als bisher verſchaffen konnte.

Uebermüthig durch ſolches Gelingen ihres Plans gegen die Bürgergarde, verließen mehrere Banden Freiwilliger Brüſſel am 21. September in zwei Richtungen, nämlich dem Thore von Flandern und demjenigen von Dieghem, um mit den Truppen des Königs ins Handgemenge zu kommen. In der Richtung von Flandern griffen ſie die Vorpoſten bei Zellikapelle an; nach mehrſtündigem Geplänkel, wobei ſie einigen Verluſt erlitten, kehrten ſie wieder um. Der andere Angriff, in der Richtung von Dieghem, geſchah auf eine Eskadron Dragoner, welche im Dorfe d'Ever kantoniren ſollte. Die Inſurgenten, welche bereits vor ihnen angekommen, hatten ſich in ihren Blouſen

als ganz friedſame Bewohner hingeſtellt und die unvorſichtig Anrückenden plötzlich ſodann mit Schüſſen empfangen, durch welche mehrere Officiere niedergeſtreckt wurden. Die Dragoner eilten dieſe Treuloſigkeit zu rächen; die erſten Schüſſe des Bürgerkrieges waren gefallen; es waren Lütticher und Fremdlinge, die ſie gethan.

Am 22. erneuerte ſich ein Tirailleurgefecht bei d'Evere, doch beſtimmte die Ankunft einiger Stücke leichter Artillerie die Patrioten zum Rückzuge. Nunmehr bereitete ſich Alles zu ernſtern Scenen vor. Der Prinz Friedrich war am 21. zu Mecheln, am 22. zu Vilvarde eingetroffen. Die Abſicht des Königs ging nicht dahin, daß Er den Angriff auf Brüſſel befehligen ſollte, und wir können mit guten Gründen und auf das Beſtimmteſte verſichern, daß dieſe Idee dem Herzen Wilhelms I. fremd geweſen. Dieſer Befehl war dem General Trip gegeben; allein der Prinz, in ſeiner Stellung als Kriegsminiſter und Obergeneral, mußte zum mindeſten der Bewegung des Heeres folgen, in deſſen Mitte er nun einmal ſich befand. Der verhängnißvolle Tag des 23. September brach endlich an.

Die Truppen waren in drei Colonnen aufgeſtellt worden; die erſte und ſtärkſte, an deren Spitze der General Schuurmann, ſollte längs der Straße von

Dieghem auf das Schaerbeck'ſche Thor, marſchiren; die zweite, vom General Paſt befehligt, auf das löwener Thor; die Dritte, unter General Favauge, ſollte die Brücke von Vilvorde decken, jene von Larken auf den Fall, daß ſie noch nicht zerſtört, beſetzen und nach dem Wilhelmsthore ſich hinziehen, ſomit mehr eine Diverſion als einen wirklichen Angriff ausführen. Endlich ſollte auch die Abtheilung, welche die Straße von Flandern bisher beſetzt gehalten, vorrücken, der Vorſtadt und des Thores von Flandern ſich bemächtigen und auf ſolche Weiſe die Aufmerkſamkeit der Vertheidiger Brüſſels nach einer, den eigentlichen Angriffspunkten entgegengeſetzten Seite hinlenken. Das Uebrige der Anordnung, welche der Kriegsrath zu entwerfen für gut gefunden, bezog ſich auf die Mittel der Vereitelung des Widerſtandes, welcher den einziehenden Truppen bei dem Schaerbeck'ſchen und Löwener Thore geleiſtet werden konnte; ſie hatten Befehl, bis zum Park, zum Palaſte und dem Königsplatze vorzudringen, die obere Stadt ſomit zu beſetzen, und den treugebliebenen einen Vereinigungspunkt zu Herſtellung der Ruhe darzubieten.

Das Bedürfniß derſelben war lebhafter als je von demjenigen Theile der Bewohner gefühlt worden, welcher nicht bei dem Aufruhr und bei der Anarchie viel zu gewinnen gehofft. Nach der Entwaffnung der

Bürgergarde war die Verwirrung aufs höchſte geſtiegen, und die Geſetzloſigkeit noch fortwährend im Steigen. Der Pöbel hatte das Stadthaus geſtürmt und jede Art von Autorität, ja ſelbſt die durch die Revolution geſchaffene Sicherheitscommiſſion, abgeſchafft. Der größere Theil ihrer Mitglieder (von denen mehrere nochmals in das proviſoriſche Gouvernement ſich ſelber ernannt) befand ſich auf der Flucht nach Frankreich. Das Grauw klagte mit mörderiſchem Geſchrei die Bürgerſchaft an, daß ſie die Stadt dem Prinzen zu überliefern ſich verſchworen; dieſe Verrätherei müßte mit Plünderung und Tod beſtraft werden. Schon war dieſe teufliſche Idee vorherrſchend geworden, als der unmittelbare Angriff der Nationaltruppen auf die Stadt die Wüthenden, und namentlich die raubſüchtigen, zuchtloſen Banden der Lütticher und Franzoſen, zur Vertheidigung aufforderte. Der Angriff war ſomit für einen großen Theil der Brüſſeler noch eine Wohlthat, denn er rettete ihre Habe vor Plünderung und ihre Perſonen vor Septembriſirung.

Der Prinz hatte den Einzug der Truppen des Königs in eine Proclamation verkündigt, welche die Wiederherſtellung der Ordnung und öffentlicher Sicherheit als alleiniger Zweck und ohne allen Bezug auf die Erledigung der politiſchen Fragen angab, ſo vor den Generalſtaaten erörtert würden. Dieſe Proclamation,

voll Milde und Feſtigkeit zugleich, verhieß allgemeine Amneſtie, mit alleiniger Ausnahme der Urheber der Plünderungen und Gewaltſcenen; dieſe Ausnahme jedoch geradezu ausgeſprochen, war eine große Unvorſichtigkeit, denn es trieb die Gewalthaber, welche gerade die Urheber jener Dinge waren, zur Verzweiflung und nützte der guten Sache gar nichts; eine in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Amneſtie würde immer noch dem Geſetze Spielraum genug gelaſſen haben, um die wahrhaft Schuldigen und wirklichen Verbrecher theilhaftiger zu erreichen. Allein die Proclamation wurde nicht einmal ſo, wie ſie erlaſſen, der Mehrzahl bekannt, denn die Volkshäupter fingen die zahlreichen Exemplare auf, ſchoben falſche Aufrufe unter, voll drohenden und blutgierigen Inhalts, und zugleich ſtreute man eine große Anzahl der giftigſten und ehrenrührigſten Gerüchte auf Rechnung des Prinzen unter das Publikum, ſo daß Unſicherheit, Schwanken, Beſorgniß, Bangen, Verzweiflung, Haß und Wuth reichlich ausgeſäet wurden.

In der Nacht vom 22. auf den 23. waren die zwei bekannten jungen Demagogen, Ducpetiaux und Everard, im Hauptquartiere des Prinzen erſchienen und hatten ihm den Vorſchlag gemacht, wogegen ſie im Namen der Bürger das beſte verhießen. Da ſie jedoch bei Abgang aller Autorität keine Vollmacht

mitgebracht hatten und ihre Sendung auch keinen Nutzen verſprach, auch da die beiden Leute ſelbſt als Aufreizer der Volksleidenſchaften bisher ſich berüchtigt gemacht, auch ihr gegenwärtiges Erſcheinen im hohem Grade Verdacht der Späherei erregte, ſo ließ der Prinz ſie verhaften und nach Antwerpen abführen.

In Mitten der Unordnung und Anarchie, die zu Brüſſel überhand genommen, gab es dennoch eine geheime Leitung des Ganzen, von welcher auch die Chefs der Bewegungen, die Pöbelanführer und die Häuptlinge der Freibanden Parole, Anſtoß und Befehl erhielten. Es war dies ein Clubb, welcher bisher zu St. Georges ſeine Sitzungen gehalten, ſodann aber dieſelben nach dem Saale des Schauſpielhau'es Vauxhall verlegt hatte. Dieſer Clubb, unter dem Titel einer allgemeinen Nationalverſammlung, hatte in Sprache und Syſtem die Erinnerungen an den fluchwürdigen Jakobinerclubb von 1792 geweckt. So groß die Macht und der Einfluß dieſes Vereines geweſen, ſo ſind doch noch die Namen vieler ſeiner Mitglieder unbekannt; nur ſo viel iſt ſicher, daß viele eingewanderte Franzoſen mit darin Sitz und Stimme genoßen und wohl auch aus Paris Aufträge und Inſtructionen mitgebracht hatten.

Als nun endlich am 23. Morgens die Truppen ihren Marſch auf Brüſſel angetreten, fanden ſie die

Eingänge, welche zu einer hartnäckigen Vertheidigung ſich beſonders eignen, gänzlich geleert, ja es war unter dem Landvolk ſogar das Gerücht verbreitet, daß die Lütticher und die Banditen (ſo hieß jenes die fremden Söldner) ſämmtlich abgezogen ſeyen. Daraus zog man königlicher Seits übereilt den Schluß: die gemäßigte Partei im Innern der Stadt habe geſiegt und der Widerſtand gegen die Nationaltruppen werde nicht ſehr bedeutend werden. Allein bald zeigte ſich die volle Wahrheit des Zuſtandes der Dinge, als der Generallieutenant Baron Conſtant-Rebecque begleitet von einigen Staabsofficieren, dem ſcharebeck'ſchen Thore ſich näherte. Daſſelbe war zwar offen, jedoch mit einem tiefen Graben und mit Palliſaden verſehen. Es fielen mehrere Schüſſe auf jene Perſonen, und das Signal zum Angriff war damit gegeben.

Um 8 Uhr Morgens drang man ſowohl gegen das ſo eben genannte Thor, als gegen das Löwenſche vor, brachte das Feuer der Vertheidiger bald zum Schweigen und machte die Verſchanzungen unnütz. Außer dieſer beiden Pforten ward ein beträchtlicher Raum auf den Wällen frei gemacht. Der Obriſt Paßon (Belgier von Geburt) nahm auf der Seite nach Löwen eine Kanone, welche den Eingang in die Stadt vertheidigen ſollte. Außer dieſem Belgier zeichneten ſich auch noch verſchiedene andere, beſonders aber

die Herren Serraris und Mathon bei dieſem Anlaß, ſowie im fernern Verlaufe dieſer traurigen Begebenheiten, aus. Nachdem man an den Thoren und auf den Wällen Poſto gefaßt, ward die Königsſtraße von einem Bataillon Fußvolk beſetzt; darauf breiteten zwei Bataillons Grenadiere die ganze Länge dieſer ausgedehnten Straße hinab bis zum Park ſich aus; indem man die ſchaerbeck'ſche, welche mit der Rue royale in Verbindung ſteht, geſäubert, glaubte man die Stellung jener Truppe geſichert. Die Abtheilung Pa.... gewann indeß die Herzogenſtraße, den Palaſtplatz und das Namurer Thor. Aber in allen übrigen, welche zum Pferdemarkt und zur Löwener Straße hinunter ſich ziehen, begann nun der Einzelkampf zwiſchen den Nationaltruppen und den Empörern.

Die Lütticher, die eingedrungenen Franzoſen, die Freiſchützen Rodenbachs und die Freiwilligen der 6. Abtheilung boten einen mörderiſchen Widerſtand von den Wohnungen aus, in welche ſie eingedrungen und die ſie zu Punkten der Vertheidigung oder vielmehr des Angriffs ſich auserkoren. In manchem Hauſe waren wohl ſechs und noch mehr Bewaffnete. Das Feuer ward von den Fenſtern aus (durch die Jalouſieladen) von den Dächern (durch vie ausgehobenen Ziegel) unterhalten, und zwar ſo, daß die Schüſſe richtig treffen, der Gegner aber ſeinen Feind nicht ſehen, noch ſich

wehren konnte. Von Heroismus konnte da gar nicht die Rede ſeyn; es war ein Kampf der Hinterliſt und der Feigheit. Viele Hausbewohner, welche die angeblichen Feinde lieber als die ſich aufdringenden Beſchirmer geſehen, wurden aus ihrem Eigenthum vertrieben, oder zur Ergreifung der Waffen genöthigt, oder ſie flüchteten ſich an verborgene Orte, um der Blutſchuld und der Gefahr nicht theilhaftig zu werden.

Der Verluſt, welchen die königlichen Truppen während der erſten paar Stunden erlitten, war außerordentlich; ſie ſahen ſich genöthigt, die Häuſer nunmehr zu ſtürmen, um nicht ſämmtlich wehrlos und ungerächt zu fallen. Thüren und Mauern wurden ſomit durchſtoßen; oft fiel der Soldat, ehe er des Widerſachers anſichtig geworden, ſchon auf der Stiege von einer Kugel, aus verborgener Stelle her, durchbohrt. Die Banditen und die Lütticher hatten meiſt ſämmtliche Ringmauern durchbrochen und, ſo oft Haufen von Königlichen ſiegreich eingedrungen, ſchnell in das zunächſt ſtehende Haus ſich gewendet, von dem aus ſie den Kampf wieder fortſetzten. Die vielen Leichen ihrer Brüder, welche die ſpäter Vordringenden vorfanden, reizten dieſe zu ungewöhnlicher Wuth, und daher wurde oft erwürgt und durchſtoßen, was von Hausbewohnern ihnen in die Hände fiel. Dieß war die traurige Folge der Nothwehr und eines Kampfes auf Tod und Leben,

wozu man die Königlichen wider ihre Abſicht genöthigt, endlich der Perfidie und Grauſamkeit, ſo man an ihnen zuerſt verübt.

Während dieſer Tragödie hatte die Armeecolonne, welche durch das Wilhelmsthor gedrungen, die Lankener Vorſtadt und das Thor ſelbſt, das davon den Namen trägt, beſetzt; aber die am Flanderſchen Thore waren in eine Schlinge der treuloſeſten Art gefallen. Als ſie nämlich davor eingetroffen, zeigten ſich Factionäre, welche die Farben des Aufruhrs abgelegt, und die Sturmſchilde der Bürgergarde wieder aufgeheftet hatten; ferner Leute vom Pöbel, welche alle Materialien der Barricaden wegräumten, um den Truppen den Einzug zu erleichtern; andere empfingen dieſe Letztern mit Freudenrufen und mit Zeichen des Wohlwollens. Ja man trieb die Verſtellung ſo weit, daß man den Soldaten ſogar Erfriſchungen herbeiſchleppte, und Alles auf das Freundlichſte hier ſich auszugleichen ſchien. Der Befehlshaber der Colonne, getäuſcht durch alle dieſe Aeußerungen der Volksgeſinnung, rückte alſo unbedenklich vor. Aber bald ward ihm klar, von welcher Natur der Empfang ſey, welchen man den Truppen des Königs bereite, als er den Donner der Kanonen von der oberen Seite der Stadt her erdröhnen hörte. Beſtürzt machte er Halt, und alsbald begann von den Kreuzſtöcken der Wohnungen in der Straße,

welche man beſchritten, herab, ein Kugelregen ohne Ende; losgeriſſene Steine, Holzpflöcke, Eiſengewichte, ſiedendes Waſſer und allerlei mehr ward ſchonungslos und in raſcher Folge auf die Soldaten hinunter geſchleudert. Schreck und Verwirrung kamen dadurch natürlicherweiſe in die Reihen der Nationaltruppen und ſie wurden zum ungeſäumten Rückzuge genöthigt. Derſelbe bewerkſtelligte ſich bis zum Flandriſchen Thore, in deſſen Beſitz man blieb. Zwei Oberoffiziere, deren der eine durch einen Steinwurf, der andere durch ſein getödtetes Pferd niedergeworfen worden, blieben in Feindes Gewalt. Es heißt, der eigentliche Plan der Meuterer ſey dahin gegangen, ſämmtliche Truppen bis ins Innere der Stadt vorrücken zu laſſen, und ſodann mit aller Bequemlichkeit, theils von den Wohnungen aus, theils mittelſt in ihrem Rücken aufgeworfener Barricaden, ſie in Maſſe zu ermorden; veränderte einzelne Umſtände hatten indeſſen dieſen Plan in etwas ermäßigt.

Hartnäckig ſetzte jedoch, während ſolches auf dieſem Punkte vorging, der Streit in der oberen Stadt ſich fort. Der Obriſt Kramer de Bichin hatte mit zwei Kanonen (ſo leichtſinnig war von Seite der Kriegsbehörden für mögliche Fälle geſorgt worden) die Königsſtraße zu behaupten geſucht, nicht ohne den beharrlichſten Muth und die ruhmvollſte Beſonnenheit zu

entwickeln. Aber es ſtand dieſes Geſchütz allzunahe einer ſtarken Barricade, welche den Königsplatz verſchloß. Kaum hatte er daher ſein Feuer begonnen, ſo begrüßte ihn ein viel heftigeres und zahlreicheres von dem Hotel Bellevüe und den zunächſt gelegenen großen Häuſern und den Balluſtraden der daran ſtoßenden Terraſſen aus. Faſt alle ſeine Offiziere und Gemeinen fielen; jetzt legte Kramer ſelbſt Hand an das Werk; aber auch er erlag bald der Uebermacht und der Nothwendigkeit; die zwei Stücke blieben den ganzen Reſt des Tages über unbedient und blos von den getödteten Kanonieren umgeben. Die Grenadiere im Park ſchützten ſie, ſo daß der Feind ſich ihrer nicht bemächtigen konnte. Als die Nacht endlich einbrach und die Schüſſe unſicherer geworden, wurden die zwei Kanonen abgeholt, der Vortrain und einige todte Pferde waren die einzigen Trophäen des Feindes.

Auf allen übrigen Punkten, wo die Truppen eingedrungen, hatte ähnlicher ein Kampf wider den theils unſichtbaren, theils unzugänglichen Feind ſtatt gefunden, beſonders aber in der Rue verde und in der Rue de Namur. Gegen Mittag hatten auf letzterer die königlichen Truppen Ueberlegenheit behauptet und das Feuer mehrerer Geſchützſtücke, welche auf dem Walle des Hallethores aufgepflanzt waren, zum Schweigen gebracht; es erlitt daſſelbe gleiches Schickſal wie

das Löwen'ſche, und ward von denſelben Lanciers genommen. Allein nun mußte man mit den Kanonen Breſche in die Häuſer am äußerſten Ende der Namurer Straße ſchießen, da ein bedeutender Theil Aufrührer ſich in dieſelben geworfen; und als die Truppen darauf durch dieſe Straße bis zum Königsplatze vorzudringen ſich angeſchickt und unter dem Befehle des Majors Nezven drei Barricaden hinter einander überſchritten, wurden ſie von dem andern Ende her mit einem Hagel von Flintenſchüſſen und Steinwürfen empfangen, welcher jedes fernere Vordringen hinderte.

Die Zahl der im Pallaſte getroffenen Bürger hatte kaum auf 30 bis 40 ſich belaufen, ſtatt der 500, welche ſich daſelbſt oder davor einzufinden gelobt; allein man erfuhr von ihnen die Urſache des Mißlingens der zu Gunſten der königlichen Sache verabredeten Bewegung. Das Schreckensſyſtem, welches die Machthaber gegen alle, an der Vertheidigung nicht Theilnehmenden entwickelt, die Maſſe der fremden Banden, welche in die Stadt gebracht worden, und die blutgierigen Drohungen des Pöbels hatten die Gutgeſinnten theils entmuthigt, theils außer Stand geſetzt, etwas Wirkſames zu verſuchen.

Noch am Abend des 23. Septembers, nach Beſetzung der obern Stadt, war dem Prinzen Friedrich Bericht über die Unmöglichkeit, den Reſt derſelben ein-

zunehmen, wenn man nicht Quartier für Quartier und Haus für Haus förmlich belagern und zu einer gänzlichen Verwüſtung Brüſſels und zu allgemeiner Vertilgung ſeiner Bewoher ſich entſchließen wolle, erſtattet worden. So wie die Sachen ſtünden und die Inſurgenten ihren Widerſtand geordnet, bleibe keine andere Wahl übrig, als die Intereſſen der Hauptſtadt geradezu preiszugeben, oder ſich zurückzuziehen; auf die Bürgerſchaft ſelbſt könne keine Hoffnung weiter geſetzt werden, da ſie gänzlich unterdrückt und unter das Joch der Revolution gebracht ſey.

Der Prinz, von den großmüthigſten Geſinnungen getrieben, zeigte Erbarmen gegen die Stadt und ſchickte den Obriſten de Gaumoens als Parlamentär hinein, mit dem Auftrage, irgend eine Behörde, oder was immer an deren Stelle waltete, aufzuſuchen und über einen Vergleich zu unterhandeln. Dieſer Offizier, mit einem weißen Fähnlein verſehen, und von einem Gefangenen begleitet, welchem man die Freiheit geſchenkt, verſuchte auf dem Wege, den er nahm, das Feuer der Königlichen einſtweilen ſchweigen zu laſſen, und gelangte endlich, trotz der Kugeln, welche man, entweder aus Unwiſſenheit der Kriegsgebräuche, oder aus fortdauernder Wuth, unaufhörlich nach ihm geſandt, bis zum alten Löwener Platze. Hier empfing ihn der gräßliche Pöbel mit einer wahrhaft thieriſchen Wuth, riß

ihn vom Pferde herunter, und würde ihn ohne Zweifel in Stücke zerriſſen haben, wenn nicht einige menſchlicher geſinnte Bürger mit eigener Lebensgefahr ihn gerettet und beſchützt hätten. Nichts deſtoweniger ward er wie ein Gefangener und Uebelthäter von bewaffneten Banditen durch eine Reihe von Straßen geſchleppt, welche von Betrunkenen überſäet lagen, und nur nach tauſend Todesſchrecken und nach einem Zeitraume von zwei Stunden konnte er die Kaſerne der Pompiers erreichen, wo der General Mellinet, mühſam genug, ihn den Wüthenden entriß, und ſeine Sendung zu vernehmen ſich bequemte. Die Inſurgenten machten, zur Entſchuldigung ihres Benehmens, ein ähnliches von Seiten der königlichen Truppen geltend, welche auf ihre Parlamentäre, die zur Ueberbringung der Antwort an den Prinzen abgefertigt worden, geſchoſſen hatten; allein da dieſelben, im Widerſpruche mit der getroffenen Abrede, ſtatt durch die Straße von Namur zu gehen, wo der Streit minder lebhaft war, die Richtung nach dem Königsplatz eingeſchlagen, wo es unmöglich wurde, das Feuer ſogleich zum Schweigen zu bringen und Mißverſtändniſſe zu vermeiden, ſo konnte dieſer Umſtand ſie nicht rechtfertigen, und noch weniger die empörende Gewaltthat, mit welcher ſie den Unterredner des Prinzen als Gefangenen zurückbehielten, entſchuldigen.

Die Ankunft des Obriſten Gaumoens im Quartiere der Pompiers war bald in der Stadt bekannt geworden, und eben ſo der Zweck ſeiner Miſſion; unverzüglich eilten demnach auch verſchiedene Notabeln dahin und drückten ihren Wunſch aus, daß eine Botſchaft an den Prinzen abgefertigt werden möchte, deren Zweck die Beendigung des ſchrecklichen Blutvergießens ſeyn ſollte. Bei der Unthätigkeit aller Behörden und zu Beſchwichtigung aufgeregter Volksleidenſchaften müſſe man eine Commiſſion ernennen, welche Sr. Kön. Hoheit die Anträge der Stadt zu übermachen habe. Dieß geſchah, und die Commiſſion, verſehen mit einem Schreiben des gefangenen Parlamentärs, traf bei dem Prinzen ein. Die Commiſſion aber, welche bis auf Weiteres die Zügel der Regierung über die zerrüttete Stadt führen ſollte, ward aus den Herren Baron d'Hoogvoorſt, Rogier und Jolly gebildet.

Niemand hatte die Verantwortlichkeit des Schrittes über ſich nehmen wollen, mittelſt deſſen man die Proclamationen des Prinzen unterdrückt und den königlichen Truppen offenbaren Widerſtand geboten. Das erſte Geſchäft der Commiſſion war demnach, die Sendung des Herrn von Gaumoens zu beantworten. Der Baron d'Hoogvoorſt ſelbſt, dieſe zweideutige, heimtückiſche und treuloſe Natur, übernahm das Geſchäft in Perſon; er erſchien vor dem Prinzen noch in der

Nacht des 23. und erklärte, daß kein Waffenſtillſtand möglich ſey ohne Räumung der Stadt. Der Prinz erwiederte: die Beſetzung Brüſſels ſey in keiner andern Abſicht geſchehen, als um Ruhe und Ordnung herzuſtellen; ohne ausdrücklichen Befehl des Königs könne er dieſelbe nicht wieder verlaſſen. Um jedoch den Ruin der Stadt mit allen denkbaren Folgen zu verhüten, ein Ruin, welcher ſelbſt den friedlich geſinnten Theil der Bürger mit verwickeln könnte, verpflichte er ſich, den Schauplatz der Verwüſtung nicht über die eingenommenen Linien auszudehnen; die Truppen ſollten rein vertheidigend ſich halten, und der beſte Beweis, den man ihm dafür zu liefern im Stande, daß man der Anarchie Meiſter werde, ſey, wenn von Seite der Machthaber dem Kampfe ein Ende gemacht würde. Sobald die Bürgergarden wieder organiſirt und der Pöbel zur Ordnung gebracht worden, ſey der Hauptzweck des Eindringens der königlichen Truppen erfüllt, und wenn man aufgehört, dieſelben wie Feinde zu behandeln, würde es nicht ſchwer fallen, über deren gemeinſchaftlichen Dienſt mit der Bürgergarde oder über jeden andern, zu Begründung der Ruhe führenden, Ausweg ſich zu vergleichen.

Die Commiſſion der proviſoriſchen Regentſchaft legte ihren Wunſch an den Tag, in die Anſichten des Prinzen einzugehen und gemeinſam mit demſelben zur

Pacification zu wirken; aber dieſer Wunſch war weder ganz aufrichtig, noch deſſen Erfüllung unter den vorwaltenden Umſtänden möglich. Der Prinz hatte in der That das Feuern überall einſtellen laſſen.

Die Kunde des Waffenſtillſtandes durchdrang alle Straßen; Bürger und Soldaten näherten ſich einander nach dem blutigſten aller Streite; Offiziere grüßten ihre alten Bekanntſchaften. Allein in demſelben Augenblicke eingeleiteter und möglicher Verſöhnung eilten die intriguanten und wüthenden Factionaire erſten Ranges, welche das Hauptunheil angezettelt, herbei, weckten die Leidenſchaften von Neuem auf, und das Gefecht begann abermals auf verſchiedenen Punkten. Bald zeigte es ſich auch, daß viele der ſo eben erwähnten Brüſſeler, Damen ſowohl als Herren, mit Verläugnung eines ſelbſt bei wilden Völkern heilig gehaltenen Gefühles, ihre alten Bekannten bloß in eine Falle gelockt, theils um ſie zu ermorden, theils um ſie gefangen zu nehmen. Eine Frau von hohem Range, jedoch durch ihre lüderlichen Sitten genugſam bekannt, die Baroneſſe Duval, bedrohte ſogar ihre eigenen Söhne, welche wegen des Gräuels Entſetzen äußerten, mit dem Tode, wenn ſie nicht auf die Holländer ſchießen würden. Ja ſie feuerte ſelbſt mit einer Piſtole zum Fenſter hinaus, und rühmte ſich nachmals der That, mehrere ihrer guten Bekannten eigenhändig erlegt zu

haben. Weit entfernt alſo, ein Aufhören des Kampfes bewirken zu wollen, ſetzten die Häuptlinge des Aufruhrs vielmehr alles in Bewegung, um die mörderiſchen Scenen fortdauern zu laſſen; die Einzelnheiten erfüllen mit Schauder und Eckel, und zeigen die ganze tiefe Verworfenheit eines vom religiöſen Fanatismus aufgewühlten, vom roheſten Parteigeiſt geleiteten und allen Gefühlen des Rechts und der Humanität entkleideten Volkes, welches in wahrem Wahnſinn raſend gegen ſein eigenes Eingeweide wüthete.

Vermuthlich ſandte der Prinz gleich am Morgen des 24. Septembers einen Eilboten nach dem Haag mit Bericht über das Geſchehene und um Verhaltungsbefehl für das noch zu Unternehmende. Das Minimum der Zeit für Hin- und Rückreiſe dieſes Boten war 48 Stunden. Inzwiſchen ſuchte man, wiewohl die Inſurgenten ihr Feuer ununterbrochen fortſetzten, von Seiten der Nationaltruppen alle ferneren Gefechte zu vermeiden. Um den Pallaſt des Königs zu retten, dehnten ſich die Truppen bis zur Kirche von Coaudenberg aus; während dieſer Zeit kamen eine Menge Einwohner von Brüſſel mitten durch das Feuer zu dem Prinzen und kehrten in die Stadt zurück, bemüht, eine Ausſöhnung des Volkes zu bewirken; ſie waren von ſeinen eigentlichen Geſinnungen nunmehr überzeugt, ſo wie von dem wahren Inhalt der Proclamation, die

man ihrer Kenntniß entzogen. Es muß zur Steuer der Wahrheit angeführt werden, daß ſogar auch einige Prieſter ſich einfanden, ob angetrieben von dem Gefühle ihres Amtes, ob entſetzt vor der blutigen Aernte der Mitausſaat ihrer Standesgenoſſen, ob erſchrocken vor Gefahren, die auch ihren Perſonen und Häuſern mitten im allgemeinen Brande drohen konnten, — iſt ungewiß. Viele dieſer Beſucher ſetzten auf dem Gange nach dem Hauptquartier wirklich ihr Leben in Gefahr; doch nahm man wahr, daß auch verdächtige Subjekte ſich mit einſtellten, welchen es nicht um Vermittelung des Kampfes, ſondern um Ausſpähung der Stellungen des Prinzen, der Anordnung ſeiner Truppen und ſeines Geſchützes zu thun war. Man verbreitete in der Stadt das Gerücht, der Prinz habe den Holländern die Plünderung Brüſſels zum Preis ihrer Anſtrengungen verheißen; und doch hatte er die geringſte Ausſchweifung ſchwer zu beſtrafen angedroht und die vielen Gefangenen, die man gemacht, nicht nur nicht erſchießen laſſen, ſondern ſogar freigegeben. Ueberall im Lande zog man die Sturmglocke gegen ihn, wie gegen den grimmigſten Feind, und die Prieſter hinderten die Demagogen nicht nur nicht daran, ſondern ſtanden ſelbſt den Aufwieglern hülfreich in dem edeln Werke bei. In allen Gemeinden organiſirte man Freibanden, theils aus enthuſiaſtiſchen jungen Leuten, theils

aus abgedankten Soldaten, theils aus Landſtreichern, welchen jede Sache gut ſchien, die ihnen Verdienſt brachte. Durch alle Thore und Eingänge, welche von königlichen Truppen nicht beſetzt worden, ſtrömten Banden Bewaffneter zur Verſtärkung in die Hauptſtadt ein. Dieſe Maſſe bewaffneter Leute, von welcher Brüſſel wimmelte, erklärt die Menge und Ununterbrochenheit der Angriffe gegen die Königlichen, theils auf den Wällen des Namurer- und Scharbeck'ſchen Thores, theils in der Rue royale oder auf dem Palaſtplatze, namentlich aber im Parke, wo die Grenadiere vier Tage lang auf das Beharrlichſte ihren Poſten behaupteten. Jeder dieſer Angriffe mehrte die Zahl der Opfer des Wahnſinns und ſteigerte auch zugleich dieſen letztern. Unter den Gefallenen auf Seite der Empörer befanden ſich auch viele junge Leute, welche eine übel angebrachte Begeiſterung und keine anderweitige ſchlimme Geſinnung in den Kampf getrieben, und von welchen Salluſts Worte mit Recht gelten konnten: „Pulcherrimae mortis, si pro patria cecidissent.“

Am 26. überzeugte man ſich, daß alle erlittenen Verluſte den Feind nicht müde gemacht, und daß er auch ferner entſchloſſen ſey, das Aeußerſte zu verſuchen. In einer Reihe von Wohnungen wurden die Kellermauern durchbrochen und unterirdiſche Gänge bis zum Palaſte der Generalſtaaten gegraben; man drohte die-

ſes prächtige Gebäude mit Pulverminen in die Luft zu ſprengen; auch ſuchte man ein Aehnliches gegen den königlichen Pallaſt ins Werk zu ſetzen. Der Prinz begriff, daß jeder fernere Kampf erfolglos ſeyn und die Gräuel der Verwüſtung, ſo wie die Zahl der Unglücklichen nur mehren würde; auch hatte er für die ſchlimmſten Fälle von der Großmuth des Monarchen Verhaltungsregeln, im edelſten Sinne abgefaßt, erhalten. Er ordnete alſo in der Nacht vom 26. auf den 27. den Rückzug der Truppen an und vollbrachte ihn in aller Stille, von den Inſurgenten ungeſtört, ja unbemerkt; dieſe Letztern wagten es noch mehrere Stunden nach der Räumung nicht, in den Park vorzurücken, aus Beſorgniß irgend einer verderblichen Kriegsliſt.

Die Truppen, unter Befehl des Generals Trip, kehrten in die Stellung bei Dieghem, vier Meilen von Brüſſel, zurück, von wo aus die Hauptcolonne am 23. ausgezogen war; dort blieben ſie zwei Tage lang ſtehen, ohne die alten Cantonirungen zwiſchen Vilnoede und Antwerpen wieder zu beziehen. Die Brüſſeler Journale aber feierten einen Sieg, der nicht erfochten worden war, und füllten ihre Blätter mit verläumderiſchen Beſchreibungen ſowohl von den Gräueln an, welche die Truppen des Königs während der vier Tage begangen haben ſollten, als auch von der ſchimpflichen Flucht des Prinzen, welchem es ein Leichtes ge-

weſen wäre, ſich der Stadt zu bemeiſtern, wenn er ſie fort beſchoſſen hätte, was übrigens, nach all dem Geſchehenen und zur Abſchreckung für die Zukunft, wie im Intereſſe der Rettung des Ganzen, Jedermann erwartet hatte.

Die Unternehmung wider Brüſſel ſchadete der Sache des Königs Wilhelm außerordentlich, ſowohl in der Meinung der bisher neutralen oder ſchwankenden Belgier ſelbſt, als in der des Auslandes. Ihr Zweck war ein rein ſchützender geweſen, und nun erhielt ſie den Charakter eines gewaltſamen Verſuches, deſpotiſche Gewalt wieder herzuſtellen und Belgien unter das Joch der Holländer zu bringen; ſie war in Folge der Aufforderung der belgiſchen Mitglieder der Generalſtaaten, ja ſelbſt der heftigſten Oppoſitionsmänner, ſo wie der angeſehenſten Einwohner von Brüſſel, vor ſich gegangen, auch eine Proclamation mit den ausgedehnteſten Zuſicherungen hinſichtlich der politiſchen Fragen vorausgeſchickt und das Ziel genau und klar angedeutet worden, nämlich die Bürger gegen die Anarchiſten zu ſchützen, und nun ſtellt man den Prinzen Friedrich, einen der ſanfteſten, wohlwollendſten und großmüthigſten Männer, als ein blutgieriges Monſtrum, als einen Nero, Alba und Miguel hin, und die Ströme Blutes, welche eine vielleicht in mancher Hinſicht allzugroße Philan-

theogie damals ihn verhüten ließ, wurden auf ſeine Rechnung geſchoben, als wären ſie wirklich gefloſſen.

Der grobe Vorwurf: der Prinz habe die Stadt anzünden, plündern und verwüſten laſſen wollen, widerlegt ſich durch die ganze Lage der Dinge; hätte man die Unterwerfung der Geſammteinwohnerſchaft Brüſſels um jeden Preis, und nicht blos die Befreiung derſelben von anarchiſchen Banden, im Auge gehabt, ſo würde man an ein Eindringen in die Stadt nicht gedacht, ſondern gleich anfangs auf ein Bombardement oder eine ſtrenge Blokade ſich beſchränkt haben, welche ſicherlich ihren Zweck nicht verfehlt hätte.

Die Truppen, welche eingerückt waren, hatten mehr als drei Batterien leichter Artillerie, und ſomit weder Mörſer, um Bomben in die Stadt zu ſchleudern, noch glühende Kugeln, noch congrev'ſche Raketen, wie man lügneriſcher Weiſe im Lande verbreitet hat. Wollte der Prinz der Stadt wirklich das Uebel zufügen, das man ihm angedichtet, ſo ſtanden ihm acht Haubitzen zu Gebote, aus welchen er in einer einzigen Stunde über 400 Salven hätte beſorgen und die untern Quartiere, der Sitz der Empörer, völlig zerſtören können. Vielleicht trifft ihn eher der Vorwurf, daß er es nicht gethan, nachdem einmal des Urtheils ſo viel geſchehen, und von dem Ausgange in Brüſſel die Rettung des Ganzen abhing. Allein die Haubitzen, aus denen ge-

feuert wurden, ſpielten blos auf dem Kampfplatze ſelbſt; ſie beſchädigten freilich einzelne Gebäude in der Nachbarſchaft, doch geriethen nur wenige in Brand, ja authentiſch erweisbar nur ein einziges, in Folge des Feuerns zwiſchen den beiden Parteien. Wenn der Prinz zur allgemeinen Beſchießung Brüſſels ſich entſchloſſen hätte, ſo würde auch, ſelbſt beim Mangel hinreichenden Materials, die nahe Citadelle von Antwerpen ſchnell und im Ueberfluß das Erforderliche geliefert haben. Man fand allerdings einige Brandkugeln, welche bei jeder andern Armee ebenfalls nachgeführt zu werden pflegen, beim Vortrain, und ließ dieſelben, als ſprechende Urkunden der grauſamen Abſicht des Prinzen, ſorgfältig nach dem Stadthauſe tragen; allein nichts in der Welt würde letzteren, wenn er anders im Ernſte gewollt, verhindert haben, dergleichen Dinge wirklich anzuwenden. Die geringe Zahl der königlichen Truppen zeugt zuerſt am beſten für den wahren Charakter des Angriffs; hätte man einen Kampf, wie der entſponnene, erwartet und Unterwerfung mit Waffengewalt wirklich beſchloſſen gehabt, ſo wäre es Wahnſinn geweſen, nur mit ſo geringen Streitkräften wider eine ſo volkreiche Stadt feindlich anzuziehen; ſo aber ſollte das Einrücken bloß eine kräftige Diverſion zur Unterſtützung des gutgeſinnten Theiles der Bewohner ſelbſt ſeyn. Die Maſſe der eingeſchwärzten Frem-

den, die Rekrutirungen vom flachen Lande her, die getroffenen Anordnungen der Häuptlinge kannte man nicht, und betrog ſich allerdings auch über Geiſt und Haltung eines großen Theiles der Bürger, welche bei der Ankunft des Prinzen die Sprache geändert hatten, oder ſie zu ändern gezwungen wurden.

Die Zahl der Truppen, an deren Spitze der Prinz geſtanden, betrug in allem nicht mehr als 9000 Mann, die Colonne vom flandriſchen Thore mit eingeſchloſſen, und trotz der romanhaften Erzählungen der Brüſſeler Journale und des Volkshelden Jambe-de-Bois, der erlittene Verluſt nicht mehr denn 600 todte und 14 bis 1500 Verwundete. Es war jedoch natürlich, daß in den erſten Tagen nach der Kataſtrophe die Liſten nicht vollſtändig abgefaßt, die Angaben der Gegner mit Abſicht übertrieben wurden, und ſelbſt in Holland über die Größe der Opfer längere Zeit viele Ungewißheit herrſchte, da das Gerücht bei der großen Entfernung und beim Mangel regelmäßiger Berichte Spielraum zu den ſchwerſten Beſorgniſſen ließ.

Man hat die königlichen Truppen der empörendſten Gräuel beſchuldigt, welche ſie während ihres Eindringens und Aufenthaltes in Brüſſel verübt haben ſollten. Fern ſey von uns, irgend einen Act von Soldatenbrutalität beſchönigen zu wollen, welche in ſo manchem europäiſchen Staate die Annalen der Menſch-

eit, ſelbſt in unſerer, ſo hoch geprieſenen Periode der
ultur, entweiht hat; fern ſey es auch, einen Schleier
ber die vorübergehenden Ausſchweifungen zu ziehen,
elche zu Brüſſel begangen worden ſind. Aber es
aren die der Inſurgenten, welche, oft ohne Noth und
weck begangen, dieſelbe herbeigerufen; es war die
eiſpielloſeſte Verläugnung alles Kriegs- und Völker-
echts und alles menſchlichen Gefühls; es war endlich
ie raffinirteſte Treuloſigkeit vor und während des An-
riffs, was die von allen Seiten verrathenen, bekämpf-
en, verhöhnten, gemißhandelten Soldaten bis zur
Wuth ſteigerte; die ſämmtlichen Exceſſe, welche man
hnen in Wahrheit vorwerfen kann, ſind blos auf der
Stelle des Kampfes und in Wohnungen begangen
orden, wo man aus dem Hinterhalt ferner und oft
nit unſichtbaren Waffen auf die Nationaltruppen ſcho-
ungslos feuerte oder vernichtende Materien goß, auch
nuß wohl bemerkt werden, daß die gebornen Bel-
ier hierbei noch vor den Holländern in ſolch' ſtrenger
Züchtigung ihrer Landsleute ſich auszeichneten; auch
aren es manche Schweizer aus den abgedankten
Regimentern und dermal unter den Nationaltruppen
ienend, welche ihre Verachtung und Bitterkeit gegen
ie Brüſſeler, deren Oppoſition ſie zum Theil die Auf-
öſung der Capitulation zu verdanken hatten, auf fühl-
are Weiſe an den Tag gaben. Referent hat dieſe

Notiz von einem ſeiner Landsleute ſelbſt erhalten und theilt ſie, um ſeine Unparteilichkeit zu beurkunden, ohne Scheu hier mit.

Die Nachrichten von erwürgten Frauen, geſpießten Kindern, geſchändeten Mädchen, von verheerten Penſionaten, von entweihten Geſandtenwohnungen u. dgl., welche der Leichtgläubigkeit vieler ſentimentalen Liberalen in verſchiedenen Ländern Europa's aufgetiſcht wurden, um dadurch einen allgemeinen Abſcheu der Gebildeten des Welttheils gegen die Holländer und Theilnahme für die Belgier zu erregen, ſind ſpäter ſelbſt als lügenhaſt erkannt und ſogar von Perſonen, die dabei zunächſt intereſſirt waren, widerlegt worden.

Es iſt nunmehr auch erwieſen, daß Factionäre ſelbſt die Verſtümmelung von Leichnamen der gefallenen Ihrigen anordneten, und daß ſie die einzelnen Gliedmaßen auf den Markt bringen ließen, um das Volk noch mehr zu Wuth und Rache gegen den grauſamen Sohn des Deſpoten, den Prinzen Friedrich, als Urheber, aufzureizen und zu vernichtendem Kampfe gegen die Nationaltruppen zu entflammen, welche aber Brüſſelern ein gleiches Loos geſchworen haben ſollten. Wir haben hier, der Wahrheit getreu, die Umriſſe der Begebenheiten im Ganzen geliefert, ohne in Einzelnheiten ſowie in Schilderungen der Perſonen, welche dabei

von Seite der Inſurgenten, beſonders figurirt, uns einzulaſſen. Der Antheil und die Leitung der Fremdlinge von Halen, Mellinet u. A. iſt bekannt, und hinſichtlich mancher Thatſachen und Züge während der verhängnißvollen Tage verweiſen wir auf die darüber erſchienenen, größern und kleineren Darſtellungen in verſchiedenen Sprachen, deren leider nur allzuviele das Gepräge der Einſeitigkeit an ſich tragen, da ſie blos aus belgiſchen oder franzöſiſchen Quellen geſchöpft haben, und die Gegner der Belgier, durch die geringe Verbreitung ihrer Sprache und der in derſelben erſcheinenden Journale, in Bezug auf hiſtoriſches Zeugniß, in großem Nachtheil ſtehen.

IV.

Bruchſtücke einer Biographie

des

Demosthenes.

Vorgeleſen in einer Geſellſchaft von Griechenfreunden

am

Jahrestage der Verbrennung der Türkenflotte durch Kanaris.

Vorwort.

Von dieſem Aufſatze erſchien zuerſt eine Skizze, welche das ganze Leben und die Wirkſamkeit des Demoſthenes behandelte, in dem II. Jahrgange des „Taſchenbuchs für die Geſchichte des Griechiſchen Volkes von Schott und Mebold,“ und ſodann ein Theil derſelben ausgearbeitet, jedoch nur die erſte Periode, bis zur Aufnahme Philipps in den Bund der Amphyktionen enthaltend, in den Jahrbüchern für Geſchichte und Staatskunſt von Pölitz, Jahrgang 1828. Die freundliche Aufnahme, welche ihm geworden, und die Stimmen von Niebuhr, Couſin, der Bibliotheque universelle und zum Theil von Bekker ſelbſt*) beſtimmten den Verfaſſer, denſelben ebenfalls ſeinen biographiſch-hiſtoriſchen Tableaus anzureihen. Dieſelben Gründe, welche im Jahr 1828 abhielten, Demoſthenes als Menſch, Bürger, Redner und Staatsmann zugleich zum Gegenſtande ausführlicher Bearbei-

*) Derſelbe ſcheint den Verfaſſer des einen für eine von dem des zweiten Verſuchs verſchiedene Perſon gehalten zu haben.

tung zu machen, haben ſich in ihrer Kraft erhalten, ja ſich noch verſtärkt nach allem dem, was über den großen Mann von mehreren Seiten, namentlich aber von Bekker, friſch erſchienen iſt. Trotz der Maſſe des Geleiſteten bleibt jedoch immer noch ſpäteren Zeiten eine herrliche Aufgabe, den ganzen reichen Vorrath von hiſtoriſch-politiſchen und philologiſch-kritiſchen Studien zu einem, alle die verſchiedenen Richtungen umfaſſenden Geſammtwerke zu verarbeiten. Möge vorſtehendes Bruchſtück als vorläufiges Programm dienen, daß das Verſprechen früherer Tage dereinſt doch noch gelöst werden dürfte.

Der Verfaſſer ſetzt es mit Abſicht gleich nach der Beſchreibung eines Trauerſpiels, wo die Demokratie in eckelhafter und widerwärtiger Geſtalt auftrat. Die freiheitfreundlichen, gutgeſinnten und aufklärungſchirmenden Könige vertragen ſich ganz gut neben Herolden und Blutzeugen der Freiheit wie Demoſthenes. Es iſt dieſelbe moraliſche Kraft, welche beide erfüllt und getrieben. Darum bleibe auch, da der Verfaſſer kein Jota von dem ſtreicht, was er einmal geſchrieben, die E i n l e i t u n g zu dem biographiſchen Verſuche hier ſtehen. Non omnibus idem . . .

Demoſthenes.

Einleitung.

Die guten und weiſen Männer der Vorzeit, wie die der unſrigen, die muthigen Retter des Menſchenadels in den Fieberträumen ruhmloſer Knechtſchaft, die glorreichen Rächer der Freiheit und des Rechts, wie die nicht minder preiswerthen Opfer derſelben, haben immer noch Stimmen gefunden, welche ihrem hervorragenden Verdienſte huldigten. Allein es füllet ſich, — Schmach genug für unſer Geſchlecht, — bei weitem der größere Theil ſeiner Geſchichte und Denkbücher mit den geräuſchvollen Thaten der Tyrannen und Zerſtörer, der Heuchler und Thoren, der Böſewichter und Dummköpfe. Der kleine Raum, welchen die wahrhaft großen, guten und nützlichen Beſtrebungen für Erhebung der Menſchheit einnehmen, liefert den Beweis,

wie weit dieſelbe immer noch von ihrem Ideale entfernt iſt, und wie wenig der Verſtand, ſelbſt bei der gebildeten und veredelten Minderzahl, ſein Recht behauptet hat. Denn zu dem großen Stumpfſinne der Menge, welcher Unwürdigkeiten jeder Art ſich willig gefallen läßt, kommt noch der gewiſſenloſe Verrath von Männern, welche, ſtatt ihrem angebornen Berufe zu folgen und die geiſtesmündigen Brüder durch beherzte Vertretung vor frevelhaften Mißhandlungen zu ſichern, ihr Talent an die herrſchende Gewalt, oder an die Leidenſchaften der Menge nach unten, (denn die Willkühr trägt ein doppeltes Antlitz) verkuppeln; und welche, und, ſtatt die Siegesfeier geſetzlicher Freiheit und ſittlicher Aufklärung mit den Gaben der Beredſamkeit zu ſchmücken, dieſelben blos für die Leichenrede der Humanität, der Sittlichkeit und der Bildung nach oben verſchwenden. Wenn die Zahl dieſer Männer, die dem heiligen Geiſte offenbar und mit Bewußtſeyn widerſtreben, und das Gute bös, das Böſe aber gut nennen, nicht klein, und die Zahl blinder Verehrer derſelben ſehr groß iſt; ſo thut es wahrlich um ſo mehr noth, neben den friſchbegränzten Idolen aller Geſchlechtsalter, den ewigen Zeugen unſrer Thorheit und Erniedrigung, von Zeit zu Zeit auch die Standbilder jener großartigen Helden aufzuſtellen und neu zu ſchmücken, welche den Weihrauch an die goldenen Kälber beharrlich verſchmäht, welche mitten

in allgemeiner Entartung treulich ausgeharrt, und unter ſich eine durch alle Zeiten und Länder unſichtbar zuſammenhängende Republik des Lichts, des Rechts und der Freiheit gebildet und forterhalten haben.

Vor eines dieſer glorreichen Bilder führe ich am heutigen Tage, an welchem wir die Feier von Kanaris Hochthat begehen, die Hörer, ſämmtlich Freunde einer unglücklichen, aber heiligen, von den Menſchen zwar, aber nicht von Gott verlaſſenen, Sache. Es iſt das Bild des Atheners Demoſthenes, des Mannes, welcher nicht nur die Bürger ſeiner unſterblichen Vaterſtadt, ſondern alle Hellenen noch einmal in ſtarkmüthiger Liebe eines gemeinſamen Ruhms, in dem Gedanken einer gemeinſamen Nothwehr, in der Begeiſterung eines einzigen und untheilbaren Vaterlandes vereinigen wollte zu muthigem Widerſtande gegen innere feindſelige Elemente, zum Kampfe auf Tod und Leben gegen einen übermächtig drohenden Gegner von Außen. Vereinzelt, nur ſeiner hohen geiſtigen Kraft bewußt, nur durch die Größe ſeiner Idee über alle Hinderniſſe emporgetragen, vor ſich ein, durch Weichlichkeit und Ueberbildung entnervtes, Volk, neben ſich treuloſe Collegen, fanatiſche Demagogen und heuchleriſche Sophiſten, die entweder bereits an das Ausland verkauft, oder ihrer Kurzſicht willen unbrauchbar waren; — nur des Beiſtandes weniger gleichgeſinnten Männer ver-

ſichert: — unter ſolchen Ausſichten begann er den ungleichen Kampf mit dem Volke ſelbſt und deſſen Lieblingsleidenſchaften, um durch daſſelbe und durch dieſe letztern den auswärtigen Feind zu beſiegen. Der ewige Bund des Genius mit der Natur war ſeine Deviſe. Mehr als einmal krönte Sieg ſein Unternehmen, und ein, ſonſt leichtbewegliches und leichtzürnendes, Volk glaubte an ihn, ſelbſt in den Tagen des Mißlingens und der Gefahr, und nachdem es in glücklichern Tagen ſiegreiche Feldherrn und geliebte Staatsmänner ſeiner Empfindlichkeit aufgeopfert hatte. Er paraliſirte die Künſte Philipps; er bot Alexanders Waffen Trotz; er machte Antipaters Schaaren erzittern. Und als endlich auch das Werk ſeines Lebens am Verderbniß der Zeit und an dem Willen des Schickſals ſcheiterte, ſtieg er, unbeſiegt, wie er gelebt, in das Reich der Todten zu den freien Geiſtern der Helden ſeines Vaterlandes. Niemals war vielleicht der griechiſche Genius in größerer Herrlichkeit und die Beredſamkeit in höherm Glanze erſchienen. Die Sonne Homers beleuchtete die Kindheit des Volkes; der Genius von Sophokles, Sokrates und Perikles ſtrahlte, als dieſes den Mittagspunkt ſeines Ruhms erreichte. Die Erſcheinung des Demoſthenes aber war ein Abendroth, welches den ſchwindenden Tag ungewöhnlich noch verlängerte, welches tief noch in die kommende Nacht hin-

einleuchtete, und alle Wunder und Größen früherer Zeit noch einmal widerſtrahlte.

Zu Athen, damals noch immer dem Sitze griechiſcher Bildung, wahrſcheinlich im vierten Jahre der neun und neunzigſten Olympiade geboren; Sohn eines Degenſchmieds, der zu den angeſehenen Bürgern der Stadt gehörte, und einer Mutter (wie es hieß) barbariſcher Herkunft, hatte Demoſthenes das Unglück, ſchon im ſiebenten Lebensjahre Waiſe zu werden. Er ererbte ein Vermögen von fünfzehn Talenten. Allein gewiſſenloſe Vormünder, Aphobus, Demopho und Theribites mit Namen, unter deren Aufſicht er zehn Jahre lang ſich befand, zerrten und wühlten ſo lange in ſeiner Erbſchaft, und ſtellten, von der Nachläßigkeit der Behörden darin nur zu ſehr unterſtützt, ſo ſchlechte Rechnung, daß er zuletzt in die dürftigſte Lage ſich verſetzt ſah, und nicht einmal das nöthige Schulgeld für ſeine Lehrer auftreiben konnte. Die Natur wollte auch dieſen trefflichen Geiſt durch ſich ſelbſt und ohne den Beiſtand des Lebens zu ſeiner und ihrer Verherrlichung groß ziehen. Deßhalb mußte er anfänglich mit bitterm Mangel, hinſichtlich der unentbehrlichſten Bedürfniſſe und der nothdürftigſten Erziehung, kämpfen. Deſſen ungeachtet trat, was in ihm ſchlief, ſehr bald hervor,

und ſeine ganze Sehnſucht wandte ſich dem Lichte der Wiſſenſchaft und jedem Schönen, Guten und Großen zu. Kalliſtratus, Iſäus, Kallias von Syrakus, Euklides, vor Allen aber der göttliche Platon, waren die geiſtigen Sonnen, an denen ſein eignes Genie ſich entzündete, und in deren Unterricht ſeine Kraft für jene, in Griechenland ſo mächtige und einflußreiche, Kunſt der Beredſamkeit erſtarkte, zu der er den meiſten Trieb und Beruf in ſich verſpürte. Gern hätte er auch ihren größten Meiſter in damaliger Zeit, Iſokrates, gehört; aber es forderte dieſer gewöhnlich von ſeinen Schülern ſo hohen Ehrenſold, daß der Mittelloſe ſeinen Wunſch unterdrücken mußte. Auch hatte Iſokrates, ſelbſt auf den Fall, daß dem Jünglinge ſein Umgang möglicher geworden wäre, nicht Energie genug, weil Iſokrates mehr Schulredner, als öffentlicher Sprecher war, um auf den Verſtand, der das öffentliche Leben als künftigen Spielraum ſeiner Thätigkeit ſich auserſehen hatte, hinreichend wirken zu können.

Kaum ſiebenzehn Jahre alt, wagte es Demoſthenes zum erſtenmale vor Gericht zu ſprechen, und zwar in eigner Sache; nämlich gegen ſeine räuberiſchen Vormünder. Er hatte dabei zum Zwecke, eine Unterſuchung ihrer geführten Verwaltung und die Zurückgabe, wenigſtens eines Theils des ihm entwendeten Vermö-

gens, zu erwirken. Fünf Vorträge, zu denen vielleicht ſein Lehrer Iſäus wohl einiges beigeſteuert haben mochte, und welche alle noch auf uns gekommen ſind, hielt er demnach mit ſo glücklichem Erfolge, daß er ſeinen Rechtsſtreit gewann, obgleich die Widerſacher mit Repliken und Tripliken nicht müde wurden, und des feurigen Mündels Geduld eben ſo ſehr, als deſſen Beredſamkeit, ſo ziemlich auf die Probe ſtellten und übten. Leider geſchah aber auch ihm, wie den meiſten Prozeßführenden; bei weitem der größte Theil der ſtreitigen Erbſchaft war entweder ſchon vorher verzehrt, oder während des Handels in Koſten aufgegangen, und ſo mußte das gemehrte Selbſtbewußtſeyn und der in der öffentlichen Meinung erfochtene Sieg die Geringhaltigkeit des ihm rechtlich Zugeſprochenen erſetzen.

Dieſes Gefühl und dieſer Sieg ermuthigten den Jüngling, da er mit Kühnheit im Ausdrucke und Gewandtheit im Vortrage hinreichend ſich ausgerüſtet glaubte, nunmehr auch öffentlich aufzutreten, und über Staatsangelegenheiten zu dem Volke zu ſprechen. Allein der erſte Verſuch fiel ſo unglücklich aus, daß Demoſthenes alles Vertrauen auf ſich, auf ſein Talent und auf das Glück verlor. Da die Zunge ihm äußerſt ſchwerfällig, die Stimme heißer und undeutlich, und die Satzverbindung verworren war, und da er jeden Augenblick von einer ihm gebliebenen Schüchternheit,

ja beinahe Blödigkeit, überraſcht, ſein Vortrag folglich unzuſammenhängend, ſchleppend und widerlich ward; ſo erlebte er die Schmach, von der Verſammlung förmlich ausgeziſcht zu werden. Auch hiervon trugen ſeine Vormünder die Schuld, welche den gymnaſtiſchen Theil ſeiner Erziehung vernachläßigt und die bedeutenden Fehler ſeines Sprachorgans auf keinerlei Weiſe zu verbeſſern geſucht hatten.

Des folgenden Tages wandelte Demoſthenes traurig im Pyräus umher, und ſann dem erlittenen Schimpfe, ſo wie den fehlgeſchlagenen Hoffnungen nach. Da traf es ſich, daß ein Mann von hohem Alter und Vertrauen einflößendem Aeußern ihm begegnete und, mit der Urſache ſeines Schmerzes wohl bekannt, mit den Worten ihn anredete: „Biſt Du nicht ein Thor? Dir iſt die Kraft von Perikles Rede geworden, und aus Blödſinn und Trägheit willſt Du Dein Talent zu Grunde richten, indem Du nicht Muth genug haſt, mit Geiſtesgegenwart den Lärm des Pöbels verrauſchen zu laſſen, und Deinen Körper zu Anſtrengungen abzuhärten, ſondern durch üppige Muſe ihn erſchlaffen laſſen willſt.“ Auf dieſen ſchmeichelhaften Tadel faßte Demoſthenes wieder ein Herz, und beſtieg zum zweitenmale die Tribüne. Allein auch diesmal erging es ihm nicht beſſer, denn zuvor. Das verderbliche Pfeifen trieb ihn von neuem herunter.

Noch düſterer, als am Tage des erſten Mißlingens, kehrte er in ſeine Wohnung heim. Ihm folgte einer ſeiner Bekannten, der Schauſpieler Satyros, auf dem Fuße nach, und ſprach dem Tiefgebeugten Troſt ein Und auf die bittere Beſchwerde des Jünglings, daß er bei allem Eifer, den er wohl mehr, als irgend ein anderer, auf die Beredſamkeit, ſelbſt mit Verluſt beinahe ſeiner ganzen Geſundheit, verwendete, er dennoch bei dem Volke keinen Dank gewönne, während andrerſeits unwiſſende, dem Trunke ergebene Leute, rohe Schiffer und brutale Menſchen, denen jede Wiſſenſchaft fremd ſey, ſehr gern gehört würden und auf der Rednerbühne ſich mit Ruhm behaupteten, — erwiederte der Mime folgendes: „Demoſthenes, Du urtheilſt ganz recht; ich aber will dem Uebel abhelfen, welches der Grund dieſes Mißverhältniſſes iſt, ſobald Du mir nur eine Stelle aus Euripides oder Sophokles vorgetragen haſt.“ Dies that Demoſthenes; und Satyros wiederholte ſie, jedoch mit ſolcher charakteriſtiſchen Deklamation und mit ſolcher Haltung des Körpers, wie der Stimme, daß man eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Jetzt erkannte Demoſthenes ſeinen großen Fehler, und begriff, wie er mit allen Uebungen nichts bewirken werde, ſofern er nicht auf Verbeſſerung des Vortrags, der Gebärden und Mimik, alles, was in ſeinen Kräften ſtand, fortan verwendete. Von der

Zeit an bauete er ſich ein Studierzimmer unter der Erde, das nach Jahrhunderten noch den Verehrern ſeines Andenkens gezeigt ward, und begab ſich, wenigſtens einmal jeglichen Tages, in daſſelbe hinab, um Uebungen in Vortrag und Gebärde daſelbſt anzuſtellen. Ja er hielt ſich ſogar Monate lang in dieſem unterirdiſchen Muſeum auf, und ſchor ſich zu dem Ende, damit er ſich ſelbſt zum Verweilen darin zwänge, die Hälfte ſeines Hauptthaars ab. Zu gleicher Zeit benutzte er jede Gelegenheit, um, im Umgange und in Unterredungen mit Andern, ſeinen Selbſtunterricht zu vervollſtändigen, indem er jedesmal, wenn er in ſeine Einſamkeit zurückgekehrt war, die angehörten Reden und ſelbſtgeführten Geſpräche bei ſich wiederholte, und ſowohl die ſeinigen, als die fremden Vorträge, mit einander verglich und zu verbeſſern ſuchte. Dieſe Art und Weiſe, wie er der redneriſchen Studien pflegte, und deren Wahrheit durch einen Augenzeugen, den Demetrius Phalereus, außer allen Zweifel geſetzt iſt, gab ſpäter zu der Behauptung Anlaß, daß er ſeinen erworbenen großen Rednerruf mehr der Anſtrengung und der Kunſt, als der Natur und dem Genie verdanke; und der, auf Demoſthenes eiferſüchtige und durch den Glanz des Collegen weit in Schatten geſtellte, P y t h e a s warf ihm mehr als einmal höhnend vor, daß ſeine Reden nach der Lampe röchen; welches jedoch

Demoſthenes auf noch bittere Weiſe ihm mit den Worten zurückgab: Ich weiß wohl, daß meine Lampe Dir verhaßt iſt. Auch deßhalb tadelte man ihn häufig, daß er nicht, wie die übrigen Redner, aus dem Stegreiſe vorzutragen pflege, oder vielmehr es zu thun nicht im Stande ſey, ſondern daß er die meiſten ſeiner Vorträge immer vorher einſtudirt habe. Allein Demoſthenes wußte ſeine Gegner durch Gründe der witzigſten und triftigſten Art zum Schweigen zu bringen, indem er ihnen ſowohl für die Sprecher ſelbſt, als für das Volk und die Gegenſtände der Behandlung, die ungemein größern Vortheile entwickelte, welche aus einer ruhig und gründlich vorbereiteten und mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeiteten Rede ſich ergeben müßten, als aus der glänzenden Täuſchung des Augenblicks, und aus einer, den Gegenſtand nur halb und flüchtig berührenden, auch das Volk gemeinlich mehr betäubenden, als auf die Dauer überzeugenden, Rede aus dem Stegreif. Er hielt auch überdieß ſolche Vorbereitung für eine Pflicht der Ehrfurcht des einzelnen Bürgers gegen das verſammelte Volk, welches wichtige Angelegenheiten entſcheiden ſollte, und die Keckheit, mit der die meiſten auf den erhabenen Poſten ſich drängten, ſah er für eine Geringſchätzung ſeiner Würde und für das Zeichen mittelmäßigen Geiſtes und wiſſenſchaftlicher Salbaderei an. In Fällen, wo jedoch über den

Inhalt ſeiner Reden unter der Verſammlung Streit entſtand und Erörterungen ſich ergaben, pflegte ſein ſinnverwandter Freund Demades gewöhnlich für ihn das Wort zu ergreifen, und die gemachten Einwürfe hülfreich in ſeinem Namen zu beantworten. Es ſcheint übrigens, daß in ſpäterer Zeit Demoſthenes auch in dieſem Punkte an Selbſtvertrauen zugenommen, und daß er dann, wenn die Heiligkeit oder Unwürdigkeit der Sache ſein Gemüth tiefer als ſonſt, ergriff, oder die Handlungsweiſe der Gegner zu ungeſäumter Vertheidigung ihn aufforderte, mit ungewöhnlicher Behendigkeit auch aus dem Stegreife geredet hat. Wenigſtens führt Plutarch mehrere triftige Beiſpiele hiervon an, und glaubt: Demoſthenes habe von Perikles (ſeinem Hauptideal, nach Thucydides) weiter nichts nachgeahmt, als die Declamation und Action, ſowie die Vorſichtsmaßregel, nicht im erſten Augenblicke über alles eine Rede zu halten, eine Vorſichtsmaßregel, durch welche gerade Perikles ſo groß ward. Uebrigens ſetzt unſer Biograph auch bei, daß Demoſthenes deßwegen die Ehre, oftmals aus dem Stegreife zu reden, nicht ganz vernachläßigt, ſondern nur nicht allzuhäufig und daß er mit Wiſſen und Willen die Kraft ſeiner Beredſamkeit niemals dem bloßen Glücke überlaſſen habe. Derſelbe Lebensbeſchreiber meldet ſodann ferner: Demoſthenes habe gerade in denjenigen Reden, auf

welche er ſich nicht vorbereitet habe, den meiſten Muth und die größte Kühnheit gezeigt *). Es iſt der Neid der Kleinen über Demoſthenes Größe und Männerwerth, welcher den Rednerruhm des Demades und Phokions hervorragender, als den des erſtern gefunden hat. Auch ſind die Klatſchereien erbitterter Gegner und leichtgläubiger Polyhiſtoren aus ſpätern Perioden nicht hinreichend, die allgemeine Anſicht der Zeitgenoſſen des großen Mannes, ſo wie das Urtheil der Trefflichſten jeder Zeit, umzuſtoßen oder auch nur zu ermäßigen.

Um der undeutlichen und ſtammelnden Sprache nachzuhelfen, und Gewalt über ſie zu erhalten, nahm Demoſthenes Steine in den Mund, und ſagte ſodann ganze Stellen her. Er lief ferner um die Stimme zu ſtärken, mit Haſt ſteile Anhöhen hinab, und declamirte während des Laufes, oft in einem Athem, einzelne Stücke aus Reden oder Gedichten. Endlich gewöhnte er ſich in ſeiner Wohnung vor einem großen Spiegel an Anſtand und Anmuth der Geberden, und prüfte ſeine Action und Mimik vor demſelben.

Während der Zeit der beſchriebenen Uebungen zur Verbeſſerung der Fehler, die ſeinem Rednerberufe hinderlich entgegenwirkten, erſchien Demoſthenes — nach

*) Dies war bei dem guten Cicero nicht der Fall.

Libanius — als Sachwalter in den Dikaſterien, und bediente ſich dieſes Kampfplatzes, wo über ſämmtliche Gegenſtände des bürgerlichen Lebens vielfach hin und her geſtritten ward, als einer tüchtigen Uebungsſchule, um dereinſt mit Erfolg vor dem Volke zu reden. Die meiſten gerichtlichen Reden, welche wir vom Demoſthenes noch beſitzen, im Ganzen gegen ſechs und zwanzig, fallen in dieſen Zeitabſchnitt. Die wenigſten jedoch hatte er ſelbſt gehalten; ſie wurden vielmehr nach den Umſtänden für eine Parthei, gegen angemeſſene Bezahlung, verfaßt. Der Vorwurf, welchen giftige Ehrenneider und ſchlecht unterrichtete Hiſtoriker dem großen Manne ſpäter gemacht haben, als wäre ſein Talent verkäuflich geweſen, muß demnach ganz auf Rechnung dieſer frühern Beſchäftigung des Demoſthenes, als Sachwalter von Partheien, kommen; vielleicht aber auch auf das einſeitige Vorurtheil mancher einzelnen Athener, welche die beiden Eigenſchaften eines Volkredners und eines Fürſprechers nicht zu vereinigen wußten. Für Demoſthenes ſelbſt war die Sache von großem Nutzen und hoher Bedeutung, weil er dadurch in genaue Bekanntſchaft mit dem attiſchen Rechte und der Soloniſchen Verfaſſung kam.

Die redneriſchen Skizzen, von welchen ſich in mehreren Ausgaben noch Bruchſtücke vorfinden, und in welchen Demoſthenes nach dem Gebrauche griechi-

ſcher (und ſpäter auch der römiſchen) Meiſter, alle Eingänge zu den politiſchen Reden aufzuzeichnen pflegte, bildeten den Uebergang zu dieſen letztern ſelbſt. Die Führung einiger bedeutenden Staatsprozeſſe gab die nächſte Veranlaſſung, dem Volke ſich wieder zu zeigen. Der erſte unter dieſen war der gegen Leptines, in Betreff der Liturgieen.

Das atheniſche Gemeinweſen pflegte, um große Wohlthäter zu ehren, denſelben mannigfache Gefreitheiten von bürgerlichen Zwangsdienſten zu verleihen. Eine etwas übertriebene Freigebigkeit damit mehrte jedoch die Zahl der Ausnahmen in ſolchem Verhältniſſe, daß bei vielen Bürgern die Sorge entſtand, es möchte zuletzt an Männern gebrechen, welche die Bedürfniſſe des Staates befriedigten. Aus dieſer Urſache machte ein gewiſſer Leptines, vermöge des Rechts, welches jeder atheniſche Bürger hierzu beſaß, den Vorſchlag: „Weder ein Athener, noch ein Fremder ſollte fernerhin mehr dieſe Gefreitheiten genießen, auch dergleichen von nun an Niemanden mehr verliehen werden. Den Uebertreter ſollte ſchwere Strafe treffen. Nur die Nachkommen der Tyrannenmörder Harmodius und Ariſtogiton ſollten von der Verfügung ausgenommen ſeyn.“

Gegen dieſen Geſetzesvorſchlag erhoben ſich alsbald von mehreren Seiten bittere Klagen, welche meiſt ſchriftlich eingegeben wurden. Zuerſt trat ein gewiſſer

Bathippos auf, welcher die Sache jedoch nicht weiter verfolgte; hierauf Phormion und Kteſippos. Für dieſe Letztern verfaßte nun Demoſthenes eine Rechtsſchrift. Der Handel war ſchwierig, und der Vortheil offenbar auf der Seite des Leptines, weil er, als Anwalt des öffentlichen Beſten, dieſes gegen die Anmaßungen einzelner Bürger zu vertheidigen ſchien, und ſeinen Vorſchlag auf die ſtrenge Nothwendigkeit ſtützte, welche ihn erzeugte. Wider dieſe Gründe ließ aber Demoſthenes die Stimme der Gerechtigkeit, der Großmuth und der Ehre ſprechen; welche ſämmtlich verböten, hochverdiente Bürger durch Zurücknahme freiwillig gemachter Geſchenke zu kränken, und welche jeden Kleinmuth und ſchmutzige Geſinnung an dem Gemeinweſen verdammten. Ueberdieß bewies der Redner, daß der Vorſchlag ältern Geſetzen und eingeführten Gebräuchen widerſpreche. Demoſthenes ſiegte; das neue Geſetz fiel durch, und der durch den glänzenden Erfolg ermuthigte Jüngling, welchem das Publikum beſondere Theilnahme ſchenkte, nahm ſeinen Platz unter den Sprechern des Volkes wieder ein.

Athen zwar feſſelte zunächſt die Sorgfalt des angehenden Staatsmannes. Doch erkannte er, daß ohne die verbrüderte Kraft des geſammten Hellas auch jene blühende Heimath des Ruhmes und der Freiheit nicht beſtehen möge, und der Ruin näher wäre, als

die kurzſichtige Maſſe wohl zu begreifen im Stande ſey, und der beſtochene Ehrgeiz ihrer Stimmführer gern zugeſtehen mochte. Rings gewahrte Demoſthenes nur Feilheit und Verderbniß, und ſomit das Wanken jener feſten Grundſäulen, auf die in den Tagen von Marathon und Salamis jene Männer der Freiheit das Ganze geſtützt hatten. Unter ſeinen Collegen ſelbſt hatten jene Laſter, oder in deren Abgang, gleich gefährliche Irrthümer immer mehr überhand genommen. Die meiſten aus ihnen hatten, nachdem die Tage reiner Begeiſterung für Volksruhm und Freiheit verſchwunden waren, ſich zum Geſchäft·es gemacht, ihr Talent jedem zu vermiethen, welcher in der Heimath oder im Auslande Thaten der Gewalt erſann, oder zum Führer umwälzender Partheiungen ſich aufwarf, oder auch ſonſt die beſtehenden Geſetze des Staats zu verderblichen Unternehmungen und Reformen, welche die Centralkraft brachen und die öffentliche Sittlichkeit untergruben, zu mißbrauchen gedachte. Durch die Macht des Goldes, oder durch ſchmeichleriſche Auszeichnungen und Schreiben ſelbſt geblendet, blendeten hinwiederum die Redner auch das Volk durch den trüglichen Schimmer ihrer Kunſt. Ihm ſchilderten ſie das Böſe gut, das Gute bös. Der ſchlechteſte Handel fand Anhang und Vertheidiger.

Demoſthenes hatte dies alles mit tiefem Unmuthe

kennen gelernt und längere Zeit im Hintergrunde beobachtet. In ſeinem unerſchütterlichen Sinne für das Recht, in ſeiner reinen Liebe für die Wiſſenſchaft und in ſeinem unbeſieglichen Haſſe gegen das Fremdthum, deſſen immer mächtigeres Einwirken auf die innern Angelegenheiten Griechenlands ſein geübtes Auge im ganzen künftigen Getriebe klar durchſchaute; trachtete er alles Ernſtes, den alten Volksgeiſt wieder aus ſeinem Grabe zu beſchwören, und der wankenden Freiheit ein feſter Hort gegen die täglich wachſende Entartung zu werden. Vor allem ſuchte er das Volk, welches immer noch an den wenigen roſigen Wolken, die von dem alten Glanze ihm geblieben waren, in fröhlichem Leichtſinne ſpielend hing, von ſeiner Gefahr ſelbſt zu überzeugen, und auf die furchtbaren Gewitter es aufmerkſam zu machen, die bereits in der erſten Periode ſeines Auftretens im öffentlichen Leben immer dichter und dichter am helleniſchen Himmel ſich ſammelten. Nicht war es Lacedämons und Thebens alte Eiferſucht, nicht die Macht des Königs, nicht der Koloniceen aufrühreriſcher Geiſt mehr, was den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe bildete. Im Schooße von Hellas ſelbſt war die Rieſenſchlange groß gezogen und durch helleniſche Cultur in allen Künſten eingeweiht worden, mit welchen ſie die Freiheit einſt umſchnüren, ja für Jahrtauſende erwürgen wollte. Dieß war Philip-

pos, der König des bisher unanſehnlichen Landes Macedonien.

Von der Natur mit hohen Geiſtesgaben, aber eben ſo großem Ehrgeize ausgeſtattet; thatkräftig, liſtig und verſchmitzt; grauſam und gütig, wie der Vortheil es forderte; durch Epaminondas Geiſt und den Kriegsmuth der Thebaner, bei denen er in jungen Jahren als Geiſel verweilte, zu militäriſchem Weſen beſtimmt und angefeuert, mit der Tactik, welche bei Leuktra und Mantinea über die Helden Sparta's ſiegte, während ſeiner Gefangenſchaft innig vertraut geworden, — brachte dieſer Fürſt, als der Thron ſeiner Väter ihm endlich zu Theil geworden war, es dahin, daß ſein, bisher kaum recht gekanntes, von den Griechen immer noch unter die barbariſchen Staaten gezähltes, Reich aus der Niedrigkeit ſeines politiſchen Daſeyns und den Gefahren anarchiſcher Partheiung emporſtieg, und allmählig, durch geringe Hülfsmittel, durch den alleinigen Reichthum des Genies ſeines Beherrſchers, den bedeutenden griechiſchen Staaten an die Seite ſich zu ſtellen wagen durfte. Während ſeines Aufenthalts zu Athen hatte Philipp der Griechen innere Zerwürfniſſe und gefährliche Blößen eben ſo, wie den Gebrauch ihrer Waffen und das Geheimniß ihrer Politik, hinreichend kennen gelernt, und darauf den kühnen Gedanken gegründet, vorerſt eine Stelle im Bunde der Amphik-

tyonen, ſodann über ſämmtliche Griechenſtaaten entweder Oberherrſchaft oder Protectorat ſich zu erwerben. Von der Zeit an trachtete er durch jedes dienliche Mittel, was noch von politiſcher Kraft in den alten Formen der Demokratie übrig war, zu ſchwächen. Er ſtiftete, durch das Organ gewandter Sendlinge, in allen Städten von Bedeutung eine macedoniſche Parthei, deren Eifer er durch anſehnliche Geldſummen unterhielt. Bereits war in Geruſieen und Volksgemeinden ihr Einfluß mehr, als bemerkbar; oft ſchon überwiegend. Zahlreiche Haufen von gewonnenen Rednern und Demagogen arbeiteten ſyſtematiſch ſeinem Plane vor, die Herzen, wenigſtens der Mehrheit im Volke, zu gewinnen. Ueberall unterhielt er mit vieler Geſchicklichkeit die innern Zwiſte, oder zettelte deren ſelbſt an. Den Unterdrückten oder Schwächern war er ſtets ein bereitwilliger und ſchneller Schirmer, um mit deſto größerm Scheine des Rechts den Stärkern demüthigen und vernichten zu können. Ihm galten Verſchmitztheit und Argliſt für Tugenden; Gerechtigkeit und Götterfurcht für nichts. Nur wo Aberglaube und Fanatismus förderliche Triebfedern ſeiner politiſchen Maſchine werden konnten, gebrauchte er ſie; da heuchelte er Frommſinn; da hielt er den Eid, welchen zu brechen er ſonſt zu keiner Stunde erröthete.

Dieſer Fürſt irrte ſich in ſeiner Anſicht von ſämmt-

lichen Hellenen nicht, außer in dem einzigen Manne, Demoſthenes. Dieſer war es, der, gleich jenem Römer Cocles, alle Speere der Gewalt und alle Ränke der Verführung von Seiten des Macedoniers und ſeines Nachfolgers ſo lange aufhielt, bis die letzte Brücke hinter ihm abgebrochen war. Und nur der Tod endigte den niemals aufgegebenen Kampf.

Wohl war es Zeit, daß ein ſolcher Mann erſchien! Ja wäre Demoſthenes nur ſieben Jahre früher zu Athen werkthätig geweſen, ſo würde der Weltgeſchichte ein ganz anderer Gang gekommen ſeyn. In Griechenland herrſchte dazumal weder in den einzelnen Hauptſtaaten irgend ein großartiges Syſtem, noch hielt ein geſundes und für die Zeitverhältniſſe berechnetes Bundesſyſtem dieſelben zuſammen. Die meiſten waren auf den Lorbeeren früherer Zeit eingeſchlafen. Die vorherrſchenden Gemeinweſen Athen, Theben und Sparta beobachteten ſich mit wechſelſeitiger Eiferſucht. An Gefahren vor einem auswärtigen Feinde dachte Niemand. Das Söldnerweſen vertrat, zumal bei den Athenern, die Stelle der alten Nationalbegeiſterung.

Die erſte feierliche Gelegenheit, ſeine politiſche Sehergabe, wie ſeine patriotiſche Geſinnung an den Tag zu geben, bot dem Demoſthenes Philipps Krieg mit den Olynthiern dar. Olynth, ein kleiner Staat in Thracien, von chalcidiſchen Euböern ſtam-

mend, hatte wider die Athener, zur Zeit ihrer Uebergewalt in Hellas, harten Kampf beſtanden. Durch den Beiſtand der Spartaner war ihm ſolcher Widerſtand möglich geworden. Allein auch mit Lacedämon hielt die Freundſchaft nicht. Es entriß ſich einer unvortheilhaften Verbindung, und erhob ſich durch eigene Kraft zu einer Achtung gebietenden Selbſtſtändigkeit, und ſelbſt zum Uebergewichte über alle thraciſche Völkerſchaften. Nun gelang es aber Philipp, im Verlaufe der Zeit, die Olynthier zur Abſchließung eines Schutz- und Trutzbündniſſes mit zu vermögen. Vereint bekriegten beide darauf Athen. Jene erhielten Anthemus zum Antheile an den gemachten Eroberungen; ſpäter auch Potidäa. Nicht lange jedoch beſtand dieſe Herrlichkeit. Die Olynthier ahneten den tiefverſteckten Plan Philipps; ſeine immer zunehmende Vergrößerungsſucht erfüllte ſie mit Furcht und Beſorgniſſen. Sie gedachten des Schlimmern, das noch kommen dürfte. Darum wurden ſie unter ſich eins, der frühern Verhältniſſe zu Athen und zum Könige jetzt zu vergeſſen, und einen, ihrem Staatsbedürfniſſe zuträglichern, Standpunct von nun an einzunehmen. Als daher Philippos einſt eine etwas weitere Heerfahrt außerhalb der Grenzen ſeines Reiches unternahm, ſendeten ſie eiligſt Gewaltboten nach Athen, um mit dieſer Republik, die vor allen übrigen noch am aufrichtigſten und kräftig-

ſten die Würde und die Freiheit Griechenlands zu vertreten ſchien, ein Bündniß abzuſchließen.

Nicht ohne innerliches Vergnügen empfing Philipp die Nachricht von dieſem Schritte der Olynthier. Er hatte durch denſelben freiere Hände zum Angriff und mehr Schein von Befugtheit zur Einmiſchung in die Sachen der Griechen gewonnen. Deßhalb erklärte er ihn für förmlichen Friedensbruch, und rückte mit Heeresmacht ins olynthiſche Gebiet ein. In der bittern Noth wurde nunmehr die neue Bundesgenoſſin Athen, mittelſt einer in Eile abgefertigten Geſandtſchaft, dringendſt um Hülfe gebeten.

Nicht ſobald hatte Demoſthenes die Ankunft derſelben erfahren, als er ihr zum Anwalde ſich antrug, und in zwei Reden, die erſten, welche man zu ſeinen Staatsreden rechnet, ſeine Mitbürger für die Bitte Olynths zu ſtimmen ſuchte. In der zunächſt gehaltenen zeigte er, daß Olynth als ein Bollwerk Athens betrachtet werden müſſe, und daß, ſo lange ſolches nur erhalten bliebe, der König noch nicht zu fürchten, ja den Athenern, bei dem Ausbruche eines Krieges, eine Landung in Macedonien ſelbſt, in obigem Falle, möglich ſey. Im entgegengeſetzten Falle jedoch würde Olynths Gewinn dem Könige eine gangbare Straße nach Athen bahnen. Zugleich ſuchte jetzt Demoſthenes den Leichtſinn des Volkes durch die mehr als gegrün-

dete Behauptung aufzuſchrecken, daß Philipp keineswegs ein verächtlicher Gegner ſey, ſondern daß die Kriegsflamme, einmal zwiſchen ihm und Athen angeblaſen, nicht mehr ſobald gelöſcht werden würde. In Betreff der Frage: „woraus eine Heerrüſtung beſtreiten?“ rieth er ſeinen Mitbürgern an, den unnützen Luxus für die Schauſpiele in etwas zu beſchränken, und, ſtatt deſſen, Kriegsvölker zu beſolden; alles dieß jedoch — er kannte des leichtſinnigen Volkes Lieblingsneigung — ſehr zart und vorſichtig. Am Schluſſe der Rede endlich forderte er auch alle tapfere Bürger in Maſſe auf, die Vertheidigung ihres Ruhms und die Bekämpfung des Feindes nicht, wie bisher geſchehen, Söldnern anzuvertrauen, ſondern in eigener Perſon unter die Fahnen des Vaterlandes ſich zu reihen. So nur ſey das äuſſerſte Schickſal abzuwenden.

Dieſer erſte Aufruf blieb nicht ohne die gehoffte Wirkung. Das Volk faßte den Beſchluß, den Olynthiern Beiſtand zu leiſten. Allein die Rüſtungen gingen mit der entſetzlichſten Trägheit vor ſich, ſo daß es eines zweiten Anſtoßes bedurfte, um ſie zu beſchleunigen, und die zugedachte Hülfe zu verwirklichen. Demoſthenes wußte, daß die, größtentheils übertriebenen Gerüchte von Philipps furchtbarer Macht eine der Haupturſachen dieſer Zögerung waren. Dieſen Eindruck ſuchte er zu beſiegen, und in den Gemüthern

ſeiner Mitbürger das alte Selbſtvertrauen zu ihrer Kraft wieder herzuſtellen. Demzufolge zeigte er, daß nicht ſowohl Philipps überwiegender Geiſt, als der Athener ungewöhnliche Gutmüthigkeit jenem den Thron hatten befeſtigen helfen. Als die verführeriſchen Triebfedern hierzu klagte er die feilen Rathgeber an, welche in des Königs Solde ſtänden. Darauf kam er mit großer Bitterkeit auf deſſen Charakter ſelbſt zu ſprechen. Als einen Meineidigen, Friedensbrecher ſtellt er ihn dar, und durchging, um Urkunden für dieſe Behauptung zu liefern, alle Thaten ſeines bisherigen Lebens. Er wollte, daß Athen, nach empfangener Kunde hiervon, es über ſich gewinne, dem Tyrannen forſchend in das Geſicht zu ſehen, und daß es erfahre, was er ſey; nämlich: „ein ſchlechter, laſterhafter und niederträchtiger Mann;“ ferner, daß die, welche ſo ſehr ihn überſchätzten, und ſo von Erſtaunen als Entzücken über ihn gefeſſelt gehalten würden, oder auch vor Furcht den Athem an ſich hielten, und vor ſeinem bloßen Namen zitterten und bebten, endlich erkennen möchten, wie Philippos bereits alle Rollen durchgeſpielt, wie er die Schulen ſeiner Trugkünſte und politiſchen Fechterſtreiche, mit denen er bis an dieſen Tag ſie geäfft und zu Boden gerungen, ſich ſelbſt aber in die Höhe getrieben, alles der Reihe nach durchgegangen habe, das Ende der großen Mummerei aber einmal da ſey.

Sofort entwickelte der Redner die ganze Argliſt in der Politik des Macedoniers, beſonders rückſichtlich Amphipolis, welches jener ſo bereitwillig an Athen zurückgegeben, und in Bezug auf Theben, das er von Grund aus zu zerſtören, — und auf die, durch daſſelbe verheerten, Städte, welche er wiederum aufzubauen gedacht hatte; endlich auch auf die armen Olynthier ſelbſt, die er mit Potidäa, damals athenienſiſcher Herrſchaft unterwürfig, ſo ſchlau zu täuſchen gewußt, ſo wie auf die Theſſalier, die er durch die Verheißung Magneſia's und das Verſprechen, den wider Phokis begonnenen Krieg zu endigen, an ſich gefeſſelt hatte. Dem Einwurfe, daß Philippos unangreifbar, und durch ſeine Wehranſtalten, feſte Plätze und Seehäfen, ſodann aber durch ſeine Bundesgenoſſen, die Theſſalier zumal, unüberwindlich ſey, ſtellte er folgende Gründe gegenüber, welche alle, in ihrer Freiheit unterdrückten, oder auch nur bedrohten und gekränkten Völker, mächtigen Tyrannen gegenüber, wohl beherzigen ſollten: „Wer da glaubt, daß dieß alles in Philipps Gewalt ſey; der irret ſehr. Denn die Menſchen ſind nun einmal ſchon von der Art: ſchlagen ſie ſich zu Jemand, aus Geneigtheit des Gemüthes; vermehren ſie ſeine Streithaufen aus inniger Liebe und reiner Anhänglichkeit; haben ſämmtliche Theilnehmer am Kriege einen und denſelben Zweck; ſo werden ſie Glück und Unglück mit

einander theilen; ſo wird alles guten Erfolg gewinnen, Alle für Einen ſtehen, Alle nur ein Leib und eine Seele ſeyn. Keiner wird von dem Andern laſſen; keiner ſcheuen das Ungemach, um die Rettung gemeinſamer Wohlfahrt. Reißt aber ein Einziger durch Uebervortheilung, Habgier und Leichtfertigkeit Alles an ſich, und überflügelt Andere durch ungerechte Mittel; ſo bringt der erſte gelogene Vorwand, der kleinſte Fehltritt, das geringſte Verſehen, die unbedeutendſte Niederlage, die der Habſüchtige durch irgend einen Zufall erleidet, den ganzen Anhang wider ihn in Aufruhr. Die feſten Stützen ſeines Gebäudes brechen; ſeine Säulen ſtürzen ein, und Alles gehet zu Grunde. Es iſt unmöglich, glaubt es mir, Männer Athens! es iſt unmöglich, daß ein Ungerechter und Gewaltſamer, daß ein Meineidiger und Lügner dauerhafte Macht beſitzen kann. Eine kleine Weile zwar, eine ſehr kleine und kurze Weile, geht alles herrlich und fröhlich von Statten. So lange noch der Verbündeten Hoffnung blüht, ſo lange blüht auch des Falſchen Glück. Aber mit der Zeit ſchreitet doch das Unglück nach. Mit der Zeit wird der Dieb erreicht. Es enthüllt ſich die Niederträchtigkeit von ſelbſt, und bringt ſich zur Schau an das Tageslicht. Dann ſtürzt ſie über ſich ſelbſt hin und fällt, mit einem Sturze vernichtet, zuſammen. Gleichwie an einem Hauſe, an einem Schiffe und an-

dern dergleichen Dingen mehr, der Grund am dichteſten und feſteſten ruhen muß, wenn das Ganze beſtehen ſoll; ſo müſſen auch bei Handlungen Grundurſachen und Zwecke rechtmäßig und in der Wahrheit feſt ſeyn. Solches ſuchen wir bei den Handlungen Philipps vergebens.“

Demoſthenes rieth nun, vor allem die Theſſalier von der Parthei des Königs abzubringen, und verſuchte es darauf, zu beweiſen, daß die Grundfeſten der einheimiſchen Macht deſſelben locker und wankend ſeyen. Er ſchilderte mit wenigen, aber meiſterhaften Zügen den großen Gegenſatz der Zwecke des Monarchen und der Unterthanen. „Das Sinnen und Trachten des Erſtern geht bloß darauf, ſich Ruhm zu erwerben. Nach dieſem Ziele ringt und rennt er. Darum ſcheut er keine Mühe; ſie ſey ſo groß, als ſie wolle, ja ſie koſte ihm das Leben ſelbſt. Alles dieß rührt ihn nicht, wenn nur der Preis ſeines Ringens und Kämpfens ein Ruhm iſt, der ſeine Thaten über die Thaten aller ſeiner Vorfahren hebt. Ihm gilt der Ruhm mehr, als ein Leben voll Ruhe und Behaglichlichkeit, und welches vor allen Gefahren ſichert. Nicht aber rührt die Unterthanen eine ſolche Eitelkeit. Sie haben dafür kein Gefühl, wohl aber für die Widerwärtigkeiten, mit denen ein unaufhörlicher Kriegsdienſt verbunden iſt. Hin und her müſſen ſie ziehen, bald

nach Süden, bald nach Norden. Die Leute, durch und durch abgemüdet und mißvergnügt, müſſen zuletzt ſelbſt der Nahrung entbehren, und werden durch immer ſich wiederholende Mühſal faſt zu Tode gequält. Ihre eignen Geſchäfte, Ackerbau, Gewerbe und Handthierung, müſſen ſie brach liegen laſſen. Haus und Hof bleiben unbeſtellt, miſſen ſchmerzlich den Herrn, und gehen zu Grunde in deſſelben Abweſenheit.“ — — Aus dieſem Allen glaubte unſer Redner ſchließen zu können, von welcher Art wohl die Stimmung der Macedonier gegen ihren Beherrſcher ſey.

Noch mehr war es ihm aber auch darum zu thun, den moraliſchen Eindruck zu vernichten, welchen die öffentliche Meinung von der Perſönlichkeit des Königs damals in den Gemüthern ſo vieler Griechen bewirkte. Demzufolge zeichnete er den Philippos nicht halb ſo heldenkräftig, als die Sage ihn bisher gegeben; im Gegentheile als eiferſüchtig auf fremden Muth und Ruhm, als ſchwelgeriſch, wollüſtig, und daraus — meinte er — hätten verſtändige Männer ſeine Denkart, den Hang ſeiner Seele, den Grundton ſeines Gemüthes kennen gelernt, und den Untergang des Reinmenſchlichen in einem Manne, den man bedauern müſſe, weil ein finſterer Geiſt von ihm Beſitz genommen habe.

Auf ſolche Art ſuchte Demoſthenes mit großer

Kunſt den Glauben an Philipps geiſtige Ueberlegenheit, welcher er ſelbſt in der Stille Bewunderung nicht verſagen konnte, in den Herzen ſeiner Mitbürger zu erſchüttern, und das Schreckbild von ſeiner furchtbaren Höhe herabzuziehen in die Reihe gewöhnlicher Erſcheinungen, welche mit einiger Wachſamkeit und mit nur einigem Aufwande von Muth zu beſiegen nicht ſchwer ſeyn dürfte. Das überraſchende Glück, welches bisher Philipps Ferſen gefolgt, ſchrieb er auf Rechnung ihrer eigenen Säumniß und unzeitigen Großmuth. Demnach beſchwor er mit ſtarken und eindringlichen Worten den alten vaterländiſchen Geiſt, beſonders was das Einzelne der Heerrüſtung ſelbſt und der nothwendigen Geldbeiträge hierzu betraf, und tadelte bitter die bisher bei ſolchen Anläſſen ſtatt gefundenen Mißbräuche."

Auf dieſe zweite Vermahnung des Demoſthenes wurden denn endlich die beſchloſſenen Maaßregeln in Vollzug geſetzt. Die Heerfahrt ging vor ſich, und mehrere gleich Anfangs errungene Vortheile ließen den günſtigſten Erfolg hoffen. Die Nachricht hiervon erregte in dem Volke eine ungemäßigte Freude und hohe Erwartungen, um ſo mehr, da nun auch die übrigen bisher eingeſchüchterten Redner aus dem Hintergrunde hervortraten, und die Athener zur Rache an Philippos anfeuerten.

Demoſthenes fand dieß Betragen durchaus den Zeitumſtänden nicht angemeſſen. Er fürchtete, daß Reden dieſer Art die Bürger in allzufrühe Sorgloſigkeit, in entnervende Eitelkeit und höchſt gefährliche Säumniß ſtürzen würden, beſonders wenn der Wahn bei ihnen aufkäme, das Spiel ſey bereits gewonnen, der Feind bewältigt, und es thue fernere Hülfeleiſtung an die Bundesgenoſſen nicht noth. Deßhalb trat er mit herben Rügen wider den Leichtſinn und die Vermeſſenheit jener Demagogen auf, und ſuchte in der Verſammlung auf beſonnenes Weſen, reiferes Nachdenken und zeitgemäßere Wachſamkeit hinzuwirken. Er erkannte ſehr richtig, daß, wie die Menſchen in der Mehrzahl, alſo auch, und namentlich ſeine Athener, vor Allem auf Sicherſtellung ihres eigenen Beſitzes gingen, und die Begierde der Rache ſchwächer, als die Liebe zur Erhaltung des Eigenthums ſey. Bei dieſem Anlaſſe wagte er einen ſehr gefährlichen Angriff auf jene Geſetze, welche Todesſtrafen über jeden Bürger verhängten, der den Antrag ſtellen würde, man ſolle die Schauſpielgelder zu Beſtreitung der Kriegskoſten verwenden. Zugleich brachte er den großartigen, ſelbſt aufopfernden, Geiſt der Altvordern wieder vor ihr Gemüth, welcher den Schmeicheleien der Volksſprecher niemals ſolchen Eingang verſtattet habe, wie das gegenwärtige Geſchlecht, dafür aber, während der Dauer

von fünf und vierzig Jahren, unter den freien Städten Griechenlands den erſten Platz ihnen geſichert, und den Fürſten jenes Landes, von dem die Rede nun ſey, in Gehorſam gegen Athen erhalten habe. Allein dieſe ihre Väter zogen in Perſon zu Felde, nicht aber überließen ſie die Entſcheidung dem Schwerte der Miethlinge. So nur erfochten ſie jene kühnen Siege, davon die allenthalben aufgerichteten Denkmäler zeugten; ſo nur erwarben ſie ſich, einzig unter allen Sterblichen, einen Ruhm, gegen den ſelbſt der Neid nichts vermochte; ſo nur erhielten ſie den Verkehr mit allen Ständen von Hellas.

Demoſthenes hatte das Kommende nur zu richtig eingeſehen. Obgleich die Flotte von 30 Schiffen und bemannt mit 2000 Mann Soldtruppen, anfänglich einige Vortheile errungen hatte, ſo vereitelten dennoch die Untüchtigkeit des Führers und die Ausſchweifungen des Heeres alle ferneren Fortſchritte. Die Heerfahrt kehrte bald unverrichteter Dinge zurück, und der König waffnete ſich von neuem, und ſchwur, entweder die Olynthier aus ihrer Stadt zu treiben, oder ſelbſt für immer aus Macedonien zu weichen.

Tief zürnte Demoſthenes der Planloſigkeit, die das Ganze bezeichnete, und der Unwürdigkeit des gethanen Schrittes. Er ſchalt heftig auf die Urheber der Schmach in der Verſammlung des Volkes, und drang nachdrücklichſt auf kraftvollere Unterſtützung der täglich

mehr geängſteten Bundesgenoſſen. Endlich brachte er eine zweite Truppenſendung von 4000 Söldnern, unter Anführung des Charidemos, zu Stande. Aber dieſelbe kam viel zu ſpät. Philippos hatte die Olynthier geſchlagen und ſtand vor den Thoren ihrer Stadt. Das atheniſche Heer, ſtatt das Verſäumte glorreich einzubringen, ſchändete den Zweck ſeines Erſcheinens abermals durch Unordnungen der gröbſten Art.

Voll glühender Schaam erhob der edle Redner zum drittenmale jetzt ſeine Stimme und bewirkte einen neuen Zug, der aber nicht mehr aus Söldnern, ſondern aus ſtreitbaren Bürgern, etwas über tauſend an der Zahl, beſtehen ſollte. Doch zeigten auch dieſe des in ſie geſetzten Vertrauens ſich nicht würdiger, als die fremden Miethsknechte. Und während der König alle Künſte der Argliſt und der Beſtechung aufbot, welche im Innern von Olynth ſelbſt mehr als ſeine Waffen wirkten, und den Ueberreſt von moraliſcher Kraft im Herzen der Vertheidiger deſſelben untergruben, fand man die Athener träg, ſäumig, zuchtlos, unempfindlich für Kriegsehre, unaufgelegt zu Anſtrengungen und Gefahren. So zerſtörte denn Verrätherei rettungslos die letzte Anſtrengung olynthiſcher Patrioten. Die Stadt fiel in die Gewalt des Feindes; und bald darauf lag ſie in Schutt und Aſche; die Einwohnerſchaft ward durch das Schwert vertilgt, oder in noch ſchlimmere Sclaverei abgeführt.

Ueber dieſe Nachricht erſchracken alle Freigeſinnten in Athen und durch ganz Hellas in ihrer innerſten Seele. Aus den Flammen, welche fernher aus den Ruinen Olynths entgegenſchlugen, erſchien dem Demoſthenes in dunkler trüber Ahnung das Schickſal des Vaterlandes. Der Pöbel ſelbſt, aus ſeiner bisherigen Sorgloſigkeit etwas aufgeſchreckt, erzitterte vor noch kühnern Wagniſſen des Königs.

Allein Philippos, immer Herr über ſich, und die Freude des Siegs, ſo wie die ungeſättigten Wünſche des Herzens ſchlau in ſich verbergend, wußte eine durch Furcht neu geweckte und noch immer ihm ſchreckbare Energie mit meiſterhafter Verſtellung wieder einzuſchläfern. Gold, Gaſtmahle, Sendſchreiben, Auszeichnungen verſöhnten alte Feinde, und verſtärkten die ihm bisher ergebene Parthei. So bewies er hier von neuem ſeine tiefe Kenntniß der Zeit und der Menſchen. Kaum waren die drohendſten Anzeichen der Gefahr vorüber, ſo überließ auch ſich das Volk von Athen der vorigen Thatloſigkeit wieder.

Unter dieſen Umſtänden, immer Freund und Feind in einer Perſon, und den Pfeil des Todes in den ſüßen Honig des Friedens tauchend, erſchien Philipp plötzlich im Cherſones; bei den Thermopylen; ja ſelbſt zur See, bei Marathon. Der weiland zinsbare Fürſt der macedoniſchen Barbaren ging unaufgehalten durch die

Päſſe, wo die Dreißigtauſende des Xerxes gefallen waren, und hatte das Schlachtfeld entweiht, wo die Heeresmaſſen Perſiens der Tugend des Miltiades erlagen. Athen ſtand in höchſter Gefahr, denn es vertrauete nicht auf ſich ſelbſt. Beinahe alle Organe der öffentlichen Meinung waren durch das Gold des Tyrannen erkauft oder zum Schweigen gebracht, und es glaubte das Volk glücklich genug zu ſeyn, als es den vortheilhaften Frieden annahm, den Philipp mit ſcheinbarer Mäßigung ihm anbot oder bewilligte. Es wollte aber derſelbe blos freie Hände gegen Phokis haben; darum ſtellte er die Bedingungen über Erwarten günſtig. Im Ganzen hatte er nichts verſprochen. Bald zeigte ſich dieſes.

Die Phokäer, oder vielmehr einige Bürger dieſes Volkes, welche an der Spitze des gemeinen Weſens ſtanden, hatten, von Geldmangel nicht minder, als von Geringſchätzung der Götter angetrieben (da ſie in dieſen alle Leidenſchaften der Menſchenbruſt, und in den Sophiſten ſo wie im zunehmenden Leichtſinne der Zeit gelegene Vertheidiger der Irreligion fanden), das bei ihnen befindliche Orakel durch Raub der Tempelſchätze entweiht, und dadurch, wie billig, den Haß aller gutgeſinnten Hellenen wider ſich erregt. Jene Männer, welche dem Volke das große Unglück brachten, hießen Onomarchos, Philomelos und Phaläkos. Zwar ward

Letzterer nun auf einige Zeit ſeiner Stelle, als Verwalter des Tempelgutes, entſetzt. Allein in kurzer Zeit wußte er ſich aufs Neue in dieſen Poſten einzudrängen, und, unterſtützt von ſpartaniſchem Zuzug, die feindlich geſinnten Böotier hart in die Enge zu treiben.

Philippos benutzte der Phokäer Verbrechen, wie der Böotier Noth, um einen Schritt vorwärts in ſeinem Eroberungsplane zu kommen. Er trug ſich mit gewaltſamer Zudringlichkeit als Mittler in dieſer Sache und als Rächer des Anſehens der beleidigten Götter an. Die entzweiten Phokäer wurden überliſtet, und der König erſchien plötzlich mit überlegener Heeresmacht, ſo daß Jene ſich ergeben, und die Anführer mit einem Ueberreſte von kaum 7000 Söldnern nach dem Peloponnes entfliehen mußten. Darauf ließ Philipp im Rathe der Amphiktyonen alle Minen ſpringen, bis derſelbe, ſowohl aus wirklichem Abſcheu vor der Phokäer Miſſethat, als aus Furcht vor des Macedoniers Zorn, feierlich die Phokäer ihrer Stelle im Bunde verluſtig erklärte, und dem Könige den erledigten Sitz mit zwei Stimmen einräumte. Die Städte des geächteten Volkes ſelbſt wurden, im Widerſpruche mit dem Grundgeſetze des Bundes, zerſtört, die noch übrigen Einwohner in einzeln liegende Dörfer zerſtreut, die Rädelsführer aber, durch den tragiſchen Ausgang der Dinge von dem Daſeyn und von der Rache der Götter

nun überzeugt, erlitten oder nahmen ſelbſt einen grauenvollen Tod (346 vor Chriſto).

Erſt nach dem der Phokäiſche Handel dieſe Wendung erhalten hatte, erkannten die Athener den großen begangenen Irrthum, daß ſie für einen Antheil an der Beute eine ſo wichtige griechiſche Stadt verkauft, mit ihr ein Bollwerk Griechenlands leichtſinnig zertrümmern geholfen und dem Feinde der politiſchen Selbſtſtändigkeit der Nation den Weg in das Herz derſelben durch den unverwehrten Eintritt in die Amphiktyonen, gebahnt hatten. Sie waren daher ſo eben entſchloſſen, den Geſandten Philipps, welche gekommen, die Einwilligung Athens zu den letzten Verhandlungen des Bundesrathes zu holen, abſchlägige Antwort zu ertheilen, und mit dem Könige zu brechen, als Demoſthenes ſie daran hinderte und hindern zu müſſen glaubte.

Demoſthenes hatte eingeſehen, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts zu thun übrig ſey, ſondern ein glücklicherer Augenblick erſt abgewartet werden müſſe, um gegen den Uſurpator ſich zu erklären. Freimüthig ſchilderte er in der Volksverſammlung ſelbſt das verkehrte Syſtem, nach welchem ſeine Mitbürger, im Gegenſatze zu andern vernünftigen Menſchen, ihre meiſten Sachen nicht vor Vollbringung, ſondern erſt nachher zu berathen und diejenigen Sprecher mit dem größten Beifalle zu belohnen pflegten, welche ihre Feh-

ler und Irrthümer am heftigſten gerügt hatten. Denn bei dieſer an und für ſich löblichen Eigenſchaft gehe doch, über dem vielen Gezänke und Getadel, der Augenblick des Handelns und der Gegenſtand des Rathſchlags ſelbſt verloren. Darum bat er ſie, trotz des jetzigen ſchlechten Zuſtandes der Dinge, mit Ruhe des Gemüthes ſeinen reiferwogenen Anſichten und patriotiſchen Vorſchlägen Gehör zu ſchenken. Hierauf muſterte der Redner die ganze Reihe ihrer Verſehen mit ſcharfer Rüge, doch ſo, daß er ihnen ſtets die Veranlaſſungen und Triebfedern, aus welchen ſie entſprungen waren, auseinander ſetzte, und ſeine früher gegebenen Rathſchläge mit den Einwürfen der Gegner zuſammenhielt.

Nachdem dieß geſchehen, rieth er den Athenern, anfänglich zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, den mit Philippos eingegangenen Frieden auf keine Weiſe zu brechen, weder durch Verbindungen mit andern Staaten, noch durch Darleihen von Geldſummen, oder Sendung von Zuzug, oder auch nur durch Erlaubniß zu Werbungen auf ihrem Gebiete. Nicht deßhalb, als ob er ſelbſt etwas auf den Frieden halte, und ihm eben viel daran gelegen wäre, und noch weniger, als ob er Athen beſondere Ehre gebracht; allein ſo wie die Sachen ſtänden, würde es auf jeden Fall dienlicher geweſen ſeyn, dieſen Frieden niemals eingegangen zu haben, als jetzt ihn zu brechen. Denn durch denſelben waren

eine Menge von Vortheilen aufgegeben worden, die Athen früher beſeſſen, und mit denen es damals weit ſicherer den Krieg hätt: fortſetzen können, als es jetzt zu thun im Stande war.

Durch dieſe Gründe beſtimmt, und nicht, als ob er die Sache etwa für rechtmäßig und es für keinen Schimpf hielte, daß ein Macedonier im Bunde der Griechen ſey, rieth er dem Volke, in des Königs Wünſche einzugehen. Denn ein Widerſtand in der gegenwärtigen Lage der Dinge könne leicht für Athen gefährlich werden, ſchon darum, weil Philippos einen Anlaß habe, ſämmtliche Hellenen wider Athen aufzureizen, welches nicht nur wenig thätige Freunde, ſondern leicht ſämmtliche Staaten zu Feinden haben dürfte, da beinahe jedem derſelben, dem einen dieſe, dem andern jene Urſache zum Mißvergnügen in der Nähe liege. Eine Weigerung, dem Beſchluſſe der Amphiktyonen beizupflichten, würde als Ungehorſam gegen die Oberherrlichkeit deſſelben ausgelegt werden. Der Titel entſcheide nichts mehr, weil Philippos die Macht habe und im Beſitz ſey, aus denen er ins Gebiet von Athen ungehindert und nach Gutdünken einrücken könne. — Und die Sache blieb beim Alten.

Philippos ſchien ſich aller Angelegenheiten in Hellas entſchlagen und blos gegen Illyrer und Thraker

ſeine Waffen gewendet zu haben, um die Länder von den vielen kleinen Zwingherren zu befreien, die ſeit längerer Zeit ſie verwüſtet hatten. Demoſthenes allein wußte, daß der Ehrgeiz eines Tyrannen nie ſchlafe. Er ahnete frühzeitig und faßte ganz des Königs eigentliche Plane in ihrem innern und äußern Zuſammenhange. Er rief demnach die ſchlauverhüllte Taktik des gefährlichen Feindes auf den geheimſten Wegen an, die ſie eingeſchlagen zu haben vermeinte. Auch unterließ er nicht, die Athener zu verſichern, daß die Gefahr und ein neuer Krieg mit Philipp näher ſey, als ſie wohl glauben möchten. Er ermahnte ſie dringend, den ſüßen Worten des Friedens nicht allzuſehr zu vertrauen, ſondern, nach redlicher Ordnung ihres Hausweſens, dem Tyrannen gerüſtet zu ſtehen. Nicht ihnen allein, der Freiheit des geſammten Hellas ſtelle der Macedonier Hinterhalte; er mache ſich anheiſchig, dies durch Zeugen und untrügliche Urkunden zu erhärten.

Durch ſolche Worte, die zugleich wie Feuerzungen durch das übrige Griechenland gingen, ſuchte Demoſthenes ſowohl ſeine Mitbürger aus einer peinlichen Verlegenheit über den Beſcheid zu ziehen, welcher den eben anweſenden Geſandten des Königs und denen der Meſſenier und Argiver gegeben werden mußte; als auch den gefährlichen Einfluß ſeines zwar geiſtreichen,

aber etwas feilen Nebenbuhlers, Aeſchines, in der öffentlichen Meinung zu ſchwächen *).

Philippos hatte dieſe Geſandtſchaft zu dem Ende nach Athen abgefertigt, um bei der Republik darüber Beſchwerde zu führen, daß man von Athen aus ihn durch ganz Griechenland als Lügner und Prahler anzuſchwärzen, ſich Umtriebe erlaube und ihn beſchuldige als habe er, was er gelobt und geſchworen, nicht gehalten. Da er den Athenern nichts verſprochen, könne bei ihm auch der Verdacht eines Treubruchs nicht ſtatt finden; die das Gegentheil behaupten würden, fordere er zum Beweiſe deſſen auf. Um eben dieſe Zeit hatten auch die Freiſtaaten von Meſſene und Argos vertraute Männer an die Athenienſer geſandt, um ſie zu Zerſtörung des Lacedemoniſchen Uebergewichts im Peloponneſe aufzufodern. Beide Gegenſtände ſetzten ſie einer ſehr mißlichen Wahl aus, denn wenn auch das Begehren jener Peloponneſiſchen Staaten ihnen gerecht und die Gewalt Sparta's, der alten Feindin ſehr gefährlich ſchien, ſo kam wiederum auf einer andern Seite die Rückſicht in Betrachtung, daß Argos und

---

*) So weit die ausführlichere Arbeit. Von da an läuft der Aufſatz nach der erſten Anlage bis zu Ende.

Meſſene mit Philipp in Verbündniß, ſie ſelbſt aber mit Lacedämon gerade damals in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden. Des Königs argen Sinn erkannten ſie zwar bald, aber ſie fühlten ſich zu ſchwach, jetzt eine entſcheidende Sprache zu führen. Darum trat Demoſthenes kühnen Herzens auf, und erbat ſich die Erlaubniß, in ihrem Namen jedem den Beſcheid ertheilen zu dürfen, den er den Umſtänden am angemeſſenſten finden würde. Nebenbei ſäumte er auch nicht die Unwahrhaftigkeit und die niedrige Geſinnung des Aeſchines zu ſchildern, welcher als der Hauptſtimmführer für Philipp galt. Wenn er in den beiden erſten Punkten vielleicht weniger bewirkte, als die Zeitlage zu erheiſchen ſchien, ſo gelang ihm wenigſtens bei dem dritten der Sieg auf längere Dauer; die Herzen der Athener wurden gänzlich von Aeſchines abgewendet.

Den Kampf wider König Philippos fortzuſetzen, bot ſich Demoſthenes ſehr bald ein neuer Anlaß in dem Streite um den Beſitz von H a l o n e ſ o s dar. Dieſe, unweit Magneſia gelegene Inſel wurde von Erſterm einer Horde Seeräuber entriſſen, und, unter dem Rechtstitel eines wohlerworbenen Eigenthums, in Beſitz genommen. Dawider machten die Athener Einſprache, auf ein älteres Beſitzrecht ſich gründend. Philipp, um gegenwärtig eine noch nicht in ſeinem Plan gelegene Spannung zu vermeiden, erklärte ſich bereit,

von ſeinen Anſprüchen abzuſtehn, jedoch aus Groß=muth, nicht aus Ueberzeugung von dem Rechte Athens auf jenes Eiland. Daſſelbe verweigerte die Annahme unter ſolchen Bedingungen, und erklärte, dasjenige nicht als Geſchenk annehmen zu wollen, was er vermöge eines Rechtes als Eigenthum beſeſſen; auch Demoſthenes trat in dieſer Sache als Redner auf, doch ſprechen viele ihm denjenigen Aufſatz, als von ihm verfertigt, ab, der unter ſeinen Schriften mit der Ueberſchrift: „Rede vom Halonesos“ gefunden wird, ſowohl des bittern Tones als des grellen Inhalts willen. Eine neue Fehde erhob ſich über die von Philipp, alten Bräuchen zuwider, entworfene Handelsordnung, über Amphipolis, und die Machtverhältniſſe im Cherſoneſos. Sie zogen gegen das feindlich geſinnte Kardia aus, und als Ma=cedoniſche Truppen den Bewohnern dieſer Stadt zu Hülfe eilten, wurden dieſelben mit den Waffen zurück=getrieben. Jetzt klagte Philipp den Diopeithes, der dieſen Schritt gewagt, förmlich bei der Republik an, als Störer des Friedensvertrages. Seine Vertheidi=gung übernahm alſo Demoſthenes, und ſuchte den Athe=nern neuerdings über Philipps ſchwellende Macht und Eroberungsſucht die Augen zu öffnen, und zu zeigen, daß Athen ſelbſt ihr bald zum Opfer fallen müſſe, wenn nicht die kräftigſte Gegenwehr ohne Säumen entgegengeſtellt würde. Während er noch immer vor

den Gefahren der Zukunft warnte, zeigten ſich bereits in der Gegenwart die Vorboten, welche die Wahrheit ſeiner Prophezeihungen bekräftigten. Es erregte plötzlich der König auf Euböa einen Aufſtand wider die Athener und belagerte Perinthos. Phokion ward gegen ihn abgeſandt und vereitelte größtentheils ſeinen Plan; zugleich vertheidigten ſich die Perinthier auf das ehrenvöllſte, und wurden in dem Glauben an ihre Tapferkeit durch die Hülfe geſtärkt, die Byzanz, und der Perſiſche König, eiferſüchtig auf des Macedoniers Fortſchritte, ihnen noch zur rechten Zeit zukommen ließen. Auf dieſes wandte ſich nun Philipp gegen Byzanz ſelbſt, voll Hoffnung, die von einem großen Theil ihrer Beſatzung verlaſſene Kolonie, leicht überrumpeln zu können. Er täuſchte ſich darin, und fand unerwarteten Widerſtand. Zugleich hatte Demoſthenes durch ſeine eifrigen Bemühungen es dahin gebracht, daß Athen der alten Unbilden vergaß, die es im bekannten Bundesgenoſſenkriege von Byzanz und den mit ihm vereideten Pflanzſtädten erlitten hatte, um ſich nun mit ihnen gegen den gemeinſamen Feind zu vereinigen. Ein Heer ward zum Schutze von Byzanz entſendet; Chares war deſſelben Feldherr. Demoſthenes aber durchwanderte nun, als Geſandter ſeiner Vaterſtadt, ganz Hellas, und reizte auf der Tribune und in beſondern Unterredungen mit der ihm eigenen Unüberwindlichkeit alle Völker, mit

weniger Ausnahme, wider den fürchterlichen Feind, mit dem Erfolge auf, daß den Athenern, außer ihren Haustruppen, an die 15000 Streiter zu Fuß, und 2000 Berittene zu Gebote ſtanden, und Geldes genug zu Verabreichung des Soldes mit übermacht wurde. Schon waren jetzt Euböa, Achaia, Korinth, Megara, Leukadien und Korcyra zu Athen getreten, und andere folgten täglich nach; die Augen aller Griechen waren voll Erwartung des Ausgangs; zu deſſen glücklichem Gelingen ſchien nur das Bündniß der Thebaner noch zu fehlen. Sie waren Athens nächſte Nachbarn, in Waffen trefflich geübt, durch eine große Anzahl Kriegsvolk ein Gegenſtand der Achtung; aber ſie waren auch noch friſch her vom Phokäiſchen Kriege dem Könige Philipp für gute Dienſte, die er ihnen erwieſen, tief verpflichtet; alte und neue Gränzwirren hatten die Flamme des Haſſes geweckt und geſchürt. Wie mochte man die Gemüther zu einem Kampf vereinen, welchen zu wagen kaum die bitterſte Noth, keineswegs aber die Idee der Freiheit, zu mehr, beſtimmen konnte?

Trotz dieſer Verlegenheit eröffnete ſich der Feldzug. Aber des Königs Fortſchritte waren bald reißend, und er bedrohte hart und nah die Gebiete ſeiner Gegner. Bei Amphiſſa Sieger, fiel er in Elatea ein, beſetzte er Phokis. Da entſank den Athenern der Muth, und großer Schrecken herrſchte in den Mauern, wo

einſt mit Miltiades und Themiſtokles kein Bürger ſich vor Darius und Xerxes Schaaren gefürchtet. Die feilen Redner, den Abgrund vor ihrem Vaterland erblickend, verſtummten, und niemand wagte es, die Tribüne zu beſteigen. Demoſthenes allein hatte die Beſonnenheit ſeines Geiſtes und die Kraft ſeines Heldenwillens nicht verloren; er trat noch einmal kühnlich auf und ſprach eifrig vom Thebaniſchen Bündniß. Auch in die Uebrigen kehrte jetzt der Muth zurück; man beſchloß des Planes Urheber ſelbſt zu ſeiner Ausführung zu entſenden. Und Demoſthenes ging nach Theben, wo Philipps Gold bereits mehr als ein, dem Gegenſtand gewachſenes, Talent zum äußerſten Widerſtand gedungen hatte. Die Thebaner fühlten alle gar wohl das Gewicht der Gründe, welche Politik und Oekonomie in dem Munde der Macedoniſch Geſinnten geltend machten; aber die edlern Gefühle von Volksruhm, Freiheit und Rettung des Ganzen, die aus der Feuerſeele des Atheners, wie einſt die Blitze des Perikles, hervorgingen, überwältigten ſie. Sie ſahen zwar die brennenden Städte der Phokäer und die Schreckniſſe des kommenden Krieges in langer Reihe vor ſich; aber die Begeiſterung ſiegte über die kalte Berechnung. Der Bund kam zu Stande; die Verſammlungen beider Völker wurden durch Demoſthenes Geiſt gleich geleitet; der Kriegsrath handelte nach Planen, die er ent=

worfen. Die Hellenen, vom Abendrothe der untergehenden Begeiſterung noch einmal umglänzt, blickten bewunderungsvoll auf dies merkwürdige Schauſpiel hin. Aber das Geſchick war dennoch von Hellas nicht abzuwenden.

Der König ward durch die Nachricht von der Thebaner Uebertritt zu Athen aufs äußerſte überraſcht; er fühlte ſich einem ſolchen Bunde gegenüber nicht ſtark genug, und begehrte den Frieden. Umſonſt; die Sachen waren zu weit gediehen; alle Verſuche ſcheiterten an den Worten des Demoſthenes. Seine Seele war ſelbſt über gefahrverkündende Orakel und die düſtern Weiſſagungen mehr als eines Sehers erhaben; die Gegner deuteten, was er als höhere Nothwendigkeit erkannt, als ſtrafbaren Trotz wider der Götter Willen.

So zogen alſo, gerade um dieſelbe Zeit, als von Rom ein großer Aufſtand der Latiner unterdrückt wurde, die Heere der Hellenen und Macedonier gegen einander; in der Reihe der erſtern, um zu rathen und zu begeiſtern, Demoſthenes. Bei Chärones ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung auf. Kraft und Muth waren bei beiden Theilen gleich; aber bei den Barbaren war geregeltere Taktik, Einheit des Willens, größere Uebung, des Feldherrn durchdringender Geiſt, und das aufkeimende Kriegsgenie ſeines Sohnes Alexandros. Lange Zeit ward mit zweifelhaftem Glück, mit

äußerſter Erbitterung gefochten. Den Griechen ſtanden die Erinnerungen früherer Zeit, den Macedoniern die Trophäen der Gegenwart und Zukunft bei; bei beiden galt es um Uebergewicht, Herrſchaft, Unabhängigkeit. Aber die unerfahrene Tapferkeit des Chares und Lyſikles konnte in die Länge doch nicht dem unwiderſtehlichen Heldenmuth des Jünglings Alexander Halt bieten, der auf dem rechten Flügel zuerſt die Reihen der Helleniſchen Schlachtordnung brach. Auch die heilige Schaar der Thebaner verblutete allmählig, Mann für Mann. Umſonſt hatte Demoſthenes Athener und Böotier an Perikles und den leuktriſchen Sieger gemahnt; nicht ihre Tapferkeit, ihr Glück hatte ſie verlaſſen. Ueber 1000 Athener, eben ſo viele Thebaner lagen auf der Wahlſtatt, noch mehrere wurden gefangen. Dieſe Schlacht, die Griechenlands Schickſal entſchied, und deren Folgen nie verjähren wollten, ward 33 Jahre nach der bei Leuktra geſchlagen.

Philippos überließ ſich der unmäßigſten Freude; von Sieg und Weine trunken, wiederholte er unaufhörlich die Anfangsworte jenes von Demoſthenes wider ihn entworfenen Geſetzes, das die große Heerrüſtung entſchieden hatte. Als aber die Macht des Weingeiſtes von ihm abgelaſſen, und er des folgenden Tages die Leichenhaufen der auf beiden Seiten Erſchlagenen betrachtete, da empfand er, wie Plutarchos meldet, tie-

ſes Grauen vor der Macht des Genies und der Beredſamkeit eines Einzelnen, die ihn gezwungen, ein Paar Stunden lang für Leben und Herrſchaft zu ſtreiten. Er erinnerte ſich, daß ſelbſt der größte König damaliger Zeiten, der Monarch von Perſien, vor dieſem Geiſte ſich gebeugt, und ſeinen Satrapen, dieſen Mann vor allen Griechen am meiſten zu ehren und zu beobachten befohlen, auch durch glänzende Geſchenke ihn zu gewinnen geſucht habe.

Groß war die Trauer durch ganz Griechenland über die Niederlage Athens und ſeiner Bundesgenoſſen; viele klagten auch wohl den eingeſchlafenen Heldenſinn und die Gleichgültigkeit Sparta's an, das in dem Augenblicke, wo es um allgemeine Freiheit und Nothwehr ſich gehandelt, entfernte Bundesgenoſſen, die Tarentiner, wider Lukanien zu unterſtützen vorgezogen hatte. Am meiſten aber entzündete das öffentliche Unglück den Parteihaß in Athen; die Gegner des Demoſthenes, frohlockend über die Todeswunde in der Bruſt des eigenen Vaterlandes, ſtanden nun in Maſſe auf, klagten ihn als den Urheber an, erdichteten Mährchen von feiger Flucht aus dem Kampfe, und forderten, daß er zur Rechenſchaft über das Geſchehene gezogen würde. Allein das Volk von Athen, in dieſen Tagen der Bedrängniß noch einmal von der Großartigkeit ſeiner Väter angeweht, und höher als ſein

Unglück, ſprach ihn von allen Beſchuldigungen frei; es erwies ihm die gleichen Auszeichnungen wie vorher, und wählte ihn ſogar dazu, den Gefallenen bei Chäronea die Leichenrede zu halten. Demoſthenes erfüllte, tiefergriffen von dieſem Vertrauen ſeiner Mitbürger, den erſchütternden Auftrag und endigte die Rede mit den Worten: „Dem Geſchlechte nach war zwar jeder Einzelne dem Einzelnen näher verwandt, aber Allen insgeſammt keiner näher als ich; und derſelbe, dem am meiſten daran lag, daß ſie glücklich und gerettet würden, empfand auch, als unerwünſchte Unfälle ſie trafen, um Aller willen den tiefſten Schmerz."

König Philipp, ſo ſehr ihn in den erſten Augenblicken ſein unerwartetes Glück betäubt hatte, war doch bei reiferm Nachdenken zu klug, um nicht einzuſehen, daß ihm auch jetzt noch zur Sicherung der erhaltenen Uebermacht die größte Mäßigung und Schonung, namentlich der Athener, nothwendig ſey, und er mehr in der Eigenſchaft eines Protektors, als eines Beherrſchers, Hellas in ſeinem Willen erhalten könne. Darum zeigte er gegen Athen vor allen viele Großmuth; weniger gegen Theben, auf deſſen Unkoſten er, machiavelliſtiſch, das erſtere ſogar vergrößert hatte. Nunmehr ließ er ſich feierlich zum Oberfeldherrn des geſammten Hellas erklären, und trachtete, ſich die Neigung aller Völker deſſelben, durch die Erklärung und

Verheißung zu gewinnen, daß er an ihrer Spitze ausziehen werde, das Reich der Perſer zu zerſtören, und alte Unbilden, welche dieſelben Griechenland jedoch wie Macedonien zugefügt, glänzend zu rächen. Der Tod überraſchte ihn in Mitte dieſer, man weiß nicht ob ganz ernſtlich gemeinten, ob blos ſcheinbaren Entwürfe. Demosthenes frohlockte in ſeinem Herzen, als er dieſe Nachricht, wie es ſcheint, der erſten einer in Athen, erfuhr. Mit freudigem Geſicht, die Kunde noch liſtig verbergend, trat er vor den Rath und das Volk, und verkündete, daß er einen Traum gehabt, der den Athenern ein großes Glück bedeute. Es vergingen wenige Minuten, ſo kamen bereits Boten, welche den Hinſcheid des Königs und Tyrannen meldeten. Alsbald opferte das Volk in ausgelaſſener Freude den Göttern Dankhekatomben, und beſchloß, Pauſanias, dem Mörder Philipps, eine Statue und Ehrenkrone. Als Demoſthenes alle Geiſter in der Stimmung ſah, die er ſich wünſchte, erſchien er, obgleich ihm vor 8 Tagen erſt ſeine geliebte Tochter geſtorben war, feſtlich geſchmückt *) auf der

*) Bitter ward ihm dies von Aeſchines und andern Gegnern, als Fühlloſigkeit gegen die Stimme der Natur, vorgeworfen; er aber meinte, daß einen Familienunfall zu beweinen den Weibern, ihm aber den frohen, heitern, thätigen Blick auf den Staat jetzt zu richten, vor allem gezieme.

Tribüne, ſchilderte den jetzigen Zeitpunkt, als den geeignetſten von den Göttern ſelbſt geſendeten, um unwürdige Feſſeln wieder zu ſprengen, und reizte aufs neue den Bund der Städte wider Macedonien, deſſen neuen König er einen unmündigen Knaben nannte. Während Alexander mit den aufgeſtandenen Illyriern und Triballern ſtritt, brachen Akarnaner, Ambrakioten und Thebaner wider die Macedoniſchen Beſatzungen, und einzelnen Heerabtheilungen auf; aber alle dieſe Bewegungen waren nur einzeln; die Rüſtungen verzogen ſich allzuſehr; es war keine Einheit in dem Befreiungsplan, noch Energie in ſeiner Ausführung.

Vor allen geriethen nun die Thebaner in Bedrängniß, und mußten ſchwer die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Leichtſinns büßen, durch den ſie, vielleicht ohne Noth, den Grimm Alexanders erregt. Sie tödteten die Hauptleute der Macedoniſchen Beſatzung in der Kadmeia, als dieſe ahnungslos aus der Burg getreten; drauf belagerten ſie die Beſatzung ſelbſt, und fertigten Geſandte rings an die Hellenen ab, mit flehender Bitte um beförderlichen Beiſtand. Zu dem allen hatte ſie die falſche Kunde von Alexanders Tode unter den Triballern ermuthigt. Demoſthenes, von immer ſchwellendem Haſſe wider das Macedoniſche Fürſtengeſchlecht getrieben, brachte es bei den Athenern

neuerdings dahin, daß ſchleuniger Zuzug an die Thebaner beſchloſſen wurde. Allein die plötzliche Erſcheinung des todtgeglaubten Alexanders auf dem Schauplatz hieß ſie die Wendung, welche die Sachen nehmen würden, noch ein wenig abwarten. Demoſthenes, tief zürnend dieſer falſchen, unedeln, ſelbſtverderblichen Politik, gedachte wenigſtens das Seinige zu thun, rüſtete mehrere Schaaren Kriegsvolk auf eigene Koſten, mit einem bedeutenden Waffenvorrath aus, und ſandte ſie dem Belagerungsheer vor Kadmeia zu, welches, die nahe Ankunft des Rächers fürchtend, ſeine Anſtrengungen verdoppelte.

Die Thebaner hatten ſich Hoffnung gemacht, von Peloponneſiſchen Völkern, beſonders den Arkadiern, ebenfalls Hülfe zu erhalten; allein der Einfluß eines bedächtigen, argwöhniſchen, geizigen Häuptlings, und die Macht des Macedoniſchen Goldes machten dieſe Hoffnung ſcheitern. Demoſthenes dagegen wirkte, ebenfalls durch Geld *), dahin, daß andere Truppen aus

---

*) Die Schlechtigkeit ſeiner Feinde und die Falſchheit mehr als eines halbhörigen Skriblers haben ſein Andenken durch den Vorwurf zu beflecken geſucht: er habe ſich von Perſien beſtechen laſſen und bedeutende Summen erhalten. Daß letzteres geſchehen, liegt außer allem Zweifel; daß er jedoch den edelſten Gebrauch, für das Vaterland, nicht für ſich, davon gemacht, iſt ebenfalls dargethan. Die Politik des

der Halbinſel wenigſtens nicht gegen Theben und die Freiheit ſtritten.

Alexander näherte ſich jetzt dem Gebiete ſeiner Feinde, denen er wirklich einige Bedenkzeit gegeben; Demoſthenes, dem unverſöhnlichen Gegner ſeines Hauſes, der ihn erſt einen Knaben, dann einen Jüngling genannt, ließ er bedeuten, er werde unter Athens Mauern ihm zeigen, daß er ein Mann ſey. Dieſer Ausdruck bitterer Empfindlichkeit iſt eben ſo ſehr eine Urkunde der Achtung, in welcher bei ihm ſein Feind geſtanden haben muß, als jene ſpätere Aeußerung des Königs, nachdem er Perſien ſchon beſiegt hatte, ein Denkmal des geiſtigen Ruhms, welchen Athen in der öffentlichen Meinung der damaligen Zeitgenoſſen beſaß; nämlich: daß ihm bei allen, und den größten Thaten immer vor der Seele geſchwebt: was werden wohl die Athener dazu ſagen?

Die Thebaner glaubten inzwiſchen noch immer feſt an Alexanders Tod, und hielten den gegen ſie anrückenden für einen andern Alexander, entſproſſen aus einer Seitenlinie des Macedoniſchen Königshauſes.

Perſers, und das Intereſſe der Helleniſchen Freiheit trafen hier zufällig zuſammen; Demoſthenes benutzte den Umſtand und that nur, was große Hellenen vor ihm einſt auch gethan (Konon, Ageſilaus, u. ſ. w.)

Die Kriegspartei ſiegte daher ſtets in ihrer Stadt über die ohnmächtigen Verſuche derer, welche klarer ſahen, Unglück ahneten, und zum Frieden riethen. Zugleich hofften ſie auf Perſien, und erwarteten ſehnſüchtig Hülfsvölker von daher. Denn auch hier hatte Demosthenes neuerdings ſein ganzes Anſehen angewendet, um der Freiheit eine Stütze zu verſchaffen. Leider vollendete ſich der Thebaner Geſchick, ehe von den Sendſchreiben ihres Atheniſchen Freundes eine Wirkung erfolgen konnte. Der Macedonier lag bereits vor ihren Mauern. Muthvoll ſtanden die Bürger in der bald erfolgten Schlacht den Reihen des Perdikkas, verwundeten und trieben ihn zurück. Aber Alexander, mit der wunderbaren Phalanx, beſiegte ſie dennoch zuletzt; die Mauern wurden geſtürmt, während von der Kadmeia aus die Beſatzung ſie im Rücken überfallen hatte. Gräßlich war der Beſiegten Schickſal; was nicht getödtet war, wurde zu Sclaven verkauft, die Stadt bis auf die Tempel und Pindaros Wohnung zerſtört. Zu ſpät gereuete den König, wie oft erzählt worden iſt, Griechenland das eine Auge entriſſen zu haben.

Den Schreck, welcher durch alle Hellenen ob dieſer ſchauerlichen Rache ging, wollte der Sieger benutzen, um ſeine Feinde, und zumal die patriotiſche Partei, allenthalben zu vernichten, oder zu entwaffnen. Demnach befahl er zuerſt den Athenern: die Redner ſämmtlich

ihm auszuliefern, welche nicht müde würden, das Volk wider Macedonien aufzureizen; ſollten ſie unklug genug zögern, dieſem Begehren zu willfahren, ſo hätten ſie das gleiche Schickſal zu erwarten, das ſo eben die Thebaner getroffen.

Die Meinungen in der Verſammlung der Athener ſchwankten. Ein großer Mann, gerecht und vaterländiſch geſinnt, die Niederträchtigkeit der Zeit und ſeines Volkes eben ſo ſehr mit Spott und Verachtung verfolgend, als Demoſthenes ſie zu tilgen und zu beſſern bemüht war, jedoch aus Ueberzeugung von der Verſunkenheit ſeiner Landsleute und ihrer moraliſchen Ohnmacht, ſtets nur Rathſchlägen des Friedens zugethan, und eben darum politiſcher Meinungsgegner des feurigen Demoſthenes, dieſer Mann, Phokion, trat nun unter dem Volke auf, auf das er, ſeines rechtlichen Charakters wegen, ſehr großen Einfluß übte, und ermahnte die Athener, den Zorn des Siegers nicht zu reizen, ſondern die begehrten Männer ihm zuzuſchicken, und durch das kleine Opfer größeres Unheil vom Staate abzuwenden. Zu den Rednern ſelbſt ſprach er: ſie ſollten das große Beiſpiel der Söhne des Laus und des Hyakinthos nachahmen, und nicht anſtehn, für's Vaterland ihr Leben zu laſſen. Dies mochte Phokion, der Macedoniſch geſinnte, und darum ſichere, wohl rathen; es iſt aber leichter, Andere zur Reſignation und zu Opfern zu begeiſtern, als ſelbſt es

zu thun; und ein Mann, der ſeinen Werth gefühlt, und ſeiner Zeit Großes geleiſtet hat, giebt ſich nicht leichten Kaufes ſeinem Schickſal Preis, blos damit entartetere Zeitgenoſſen in ihrer Ruhe und Behaglichkeit nicht geſtört werden. Außer dieſer Betrachtung war es aber ſelbſt die Treue gegen das Vaterland, die in dem gegebenen Falle den bezeichneten Volksfreunden, ihre Selbſterhaltung zur Pflicht machte. Es erkannte Demoſthenes, dem es vor Allen galt, was Alexander durch ihre Auslieferung bezwecke, und äußerte ſich beim Volke unbefangen: die Athener irrten ſich ſehr, wenn ſie glauben wollten, daß durch den Untergang einiger Weniger die Gefahr im Allgemeinen von ihnen abgewendet würde. Der ſchlaue Macedonier begehre nur diejenigen, deren Wachſamkeit und Tugend ihm am meiſten verdächtig und verhaßt ſey. Wären einmal die Wächter der öffentlichen Freiheit entfernt, ſo würden ſie über den verwaisten, wehrloſen Staat, wie die Wölfe auf die von den Hunden verlaſſene Schaafe, herfallen. Ferner, ſo wie ein Kaufmann durch ein Paar Körner, die er als Muſter zeige, den ganzen Getraidehaufen verkaufe, ſo würden auch die Athener durch Uebergabe Weniger ſich alle übergeben. Demades, ein Redner der Macedoniſchen Faction, riß das Volk aus ſeiner Unentſchloſſenheit, und erbot ſich gegen 5 Talente für Reiſekoſten und Bemühung bei Alexandern

für ſeine Kollegen Amneſtie zu erwirken. Sie gingen in den Vorſchlag ein, und Demades erreichte ſeinen Zweck bis auf Charidemos, auf deſſen Ueberlieferung der König beharrlich beſtand. Es entfloh aber derſelbe auf dem Wege, und begab ſich an den Hof des Darius, wo er nicht unbedeutende Dienſte leiſtete, bis in der Folge ihm ſeine böſe Zunge den Untergang dennoch bereitete.

Alexander trat ſeinen Zug gegen Aſien an, und verfolgte mit reißenden Fortſchritten ſeine Siege. Während dieſer Zeit lag Hellas in tiefe Apathie verſunken; die Redner in des Königs Sold herrſchten und walteten in Athen; Demoſthenes mußte verſtummen. Aber der Haß gegen den Tyrannen war nicht in ihm entſchlafen, er lauſchte nur auf einen günſtigen Augenblick, um neuerdings zur Freiheit zu vermahnen; und als ihm dieſer in dem Aufſtand des Sparterkönigs Agis gekommen zu ſeyn ſchien, erhob auch er ſich aus ſeinem Dunkel wieder, und ſuchte Hellas zur Theilnahme an dieſem kühnen Verſuche zu reizen. Leider unterlag Agis bald, und auch Demoſthenes mußte neuerdings mit gebrochenem Herzen ſich zurückziehn.

Deſſen ohngeachtet gab es in Athen immer noch Männer genug, welche in Demoſthenes das unſchätzbare Kleinod zu würdigen wußten, das die Helleniſche

Freiheit aus ihren Trümmern gerettet. Es brachte ein Mann von vielem Gewicht, Cteſiphon, einen ſchon vor 10 Jahren, vor der Schlacht bei Chäronea, entworfenen Vorſchlag, oder Pſephisma, abermal vor das Volk, welcher darauf antrug: Demoſthenes, den Sohn des Demoſthenes von Phäonien, mit einer goldenen Krone zu krönen, und, daß dieſe Auszeichnung ihm wirklich verliehen worden, am Feſte des Bacchus, bei Vorſtellung der an demſelben veranſtalteten Schauſpiele, allem Volke bekannt zu machen; und zwar ſolches aus dem Grunde, weil Demoſthenes zu allen Zeiten durch Rede und That die Wohlfahrt des gemeinen Weſens auf jede Weiſe zu fördern geſtrebt habe. Zufällige Umſtände hatten damals die Ausführung dieſes Vorſchlages verzögert. Er fand auch dießmal die größten Hinderniſſe, vorzüglich an den Anſtrengungen des Aeſchines, dem alten Ehrenfeinde und Meinungsgegner unſeres Redners. In einer äußerſt ſcharf durchdachten, meiſterhaft ausgeführten und ſehr langen Rede ſuchte er den Athern zu beweiſen, daß Demoſthenes Krönung den Geſetzen in mehr als einem Punkte widerſtreite, und entwickelte zugleich das ganze Syſtem, Thun und Treiben dieſes Patrioten, um denſelben vor dem Volke aller ihm zuerkannten Verdienſte bei dieſem Anlaſſe zu entkleiden. Allein Demoſthenes widerlegte ſeine Anſchuldigungen Punkt für Punkt in einem

nicht minder meiſterhaften, glänzenden Vortrage, und beſiegte alle Herzen und Geiſter ſeiner Mitbürger dermaßen, daß trotz des heftigſten Widerſtandes von Seite der Macedoniſchen Parthei, und ohne die Furcht vor dem Könige zu berückſichtigen, er glorreich aus dem Kampfe ging, und die Krone ſich erwarb, während ſein Gegner nicht über ein Fünftheil Stimmen erhielt. Zernichtet in der öffentlichen Meinung, und ſchaamroth über dieſe Niederlage, verließ Aeſchines die Stadt, und begab ſich nach Rhodus und Jonien, um allda ſein Leben ruhmlos zu beſchließen.

Dem Demoſthenes verbitterten aber dieſen Triumphtag ſeines Lebens und Wirkens gar bald Tage der Bedrängniß und der Schmach, und er mußte ſeinen bisher tadelloſen Charakter durch den ſchwarzen Vorwurf der Beſtechung in den Augen eines großen Theiles der Athener befleckt ſehen. Ein verrätheriſcher Schatzmeiſter Alexanders, Harpalus mit Namen, welcher, in der Hoffnung, Alexander werde nimmermehr aus Indien kehren, auf das gewiſſenloſeſte die ihm anvertrauten Kaſſen verwaltet, und bei des Königes Rückkehr mit mehr als 5000 Talenten Geldes nach Athen ſich geflüchtet hatte, ſollte auch das Herz des Demoſthenes, der anfänglich auf ſeine Ausweiſung aus Athen angetragen, zuletzt doch noch gerührt, und denſelben zur Annahme großer Summen und prachtvoller Ge-

ſchenke verlockt haben. Man klagte daher den Redner mit mehreren Andern dieſes Vergehens an; als er aber öffentlich ſich vertheidigen wollte, weigerte man ſich, ihn anzuhören. Demoſthenes verlangte, daß ſeine Sache vor dem Areopag entſchieden werde; aber dieſe Behörde verdammte ihn, ebenfalls ohne hinlängliche Beweiſe, zu einer Strafe von 50 Talenten; während allenthalben Hausunterſuchung angeſtellt wurde, blieb blos die Wohnung des Kallikles, eines Neuvermählten, unangetaſtet. Bis die Summe bezahlt ſeyn würde, wurde Demoſthenes ins Gefängniß geworfen, und erſt als ſein Körper der feuchten Luft und dem Gram zu unterliegen drohte, ließ man ihn heimlich aus Athen entfliehen. (Andere ſagen, daß er die Sorgſamkeit der Wächter getäuſcht.) Als er kaum eine Strecke Weges in der Freiheit zurückgelegt hatte, gewahrte er plötzlich eine Anzahl Menſchen hinter ſeinem Rücken, die er bald für ſeine Feinde erkannte. Er erwartete Mißhandlungen, oder daß ſie ihn in den Kerker zurückſchleppen würden; allein wie ſehr erſtaunte er, als ſie ihn dringend baten, eine kleine Summe von ihnen als Reiſegeld anzunehmen, und zugleich Troſt und Muth in dieſem ſeinem Mißgeſchick ihm zuſprachen. In dieſem Augenblicke ſiegte das Gefühl der Natur über ihn, er weinte heftig und rief aus: Soll ich mein Schickſal nicht betrauern, das mich aus einer

Stadt verſtößt, wo ich Feinde von ſolchen Geſinnungen habe, die ich nirgends anders unter Fremden mehr finden werde? Ein gemeiner Menſch nur kann, nach dieſer Scene, Unedles von dem Character dieſes Mannes glauben. Das Mährchenhafte der ihm gemachten Beſchuldigungen ſpringt auffallend in die Augen; wenn er von Harpalus ſo große Summen Goldes erhielt, warum konnte er denn die ihm auferlegte Strafe nicht bezahlen? Ferner: würden jene Bürger, ſeine Feinde, dieſen ihr Gefühl ſo ehrenden Schritt gethan haben, wenn ſie von ſeiner Unſchuld und dem ihm zugefügten Unrecht nicht überzeugt geweſen wären? Endlich finden wir bei dem Schriftſteller Pauſanias ausdrücklich bemerkt, daß Demoſthenes ſeine Unſchuld vollſtändig erwieſen habe, und auch von Andern der Ungrund des ihm vorgeworfenen Vergehens dargethan worden ſey. Noch klarer ſpricht folgender Umſtand für ihn: Als Harpalus in der Folge ermordet worden, fand man unter ſeinen Papieren ein vollſtändiges Verzeichniß aller der Perſonen, die von ihm Geſchenke empfangen; Philoxenos, ein perſönlicher Feind des Demoſthenes, ſchickte dieß wichtige Aktenſtück nach Athen, aber nirgend war der Name des letzteren darauf zu leſen. So iſt es alſo höchſt wahrſcheinlich, daß die Gegner von der Macedoniſchen Parthei dem unbeugbaren Bekämpfer ihrer Grundſätze und Umtriebe blos eine Falle gelegt hatten,

um ihm die Liebe des Volkes zu rauben, und zugleich ihn aus der Stadt ſelbſt zu entfernen.

Demoſthenes, als er das undankbare Athen verlaſſen, ſoll folgende Worte mit bitterm Gefühl ihm zugerufen haben: „O Minerva, Schutzgöttin dieſer Stadt! an drei ſchlimmen Thieren trägſt du Gefallen: an einer Eule, einem Drachen und dieſem Volke!“ Wir laſſen dieß dahingeſtellt, ob er ſich wirklich dieſe Aeußerung, die jedoch ſein Zuſtand und die erlittene Kränkung hinlänglich entſchuldigen würde, erlaubt, und begleiten ihn in ſein Exil nach Aegina und Trözene. Mit tiefem Schmerze ertrug er hier ſeine Verbannung, weniger, weil er Athens, als weil er des Wirkens für ſein Vaterland entbehren mußte; und oft ſah er mit Thränen heißer Sehnſucht nach der Gegend, über welche ſein Kaſſandrablick das Verderben immer drohender heranſchreiten ſah. Den Jünglingen, die ihn zu hören ſich herandrängten, rieth er, — (warum tadelt ihn deßhalb Plutarch?) mehr als einmal: im gegenwärtigen Augenblicke ſich nicht an das gemeine Weſen zu machen. Zwei Wege, ſagte er oft, ſtanden mir, als ich für die Republik zu wirken mich entſchloſſen hatte, offen: die Tribüne, und der Opfertod. Hätte ich die Uebel alle vorausgeſehen, die denjenigen treffen, welcher auf erſterer ſich um das gemeine Weſen mühet, und geahnet die Schrecken alle, die Schlingen des

Neides und der Verfolgung, ich würde den Weg gewählt haben, der mich zum Tode geführt.“ —

Aber auch ſein Abendhimmel ſchimmerte noch in den Stunden tiefſter Trauer von dem Lichte neuer Hoffnung und Freude. Der Welteroberer endigte plötzlich mitten in dem Jubelgefühl ſeiner Siege, und Verwirrung rüttelte allenthalben an das mit Nationenblut mühſam verkittete Werk der Univerſalmonarchie. Rings erwachte den Völkern der Muth. Alle Hellenen faßten neue Hoffnung für die Freiheit. Dazu hatte Demoſthenes noch aus der Verbannung großentheils mitgewirkt, und ſeinen Landsleuten folgendes geſchrieben: „Wer da glaubt, daß Alexander alles dem Glücke ſchuldig ſey, der denke an ſeine Thätigkeit, ſeine Anſtrengungen, ſeinen Muth, und daß er nicht beim Müßigſitzen ſo große Fortſchritte gemacht. Nach ſeinem Tode ſucht das Glück diejenigen, welche verdienen, daß es mit ihnen ſey; und dieſe mit Recht Glücklichen müßt ihr nun werden.“

Unmittelbar darauf geſellte er ſich den atheniſchen Geſandten zu, welche, um ein Bündniß der übrigen Hellenen mit ihrem Staate zu bewirken, herumreisten; namentlich ſtimmte er die Arkadier zu dieſem Vorhaben. Die Athener aber ſäumten nicht, ihren großen, ja wohl größten Bürger, förmlich zurückzuberufen. Ein Dreiruder ging nach Aegina und nahm ihn auf; das ganze Volk

aber, (die Magiſtrate und Prieſter mitgerechnet, ja ſogar viele von der Gegenpartei,) ſtrömte zum Piräus, ihm entgegen, und begleitete ihn mit Jubel und unter den größten Feierlichkeiten in die Stadt zurück, die er als Flüchtiger und mit dem Scheine des Verbrechens belaſtet, verlaſſen hatte. Ohngeachtet Phokion, nach gewohnter Weiſe, den flüchtigen Aufflug der Begeiſterung verſpottete, ward der Krieg gegen die Macedonier erklärt. Zwar entzogen ſich Sparta, Arkadien und Achaia, ſo wie Korinth, theils durch Furcht bewogen, theils durch Umſtände beſtimmt, der gemeinſamen Sache; aber Argos, Sycion, Epidaurus, Trözene, Elis, Phliaſus, Dorien, Lokrien, Meſſenien, Akarnanien, Aetolien u. A. ſtanden feſt mit Athen zuſammen. Ein Heer von 50,000 Mann zog unter dem Oberbefehl des Leoſthenes aus. Es ſchlug den Antipater, der nach des Königs Tod in Hellas ſchaltete, bei den Thermopylen, und ſchloß ihn in der Feſtung Lamia ein. Antipater, in harter Bedrängniß, war geneigt, auf billiges Geding ſich zu ergeben; aber als die Griechen unbedingte Uebergabe verlangten, erwachte der Macedonierſtolz; jener ſuchte nun Zeit zu gewinnen, bis Entſatz herrannahe. Inzwiſchen fügte es Hellas böſer Dämon, daß Leoſthenes durch einen Steinwurf getödtet ward, und in Antiphilos, ſeinem Nachfolger, nicht der Geiſt, der

Muth und die Klugheit des frühern Feldherrn war. Plötzlich erſchien, als gerade die größte Verwirrung in den Sachen der Athener herrſchte, Leonatos mit neuen Truppen. Es kam zur Schlacht; beide Theile fochten mit äußerſter Wuth; aber Leonatos ward geſchlagen und getödtet, vorzüglich mit Hülfe theſſaliſcher Reiterei. Der Reſt vereinigte ſich mit Antipaters Heer; dieſer ſelbſt hielt ſich blos vertheidigungsweiſe, bis Kraterus anlangte. Nach der Vereinigung mit dieſem General konnte nun Antipater eine Macht von 40,000 Mann Fußvolk, 5000 Reitern und 3000 Bogenſchützen entgegen ſtellen: die Hellenen zählten nur noch 25,000 Bogenſchützen und 2500 theſſaliſche Reiter. Ein neues Treffen ward daher bei Kranon geliefert. Die Griechen ſiegten über die Reiterei; aber nicht ein gleiches Glück ward ihnen wider die Phalanx der Macedonier zu Theil. Muthloſigkeit, Verwirrung, Zuchtloſigkeit halfen außerdem nun ihre Niederlage bewirken. Deßhalb nahmen die meiſten den Frieden, welchen Antipater bot, in das Regiment ihrer Städte ariſtokratiſche Reformen, in die Burgen Macedoniſche Beſatzungen an. Sofort rückte erſterer gegen Athen, wo Anarchie und allgemeine Erſtarrung aufs neue herrſchten. Er nahm mit Wohlgefallen die Geſandtſchaft der Redner Phokion und Demades auf, und ſtellte verſchiedene Bedingungen, unter denen er die Stadt zu

verſchonen verhieß; eine der vorzüglichſten war die Auslieferung des Demoſthenes und Hyperides. –

Der Erſtere hatte ſchon früher dieſe Wendung der Dinge geahnet, und bei ſich beſchloſſen, nicht durch Henkerstod, vor dem Angeſicht der ſiegjubelnden Feinde des Vaterlandes, zu ſterben, ſondern, wie es freien Männern ziemt, die durch ein großes Leben das Recht erkauft zu haben ſcheinen, es nach ihrem Willen endigen zu dürfen. Er floh mit ſeinen Freunden, noch ehe die Söldner des Antipater in Athen einrückten, nach der Inſel Kalauria, die gegenüber von Trözene liegt. Der feige Pöbel ſprach, auf den Vortrag des noch feilern Demades*), das Todesurtheil über den einzigen, der bisher noch der Hort ſeiner Freiheit geweſen. Im Tempel des Poſeidon fand ihn der Vollſtrecker der Sentenz, Archias; er aber brachte ihn weder durch Drohungen noch Verheißung aus der Freiſtatt des Gottes. Er nahm den Tod, wie Hannibal und Mithridates ihn genommen, durch Gift, das er ſeit län-

*) Der ſonſt gerechte Phokion hat bei der Nachwelt die ſchwere Anklage der Treuloſigkeit und des Undanks gegen Demoſthenes ſich zugezogen. Ihn, der früher mehrmals ſein kräftiger Freund war, ſeine Rückberufung aus der Verbannung bewirkt, und nicht wenig zu ſeiner Erhebung beigetragen hatte, ließ er hier, ohne etwas für ihn gewagt zu haben, fallen. Vergl. Kornel. Nepos „Phokion.“

gerer Zeit bei ſich getragen. Die würdigen und die unwürdigen Gegner raffte ein ſchmachvolleres Geſchick, wie zur Sühne für dieſen Herrlichen, nach kurzer Friſt, hinter einander weg. Phokion trank den Giftbecher, welchen gleicher Undank ſeinen Verdienſten gereicht; Demades fiel durch Kaſſanders Zorn; in tiefſtem Elend verſchmachtete Archias. Das Volk von Athen aber, ſelbſt in ſeiner ſchrecklichſten Entartung, fühlte den unerſetzlichen Verluſt, und ſeine tiefe Schande, und verſöhnte das Andenken des Geopferten durch Bildſäulen, Reden und Geſänge. Auf eine der erſten aber ward die Inſchrift geſetzt:

„Wärſt du, Demoſthenes, groß an Macht, wie an Willen geweſen,
Seufzete Hellas wohl nie in Macedoniens Joch.

Dieß iſt das ſchwache, unvollendete Bild eines der größten Menſchen, welche je auf Erden gelebt, und die Geiſter und Herzen von Tauſenden durch die edelſte Ueberlegenheit ſich dienſtbar gemacht haben; des feſteſten und letzten Bollwerks Helleniſcher Freiheit; und wir glauben nicht würdiger dieſe Skizze ſchließen zu können, als mit der Schilderung, die ein gleich geiſtvoller als gründlicher Hiſtoriker, *) der dieſen Helden mit

---

*) Fr. v. Raumer in ſeinen „Vorleſungen über alte Geſchichte" II. Thl.

Liebe und verdienter Wärme aufgefaßt, von ihm niederſchrieb: „Niemals ſind größere Gedanken vollendeter ausgeſprochen worden; bloße Thorheit aber iſt es, Demoſthenes Reden von ſeinem öffentlichen Leben zu ſondern, oder ihm gar entgegenzuſetzen. Eines ſolchen Mannes Rede iſt ſein Thun, und ſein Thun iſt ſeine Rede; und durch das ganze Daſeyn hindurch bis zu ſeinem Opfertode offenbart ſich folgerecht, unwandelbar, ungetrübt, die Hoheit ſeines Gemüths, und die Würde der Geſinnung, welche Alles daran ſetzt, ſich und das Vaterland frei zu halten von fremder Sclaverei und von innerer Verderbniß. Demoſthenes hat gegen das moraliſche und ſittliche Veralten, welches die ganze Lage der Welt damals unabwendbar herbeiführte, wie ein Held angeſtrebt und gekämpft; er iſt verkannt und verſchmäht worden, nicht etwa, weil man Philippos und Alexander ohne Haß und Vorliebe begriff, ſondern weil der, welcher einen großen Mann recht verſtehen will, ſelbſt groß ſeyn muß, weil ſeine Größe die Abgeſchwächten drückte und verdroß, weil es leichter iſt, unbewieſene Kleinigkeiten über ihn zu behalten und nachzuſchwatzen, als ſeine Werke zu faſſen, und Erneuung des Geiſtes und Willens daraus zu ſchöpfen. Keiner würdigte Philipps Eigenſchaften ſo richtig, als Demoſthenes, und Philippos achtete wiederum dieſen Gegner höher, als alle feilen Schmeichler. Zur tüch-

tigen Gegenwirkung gehört ſo wenig blinder Haß, als zur Mitwirkung alberne Vorliebe; und die Größe und Kraft eines Helden der Geſchichte mißt und beſtimmt ſich ja erſt durch die Größe und Kraft des ihm Entgegenſtehenden.“ *)

*) Als Quellen ſind bei der erſten Anlage Demoſthenes Reden ſelbſt, Cicero, Plutarch, Pauſanias, Diodorus, Libanius und Photius benützt worden. Daß jedoch erſt bei dem zweiten Aufſatze der Verfaſſer über den großen Reichthum von kritiſchen Studien über ſeinen Helden aufgeklärt wurde, hat er in dem Vorworte von 1828 (bei Pölitz) ſelbſt geſtanden. Bekkers Literatur des Demoſthenes zeigt am beſten, was alles gethan und wie viel noch zu thun iſt.

V.

Ferdinand Wanker,

Profeſſor der Moral

und

deſignirter Erzbiſchof von Freiburg.

(Geſchrieben im Jahr 1830.)

Einleitung.

Ein neuer Fortſchritt der Humanität ſtellt ſich in der Richtung dar, welche der teutſche Katholicis=mus in einem bedeutenden Theil des teutſchen Vater=landes, zumal aber im Süden, ſeit einer Reihe von Jahrzehnten genommen hat. Dieſelben teutſchen Gaue, wo einſt der Strom der ſiegreichen Reformation zuerſt ſich gebrochen, und, in Folge der Zwietracht unter den Bekennern der neuen Lehre ſelbſt, ſo wie des Unzuſam=menhanges in den aufgeſtellten Dogmen und Doctri=nen derſelben, die hart angefochtene Pabſtgewalt wie=derum neue Mittel zur Behauptung ihrer Macht ge=funden hatte, bilden nun das erhebende Schauſpiel einer freiwilligen, allmähligen, in ihrem eigenen Schooße vorgenommenen Reform; und nicht ohne tiefe Rührung

und ſichere Bürgſchaft für den Sieg des beſſern Princips kann man die reiche Summe alles deſſen überzählen, was ſeit den Zeiten Kaiſer Joſephs II., allen Hinderniſſen und Reactionen, und allen öffentlichen und geheimen Feinden zum Trotz, durch erleuchtete Männer der katholiſchen Kirche geſchehen und angeſtrebt worden iſt.

Der Parteigeiſt, von mehreren Seiten her in Fragen des Kirchthums vorherrſchend, und theils in allzu bitterer Verachtung der gegneriſchen Anſichten, theils in allzu leidender Indifferenz für die eigene Ehre und den eigenen Reichthum, hat das ſchöne Saatfeld überſehen, welches ſeit jener angedeuteten Periode aufgeſproſſen, und welches in den neueſten Tagen immer üppigere Halmen auftreibt; weder von Katholiken noch Proteſtanten iſt noch eine gründliche und umfaſſende Darſtellung der im Schooße der erſteren vorgegangenen geiſtigen Umwälzung geliefert worden, ſondern Alles, was bisher erſchienen, beſchränkt ſich meiſtens auf Bruchſtücke und einzelne Erſcheinungen, auf einige größere Charaktere und Glanzpartieen. Dennoch würde ein ſolches Unternehmen wichtig und unſtreitig von größerem Segen begleitet ſeyn, als die vielen neuen Ausgaben einer zu Grabe getragenen Polemik, einer Wiederanregung der vom vorgeſchrittenen Zeitalter, dem geſunden Menſchenverſtand und der Ueberzeugung der beſſern längſt entſchiedenen Fragen, ſowohl kanoniſchen

als dogmatiſchen Inhaltes, und die Wiederanfachung von Kämpfen, wobei der Sieg nur traurig und die Niederlage nur ſchimpflich genannt werden können.

Die Katholiken berauben ſich eines großen Vortheils dadurch, daß ſie entweder den obſcuren Theil der Anwälte ihres Kirchthums ein tolles, ſie ſelbſt herabſetzendes Spiel, der Aufklärung zum Aerger und dem Charakter ihres eigenen beſſern Organismus zum Hohn, forttreiben laſſen; oder daß Viele, im Ueberdruß und Eckel vor ſolchen Dingen, und in der Troſtloſigkeit des Gemüthes über die Verwüſtung des Heiligen durch Aberglauben und Fanatismus, ſo wie in der Verzweiflung an zu bewerkſtelligenden Reformen, welche von den Hirten vergeblich erwartet worden, geradezu in das feindliche Lager übergehen. Während dort ſelbſt jedoch der Myſticismus und die Pietiſterei zu ähnlichen Scenen führen und die Reihen des Proteſtantismus durch Unſinn mannigfacher Art ſchwächen, führt der Jeſuitismus die denkenden Geiſter von der letzten Verbindung mit Rom ab, und der Rationalismus bemächtigt ſich der verlaſſenen Feuerſchlünde und zerſtört damit, was von poſitivem Glauben noch übrig geblieben. Wohl mag die philoſophiſche Ueberzeugung für den verlornen Kinderglauben Denjenigen Erſatz gewähren, welche in und zu Ideen erzogen worden, und welche die Urbilder der Wahrheit auch in anderen

Regionen zu finden meinen, als in ſolchen, wo die vergangene Zeit ſie zu ſuchen gewöhnt war; aber die Maſſen, welche dieſer reingeiſtigen Richtung nicht ſo ſchnell zu folgen vermögend ſind, welchen freundliche Bilder, begeiſternde Formen, einſchmeichelnde Gebräuche, ſüßduftende Liturgien, ſichere Normen des Gehorſams Bedürfniß geworden ſind, und noch lange es bleiben werden, dieſe kommen bei dem vorſchnellen Tauſche ſicherlich zu kurz, und es erzeugt ſich ſodann nach und nach eine Anarchie in Gefühlen und Sitten, welche nicht in der Aufklärung ſelbſt, ſondern in der ungeſchickten Anwendung der Poſtulate derſelben ihren Grund hat, und welche von ihren Feinden mit gewandter Liſt zu des Glaubens und der Freiheit gemeinſamem Nachtheil benutzt werden.

Unſers Bedünkens daher muß von den wahren und aufrichtigen Vertheidigern des Katholicismus in ſeiner Reinheit mit Läuterung der Begriffe von Religion, Kirche und Kirchenweſen rüſtig fortgeſchritten, dabei aber die Formen in ſo fern geſchont werden, als ſie noch die Möglichkeit eines Beſtandes nach vernünftigen Anſichten in ſich tragen; man muß dieſe Formen veredeln und läutern; man muß in dasjenige wiederum Geiſt und Bedeutung bringen, was durch den Lauf der Zeiten und die Einwirkung menſchlicher Leidenſchaften abgeſchmackt und ſchädlich geworden.

Dieſe wohlthätige und heilſame Richtung iſt ſchon zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts von verſtändigen Männern der katholiſchen Kirche, und zwar von Prälaten und Prieſtern, wie von Fürſten und Miniſtern, Schriftſtellern und Publiciſten, eingeſchlagen worden; aber die Hitze des Streites, welcher mit dem Ultramontanismus und der Ignoranz raſtlos fortgeſetzt werden mußte, erbitterte allmählig auch ſanftere Gemüther, und trieb manche Individuen weit über das anfänglich vorgeſetzte Ziel hinaus. Daſſelbe iſt in den neueſten Tagen abermals geſchehen, und die Hartnäckigkeit der Gegner reizt den Widerſpruch in ſolchem Grade, daß auch die letzte Hoffnung eines Vergleiches ſchwindet, und mit den Mißbräuchen des Kultus auch dieſer letztere ſelbſt in Gefahr des Unterganges geräth.

Solche rein negative und zerſtöreriſche Richtung iſt von unzuberechnenden Folgen begleitet, und ſtatt der kirchlichen Freiheit droht ein roher Materialismus auf den Trümmern des abgebrochenen Gebäudes Platz nehmen zu wollen. Zwei Feinde ſind alſo mit gleicher Macht abzuhalten, damit nicht das letzte Uebel ärger, als das erſte werde. Damit aber dieß geſchehen möge, haben die Beſſeren genau ſich unter einander zu verbinden, den Waizen von der Spreu zu ſondern, und durch Hinweiſung auf leuchtende Muſter und Zierden der Kirche die Begeiſterung des Volkes warm,

den Glauben in Achtung, den Kultus im Einklang mit dem Geiſte der Religion und der Kultur zu erhalten.

Nichts Zweckmäßigeres ſcheint uns hiefür, als wenn die gediegenen Schriften ausgezeichneter Katholiken in Sammlungen möglichſt weit verbreitet, und ihre Verfaſſer ſelbſt in ihrer edleren Wirkſamkeit, durch Biographien und Charakteriſtiken unter das Publikum gebracht, die gemeinen und rohen Erzeugniſſe der Leidenſchaft oder Unwiſſenheit dagegen nach und nach verdrängt werden. Eine Bibliothek des Vorzüglichſten, mit Zuſtimmung der einzelnen Verfaſſer und Verleger angelegt, würde gewiß mit Erfolg und Beifall ſich durchführen laſſen, und die Mehrzahl des Volkes, welchem die Auswahl ſchwierig, und die Leſung aller der verſchiedenen Schriften, ſelbſt der gutgeſchriebenen, unmöglich iſt, in den Stand geſetzt werden, ſelbſt ſich zu bilden und zu erheben.

Unter den ſüdteutſchen Katholiken ſteht der verſtorbene Wanker mit ſeinem literariſchen Nachlaſſe in der Vorderreihe, und es war ein glücklicher Gedanke des verdienſtvollen Herausgebers *), mit einer vollſtändigen Sammlung deſſelben vor das Publikum zu treten. Gerne unterzog ſich der Verfaſſer gegenwärtigen

---

*) Dr. Wilderich Weik. Sulzbach in der v. Seidel'ſchen Buchhandlung, in 4 Bänden.

Aufſatzes der Einladung zu Abfaſſung einer gedrängten Skizze von dem wichtigſten Lebensmomente, ſo wie eine Charakteriſtik der Schriften und Beſtrebungen des trefflichen Mannes, in welchem er einſt auch einen ſeiner Lehrer verehrt, und welchem ihn das Schickſal leider auf nur allzu kurze Zeit als Kollegen zugeführt hat. Gern hätte er gewünſcht, daß einer ſeiner vertrauten Schüler oder langjährigen Freunde ſich an die Sache gemacht; da dieß jedoch nicht geſchehen und der Augenblick zu ſehr drängte, um noch viele einzelne Materialien zu etwas Vollſtändigerem zu ſammeln, ſo hat man ſich hier nur auf ein kleines Miniaturgemälde beſchränkt, welches die geliebten Züge des Verklärten ſo darſtellt, wie ſie aus einſtigem, unmittelbarem Anſchauen und aus einzelnen Erinnerungen nach ſieben Jahren ſich wieder dargeſtellt. Vorzügliche Notizen und Nachrichten liefern die Gedächtnißrede Hug's, von welchem zunächſt eine umfaſſende Biographie ſeines Freundes erwartet werden mußte; mündliche Mittheilungen erhielt der Verfaſſer von der wackern Schweſter Wanker's, ſo wie von dem als Arzt und Menſch ausgezeichneten Neffen, Hofrath von Wänker, und deſſen Sohne, Dr. Ludwig von Wänker.*) Auf den

---

*) Es iſt ein weſentlicher, von den Verwandten ſelbſt bedauerter, Verluſt für die Biographie Wanker's und viel=

ſchlimmſten Fall hat er ſeine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, zu dem Ehrenſtein für eine der ehrwürdigſten Illuſtrationen der Freiburger Hochſchule und des katholiſchen Teutſchlands das Seinige beizutragen. Diejenigen, welche über den Verfaſſer Tadel auszuſprechen vielleicht am eheſten berechtigt und geneigt ſind, müſſen ihn für ſich ſelbſt behalten, da ihre Säumniß gegen das Andenken eines Mannes ſie anklagt, mit deſſen Freundſchaft ſie doch einſt ſo gerne ſich geſchmückt. Es iſt übrigens auch nicht durchaus nothwendig, daß gerade ein Prieſter den Kranz ihm winde; Wanker gehört dem Vaterlande und der Menſchheit an; alle Beſſeren, Laien wie Kleriker, haben an ihn ein gleiches Recht.*)

---

leicht die Literatur, daß bei ſeinem Tode keine genaue Sammlung und Sichtung ſeiner hinterlaſſenen Briefe und Manuſcripte vorgenommen ward. Dieſe Klage hat der Verf. mehr als einmal aus dem Munde von Verwandten vernommen.

*) Zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen muß hier bemerkt werden, daß in keinem Falle hier auf ſeinen verehrten Freund, Herrn Schreiber, angeſpielt worden iſt.

Ferdinand Geminian Wanker wurde zu Freiburg im Breisgau den 1. Oktober des Jahres 1758 geboren, und zwar wegen eines gefährlichen Falles ſeiner Mutter, zu frühe. Schon hatte man das Kind, als verloren, zur Seite gelegt und alle Sorgfalt ausſchließlich auf Rettung der Mutter beſchränkt; da regten ſich an ihm Zeichen des Lebens wieder. Dieſe Umſtände hatten jedoch auf ſein Phyſiſches einen bleibend nachtheiligen Einfluß, und es bedurfte vieler Anſtrengung und Pflege, um den zarten, ſchwächlichen Körper weiter zu bringen. Deſto rüſtiger und kräftiger dehnte ſich in der gebrechlichen Wohnung der Geiſt aus. Die Mutter, mit feinerem Blicke als der Vater begabt, hatte Wanker's vielverheißende Anlagen bald bemerkt und für einen wiſſenſchaftlichen Beruf ihn beſtimmt; der Vater hingegen, ein ehrlicher Bürger von altem Schrot und Korn, jedoch ohne allen Ehrgeiz und Schwung, hielt ſeine Profeſſion, die Wachsſpinnerei, für das höchſte und nützlichſte Ziel, beſchäftigte den Jungen ſchon frühe mit in dieſelbe ſchlagenden Arbeiten, und geſtattete ihm nur mit Mühe den Beſuch des Stadtgymnaſiums auf ſo lange, bis die Kräfte des Söhnleins zum förmlichen Eintritt in ſeinen eigentlichen Beruf gehörig gekommen ſeyn würden. Die Fortſchritte,

welche unſer Ferdinand auf jener Anſtalt gemacht, rechtfertigten der Mutter Anſicht und entwaffneten den Widerſtand des Vaters; „er billigte, ſchreibt Hug, ſtillſchweigend, was ſein ernſter Sinn zu loben ihm nicht erlaubte. Da er wegen ſeines Gewerbes zum Einkaufen beträchtliche Reiſen machen mußte, ſo erzählte er in den Abendſtunden dem wißbegierigen Knaben viel von den Städten und Ländern, die er geſehen hatte, die dieſer nun auf den Landkarten nachſuchte, ſo daß er ſeines Vaters ſämmtliche Reiſen zu erzählen wußte, Bücher darüber nachlas und eine Liebe zur Erdbeſchreibung erhielt, die ihm ſeine ganze Lebenszeit hindurch geblieben iſt. An Stärke und Gewandtheit weit hinter ſeinen Mitſchülern zurück, nahm er an ihren Spielen, ſo heiter er ſonſt war, wenig Antheil, ſaß zu Hauſe, trug von allen Seiten Bücher zuſammen, und wurde ſo auf ſeine eigene Weiſe des Lebens froh. Uebrigens ſtille, ſanft, aufrichtig, unfähig einer Lüge, wie ihn ſeine Zeitgenoſſen ſchildern, hing er mit großer Zärtlichkeit an ſeiner Mutter, die ihm eine beſonders liebreiche Sorge widmete. Von ſeinen Mitbürgern wie ein kleiner Lehrer geachtet, und bei den Preisaustheilungen immer ausgezeichnet, blieb er ſtets ohne Anſpruch. Als ihm einſt alle in ſeiner Klaſſe ausgeſetzten Preiſe zuerkannt wurden, getraute er ſich die letzten nicht mehr anzunehmen, ſondern verbarg ſich

ſchüchtern in der Menge der Zuſchauer und holte erſt des Abends den Ueberreſt der ſchönen Bücher ab.“

Die Glücksgüter ſeiner Eltern kamen bald hierauf, wider ihr Verſchulden, ſehr in Abnahme, ein Umſtand, der auf den wißbegierigen Jüngling höchſt nachtheilig wirkte und ſeine fernere Geiſtesentwicklung durch die Sorgen des Lebens vielleicht für lange unterbrochen haben würde, wenn nicht der patriotiſche Sinn der Bewohner ſeiner Vaterſtadt bereits für ſolche Fälle Sorge getragen hätte. Es beſtand ein ſogenanntes Sapienz-Kollegium, worin Unbemittelte ohne Entgeld den Wiſſenſchaften ſich widmen konnten. Seine akademiſche Bildung wurde ſomit ohne fernere Störung fortgeſetzt und vollendet. Nach dieſem bezog er das Seminar und empfing darin, den 25. Mai 1782, die Prieſterweihe. Vorher hatte er alle ſchwere Prüfungen ſeiner Fakultät beſtanden und auch den theologiſchen Doctorhut empfangen. Nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt ſuchte er eine ſeinen Kenntniſſen und Beſtrebungen angemeſſene Stelle. Innerhalb des Zeitraums von 16 Monaten fand er vier für eine. Zuerſt wählte ihn die Familie des Herrn von Weſſenberg, welche zu Feldkirch, ein paar Stunden von Freiburg, ihre Grundherrſchaft beſitzt, zum Vikar in jenem Dorfe, ſodann eine adeliche Familie in Freiburg ihn zum Erzieher (Hofmeiſter) ihrer Söhne. Bald darauf

beförderte ihn die Univerſität zu Freiburg als Patronin zur Pfarre Wendelsheim; aber er bezog dieſelbe gar nicht, denn eine vierte, beſſer zuſagende Beſtimmung folgte raſch auf die dritte; er ſah ſich nämlich zum erſten Subrektor des Kaiſerl. Joſephiniſchen Seminariums ernannt (3. October 1783). Wenn man ſein geringes Alter für eine ſo wichtige und ſchwere Stelle in Betracht zog, ſo mußte die Wahl des jungen Prieſters auffallend erſcheinen, und merkwürdig genug ſah er noch viel jünger aus, als er wirklich war. Allein Wankers Betragen und Kenntniſſe verſchafften ihm bei den jungen Männern, die er zu bewachen und zu leiten hatte, ſo viele Achtung und ein ſo unbedingtes Zutrauen, als nur immer der älteſte und erfahrenſte Mann hätte fordern können. Sein hervorſtechendes Talent fand ſiegreiche Anerkennung, und manche Individuen, in welchen reiche Saaten des Edleren lagen, welche er mit pflegen und hegen half, haben ihm auch noch in ſpäterer Zeit ein dankbares Andenken an dieſe Periode bewahrt.

In ebenderſelben Zeit geſchah es, daß er ſein Lehrbuch der Paſtoral entworfen. Leider waren es mehr die erſten Umriſſe, welche er darin mitgetheilt, und er hatte es feſt vor, mit Gunſt der Umſtände, das darin Angedeutete weiter zu entwickeln, und in einem größern Werke dereinſt die Summe ſeiner An-

ſichten und Erfahrungen dem theologiſchen Publikum mitzutheilen. Allein ſpätere Lebensſorgen und gehäufte Berufsanſtrengungen hinderten ihn an der Ausführung dieſes Planes, welcher noch immer in die Reihe der von Katholiken am wenigſt glücklich behandelten Zweige gehört.

Auch die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der chriſtlichen Moral wurden bereits um dieſe Zeit niedergelegt und manche andere glückliche Ideen verarbeitet, welche Wanker in der Folge, freilich mehr als Lehrer, denn als Schriftſteller, durchzuführen Gelegenheit fand. Alle übrige Zeit, die von den täglichen Geſchäften und von den wiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm geblieben, wendete er fortan den Familienverhältniſſen zu, und beſonders war es die herzlichſte und ununterbrochenſte Aufmerkſamkeit für ſeine geliebte Mutter, ſeine erſte geiſtige Wohlthäterin, was ſein reiches ſchönes Herz erfüllt. „Sie war — ſagt Hug — eine beneidenswerthe Frau durch ihren vortrefflichen Sohn. Durch ihn genoß ſie Achtung, von ihm Troſt und Unterſtützung. Alles, was er nur möglicher Weiſe erübrigen konnte, trug er ihr zu, und drang er ihr mit liebreicher Freudigkeit auf: ihre letzten Tage ſind durch ihn die ſchönſten ihres Lebens geworden.“

Wie ehrenvoll auch die bisherige Stellung im G. Seminarium geweſen ſeyn mochte, ſo hatte ſie doch

für den anſtrebenden Mann viel Hemmendes und Abhängiges, was dem wiſſenſchaftlichen Aufſchwung bisweilen nicht ſehr zuträglich war; deſto begieriger ergriff er den Ausweg, welchen eine Berufung an die Univerſität Freiburg, in der Eigenſchaft als Profeſſor der Moral, ſich ihm erſchloſſen. Ein ſolches Amt war ſeit längerer Zeit das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche geweſen, und ſchon im Jahre 1788 ſah er ſie gewährt. Allem fernern Ehrgeiz, der gefährlichen Klippe ſo manches teutſchen Gelehrten, gern entſagend, lebte er von nun an ausſchließlich und mit ganzer Seele ſeinem neuen Berufe. Er brach darin für die theologiſche Welt eine neue ſegensvolle Bahn, ſowohl theoretiſch als praktiſch, und bildete eine reiche Zahl von Männern heran, welche gleich ihm dachten und fühlten, lehrten und handelten, welche mit der Kultur des religiöſen Gefühls zugleich die Entwicklung aller geiſtigen Fähigkeiten als erſte Pflicht eines echten chriſtlichen Prieſters zu verbinden ſuchten, welche den Kampf gegen Aberglauben und Unglauben, Unwiſſenheit und Selbſtüberſchätzung als Bedürfniß des Zeitalters und ihrer Sendung zugleich erkannten und welche beſonders dahin bemüht waren, dem theologiſchen Leben und Treiben, das in Südteutſchland durch den langen unheilvollen Einfluß des Jeſuitenthums ſo viel gelitten, Erhebung und Würde, und beſonders auch den

katholiſchen Univerſitäten, welche an literariſchem Verdienſt ſo weit unter ihren proteſtantiſchen Schweſtern ſtanden, zweckmäßige Reformen wiederum zu geben.

Die Anſtrengungen Wanker's, vereinigt mit denen einiger andern Kollegen, gingen nicht verloren, ſondern ſahen ſich von reichen Erfolgen gekrönt. Teutſchland zählt viele Schriftſteller, deren Namen gangbarer als der unſeres Mannes ſind; dennoch hat manche dieſer Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend ſeiner Zeit und den Geiſt, beſonders der katholiſchen Hochſchulen, in ſo hohem Grade gewirkt, als der Verewigte. Es ſtrömte mehr ſein inneres Leben, und zwar mit jedem Jahre neu und reicher, in das Herz und in den Verſtand einer Menge von Zuhörern, als daß er auf Maſſen von Papier, in die enge Form flüchtig und zahlreich hinter einander geſchriebenen Lehrbücher eingezwängt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte. Doch blieb er auch von dieſer Seite nicht hinter den Pflichten eines jeden vorzüglicheren Lehrers; die Grundſätze ſeines Wirkens und Treibens der Mit- und Nachwelt zur Beurtheilung ſeines Werthes und zur Vermehrung des Beſitzthums der Wiſſenſchaft, der er gedient, zu überlaſſen.

Die öſterreichiſche Regierung, damals die Schutzherrin der Hochſchule und in dem Zenith ihrer reformatoriſchen Wirkſamkeit, ließ, nachdem die Albertina

von der tyranniſchen Zudringlichkeit der Jünger Loyo=la's emancipirt worden, dringende Aufforderungen zu einem zweckmäßigen Lehrbuch der chriſtlichen Moral in öffentlichen Reſcripten ergehen, ein Lehrbuch, welches, ohne die Principien der heiligen Lehre ſelbſt in irgend einem Punkte zu verletzen, doch mit der herrſchenden Stimmung und der vorgeſchrittenen Bildung des Jahr=hunderts im Einklang wäre. Mehrere erſchienen, aber das Wanker'ſche erhielt den Vorzug. Es hat nach=mals verſchiedene Auflagen hinter einander erlebt, ohne daß dem Verfaſſer ein erheblicher Gewinn davon ge=worden wäre *). Jede der ſpätern Auflagen erſchien vermehrt und vervollkommnet. Das Lehrbuch diente in der Hauptſtadt des Kaiſerreiches ſelbſt als Grund=riß bei Vorleſungen. Aber auch auf andern höhern Anſtalten genoß es in der Folge eben deſſelben Vor=zuges. An einer gänzlichen Umarbeitung, wozu Wan=ker ſehr viele, gegenwärtig leider zerſtreute oder verlo=ren gegangene Materialien geſammelt, hinderte ihn der Tod.

---

*) Das Publikum würde ſtaunen, wenn wir ihm das Maximum des Ehrenſoldes mittheilten, welchen Wanker für ein ſo zahlreich verbreitetes Werk erhalten. Wir haben un=ſere Notizen hierüber aus einer mündlichen Aeußerung des Verſtorbenen ſelbſt.

Das Handbuch der chriſtlichen Moral *) iſt eines der ſchönſten und vollendetſten Denkmale der katholiſch-theologiſchen Literatur, jedoch, ſonderbar genug, im proteſtantiſchen Norden Deutſchlands nur wenig bekannt, vermuthlich des geringen Verkehrs des öſterreichiſchen Buchhandels mit dem übrigen Teutſchland wegen. Die Grundſätze ſind mit der ſtrengſten philoſophiſchen Schärfe entwickelt; die Darſtellung iſt einfach, edel, klar, lichtvoll, populär, wie es die Wiſſenſchaft ſelbſt, von der hier die Rede, immerdar ſeyn ſollte. Keines der früheren Syſteme, keine der philoſophiſchen Doktrinen ſind dem Verfaſſer fremd geblieben. Mit beſcheidener Freimüthigkeit liefert er die Geſchichte und die Kritik Aller, und die eigene Anſicht, ohne Anmaßung und Anſpruch auf Unfehlbarkeit, tritt als die Summe der Forſchungen des Lebens und beharrlicher Sehnſucht nach dem Ideale der Wiſſenſchaft auf. Doch würde es mehr als anziehend und wichtig ſeyn, die mündlichen Commentare zu jedem einzelnen Paragraphen mit dabei zu beſitzen, da das Gedruckte ſelbſt kaum über einen Drittheil des Abgehandelten bildet. Der verewigte liebte weder das zeitraubende Diktiren von ſeiner Seite, noch das ſkaviſche Nachſchreiben von Seite der Zuhörer.

*) Wien bei Doll. Faſt alle drei Auflagen, auf ſchlechtes Papier gedruckt, wimmeln von Druckfehlern.

Es wäre überflüſſig, in die Einzelheiten jenes Wanker'ſchen Hauptwerkes einzugehen, da dem wiſſenſchaftlich gebildeten Leſer und dem Kenner vom Fache nichts neues geſagt werden kann, für die Uebrigen aber daſſelbe zum Genuß und eigener Beurtheilung daliegt. So viel wir wiſſen, iſt es faſt überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und höchſtens von einzelnen Zeloten einer übertriebenen Orthodoxie, und zwar aus keinen andern Gründen getadelt worden, als weil der Verfaſſer ein Profeſſor der „auf der Hölle gebauten Univerſität Freiburg" und ein Zögling der ſo verſchrieenen Joſephiniſchen Periode war. Der Geiſt, der durch das Ganze weht, iſt ein ſo ernſter, echt philoſophiſcher und frommchriſtlicher, daß es einer ſehr boshaften, heuchleriſchen oder verſchrobenen Natur bedurft hätte, um darin Gift zu finden.

Nach dem Lehrbuch der chriſtlichen Moral förderte Wanker, als Schriftſteller, nur Weniges mehr zu Tage. Wir finden ihn erſt i. J. 1804 mit einer kleinen Abhandlung vor dem Publikum wieder, und zwar bei dem Anlaſſe, wo einem verdienſtvollen, aufgeklärten Prieſter und Freunde, dem Stadtpfarrer J. N. Vanoti zu Rothenburg am Neckar, einer der Zierden des Katholicismus in Würtemberg, die theologiſche Doktorwürde ertheilt ward. Die Schrift führte den Namen: „Ueber Vernunft und Offenbarung,

mit Hinſicht auf die moraliſchen Bedürfniſſe der Menſchheit *). Anderwärts ſchon aufgeſtellte Beweiſe für die Gottheit Chriſti ſind hier mit noch größerer Ausführlichkeit entwickelt, und namentlich beſchäftigte ſich der Verfaſſer viel mit dem Faktum der Wiedererweckung des Lazarus, als dem „Creditiv, wodurch ſich Chriſtus als den Geſandten Gottes auf eine höchſt befriedigende Art legitimirte, und wodurch die auf dieſe Legitimation gegründete Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Offenbarung gegen alle Einwürfe der Spekulation feſtgeſetzt wird.“

Höchſt lehrreich war eine zweite kleine Schrift: Ueber die Verbindung der ſittlichen Kultur der Geiſtlichen mit der wiſſenſchaftlichen. Sie ward in dem von Weſſenberg herausgegebenen Archive des Bisthums Konſtanz **) eingerückt. Aus den darin aufgeſtellten Grundſätzen kann man am beſten die Größe der Forderungen entnehmen, welche der aufgeklärte Moraliſt an ſeine Standesgenoſſen machte und

---

*) Freiburg im Breisgau, bei Roſſet. 2te Auflage. Wien.

**) Freiburg im Breisgau bei Herder, Jahrg. 1806. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe treffliche, in den meiſten Jahrgängen gänzlich vergriffene Zeitſchrift oder doch eine Auswahl der beſten ihrer Aufſätze in einer neuen Auflage erſchiene.

den Einklang, in welchem er mit den Ideen des Zeitalters ſtand.

Noch wichtiger ſcheint uns die dritte, im Jahr 1810 erſchienene: „Ueber das Band der Ehe, nach ihrer naturrechtlichen und reinmoraliſchen Anſicht *). Urſprung, Charakter, Rechte und Pflichten des zarteſten und folgenreichſten aller ſocialen Verhältniſſe ſind geſchichtlich hier nachgewieſen und der Beweis geliefert, wie die Zeiten und Völker, bei denen die Monogamie geherrſcht und die Heiligkeit der Ehe aufrecht erhalten worden, auch zugleich die ſittlich-tüchtigſten waren und ihre innere und äußere Lebenskraft am längſten erhielten; dagegen Polygamie und Concubinat ſtets nur auf bereits verdorbene Perioden und Nationen deuteten. Des Verfaſſers Sprache iſt ſo human in der Geſinnung und in der Rückſicht auf alle Gebrechlichkeiten der menſchlichen Natur, als ſeine Kenntniß reich in den mannigfachen Zügen und Falten des Herzens und in der Geſchichte der Leidenſchaften und Verirrungen deſſelben. Die vielen Beiſpiele und Beweisſtellen, welche er aus heidniſchen und chriſtlichen, älteren und neueren Schriften für jeden einzelnen Satz anführt, beurkundet eine tiefe Gelehr-

*) Ebendaſelbſt 1610. Vergl. die Vorrede zu dem IV. Bande der Wanker'ſchen Schriften.

ſamkeit und Beleſenheit, ſo wie ein immerwährendes Fortſchreiten mit allen beſſeren Zeitleiſtungen. Alles, was zu Gunſten der entgegengeſetzten Meinung geſagt werden konnte, iſt nicht vergeſſen, und der naturrechtliche Geſichtspunkt genau von dem ſittlich-chriſtlichen getrennt.

Vielleicht aber iſt die Krone von Wanker's Leiſtungen das nach ſeinem Tode erſt von einem Unbekannten herausgegebene Werk: „Vorleſungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung, nach den Bedürfniſſen der Akademiker *). Bei dieſem Werke hält es auf jeden Fall etwas ſchwer, zu beſtimmen, was der Verfaſſer, wenn er die Ausgabe ſelbſt beſorgt hätte, Alles mit aufgenommen, ausgelaſſen oder hinzugeſetzt haben würde. Der Umſtand, daß er dieſe Vorleſungen, vielfacher Aufforderungen von Schülern, Freunden und Collegen ungeachtet, dem Drucke zu übergeben, immer ſich geweigert hat, gab nachmals der Vermuthung Raum, als ſey von ihm

---

*) Mainz bei Müller 1829. Man hat behauptet, daß es nicht ganz getreu nach den vollſtändigeren Manuſcript-Exemplaren abgedruckt worden; die Wanker'ſchen Hefte darüber variiren nämlich ſehr. So viel wir wiſſen, iſt dem Herausgeber der ſämmlichen Schriften eines der ſicherſten zu Gebote geſtanden, oder vielmehr das von ihm ſelbſt aus Wanker's Munde niedergeſchrieben.

manche treffende, in ſeine Idee und in ſein Syſtem paſſende Stelle aus andern Werken mit in die Hefte eingefloſſen, und ſo viel uns bekannt, hat in einer Literaturzeitung vor noch nicht Langem ein in der Sache kompetenter Kritiker ſolches ausdrücklich angemerkt, und namentlich auf Kajetan Weiler hingewieſen, mit welchem Wanker allerdings bisweilen ſehr auffallend, ja oft wörtlich übereinſtimmt. Es wäre die Pflicht des voreiligen Herausgebers der Vorleſungen geweſen, genaue Vergleichungen darüber anzuſtellen, und die literariſche Ehre ſeines Gefeierten beſſer zu wahren, durch Auslaſſung der aufgenommenen Stellen, oder wenigſtens durch deren Bezeichnung und Angabe. Dieſem Geſchäfte hat der neue Herausgeber nachträglich ſich unterzogen.

Wie dem auch ſey, der größte Theil gehört unbeſtritten Wanker'n an, und nirgends ſprach ſich ſeine edle Seele ſo warm, ſeine Ueberzeugung ſo feſt, ſein Drang nach Wahrheit ſo lebendig, als in dieſen, meiſt publice und vor einem äußerſt zahlreichen Auditorium gehaltenen Vorleſungen aus. Es liegt ein wahrer Balſam geiſtigen Lebens darin, und kein unverdorbener Jüngling, ja Niemand, dem es mit dem Streben zum Beſſern Ernſt iſt, wird ohne Rührung und Frucht ſie jemals leſen und durchſtudiren.

So viel von Wanker's Wirken, als Lehrer und

Schriftſteller der Moral im Allgemeinen. Wenn aber die Art und Weiſe des Vortrages jederzeit als eines der Hauptverdienſte eines akademiſchen Lehrers und eine der ſchwierigſten Aufgaben ſich darſtellt, welche beſonders in unſerem Teutſchland bei dem kontrakten Zuſtande, worin ſelbſt berühmte Männer über dem Schlendrian des Heftweſens allmählig den Geiſt verſchmoren laſſen, ſchwer zu löſen iſt und ſelten gelöst wird, ſo hat Wanker gerade in dieſer Hinſicht vor vielen Andern bedeutende Vorzüge beſeſſen. Aber hören wir darüber ſeinen Freund Hug, welcher in dieſer Sache der kompetenteſte Richter iſt, da ſein eigener Vortrag gleichfalls eben ſo ſehr durch äußere Annehmlichkeit, als der Inhalt durch gründliche Gelehrſamkeit ſich auszeichnet.

„Zuerſt beſtimmte W. jeden Begriff auf das Genaueſte, beleuchtete ihn ſohin von allen Seiten, begründete ihn dann einfach durch ſtandhafte Beweiſe; und nun erſt leitete er in ſtrenger logiſcher Ordnung alle daraus entſtehende Folgerungen mit Bedächtlichkeit und Umſicht ab. Nie hielt er etwas im Halbdunkel, oder nebelte um ſich her, um die Einbildungskraft aufzuregen, und unſichtbare Geſtalten hinter dem myſtiſchen Flor ahnen zu laſſen, die man dann mit hochklingenden Worten beſchwört, bis ſie auch von andern geſehen werden. Nein, auf dem lichten heitern Pfade der Erkenntniß führte er die Zöglinge Schritt für Schritt

in das Gebiet der Wiſſenſchaft ein, und bewirkte durch die Klarheit und den ſchulgerechten Gang ſeiner Vorträge bei ihnen Ueberzeugung. Wenn er aber ein Ziel erreicht, die Gerechtſame der chriſtlichen Pflicht und Tugend vor aller Augen dargethan hatte, dann ſprach er mit Inngefühl und Wärme, und belehrte nicht bloß, ſondern verbeſſerte und veredelte ſeine Zuhörer."

Davon iſt der Verfaſſer dieſer Skizze ſelbſt ein lebendiger Zeuge geweſen; niemals ging er ohne tiefinnere Begeiſterung aus dem Lehrſaale, in welchem er ſowohl die Vorleſungen über theologiſche Moral, als die über Religion nach Vernunft und Offenbarung beſuchte *). Ein beſonderes Feuer leuchtete aus den

---

*) Oftmals waren dieſelben von mehr als der Hälfte der akademiſchen Bürger aus allen Fakultäten beſucht. Keine Luſtbarkeit, keine Zerſtreuung, ja keine Ermüdung nach durchſchwärmter Nacht hielt ſelbſt ſolche Burſche oft von dem Donnerſtags-Collegium ab, bei welchen das ſogenannte Schwänzen der Vorleſungen Mode war. Es war eine Art Ehrenſache, hier gegenwärtig zu ſeyn. Während der Stunde herrſchte ungewöhnliche Ruhe; eine Bedingung übrigens, auf welche der ernſte Mann, welcher jederzeit ſtreng ſeine Würde bewahrt, ſehr genau zu halten wußte. Nicht ſelten hat der Verfaſſer auch auf rohen Geſichtern ſiegreiche Rührung erblickt und intereſſante phyſiognomiſche Betrachtungen angeſtellt. Die Herzen der Jugend ſind in der Gewalt tüchtiger Lehrer, welche auf Verſtand und Gemüth zugleich zu wirken wiſſen.

Augen des Trefflichen, wenn er die verſchiedenen Beweiſe von Gottes Daſeyn jedes Jahr mit neuen und verſchärften Unterſuchungen darüber entwickelte, oder wenn er die Liebe Jeſus zum Menſchengeſchlecht, die Göttlichkeit ſeiner Sendung, das Ideal der Tugend, die Hoffnung der Unſterblichkeit und die Wunder Gottes in der Natur ſchilderte. Sein ſchwäbiſcher Accent und ſeine feierlichlangſame Sprache, womit er jedem Worte einen beſondern Nachdruck zu geben wußte, hatten etwas ganz Eigenthümliches. Die Begeiſterung, welche ihn ſelbſt bei Durchführung ſeines Gegenſtandes ergriff, theilte ſich auch den Hörern mit.

Noch erinnert ſich der Verfaſſer, welche Gefühle in ihm die Betrachtungen des Lehrers über die Eitelkeit der Menſchen und ihr nichtiges Thun und Treiben und ihre thörichten Hoffnungen in ihm erregt. Kein Lehrbuch, keine Predigt, keine Katecheſe, kein Beichtſtuhlſermon kommentirten ihm das „Vanitas Vanitatum et omnia vanitas“ — ſo lebendig, und es war, als wäre ihm zum erſtenmal die Sonne recht aufgegangen und zum erſtenmal klang es wie ein tiefer, überirdiſcher Akkord in ſeiner Bruſt. Träumend zog er aus dem Lehrſaal auf den Friedhof, die Beweisſtellen dafür nachzuleſen. Seine ewige Dankbarkeit gegen dieſe geiſtige Einwirkung jenes Mannes auf ſeinen Verſtand und ſein Gemüth hat aber darin ihre völlige Rechtfertigung

und Erklärung gefunden, daß Wanker, trotz ſeiner Schilderung von der Unzureichenheit aller Menſchenkraft und von der Unmündigkeit irdiſcher Intelligenz durch alle Perioden der Weltgeſchichte, niemals zu feig-ſentimentaler Ergebung, noch knechtiſcher Ertragung der unabwendbar heranſtürmenden Uebel, ſondern zu ausdauernder Manneskraft, zu einem von Chriſtus ſelbſt aufgeſtellten Forſchungstrieb und Freiheitsſinn, zu aufgeklärter duldſamer Religioſität und ſtandhafter Bekämpfung alles Schlechten bei jedem Anlaß aufforderte.

Oft zeigte ſich für den Verfaſſer Gelegenheit, Wanker'n, der in dieſer Hinſicht ſehr zugänglich war, auch zu Hauſe zu genießen, und von ſeinen ſo ſanftchriſtlichen, als hellphiloſophiſchen Anſichten über Vergangenheit und Gegenwart, Religion und Kirchthum, Politik und Moral, ſich zu überzeugen. Wanker's Leben ſelbſt, ſowohl im Familienkreis- und in dem der Freunde, als in der Verſammlung ſeiner Collegen und in den Berührungen, welche ſein mannichfach getheilter Beruf mit ſich brachte, bildete den praktiſchen Kommentar zu ſeiner Lehre. Am liebſten ſprach er über Philoſophie und Menſchenkunde; ein beſonderes anziehendes Thema bildeten ſeine vertrauten Mittheilungen über Spinoza und Kant, die er vor allen andern auszeichnete, wiewohl er ihnen, ſeinen Haupt-

grundſätzen nach, natürlicherweiſe nicht in allem beiſtimmen konnte. Er hatte es gern, wenn Gewiſſensſkrupel oder philoſophiſche Bedenken ihm eröffnet wurden, und er lächelte nicht ſelten über den künſtlich-anſtudirten Unglauben ſeiner jungen Freunde, denen er die Ehrlichkeit dabei bald anſah; je heftiger man mit philoſophiſchen Einwürfen zuſetzte, deſto günſtigere Anſichten hegte er von dem Bildungsgang der nach Wahrheit Forſchenden. Ein junger Menſch — meinte er — muß alles kennen lernen und prüfen, was der menſchliche Forſchungsſinn, die Leidenſchaft, der Unſinn und der Uebermuth ausgeheckt; die Leuchte der Wiſſenſchaft und die Cynoſur des Glaubens würden dann ſchon in die Gährung und Finſterniß dasjenige bringen, was noth thue. Zwang und Gleißnerei, Verſtellung und Lüge Servilismus und Wohldienerei verachtete er über die Maßen. Er ſah die Leute, welche damit ſich ihm näherten, mit ſcharfen durchdringenden Augen an. Gleichwohl hielt er viel auf Reſpekt und Gehorſam.

Auch kaſuiſtiſche Fälle pflegte er mit beſonderm Wohlgefallen zu behandeln und zu erklären. Sie waren gleichſam ſeine geiſtigen Lieblingsſpeiſen. Oft wurde er, und zwar in höchſt wichtigen Angelegenheiten und ſelbſt von fern her, zu Rathe gezogen; ſeine Gutachten trugen das Gepräge der ſtrengſten Sittlichkeit, aber auch der ſanfteſten Humanität; und während er für den

Himmel alles in Beſchlag nahm, was ihm zu gehören ſchien, räumte er auch der Erde ihre Rechte ein und das menſchliche Herz fand an ihm einen liebevollen und beredten Anwalt. Vielen Takt beſaß er in Allem, was die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur betraf, deren tiefe Bedeutung und hochwichtigen Einfluß auf die Sitten der ſcharſſinnige Anthropolog beſſer, als irgend ein anderer, zu erfaſſen und zu erklären wußte. Daher er denn auch von ausgezeichneten Frauen und liebenswürdigen Mädchen häufig als Seelenarzt in räthſelreichen Verwickelungen angegangen wurde. Seine ſtrenge Sittlichkeit, ſein väterlicher Ernſt und ſein gemüthvolles Weſen erzeugten ihm mit Recht das unbedingteſte Vertrauen, und Hunderte von Familien und Einzelnen haben bei ihm über innere Zuſtände Troſt und Beruhigung gefunden.

Merkwürdig iſt, daß er auch das berühmte Gutachten mit unterzeichnet, welches die theologiſche Fakultät der Freiburger-Hochſchule zu Gunſten des Prieſtereides auf die Konſtitution der franzöſiſchen Assemblée constituante ausgeſtellt. Wanker ſelbſt hat längere Zeit hindurch als Verfaſſer dieſes Aktenſtückes gegolten, und die Anſicht hat ihm, da Uebelwollende ſie mit Induſtrie in Rom geltend zu machen geſucht, in der letzten Angelegenheit ſeines Lebens einigermaßen geſchadet. Allein es iſt nunmehr erwieſen, daß ein an-

derer ſeiner Collegen das Gutachten redigirt, Wanker jedoch deſſen Inhalt vollkommen gebilligt und als damaliger Dekan der theol. Fakultät zuerſt unterſchrieben hat, wie jeder Vernünftige und Aufgeklärte damals es thun mußte *). Wie ſchon geſagt, haßte er am meiſten Einſeitigkeit; bei den Menſchen überhaupt, bei den Gelehrten aber doppelt. Ihm ſelbſt war kein Zweig des Wiſſens ganz fremd, und in Sprachen, in der Geſchichte, in der Länder- und Völkerkunde war er ganz vorzüglich zu Hauſe, ohne daß er jedoch dieſe Kenntniſſe ruhmredig auf der Kanzel auszupacken, Anläſſe geſucht hätte. Der Verfaſſer erſtaunte oftmals, auf Spaziergängen, die er mit dem Verewigten in der Umgegend von Freiburg zu machen das Vergnügen hatte, Wanker'n über alte und neue Zeit, über ganze Perioden und einzelne Völkergeſchichten bis in's kleinſte Detail, und in die örtlichſten Umſtände hinein, mit einer Gründlichkeit und Geläufigkeit ſprechen zu hören, um welche Manche ihn beneiden konnten.

So wenig er ſich als Politiker den Ereigniſſen

---

*) Vgl.: Gutachten der theol. Fakultät von Freiburg über die Amtsverrichtungen der franzöſiſchen katholiſchen Geiſtlichen, die den Verfaſſungseid leiſteten. Mit Einleitung, ungedruckten Aktenſtücken, Ueberſetzungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. H. Amann. Freiburg bei Groos 1832. 8.

des Tages anſchloß und öffentliches Beſprechen der damals äußerſt kitzlichen Gegenſtände des konſtitutionellen Lebens in ſeiner ſtillen, zurückgezogenen Weiſe liebte, ſo gern ſprach er unter vertrauten Perſonen über politiſche Materien, und zwar mit einem Feuer und mit einer Freimüthigkeit, die an ihm doppelt liebenswürdig und für den Unterredner eindringlich war. Nicht ohne Bitterkeit ſprach er von dem Benehmen der europäiſchen Diplomatie gegen die ſpaniſchen Cortes, mit der größten Bitterkeit aber von dem Syſtem gegen die Neugriechen, deren Aufſtand gerade in jene Tage gefallen, wo der Verf. am meiſten mit ſeinem ehemaligen Lehrer und ſpätern Collegen zuſammentraf *). Er prophezeite aus dieſem unchriſtlichen Verfahren große Uebel in der Zukunft, ſowohl politiſche als moraliſche, und die nächſte Folgezeit lehrte, wie richtig er prophezeit hatte.

---

*) Unter denen, welche über die Intriguen gegen des Verfaſſers Anſtellung an der Univerſität ebenfalls mit Indignation und zwar mehr als einmal ſich ausſprachen, befand ſich auch Wanker. Er beſeufzte von Herzen die inſidiöſe Leidenſchaftlichkeit von Männern, welche ihre grauen Haare noch nicht zur beſonnenen Ruhe und zu einiger Gerechtigkeit gegen jüngere Talente gebracht, und welche ſelbſt tiefe Gelehrſamkeit und ſtrahlenden Ruhm durch ungebändigten blinden Haß des Herzens verdunkelten. In Wanker's Herzen war kein Neid und kein Falſch.

Ueber die Art und Weiſe, wie Wanker, der in ſeinem ganzen Leben nie, oder nur ſelten, aus Freiburg herausgekommen war, dennoch alle neuern Ereigniſſe in der phyſiſchen und moraliſchen Welt, und eben ſo auch alle Revolutionen in dem Gebiete der Wiſſenſchaft aufzufaſſen und zu beurtheilen pflegte, ferner über einige andere entſcheidende Züge ſeines Privatcharakters erklärt ſein Leichenredner ſich, wie folgt:

„Sein Leben bis ins vier und zwanzigſte Jahr ging in ſtiller wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung dahin. In dieſer Zurückgezogenheit mehrte ſich ſein gelehrtes Erkenntniß, ohne daß er an Erfahrung viel gewonnen hätte. Aus ſeiner kleinen Umgebung beurtheilte er die ganze Welt. Er blieb daher bis in ſein männliches Alter kindlich einfach, zutraulich, gegen männiglich ſonder Argwohn, der beſte der Menſchen. Seine Vorſtellung von Verſchiedenheit der Denkweiſe und des menſchlichen Benehmens war mehr aus Büchern, als aus dem Leben genommen, ungefähr wie wir Merkwürdigkeiten entfernter Länder aus Reiſebeſchreibungen kennen. Ein Mann von weniger Geiſt hätte durch harte Warnungen verſtändigt werden, oder in ewiger Verweiſung aus der thätigen Welt bei den Büchern bleiben müſſen. Bei ihm bedurfte es nur der Umſtände und ihrer Andeutungen, um ſeine mehrſeitigen Fähigkeiten zu entwickeln."

„So trat er als zweiter Vorſtand in das kaiſerliche Seminar, in einen größern Kreis ein; in eine Verſammlung junger Männer, von den verſchiedenſten Anlagen und Thätigkeiten, wo ihm das Mannigfaltige der menſchlichen Sinnesart und Richtung das erſtemal näher vor das Auge trat. Er ſollte ſie leiten, ohne ſie zu meiſtern. Wenige Fehlgriffe würden ihn um Achtung und Liebe gebracht haben. In dieſer Lage gewöhnte er ſich eine Ueberlegung und Umſicht an, die ihm in der Folge immer zur Seite ſtand, und unter ſeine bezeichnenden Züge gehört. Das Dringendſte war nun, jeden Einzelnen kennen zu lernen, um ihn ſeiner Eigenheit gemäß zu behandeln, damit er die Geſammtheit befriedige. Aber die Bewegungen des Lebens waren hier zu einfach und gleichförmig, als daß ſie ihm den Anblick verworrener geſellſchaftlicher Verhältniſſe hätten gewähren können; dennoch hat er hier den Grund zu den pſychologiſchen Einſichten gelegt, die ihn zum Lehren und Ausüben ausnehmend befähigt haben.“

„Seine in dieſe Umgebungen angeregte Beobachtungsgabe brachte er zum akademiſchen Lehramte, wie ſie ganz die Richtung des ihm gewordenen Berufes annahm. Jede auffallende Erſcheinung im Gebiete der Sitten ſuchte er aus vorhergehenden Umſtänden zu erklären, und ruhte nicht, bis ſie ihm aus pſychologiſchen Urſachen verſtändlich geworden war. Alles Aeußere

nahm er als Sittenlehre auf, und ſo wurde er ein gelehrter Beobachter der Menſchen und ihrer Handlungen, ohne eigentliche Verſchlimmerung oder bösliche Neugierde. Es war ihm blos darum zu thun, den Menſchen als ſittliches Weſen zu kennen."

Sein Eifer in Beobachtung ſolcher anthropologiſchen Züge verließ ihn in keiner Situation des Lebens und weder im Drange der Geſchäfte, noch in Stunden der Erholung. Selbſt beim Mahle wollte er geiſtig mitgenießen, und eine Vorleſung aus irgend einem Buch, das in ſeine Lieblingsfächer einſchlug, mußte daſſelbe würzen. Es gehörte — erzählte die wackere Gefährtin ſeiner einſamen Stunden, ſeine viele Jahre hindurch ihn pflegende Schweſter — zu ſeinen größten Annehmlichkeiten über alle möglichen Gegenſtände, beſonders aber was Sitten- und Menſchen-, Länder- und Völkerkunde betraf, während und nach dem Eſſen ſich auszugießen, und nie konnte man ohne tiefe Rührung ihn vernehmen, wenn er auf das herrliche Walten der Gottheit in der Natur und auf das Wiedererſcheinen eines und deſſelben Urtypus in den verſchiedenartigſten Eigenthümlichkeiten der Völker und Einzelnen zu ſprechen kam. Sehr häufig unternahm er einſame Gänge durch die blühende Gartenreihe und über die ſchönen Hügel, welche die Stadt umgeben, und bei denen meiſtens jene Schweſter oder ein Freund ihn

begleitete. Erſterer erklärte er ſodann Blume für Blume Frucht für Frucht, und knüpfte die geiſtreichſten Vergleichungen und ſalbungsvollſten Digreſſionen über Gegenſtände der ſittlichen Welt daran. Wenn ſein Thema ihn dann ergriffen, leuchtete oft ſein Antlitz wie das eines Verklärten, und man fühlte deutlich, wie er ſelbſt in inniger Gemeinſchaft mit demjenigen ſtand, deſſen Preis er verkündigte.

So war der Schriftſteller und der Lehrer der Moral in ſeinen öffentlichen und Privat-Verhältniſſen beſchaffen; ſo floß ſein Leben wie ein ſtiller Bach dahin, klar und geräuſchlos, ohne Schlangenwindungen und Krümmungen, aber beide Ufer mit Geiſtesblumen beſäet, die Wandelnden und Zuſchauenden erfriſchend und erhebend. Der Briefwechſel mit einer großen Zahl ehemaliger Schüler, darin manches treffliche Gutachten über verwickelte Fälle, die er entſcheiden ſollte, hielt ihn allein mit der literariſchen Außenwelt etwas in Verbindung. Mit den Bürgern ſeiner Vaterſtadt aber vereinigte ihn für und für und auf das innigſte eine Wirkſamkeit, welche wir noch zu beſchreiben haben, und welche ihm ein nicht minder ruhmvolles Denkmal geſetzt hat, als die reiche Summe der Leiſtungen ſeines gelehrten Berufes. Doch wir laſſen, ſtatt unſer, den feinauffaſſenden Hug darüber reden:

„Wanker ſelbſt gehört uns und zunächſt uns an;

von dieſem Standpunkte gingen ſeine Einflüſſe in das geſellſchaftliche und ſittliche Leben aus. Wenige Städte können ſich ſo vieler milden Stiftungen, aber keine kann ſich einer ſo wohl entworfenen Anſtalt rühmen, wie ſie Freiburg beſitzt. Es dankt ſie einem ſeiner Unvergeßlichen. Sein iſt der ſchöne Gedanke, die hülfloſe weibliche Jugend unter Aufſicht zu bringen, in allen Künſten des Haushaltens unterrichten zu laſſen, in ſonntäglichen Lehrſtunden ihr Herz zu bilden und ihre Sitten zu läutern, und Preiſe für ihr Wohlverhalten auszuſetzen, die von Jahr zu Jahr verzinslich aufbewahrt, ihnen als Eheſteuer in ihrem fünfundzwanzigſten Jahre gereicht werden. Dieſe Anſtalt, zunächſt für die Erziehung verſtändiger, treuer und ſittlicher Dienſtboten, beabſichtigt, indem ſie einerſeits auf das häusliche Wohl der Inwohnerſchaft zurückwirkt, rettete auf der andern Seite einen im Durchſchnitt verlorenen Theil der Geſellſchaft, der meiſtens auf Abwegen ſeinen Untergang findet. Sie kennen ihn Alle — ruft der Parentant die damals verſammelten Kollegen an — der ſo gedacht und mit ſeinem Vermögen die weiſen Entwürfe verwirklicht hat. Wir kennen dich und hören ſegnend deinen Namen, verklärter Heinrich Sautier!*)

*) Dieſes Inſtitut ſteht unter der Leitung des trefflichen Urſuliner-Erziehungsſtiftes, eine derjenigen pädagogiſchen

„Der ſegensreiche Erfolg dieſer gemeinnützigen Einrichtung zeigt ſich nicht allein in einer Menge gutgearteter Jünglinge und Mädchen, ſondern bereits in ſchätzbaren Bürgern und Bürgerinnen, von denen die Geſellſchaft wieder mit Zuverſicht einen Nachwuchs ihres Gleichen erwartet. Daran hat der ſelige Kollege einen bedeutenden Antheil; der Stifter gründete und pflanzte, Wanker aber wartete und pflegte mit Einſicht und unausſprechlichem Wohlwollen eilf Jahre hindurch den jungen Aufwuchs. Bald übernahm er mütterliche Pflichten, unterwies mit Zartheit das Mädchen, ſich zu bewahren, ſeine Jungfräulichkeit zu ehren, und ſeinen Werth durch Eingezogenheit zu erhöhen; bald drang er mit väterlichem Ernſt bei Mädchen und Jünglingen, wie es die Umſtände heiſchten, auf Anſtand und Sitten. Für das Wohl jedes Einzelnen beſorgt, ſuchte er oft Meiſter für die Knaben, Dienſte für die Mädchen nach ihren Geſchicklichkeiten, war immer bedacht, beide in Häuſern unterzubringen, wo ſie zu Ordnung und Ehrbarkeit angehalten wurden, erkundigte ſich von

---

Anſtalten, darauf nicht nur Baden, ſondern ganz Teutſchland ſtolz ſeyn kann, und von der wir an einem andern Orte dereinſt reden werden. Als treuer Gehülfe Sautier's müſſen wir auch den penſionirten Domherrn Ph. B. v. Reibelt nennen, welchem die Stadt ebenfalls viel an philanthropiſchen Zwecken verdankt.

Zeit zu Zeit nach ihrem Betragen, kümmerte ſich um ihr Glück und Fortkommen, wie es nur ein guter Vater, eine liebende Mutter thun konnte, und verlor ſie nie aus den Augen, bis ſie ſeiner Sorge nicht weiter bedurften. Wie that es ſeinem Herzen ſo wehe, wenn er Unverbeſſerliche ausſtoßen mußte; wie freute er ſich mit ganzer Seele derjenigen, die ihm gute Hoffnungen gaben; wie war er entzückt, wenn er ſie glücklich zu ihrem Ziele geführt hatte! Wer hat ungerührt die Verklärung geſehen, die auf ſeinem Angeſichte lag am Tage der Preisaustheilung, oder wenn er den Mädchen jährlich ein kleines Feſt gab, und Zeuge ihrer unſchuldigen Fröhlichkeit war! Hier empfand er ſo recht alle Vaterfreuden und alle Wonne eines edlen Bewußtſeyns."

Ein Näheres enthält die von Wanker ſelbſt bei einem dieſer feierlichen Anläſſe (am 19. September 1819) gehaltene Rede. Sie führt den einfachgroßen, menſchenfreundlichen Mann mit ſeinen Anſichten und Hoffnungen von der genannten Stiftung beſſer vor die Augen ſeiner Zeitgenoſſen, als Parentant und Biograph es zu thun vermochten.

„Erfreulich iſt gewiß jedem Menſchenfreunde die Feier dieſes Abends; denn es iſt die Feier des Höchſten im Menſchen, der thätigen, alles aufopfernden Liebe: erfreulich beſonders am heutigen Tage, an dem

wir uns mit Dank gegen Gott erinnern, daß er unſer Inſtitut nun ſchon 20 Jahre erhalten, und daſſelbe nicht nur durch alle Stürme der Zeit unbeſchädigt durchgeführt, ſondern es mitten im Sturme erſtarken, und Blüthen und Früchte treiben ließ, die ſchon Hunderten ein fröhliches, bürgerliches und moraliſches Daſeyn gewährten.“

Es war das ſchreckenvolle, für Freiburg ſo unglückbringende Jahr 1800, in welchem unſer verewigter Mitbürger, Profeſſor Heinrich Sautier, die Idee, die ſeinen Geiſt ſchon Jahre lang beſchäftigte, die Idee einer wirkſamen Abhülfe der jugendlichen Armuth, ins Leben treten ließ. Ich will hier nicht wiederholen, was über den Zweck unſers Inſtituts über den Plan und Einrichtung deſſelben, und über die Beweggründe, die den ſeligen Stifter dabei leiteten, ſchon öfter geſagt und geſchrieben worden. Auch darüber will ich dem ſeltenen Manne keine Lobrede halten, daß er bei dem Streben, der angeerbten Armuth ſeiner Zöglinge zu ſteuern, das einzig wirkſame Mittel ins Auge faßte, wodurch Armuth gehoben und Armuth verhütet werden kann, und welches ſich in dem Satze ausſpricht: Setze jeden in Stand, daß er ſeinen Unterhalt durch Arbeit redlich erwerben kann, und redlich erwerben will!

Das, worauf ich Sie, Hochverehrteſte! in dieſer halben Stunde aufmerkſam zu machen wünſche, ſind

die Schickſale unſers Inſtituts, eine kurze Darſtellung deſſen, was ſeit den 20 Jahren ſeines Fortbeſtandes Gutes und Nützliches geſchehen, wie es geſchehen, und welche Geſtaltung dadurch unſere Stiftung gegenwärtig gewonnen hat. Ich glaube eine ſolche Ueberſicht vorzüglich denjenigen ſchuldig zu ſeyn, welche unſere Bildungsanſtalt auf mancherlei Weiſe, durch Rath und That, und durch wiederholte reichliche Beiträge bisher unterſtützten; damit in ihnen die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit unſers Inſtituts immer mehr befeſtiget, und das Intereſſe dafür immer mehr belebt werde.

Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz, daß auch die gemeinnützigſte Idee, die der Geiſt eines edeln Mannes auffaßt, nicht plötzlich und auf einmal, ſondern nur nach und nach und theilweiſe ins Leben trete; und es muß eine Reihe von Jahren vorübergehen, bis ſie, ſtets vorwärts ſchreitend und ſtets kämpfend mit mannichfaltigen Hinderniſſen, ſich endlich in ihrer ganzen Fülle offenbart. Dieß iſt der Inhalt der ganzen Weltgeſchichte: es iſt auch der Inhalt der Geſchichte unſrer Stiftung.

Mächtige Hinderniſſe traten dem edeln Stifter bei der Gründung ſeiner Anſtalt in den Weg, die erſt überwunden werden mußten, bevor er auf feſtem Fortbeſtand und reiche Früchte rechnen konnte. Die Zeit

hatte viel Treffliches zerſtört, und was ſie gab, waren leere Worte. Der Glaube an eine uneigennützige Hingebung für die leidende Menſchheit war geſtorben; das Vertrauen mußte erſt erobert werden. Vielerlei Inſtitute, womit der Menſchheit aufgeholfen werden ſollte, wurden vorher und nachhin in wortreichen Phraſen angekündet, und verſprachen goldene Berge, und was ſie leiſteten, war Flittergold. Der urſprüngliche Fond war nur ſchwach. Der ſelige Stifter hatte zwar ſeinen Kindern Alles geopfert, ſelbſt den letzten Löffel, den er entbehren konnte; demungeachtet mußten die Ausgaben äuſſerſt beſchränkt werden. Der zum Unterricht nöthige Apparat war dürftig; die Preiſe klein, und nur für Wenige; nur Ein Mädchen konnte jährlich anſehnlich begabt, nur für ſechs bis ſieben Knaben das Lehrgeld bezahlt werden. Selbſt die Beſchaffenheit der Mädchen, welche in die Stiftung aufgenommen werden konnten, war ihrem Fortſchritte hinderlich. Sie mußten zum größern Theile von der Straße aufgegriffen werden; und da in dieſer Periode die armen Kinder die öffentlichen Schulen nur kurze Zeit, oft noch ſehr unfleißig beſuchten, ſo brachten ſie bei ihrem Eintritt in die Stiftung kaum die erſten Elementarkenntniſſe mit. Dieſer Mangel der Vorbereitung hielt den wohlthätigen Zweck unſers Inſtituts auf der unterſten Stufe gefangen. Man mußte ſich begnügen,

wenn ſelbſt die beſſern Zöglinge deutlich leſen und ſchrei⸗ben, etwas rechnen und erträglich ſpinnen, ſtricken und nähen konnten. An eine höhere Weihe und an ein wirkliches Einführen in die vielſeitige Haushaltungs⸗kunſt, dieſe eigenthümliche Beſtimmung des Weibes, war nicht zu denken. Höchſtens gab es von Haus zu Haus wandernde Nähemädchen, gerade das Schlech⸗teſte, was ein Mädchen werden kann, dem Gott einen geſunden Verſtand und gerade Glieder gab.

Klein waren alſo und unſcheinbar die erſten An⸗fänge; langſam das Wirken der Anſtalt unſers Stifters; aber die Liebe hielt ihn feſt an ſeinem Werke. Was jetzt groß iſt, ſchrieb er in ſeinem jährlichen Bericht, war auch einſt klein. So wie der Landmann im fröh⸗lichen Geſang die aufgehende Sonne begrüßt, obſchon ſie erſt nur einige höhere Punkte beleuchtet; ſo wie der Gärtner vergnügt bei ſeinem Blumenbeete ſtehen bleibt, wenn ſich auch nur da und dort einige Knoſpen öffnen: ſo war auch ein ſpärlicher Gewinn ſeinem Herzen Freude und Erquickung. Das Bäumchen, das er ge⸗pflanzt, gab doch einige Früchte, und unter dieſen waren wieder einige ganz reif und ſchmackhaft. Dieß bewies, daß der Baum von guter Art ſey, und erregte die Hoffnung einer reichlichen Ernte, beſonders weil mehrere Hinderniſſe, welche den Flor des Inſtituts aufgehalten, nach und nach beſeitigt wurden.

Strengere Geſetze nöthigten die armen Aeltern, ihre Kinder fleißig in die Schule zu ſchicken, und die ſieben und acht Jahre, welche dem Schulunterricht gewidmet werden mußten, waren mehr als hinreichend, ſie in denjenigen Vorkenntniſſen zu befeſtigen, an welche der ſtiftliche Unterricht und die ſtiftlichen Uebungen angereiht werden konnten. Die beſſern Fortſchritte erregten Theilnahme und Vertrauen. Die Liebe, die nie erſtirbt, entflammte die Herzen vieler Edlen; ſie legten für die Sache der Armuth, oft ganz verborgen, reichliche Opfer auf den Altar der Liebe. O! wie herzlich freute ſich Sautier über jede auch kleine Gabe. Jede hob ſeinen Muth und belebte ſeine Hoffnungen. Sein Geiſt ſchwang ſich hinüber in eine glücklichere Zukunft. Er ſah Schaaren von Jünglingen und Mädchen ſeinem Aſyl der Liebe zueilen, ſah ſie der Armuth und ihren Folgen entriſſen durch treue Pflege und kräftige Hülfe. Er ſah eine Reihe froher Bürgerfamilien, denen die Stiftung mit dem Satz ins Handwerk die Thüre zu ihrem Glücke öffnete, er ſah dieſelben ſich mehren von Geſchlecht zu Geſchlecht, und hinter vielen Geſchlechtern ein glückliches Freiburg, in welchem Niemand darbt, auſſer wer lieber darben, als arbeiten will.

O! nennen Sie dieſes keine leeren ſchönen Träume, aufgegriffen aus einer Zauberwelt! — Es war doch

auch kein leerer Traum, als der Erlöſer am letzten Abend ſeines Lebens, umgeben von ſeinen Jüngern und im hohen Entzücken hinaus ſah in eine neue Welt, wo die ſtolzeſten Nationen vor dem jetzt Verſchmähten ihre Knie bogen, wo gebietende Herren ihre Sklaven, und hochgeborne Damen ihre Mägde als gleiche Brüder und Schweſtern begrüßten. Jeſus ſah es, ging hin und ſtarb; und was er ſah, verwirklichte ſich nach wenigen Generationen. Auch Vater Sautier verließ dieſe Erde im Glauben an die Erfüllung ſeiner Hoffnungen; und ſein Glaube ward nicht getäuſcht. Sein Inſtitut hat ſeitdem an Kraft, an innerem Leben, und an Einwirkung nach Außen viel gewonnen.

Unſere zwei unermüdeten weiblichen Lehrinſtitute, welche ſchon früher in Abſicht auf die Schulkenntniſſe der Stiftung ſo mächtig vorarbeiteten, haben uns durch ihre neu errichteten Spinn-, Strick- und Näheſchulen einen weitern wichtigen Gewinn gebracht. Da diejenigen, welche in die Stiftung aufgenommen zu werden wünſchen, jetzt ſchon vor ihrem Eintritt in dieſelbe in dieſen erſten aller weiblichen Kunſtfertigkeiten unterrichtet werden, und ferner nur der Fortübung bedürfen, ſo können wir ihre Thätigkeit auf diejenigen Gegenſtände richten, welche mit dem praktiſchen Leben in der Welt, und mit ihrem künftigen Berufe als Dienſtboten, Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, in

einer nähern Verbindung ſtehen. Dieſe Weihe zu ihrem künftigen Berufe iſt nun der Hauptzweck unſerer Anſtalt, der Punkt, von dem alle ſtiftlichen Anordnungen ausgehen, und auf den ſie zurückkehren, iſt der Maßſtab, der in Vereinigung mit der Sittlichkeit die Größe der Belohnung beſtimmt. Vieles iſt hierin ſchon geſchehen, manches wird noch geſchehen. Gegenwärtig werden die Zöglinge der Reihe nach von zwei geſchickten und erfahrenen Lehrmeiſterinnen im Kochen und Biegeln unterrichtet und geübt. Der jährliche Bericht führt diejenigen auf, die ſich in dieſem Jahre in beiden Künſten durch gute Zeugniſſe und durch die That erprobt haben. Da ferner die künftige Beſtimmung des Jünglings wie der Jungfrau einen aufgeklärten Verſtand, richtige Begriffe von den Gegenſtänden, die in ihrer Sphäre liegen, eine geübte Urtheilskraft, Umſicht, Klugheit, Selbſt- und Menſchenkenntniß fordert; ſo benützen wir jede Stunde und jeden Anlaß, ſelbſt die Strick- und Näheſtunden, die Leſe-, Schreib- und Rechnungsübungen, ſie einzuführen in das Heiligthum der wahren Lebensweisheit, und ſie anzugewöhnen, das, was ihres Berufes iſt, nicht nur recht und pünktlich, ſondern auch zierlich und flink, mit Gewandtheit und Anmuth zu verrichten.

Was uns aber am nächſten liegt, iſt die Sorge für das Herz unſrer Zöglinge. Es iſt viel gewonnen,

wenn man dem Armen die Wege und Mittel öffnet, in einem gemeinnützigen Beruf ſeinen Unterhalt durch Arbeit erwerben zu können: aber er muß auch arbeiten wollen. Eben die, welche arbeiten können, aber nicht wollen, ſind es, welche das Mark des Landes verzeh- ren, mit frecher Stirne die Armenvorſtände beſtürmen, durch tauſend Künſte Beiträge erſchleichen, und immer neue Heere von Bettlern erzeugen. Nur dem, der gern arbeiten will, iſt zu helfen. Dieß gern und freudig Wollen iſt aber nur die Frucht des wahren Ehrgefühls, ſo wie dieſes nur die Wirkung des Gefühls des wah- ren Menſchenwerthes iſt. Wen dieſes beſeelt, dem iſt Arbeit Bedürfniß; ihm ſchmeckt das Stückchen Brod nicht, das er nicht ſelbſt erworben; es iſt ihm verächt- lich, ſich von andern füttern zu laſſen, ſo lang ihn ſeiner Hände Arbeit nähren kann, und ſein Stolz be- ſteht eben darin, Niemand beſchwerlich fallen zu müſſen. Was aber dieſen heiligen Stolz in uns zum Leben erweckt, iſt die Religion. Mit voller und lebendiger Gewißheit weiß der Chriſt, daß dem Menſchen nichts einen eigenthümlichen Werth vor den übrigen Geſchö- pfen ertheile, als in ſofern er das Ebenbild Gottes, nach dem er geſchaffen iſt, an ſich trägt, und deßwe- gen ſeinen Endzweck im Weltall und ſeine Beſtimmung auf Erden darin ſetzt, daß er ſich als Ebenbild Gottes in ſeinem ganzen Thun und Laſſen beurkunde. Gott,

der ewig Thätige, regiert und leitet das Ganze. Ich, ſein Bild, ſoll in der Stelle, die er mir angewieſen hat, ihn zum Muſter nehmen und treu und fröhlich alles thun, was er mir zu thun gebietet und weil er es gebietet. Gott iſt die Liebe, ſie ſtrömt aus auf Alle. Ich ſoll ihm dieſe Liebe ablernen und ſie ausſtrahlen laſſen auf die, welche er meiner Sorge anvertraut hat. Chriſtus ſetzte eine Ehre darin, das Tagewerk zu vollbringen, das ihm vom Vater aufgetragen wurde. Ich, in ſeiner Schule erzogen, will das mir beſtimmte Tagewerk mit gleicher Treue vollführen. Dazu gab mir Gott Talente, Kraft und Kenntniſſe; ich will ſie gebrauchen und nutzbar anlegen, damit mich nicht der Wurm im Staub beſchäme, der ſeine Beſtimmung beſſer, als ich die meine erfüllte.

So denkt der Chriſt, und im Hochgefühl ſeiner Beſtimmung geht er freudig an ſein Tagewerk, möge dieſes der Kehrbeſen oder das Staatsruder ſeyn. Nicht das Geſchäft, das er treibt, adelt den Menſchen, ſondern die Geſinnung, mit der er es verrichtet. Vergeßt dieſes nie, ihr mir anvertraute, meinem Herzen theure Söhne und Töchter unſers Inſtituts. Euer Loos in der Welt iſt nicht glänzend, und es iſt gut, daß es nicht glänzend iſt. Die Vorſicht hat euch für die Klaſſe beſtimmt, die ſich der Verfaſſer der weiſen Sprüche in ſeinem Gebete mit den Worten wünſcht:

Herr, gib mir nicht Reichthum und nicht Armuth, ſondern nur einen beſcheidenen Theil. Dieſen beſcheidenen Theil reicht euch die Stiftung. Er iſt gering, wenn ihr ihn wägt auf der Goldwage: aber groß und bedeutend in Verbindung mit dem beſſern Kapital, den Kenntniſſen und Tugenden, und der ganzen innern und äuſſern Bildung, die ihr der Stiftung verdankt. In der Hand des geſchickten, thätigen, redlichen und mäßigen Künſtlers oder Handwerkers wuchert auch eine kleine Summe, und die erfahrene, emſige Hausfrau macht aus einem Gulden zwei. Selbſt wenn Geld und Gut in einem unglücklichen Zufall untergehen, iſt Geſchicklichkeit, Fleiß, feſter Wille und Redlichkeit der unverſiegbare Fond, um das, was in der Zeit untergegangen iſt, durch eigene inwohnende Kraft wieder herzuſtellen. Nur wo dieſe Kraft inwohnt, hat das Geld einen Werth, und trägt Früchte für Zeit und Ewigkeit. Darum nennt ſich unſere Anſtalt die Stiftung zur Ausbildung, und nur in ſo weit dieſe erreicht wird, — zur Ausſtattung. Darum iſt die Entwicklung des Geiſtes unſerer Zöglinge, ihr Starkſeyn in Gott, ihre Angewöhnung an das Dulden, Tragen und Entbehren, an unbeſtechliche Treue und ſtrenge Wahrhaftigkeit das höchſte Ziel aller ſittlichen Anordnungen. Darum, weil Tugend nur durch Gewohnheit feſt und dauernd wird, und die Gewohnheit eine lange Uebung

iſt, wird der erworbene Preis unſern Zöglingen nur dann zum unbedingten Eigenthum übergeben, wenn ſie die Güte und Feſtigkeit ihres Charakters bis auf das vollendete 25ſte Jahr erprobt haben.

Nach dieſen Grundſätzen haben wir nun ſeit den 20 Jahren 78 Jünglinge und 129 Jungfrauen ihrer Beſtimmung näher zu bringen geſucht. Es gelang uns nicht mit allen, und bisher ging kein Jahr vorüber, daß wir nicht einige übel gerathene Pflanzen wieder ausreißen mußten. Denn dieß iſt die Natur unſerer Bildungsanſtalt. Sie iſt eine freie Geſellſchaft, beſtehend aus Gliedern, welche ſich mit Freiheit zur Erreichung des ſchönen Zweckes vereinigen. Wer dieſen Zweck ſtören oder andere Zwecke verfolgen will, wird entfernt, andere Strafen kennt das Inſtitut nicht.

Wenn aber auch der Acker Gottes nicht rein blieb vom Unkraut, ſo war doch die Ernte von Jahr zu Jahr reicher und geſegneter. Sowohl unter den wirklichen Zöglingen, als denen, welche ſchon vollendet haben, zählen wir 47, welche als Haushälterinnen, Kammerjungfern, Köchinnen oder in andern Formen ihres Dienſtlebens ſich Brod und Beifall, der Stiftung Ruhm und Ehre bringen. Andere ſchon verehelichte ſind jetzt ihren Kindern das, was einſt die mütterliche Stiftung für ſie war. Sechs, die Gott mit beſondern Talenten ausgerüſtet hat, haben ſich der Mädchener-

ziehung in den Lehrinſtituten zu Freiburg, Wien, Konſtanz und Villingen gewidmet, und heute entlaſſen wir — nicht aus unſern Herzen, ſondern nach den Geſetzen aus der Reihe der Stiftlinge diejenige würdige, nun ſeit neun Jahren mir theure Tochter, welcher der Wohllöbliche Stadtmagiſtrat die Reform unſers Waiſenhauſes als Vorſteherin mit vollem Vertrauen übertrug. So wurzelt, grünt und blüht und erſtarkt der Baum, den der verewigte Stifter ſo mühſam pflanzte, und wenn ich dann zurück auf das ſehe, was ſchon geſchehen, und hinaus auf das, was noch geſchehen wird: wer wird mich tadeln, wenn ich im Hochgefühl meiner Hoffnungen und im Vertrauen auf die kräftige Mitwirkung meiner Mitbürger, wie Sautier ausrufe: „Du glückliches Freiburg! du näherſt dich der Zeit, wo keines deiner Kinder ferner darbt, als das, welches lieber darben, als arbeiten will.“

Daſſelbe ſchöne freundliche Gefühl, welches für die Sautier'ſche Stiftung ihn erfüllte, trieb W. auch in das Waiſenhaus zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Geſundheitsanſtalten in Augenſchein zu nehmen, ihren ſittlichen Zuſtand zu beobachten, wo es nöthig ſchien, Verbeſſerungen einzuleiten oder die wohlentworfene Einrichtung zu handhaben.

Alſo war unſer Freund beſchaffen; alſo voll Ruhe und Reſignation, voll Liebe zu Gott und zu den Men-

ſchen, voll Eifer für die Wiſſenſchaft und Sehnſucht nach innerer Vervollkommnung, nicht nach äußerm Glanz; als gleichwohl am Abende ſeines Lebens eine unerwartete Ehre ihm zu Theil wurde.

Die Unterhandlungen der Kommiſſion der teutſchen (katholiſchen und paritätiſchen) Bundesſtaaten für Formation einer Nationalkirche und ein allgemeines Konkordat waren in Rauch aufgegangen, und nachdem Bayern und Preußen beſondere Verträge mit dem heiligen Stuhl abgeſchloſſen, den übrigen Staaten blos noch die Hoffnung für ebenfalls einen Metropolitan-Biſthumsverband gelaſſen worden. Die öffentliche Meinung hatte überall mit Nachdruck den Freiherrn von Weſſenberg zum Erzbiſchof bezeichnet und die Dekanate und Landkapitel auch vermöge ihres wohlbegründeten, konſtitutionellen Kirchenrechtes ihn hiezu gewählt; allein die Beſtätigung ſcheiterte, mehr an der Perſönlichkeit des verſtorbenen Großherzogs, als an der Hartnäckigkeit des römiſchen Hofes, indem durch die Erſcheinung Weſſenbergs in Rom ſelbſt dem Pabſte der ſchlagendſte Beweis ſeiner verſöhnlichen und unterwürfigen Geſinnungen gegeben worden. Nachdem der Freiherr, die Verhältniſſe wohl durchſchauend, freiwillig zurückgetreten, ſtand die öffentliche Meinung nicht lange an, wen ſie zum Nachfolger wählen ſollte; und da der Moraliſt von Freiburg keine jener Rückſichten

verletzt hatte, die der von Konſtanz ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo nahm man auch zu Karlsruhe keinen Anſtand, Wanker'n zu beſtätigen.

Dieſe Nachricht war für alle wegen Weſſenberg's Entfernung tief betrübten und im innerſten Herzen verwundeten Katholiken des beſſern Schlages Troſt und Balſam. Jedermann rief unwillkührlich aus: Nach Weſſenberg gibt es keinen Würdigeren, dem die Stelle gebührt. Nur Wanker ſelbſt empfing das Bülletin ſeines Ruhmes mit Seufzen und Bangen. Er kannte die Vorgänge und Beweggründe, die Leidenſchaften des Hofes und die Gefühle der öffentlichen Meinung, die Ränke der Finſterlinge und die Hoffnungen des Kerns der Katholiken, er ſelbſt hatte den edlen von Weſſenberg perſönlich geliebt und verehrt: manches von dem, was nach oben und unten vorgegangen, und dem nun ſein unbefleckter Name zur Verhüllung dienen ſollte, mußte ihn mit Schmerz erfüllen; nun kam noch die Verantwortlichkeit, welche mit der ſchweren Würde verbunden war, in einer Zeit, wie die damalige. Endlich das Heraustreten aus dem Kreiſe ſeiner bisherigen Angewöhnungen und Neigungen und das Beſchreiten eines Pfades voll Unruhe und Arbeit, voll Kampf mit verſchiedenartigen Gegnern. So kam es denn wirklich, daß er nur unwillig und zögernd die Gunſt annahm, welcher Andere ſo viel, ja ſich ſelbſt

und ihr beſſeres Weſen geopfert hatten; ja daß er ſie für ein Unglück anſah, welches ihn zu Grunde richten werde, da er der Laſt nicht gewachſen ſey; nur die Rückſicht auf die Anforderungen des Vaterlandes und die Ausſicht, vielleicht Vieles nützen, Anderes verhüten zu können, gab ihm Muth und Kraft.

Aber der Genius ſeines Lebens ſah mild auf den Kampf widerſtreitender Gefühle in ſeinem Herzen, auf die Summe der Anſtrengungen für Beglückung und Tröſtung ſeiner Mitmenſchen, auf das Maß der noch vorhandenen Kräfte des trefflichen Mannes, und er brachte ihn zur ewigen Ruhe.

Noch ehe die mit Ungeduld erwartete Konfirmationsbulle (durch Pius **VII.** Tod unterbrochen) in F. eingetroffen war, faßte Wanker'n mit furchtbarer Gewalt eine Entzündung in den Gedärmen, und die überwältigte Natur unterlag den Schmerzen der Krankheit und dem zerriſſenen Organismus ſeines Körpers. Er behielt die Klarheit des Geiſtes bis in die letzten Stunden, wo dann Delirien und helle Zwiſchenräume mit einander abwechſelten. Als er einſt aus einem jener Fieberträume wieder erwacht, leuchtete ſein Antlitz, wie es in ſeinem ganzen Leben ſich niemals gezeigt, alle Züge hatten einen veredeltern Charakter angenommen, und er erklärte den Umſtehenden: Ihm ſey, als ob ihm eine Binde von den Augen und ein Alp vom

Herzen gefallen; alle Bilder wären ihm klarer, alle Gedanken größer, und er ſehe nun manche Dinge ſo vollſtändig im Zuſammenhang, daß es ihm dünke, er habe auf einmal den Schlüſſel dazu gefunden. Was er ſofort noch ſprach, waren wie Geiſterworte und machten auf alle Anweſenden einen unbeſchreiblichen Eindruck. Mit Gott und von Gott redend, ſchied er. Es war aber Nachts um 11 Uhr am 19. Januar 1824, daß er, im 66ſten Jahre ſeines Lebens, ſeinen Freunden und Mitbürgern, der Kirche und der Wiſſenſchaft entriſſen wurde.

Nie noch hat eines einzigen Mannes Tod in dem Umfange des Ortes, wo er gelebt, ſolche Allgemeinheit in Gefühlen der Trauer, und zwar eine ſo ungekünſtelte, und aus Herzens Grund geſtiegene, wie diejenige Wanker's zu Freiburg erregt. Sein Leichenzug war der zahlreichſte und prachtvollſte, den man in vielen Jahren geſehen, und Thränen floßen von Individuen aller Klaſſen der Bevölkerung reichlich; den tiefſten Schmerz, auſſer ſeinen perſönlichen Freunden, fühlten wohl die verlaſſenen Waiſen, denen er ſo lange Zeit väterlicher Leiter und Wohlthäter im edelſten Sinne des Wortes geweſen. Auch aus der Ferne brachte man ihm Nänien und Nachrufe dar, und feierte ſein Andenken in ſtiller Trauer.

Unter den Gaben, welche dankbare und liebende

Verehrung dem Unvergeßlichen gebracht, nennen wir vorzüglich die Phantaſie*) unſers ehemaligen Kollegen Zell, deſſen durch alte und neue Klaſſiker genährter Geſchmack nur eine der vielen Zierden eines reichen und für das Schöne und Gute erglühten Gemüthes iſt. Ein mittelmäßiger Künſtler hat wenigſtens einige der Züge Wanker's auf einem Kupferſtiche geliefert. Auf Anregung des Verfaſſers iſt endlich auch die Ausgabe ſeiner Schriften zu Stande gekommen. Leider fehlt dabei (das vielleicht Intereſſanteſte) der Briefwechſel.

*) Nachruf an Wanker's Grab. Er empfing dafür eine ſehr ſinnige Dankſagung in Verſen von befreundeter Hand und eben ſo Hug für die Leichenrede.

V.

Habsburg;

die

Schickſale der Burg und des Geſchlechts

in

gedrängtem Umriss.

Deine Burgen zerfallen zwar; doch getröſtet erblick ich
Nach Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.
Schiller.

Vorwort.

Dieſer Aufſatz war für Dalps Schweizer-burgen geſchrieben und der im J. 1827 erſchie-nenen Sammlung einverleibt worden. Der Verf. hatte gewünſcht, die von ſeinen verehrten Freunden, dem Altſchultheißen Grafen Fr. von Mülinen in Bern und dem Archivrath Jul. Leichtlen in Freiburg ihm zugedachten kritiſchen Notizen und neue Materialien über einzelne Punkte, be-ſonders was die Genealogie betrifft, für eine zweite Bearbeitung benutzen zu können; allein der Tod Beider hat ihn dieſer angenehmen Hoff-nung beraubt. Ebenſo iſt mir die von dem Hrn. Grafen in einem Briefe angekündigte Re-

zenſion meines Aufſatzes im Schw. Geſchichtfor= ſcher niemals zu Geſicht gekommen. Durch Rö= pels gediegene Preisſchrift über den Urſprung der Habsburger, ſo wie eine ähnliche, von den Freunden Leichtlens herausgegebene über die Entſtehung des Badiſchen Wappens u ſ. w. iſt übrigens das Vorhaben einer gänzlichen Um= ſchmelzung überflüſſig gemacht worden und der Verf. läßt ſomit ſeinen, nach den Anſichten und Reſultaten früherer Quellenſchriftſteller gefertig= ten Aufſatz in ſeiner alten Geſtalt, da die Auf= bewahrung dieſer Anſichten und Reſultate eben= falls ein hiſtoriſches Intereſſe hat und über man= ches noch der Streit unter dem Richter ſchwebt. Der Ton in der Einleitung drückt die durch mehrere Zeiterſcheinungen ſchmerzhaft angeregte Stimmung des Gemüthes aus. Der Verfaſſer glaubte im J. 1827 Allerlei noch feſt, worüber die Ereigniſſe ſeit 1830 ihm vielfach nun Zweifel erregt haben.

Habsburg.

Der Wanderer, welcher durch unheimliches Gebüſch und einſame Pfade müheſam den Hügel erklommen, wo Ruinen, von Epheu umdüſtert und von Raubvögeln nur noch bewohnt, gleich längſtvergeſſenen Meilenzeigern der Zeit, in ſtiller Erhabenheit hervorragen; wird, ſo er der früheren Tage gedenkt, die hier ſich verlebt, häufig von Gefühlen ergriffen, die nicht zu den wohlthuendſten und die Geſchichte der Menſchheit bereichernden, gehören. Hier hauste einſt — alſo ſtellet es ſeinem Sinn ſich dar — die freche Gewalt des Schwertes, entfremdet aller Liebe und dem inneren Weſen der Religion und von ihren Schrecken nur erfaßt; Sklavin rohen Aberglaubens, die hingegebene Selbſtſtändigkeit des Willens durch deſto härtere Bedrückung und unleidlichere Hoffart an den untergeordneten Kreiſen der Geſellſchaft rächend.

Und dennoch erklang wiederum zu anderen Tagen die Harfe ſo ſüß in den Gemächern der ſtolzen Ritterburg, und ſänftigte das wilde Gemüth zu allen edleren Empfindungen unſeres Geſchlechts. Begeiſternde Ziele für den Sieg des Glaubens, für die Ehre der Nation, für die Mehrung alterlichen Ruhms winkten zu Sturm und Schlacht hinaus, und die nämliche Kraft, welche oft roh verwüſtete, und in unbändiger Hoffart gegen ſich ſelbſt tobte, ſtarb ſodann für gegebenes Männerwort, ſtritt für die Freiheit, verblutete für die ſüße Herrſchaft der Liebe. Und auch im Irrthum wohnte Erhabenheit, und ſelbſt das Laſter milderte, durch die großen Kräfte der Seele, die ſich entwickelten, den Abſcheu vor ſeinen Thaten und Folgen.

Wer ſind wir, daß wir in ſtolzem Dünkel geläuterterer Vernunft auf den Trümmern der Vergangenheit rückſichtslos den Stab brechen über ſie? — Zwerge, die erſchaudern vor der Kraft, ſo oft ſie aus dem Buche ins Leben will; Verehrer der Freiheit, mitten in den Angewöhnungen der Knechtſchaft; Beſpötter der Unwiſſenheit, aber ohne Ermächtigung, ein müheſam und mit tauſend Opfern errungenes Wiſſen verkündigen zu dürfen. Die Burgen ſind gefallen; aber in dem Thale wohnt das Glück noch nicht. Keine Leibeigenen pflügen mehr das Feld des Herrn; aber wir ſind mit geſunden Sinnen und vollem Bewußtſeyn Geiſt-

eigene geworden. Solche Betrachtungen drängen oft dem Geſchichtſchreiber ſich auf, der auf Ueberreſten geprieſener Herrlichkeit den Blick herabſenket von den Höhen, wo Edle einſt gewaltet und gehauſet.

Von dieſen zwei gemiſchten Gefühlen bemeiſtert das wohlthätigere ſich unſeres Gemüthes, wenn wir von der Zinne der Burg in das blühende Gefilde ſchauen, wo Rudolf von Habsburg einſt zum Schirm der Freiheit ſich gewaffnet, und ſtattliche Ritter, in brüderlichem Vereine mit freien Bürgern und Bauern unter das Pannier des Ruhmes ſtrömten. Hier, bei der Wiege des mächtigſten europäiſchen Herrſchergeſchlechtes, breitet ſich aus vor uns, zunächſt der Eingang in das klaſſiſche Gebiet der Freiheit; und rings in die Ferne ſtellen ſich uns die jungfräulichen Firnen des Vaterlandes der ewigen Bünde dar, daſſelbe wie mit einer einzigen großen Eismauer umgürtend. Und rings zwiſchen demſelben ſchafft und wogt ein, von der allgemeinen Zeitnoth zwar ebenfalls, und vielfach verkümmertes, aber dennoch immerhin kräftiges und harmloſes Leben. Zerfallen ſieht das nun ſelbſt zierdeloſe Haus auf dem Wülpelsberg alle die reichen und ſtolzen Schweſterburgen in der Runde, aus denen einſt des Adels und der Fürſten Herrlichkeit gezogen; aber noch ſieht es, und ſtolzer, freudiger, zum ewigen Dom der Freiheit aufragen die Denkmale ſtill wirkenden Bür-

gerſinnes, aufopfernder Selbſtverläugnung und glorreicher Freiheitstode; und noch, wie zu den Tagen, da der Aargau an die Eidgenoſſen den Schwur der Treue geleiſtet, ſind Recht und Freiheit als die leitenden und ſchützenden Sterne der Heimath anerkannt. Und über Scenen der Erniedrigung, und über Wechſeln der Schickſale, und über Stürmen der Parteiung und über Gräueln des Krieges iſt dennoch wieder ein Theil der Kraft der Väter zurückgekehrt, oder zum mindeſten die Erkenntniß deſſen, was dieſe Kraft wiederum ſchaffen und ſieghaft zu machen im Stande iſt.

In ſolch' tiefer Bewegung der Seele über Vergangenheit und Gegenwart ſind die großen Schickſale jener berühmten Hochwarte und des aus ihr hervorgegangenen Geſchlechtes an uns vorübergeſchwebt. Wir theilen ſie, in kurzen Umriſſen geſchildert, dem Leſer mit, auf daß er, wenn ſeine Wanderung durch das Schweizerland ihn einſt an der berühmten Stelle vorüberführt, einen erläuternden Faden aus dem Irrgang genealogiſch-hiſtoriſcher Notizen zur Hand erhalte *).

---

*) Quellen und Hülfsmittel zur Kenntniß der Schickſale der Habsburg und des aus ihr hervorgegangenen Geſchlechtes ſind:

Marquard. Herrgott Geneal. dipl. Aug. Gent. Habsb. L. I.

Aegid. Tschudi, Chron. Helv. T. I. II.

Bis ins ſiebente Jahrhundert leiten die Habsburger ihr Geſchlecht zurück. Die Geſchichte meldet zuerſt von einem Ethiko, der im Elſaß Herzog, nach andern in Alemanien war, und im Jahr 690 ſtarb. Von dieſem darauf ſtammten Ethiko II., Adalbert Herzog zu Elſaß; darauf ein vom eigenen Vater erſchlagener Sohn unbekannten Namens; die heil. Ottilia, Aebtiſſin von Hohenburg; und endlich Graf Hugo I. Stifter eines neuen berühmten Geſchlechts.

Als Söhne und Töchter Adalberts treten auf: um das Jahr 720, Luitfried II. *) Herzog zu Elſaß; Graf Eberhard, der die Abtei Murbach geſtiftet; (ungef. 747) Eugenia, Aebtiſſin von Hohenburg (725); Attala, Aebtiſſin von St. Stephan zu Strasburg, (ungef. 718); Maſo, Gründer von Maſemünſter; Gundelinde, Aebtiſſin zu Hohenburg; endlich Luitgarde und Sabine aus zweiter Ehe.

Heer, Anonymus Murensis denudatus. 1750.
Leu, H. J., Allgem. Helvet. Lexikon. B. VIII.
Müller B. I—V. (Tüb. Ausg.)

*) Heer ſchließt mit Eccard, Herrgott u. A. aus der Benennung „Luitfried II.," daß ein anderer Luitfried, vielleicht derſelbe Leudeſianus, oder Leutberianus, der den Genealogen ſo viel zu ſchaffen gemacht, dieſem vorangegangen ſey. Es erſcheint auch wirklich bei Piſtorianus, dem Biographen der heil. Ottilie, ein Luitfried, als Sohn Ethikos II.

Von Luitfried II. entſproßten ſodann: Theobald, Herzog in Alemannien, und Luitfried III., Graf; († ungef. 800). Des letzteren Sohn, Luitfried IV., zeugte mit Hiltrud: die Grafen Leuthard und Hugo († ungef. 830 und 837), ſo wie die Ruadrut, welche als Aebtiſſin zu St. Stephan in Strasburg, ungefähr im Jahr 871 ſtarb.

Hugo I. ward Vater des Grafen Luitfried V., Adalard I., Hugo des Knaben, und der Hermingarde, Gemahlin Kaiſer Lothars I. Von Luitfried V. ſtammten ſofort: Hugo II., (nach Anderen der IV., († 880), und Luitfried VI. ungef. 884, Schirmvogt von St. Trudpert. Aus dieſen beiden ſtarb Hugo kinderlos hinweg. Luitfried aber hinterließ drei Söhne: Hunfried, Graf im Nordgau, (903); Luitfried VII., Graf im Sundgau, (912, 925); und Hugo III., Graf in Egisheim. (903).

Die Schickſale der meiſten hier Aufgezählten ſind dunkel und ihre Namen durch keine beſondere Thaten ausgezeichnet. Erſt mit dem 10ten Jahrhundert, mit den Tagen Guntrams des Reichen, beginnt zugleich für Ruhm und Unglück eine merkwürdigere Periode, und die Geſchichte des Geſchlechtes klärt durch ſeinen tiefen Fall und ſeine allmählige Wiedergeburt ſich auf.

Zur Zeit, da die Tugend der Fürſten aus Heinrichs des Finklers Geſchlecht den Thron von Teuſchland ſtützte und verherrlichte, und die Macht von Burgund über einen großen Theil von Helvetien und Frankreich ſich erſtreckte; lebte im Elſaß Graf Guntram, Hunfrieds Sohn, einflußreich durch großen Beſitz an Land und Leuten, berühmt durch den Adel ſeines Geſchlechtes, das, wie ſchon angedeutet worden, Herzöge unter ſeinen Ahnen zählte, jedoch der Majeſtät widerwärtig, weil er ſeinen Hang zu Intriguen und Parteiung nicht bezwingen konnte. Als manche Erfahrungen ihn nicht abgehalten hatten, wider Kaiſer Otto ſich zu erheben und Ränke anzuzetteln: fiel er in des Reiches Acht und verlor alle ſeine Güter. Bald beſaß er nur noch wenige Reſte im Aargau, wohin er ſich denn auch im Unglück begab.

Zu Wohlen, unfern den Ufern der Reuß, ſtand ſeine unanſehnliche Wohnung. Nach einigen Jahren beſcheidenen Waltens unter Landleuten, denen er, gegen angemeſſenen Zins, ihr Eigenthum geſchützt, verführte das erneuerte Wachsthum ſeines Vermögens und der wieder aufgehende Sonnenſchein des Glückes ihn abermals zum alten Uebermuth, durch den er ſchon einmal in den Arm des Schickſals gefallen. Er handelte aber um ſo ungeſcheuter wider Recht und Billigkeit, als der parteiiſche Kaſtengeiſt der die Perſon des Königs

umlagernden Großen ſtets zu verhindern wußte, daß die Klagen der Bedrückten zu deſſelben Ohr gelangten.

So begann denn ſchon der Gründer dieſer Familie, oder vielmehr der Begründer ihres Reichthums und Einfluſſes in der Schweiz, mit jener Gewaltthat und Argliſt, welche nachmals dieſelbe daraus vertrieb. Guntram ſtarb nach dem Jahr 973.

In ſeinem Geiſte handelte auch der Sohn, Graf Lanzelin *). Selbſt freie Landleute, die weder für ihre Perſon Dienſte, noch für Güter Abgaben ihm ſchuldeten, blieben nicht vor ſeiner Vergewaltigung ſicher, die anarchiſche Stimmung des hohen Adels in Burgund begünſtigte fort und fort dieſes Weſen. Mit der Tochter eines Grafen Eberhard, Luitgarde, zeugte Lanzelin vier Söhne, Radbot, Werner, Rudolf und Lanzelin II. Auf der Altenburg, im Eigen, bei den Trümmern der alten Vindoniſſa, hatte Lanzelin ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Radbot, des Vaters Nachfolger und Ebenbild, wohnte zu Muri, in einem eigens erbauten Herrnhauſe. Durch die Vermählung mit Ida von Lothringen erhob er das Anſehen ſeines Hauſes von Neuem. Sie erhielt Muri zum Witthum. Aber als die gottesfürchtige Frau genauere Kunde empfangen über die Art und Weiſe, wie der Reich-

*) Auch Lanzelin, Lanthold genannt.

thum ihres Gemahls und ſeiner Brüder ſich gemehrt, eilte ſie, mit Gutheißung Biſchof Werners von Strasburg, ihres Schwagers, die ewige Gerechtigkeit, indem ſie ihr Witthum dem Namen des Apoſtels Paulus heiligte und ſchleunig ein Kloſter bei Muri erbaute, zu verſöhnen.

Die Umtriebe des Biſchofs aber, und Graf Radbots gegen die Macht König Heinrichs, ſo wie ihre Verbindung mit dem geächteten Herzog Gerhard von Lothringen, gaben jetzt die Veranlaſſung zur Gründung einer Veſte, welche die Majeſtätsverbrecher wider die bevorſtehende ſtrenge Ahndung ſchirmen ſollte.

Jener Prälat, ganz im Widerſpruch mit den Grundſätzen, welche die chriſtliche Kirche über die Verderbniß des Heidenthums einſt ſiegreich gemacht, hatte auf jegliche Weiſe ſich Geld zu verſchaffen, und durch Vertheilung erledigter Lehen in ſeinem Sprengel an ſeine Brüder, zum großen Nachtheil der ihm anvertrauten Gotteshäuſer, die Macht des Hauſes Guntram zu verſtärken geſucht. In der Beſorgniß vor dem Ausgange dieſer Dinge, und in der Furcht vor den Wirkungen des kaiſerlichen Zornes, übermachte er ſeinem Bruder Radbot beträchtliche Summen, mit dem Auftrage, in dem gemeinſamen Erbgute Vindiſch eine ſtarke, befeſtigte Burg zu bauen, und zwar auf dem Bühel oder Hügel, welcher der Wülpelsberg hieß.

Dieſer kleine Berg iſt ein Zweig des Jura und beſteht aus Kalkſteinen. Von ihm wird nun fleiſchfarbener Marmor gebrochen und es reicht Gyps, welcher theils feinkörnig, theils dicht iſt. Das Schwefelwaſſer von Schinznach entſpringt ſehr wahrſcheinlich von dieſem Gyps. In den Kalkſteinen des Wülpelsberges finden ſich Verſteinerungen; z. B. Pinniten, Belemniten, Terebratuliten, Gryphiten, Ammonshörner u. ſ. w. *).

Der Brief, worin der Biſchof Graf Radboten den Auftrag zur Erbauung der Veſte ertheilt, enthielt den Beiſatz: „er ſey geſinnt, ſein Leib, Hab' und Gut allda, als in einer ſtarken, ſichern Hab' in Nöthen zu bewahren.“ Dieſe Worte machen alle die vielen Deutungen überflüſſig, welche man über den Namen der

---

*) Als z. B. von Habentia von Habicht, (welche die Grafen zu Schildhaltern verwendet); von Hapt, Haupit und Habis, welches ſo viel als Haupt bedeuten ſollte, und dgl. Der Name des Schloſſes ſelbſt wurde auf die ſchrecklichſte Weiſe von unwiſſenden oder vorweiſen Skriblern und Kopiſten verſtümmelt; als z. B. in Abespurch, Habespurch, Habelsburg, Habelspurk, Haveresborch, Habesbur, Habsburc, Habesburch. Habspurc, Habeſchburch, Habekſpurg, Havesborc, Habeksburc, Habisburc, Havesburc, Habechesburc u. ſ. w. S. Leu, S. 381.

Habsburg auf eine oft ebenſo undiplomatiſche, als widerſinnige und lächerliche Weiſe angeſtellt hat *).

Graf Radbot machte ohne Säumen ſich an das Werk. Bald ſtand die Veſte aufgerichtet und wurde mit ſtarken, dicken Mauern umfangen, welche wohl jede Gewalt von Außen abwehren mochte. Aber ihr Inneres ließ er unzierlich, und es fehlte alle die Herrlichkeit, auf die der Biſchof zuverſichtlich gerechnet hatte. Der verſtändige Ritter erwog nämlich bei ſich, daß man in Nöthen nicht allein der Mauern, ſondern auch der Vertheidiger bedürfe. Daher verwendete er den größten Theil der erhaltenen Baarſchaft dazu, treue Diener und ſtandhafte Bundesgenoſſen ihrem Hauſe anzuwerben, das derſelben um ſo mehr benöthigt war, als die Erinnerung früherer Gewaltthätigkeit die Herzen des Volkes ihm abgewendet hatte.

Im ganzen Aargau ſomit, im Alemannenland, in den Waldſtätten, im Zürichgau, Thurgau, Frickthal, Klettgau, Hegau und an dem Rhein, zog er einen großen Theil dienſtluſtigen Adels, ſo wie auch viel des gemeinen Volkes an ſich und ließ ſich ſelbſt ſowie ſeinen Brüdern Treue und hülfreichen Beiſtand in Tagen der Gefahr geloben.

---

*) In ſchweizeriſcher Mundart erzählt dieſe Sage ſehr anmuthig Herr J. Rudolph Wyß d. J. in den Alpenroſen für 1824. S. 215—222.

Im Jahre 1020 fuhr Biſchof Werner herauf in den Aargau, nach der våterlichen Erbgrafſchaft, um den durch Radbot vollendeten Bau zu beſichtigen. Letzterer, von ſeiner Ankunft zuvor benachrichtigt, entbot eiligſt alle in Dienſt genommene Edle und Mannen auf den bezeichneten Tag nach dem Eigen, in die Nähe des Wůlpelberges. Bei anbrechender Nacht hatten ſie Befehl, den Hůgel von allen Seiten zu umlagern, auf daß ſie mit dem kommenden Morgen dem Biſchof vorgeſtellt werden kônnten.

Solches geſchah, und Herr Werner ritt an Radbots Seite hinan zur Habsburg, fand ſich aber in ſeiner Erwartung ſehr getåuſcht und åußerte ſichtbar ſeinen Unwillen darůber, daß an eine ſchlechte, hôchſt unzierliche Burg ſo viel Geld verſchwendet worden. Er begehrte von dem Bruder Aufſchluß ůber die Sache.

Der Graf vertrôſtete ihn auf den kommenden Tag mit den Worten: „Herr Bruder, ich will Euer Wůrden auf Morgen guten Beſcheid und Bericht hierůber geben.“ Damit ſchieden ſie zur Ruhe, nachdem die Nacht angebrochen.

Als der Biſchof nun mit den erſten Strahlen der Sonne vom Lager ſich erhoben und unter ein Fenſter der Burg ſich gelegt hatte, erblickte er eine große Menge gerůſteten Volkes, welches rings auf der Ebene ſich um den Bůhel gelagert hatte. Da erſchrack er

ſehr, denn er fürchtete, daß man ſeine Reiſe, die er ganz im Geheimen angetreten, nunmehr ausgekundet und der Kaiſer, oder einer ſeiner Statthalter, Bewaffnete entſendet habe, ihn und Graf Radbot gefangen zu nehmen. Da die Befeſtigungen der Burg noch nicht ganz vollendet waren, und ſolche demnach zur Zeit noch einen ſchlechten Halt bot, ſo beſorgte Herr Werner für ſich das Aeußerſte. Allein Radbot lächelte und ſprach: „Herr Bruder, ſeyd unerſchrocken und ohne Sorgen! Es ſind unſere Freunde, euere und meine Diener und Helfer, die ich aus dem Gut, ſo Ihr mir zum Bau gegeben, an uns gebracht und erworben habe. Denn was nützen Euch und mir und unſerem Bruder Lantzel, die veſten Mauern ohne Freunde und Helfer? Sollte der Kaiſer oder Andere uns bekriegen, ſo würden wir ohne Helfer doch nichts ſchaffen. Die Zargen unſerer Veſte ſind ſtark, und das Inngebäu kann man noch allwegen wohl zieren und ausſtatten.“

Sofort ließ der Graf die Edlen und alles Volk, das unten ſich gelagert, hinauf in die Veſte kommen. Sie bezeugten dem Biſchof ihre Ehrfurcht und Huldigung, und erboten ſich ihm und ſeinem Geſchlecht jeder Zeit getreu zu dienen.

Als nun Herr Werner ſo viele ſtattliche Ritter und Knechte um ſich ſah, ward er hocherfreut, dankte ihnen für ihr Erbieten, und lobte ſeinen Bruder um

der Vorſicht, daß er das empfangene Gut ſo wohl und nützlich angelegt. Von der Zeit an nannten ſich auch ſämmtliche Gebrüder „Grafen zu Habsburg,“ wie aus erhaltenen Urkunden mit Beſtimmtheit zu erſehen iſt.

Durch ſeinen Kampf wider die Burgunder, in welchem er gerade mit Hülfe jenes Adels und Kriegsvolkes, und im Bündniß mit dem alemanniſchen Herzoge ſiegte, gewann Radbot die Gnade des Kaiſers wieder. Doch währte das gute Vernehmen nur kurze Zeit. Die Beeinträchtigung des Gotteshauſes Ebermünſter veranlaßte neue Irrungen mit Konrad II. Der im Jahr 1027 erfolgte Tod des Grafen erſt machte denſelben ein Ende.

Drei Söhne, ſämmtlich minderjährig, Otto I., Albrecht I. oder Adelbert und Werner II. und eine Tochter Richenza, hatte er hinterlaſſen. Letztere ward mit Graf Ulrich von Lenzburg vermählt. Das Gut der Söhne verwaltete als Vormund Graf Lanzelin.

Inzwiſchen währte der Streit zwiſchen dem Erbauer der Habsburg und dem Abte zu Ebermünſter ununterbrochen fort, und es erfüllte dieſer letztere die Ohren des Kaiſers mit ſo vielfachen beweglichen Klagen über des gräflichen Geſchlechtes Gewaltthaten und die Beſchwerungen ſeines Kloſters, zumal von Seite

des Biſchofs, daß jener, während ſeiner Anweſenheit in Zürich, die Züchtigung des ränkevollen Prälaten alles Ernſtes beſchloß. Die Erinnerung an die alte Untreue deſſelben war überdieß lebendig in ihm zurückgekehrt. Um jedoch einem gefahrvollen Aufſtand, von Seite der den Habsburgern verwandten, oder befreundeten und dienſtbaren Edlen und Gemeinen zu begegnen, ſann der König auf eine Liſt, welche freilich mit der Staatsklugheit und der Noth des Augenblickes mehr, als mit ſtrengem Recht und königlicher Würde ſich vereinbaren ließ. Es wurde nämlich Herrn Werner gemeldet, daß das Vertrauen des Reichsoberhauptes ihm eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, von ganz beſonderer Wichtigkeit, zugedacht und er demnach eilends ſich auf den Weg zu begeben habe. Der hochfahrende Mann, über den Verführungen des Ehrgeizes taub gegen alle Anzeigen, die vor der gefährlichen Ehre ihn warnen mochten, berief freudig ſeinen Bruder Lanzelin zu ſich, übergab ihm die Habsburg nebſt allen Erbrechten auf die Grafſchaft Windiſch, unter der Bedingung, daß er und ſeine Nachkommen, oder wer immer ihres Geſchlechtes die Veſte künftig als älteſter Mannerbe inne haben würde, auch zugleich des Gotteshauſes Muri Kaſtenvogt ſeyn ſollte. An dieſes Recht der Kaſtenvogtei war jedoch die Bedingung geknüpft, ſämmtliche Gefreitheiten, mit welchen er das von ihm mitgeſtiftete

Kloſter begabet, ungeſchmälert zu laſſen; wer dieſer Verfügung widerſtritte und dem Gotteshaus was immer für eine unleidliche Unterdrückung zufügen würde, ſollte, wenn er auf die dritte Warnung von der Vergewaltigung nicht abſtünde, der Kaſtenvogtei beraubt und ein anderer des Geſchlechtes, der zu Habsburg wohnhaft, ohne alle Widerrede an ſeiner Statt verordnet werden. Im Fall jedoch der Habsburgiſche Mannesſtamm erlöſchen und ein weiblicher Sproß nur noch vorhanden ſeyn würde, der laut Erbrecht Beſitzer der Stammburg ſey, ſo ſollte auch dieſer weibliche Sproß von dem Abt die Kaſtenvogtei empfangen. (Die Wahl des Vogtes nämlich wurde in die Hände des jeweiligen Abtes und ſeines Conventes gelegt.) Weder der König, noch irgend eine andere Perſon ſollte Macht haben, die Kaſtenvogtey zu verleihen; auch kein Abt befugt ſeyn, ſie jemanden als Lehen, ſondern blos und allein zum Schirm des Kloſters, zu übertragen. Die Güter des Gotteshauſes wurden überdieß als unveräußerlich erklärt *).

Nachdem der Biſchof dieſe und andere Anordnungen mehr getroffen und ſein Haus beſtellt hatte, begab er ſich den erſten des Weinmondes 1027 auf die Reiſe,

*) Der Stiftungsbrief iſt abgedruckt bei Tſchudi. T. I.

mit dem Uriasbriefe, der zu Hofe ihm übergeben worden. In demſelben war die Bitte an den griechiſchen Kaiſer ausgedrückt: „den Ueberbringer, einen Aufrührer gegen das Reich, entweder geradezu abzuthun, oder in ewiges Elend und in Gefangenſchaft zu verbannen.“ Der Kaiſer von Byzanz erfüllte buchſtäblich dieſen Wunſch König Konrads, nahm den Biſchof in Haft und ſchickte ihn nach einer einſamen Inſel, wo er im Gefängniß ſchon nach zwei Jahren eines kläglichen Todes ſtarb.

Nicht lange blieb, hinſichtlich Muri's, ſein Vermächtniß in Kraft. Schon im Jahre 1125, als Muri nebſt dem Kloſter Allerheiligen durch Biſchof Rumold von Bonſtetten die Weihung erhielt, wurde es durch Schaffhauſen, Hirſchau und St. Blaſien reformirt, und von der Erbkaſtenvogtey des Hauſes Habsburg freigeſprochen. Nur mit vieler Mühe rettete Graf Werner II. ſeinem Sohne zum mindeſten die Stelle eines Schirmvogts, durch die freie Wahl des Abtes jedoch, aus keiner Verpflichtung, ſondern in Folge anerkannter perſönlicher Eigenſchaften.

Im Jahre 1036, im ſechſten nach ſeines Bruders unglücklichem Ausgange, war auch Graf Lanzelin kinderlos mit Tod abgegangen. Radbots Söhne, Otto, Albrecht und Werner II. waren die nächſten Erben. Sie hatten nebſt dem von ihrem Vater

und deſſen Brüdern ihnen zugefallenen Beſitzthume auch die ganze Stiftung des Gotteshauſes Muri als Eigenthum unter ſich getheilt. Als beide erſtere ebenfalls ohne männliche Sproſſen hingeſchieden*), blieb das Ganze bei Werner II. Derſelbe übergab alles dem Gotteshauſe und verzichtete auf die Kaſtenvogtey. Nach mehreren Fehden mit den Söhnen ſeiner Schweſter**), den Grafen zu Lenzburg, ſtarb auch er, im J. 1096.

Sein Sohn, Otto II., kehrte ſich an die väterliche Verzichtleiſtung auf Muri nicht, ſondern bemächtigte ſich geradezu der Kaſtenvogtei von Neuem. Das Gleiche that, nachdem er durch den Söldner Erlinier (1140 oder 1141) ermordert worden, ſein Bruder Albrecht II. († 1140 oder 1141); und trotz wiederholt ertheilter Privilegien unter Kaiſer Heinrich IV. (1114), Otto's Sohn, Werner III. († 1163).

Dieſer, mit Ida von Homburg vermählt, hinterließ einen einzigen Sohn, Albrecht III. († 1199.) Mit demſelben ging für Muri eine glücklichere Zeit, für das Elſaß, über das er zum Landvogt geſetzt war, ein neuer Geiſt der Ordnung und des Rechtes auf. Obgleich er, nach dem Beiſpiele der Vorfahren, im

---

*) Otto, Graf zu Sundgau, ſt. den 28. Juni 1046; Albrecht den 12. Juli 1046, nach einer andern Nachricht aber 1056.

**) Richenza ſtarb den 27. Mai 1080.

Beſitze der Kaſtenvogtei ſich fort behauptete, ſo bewies er ſich dennoch mild und freigebig. Unter den vielen Gaben und Zeichen des Wohlwollens, die durch ihn den Vätern zu Muri geworden, wird das aus einem Elephantenzahn ſehr künſtlich ausgearbeitete Jägerhorn ganz beſonders gerühmt. Um für ausgezeichnete Dienſte ihn zu belohnen, ſchlug Kaiſer Friedrich der Rothbart Dietikon, Schlieren, Urdorf und mehrere andere Dörfer im Zürichgau und in der Grafſchaft Baden, als ewige Erblehen des Reiches, zu ſeiner Herrſchaft.

Bereits glänzte nun Habsburg vor den meiſten Adelsgeſchlechtern der teutſchen Schweiz durch perſönlichen Kredit hervor, und durfte bald mit Kyburg, als alleinigem Nebenbuhler, ja ſelbſt mit dem mächtigen Savoyen ſich meſſen.

Mittlerweile gingen aber für das Reich der Teutſchen wie für den größeren Theil Europa's überhaupt ſchwere Zeiten vorüber. Mit Macht bekämpften der Pabſt und die welfiſche Partei der Fürſten und Edlen das herrliche Geſchlecht der Hohenſtaufen. Erlaubte und unerlaubte Triebfedern ſetzten alle Leidenſchaften der Menſchen und der Völker in Bewegung, für begeiſterte Treue und für unverſöhnlichen Haß. Während Fürſten und Vaſallen ihre Lehenspflicht, Städte ihren Eid, Söhne die Bande der Natur brachen, und mit dem Segen der Kirche den Fluch des Vaters entkräf-

teten, hielten die Schweizer treu und mannlich an dem oberſten Herrn, in deſſen Schirm ſie freiwillig ſich begeben. Darüber ward der Zorn des welfiſchen Otto wider ſie rege, der als der vierte dieſes Namens Philipp von Schwaben widerſtritt. Als dieſer daher meuchleriſch umgekommen, und Otto allein in Deutſchland Herrſcher war, trachtete er vor allem die Habsburger zu Bezähmung des kühnen Trotzes der Schweizer zu verwenden, und dieſelben recht enge an das Intereſſe ſeines Hauſes zu feſſeln. Bald nach den Tagen, wo auf Veranlaſſung Walthers von Attinghauſen, Landammanns zu Uri, der alte Bund unter den Waldſtädten erneuert worden, ſetzte er Albrechts Sohn, Rudolf, zum Reichsvogt über ſie (1209).

Nicht ohne vieles Widerſtreben empfingen ihn die Schweizer, und erkannten ihn auch nicht eher an, bis ſämmtliche alte Freiheiten und Rechtſame zu ihren Gunſten beſtätigt worden. Sofort richtete Rudolf in den Waldſtätten über Leben und Tod, wachte über die öffentliche Sicherheit, ſchlichtete Fehden und Zwiſte. Aber er gewann darum die Herzen der Eidgenoſſen nicht mehr, und ſie ließen mit Beſchwerden und Vorſtellungen nicht ab, bis durch König Heinrich (Friedrichs II. Sohn und Reichsverweſer in Teutſchland) die Verwaltung des Landes dem Grafen entriſſen und wiederum zu Handen des Reichs geſtellt war. Rudolf,

von dem außer einigen Gütertauſchen und Entſchädigungsverträgen mit Engelberg und Münſter wenig Erhebliches ſonſt auf uns gekommen, ſtarb im Jahr 1232 und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Agnes von Staufen, zwei Söhne, Albrecht und Rudolf, Stammväter der nunmehrigen zwei Hauptlinien des Geſchlechtes, von Habsburg-Habsburg und Habsburg-Lauffenburg.

Albrecht IV., Landgraf im Elſaß, „der aller Gefahr trotzende Ritter“, ſtarb in demſelbigen Jahre (1240), wo die Erklärung des teutſchen Königs nach Helvetien gekommen war: „daß der Schirm des Reiches dem freien Willen der Schweizer überlaſſen ſey;“ — während einer Wallfahrt, die er zur Beruhigung ſeiner durch Sünden und Reue verwirrten Seele unternommen hatte. Somit fiel ſein Erbantheil an den väterlichen Gütern dem älteſten Sohne, Rudolf, zu, und eben ſo die Anſprache auf Kyburg, aus welchem Hauſe ſeine Mutter Heilwig entſproſſen war. Von den Stammgütern ſelbſt hatte Rudolf, ſein Oheim und Stifter der anderen Linie, mit ſeinen fünf Söhnen inne.

So groß nun aber auch das Anſehen und der Einfluß der Habsburger um dieſe Zeiten war, ſo beruhten doch beide mehr auf dem Rufe, der ihrer Tapferkeit und ihrem Unternehmungsgeiſte voranging,

und auf den Verbindungen, in welchen ſie mit den bedeutenden Familien ſtunden, ſo wie auf perſönlichen Eigenſchaften, durch die ſie beim Volke, der anfänglichen Widerwärtigkeit, mit der man ſie aufgenommen, ungeachtet, ſich geltend gemacht, als auf großem Länderumfange. Der Hauptreichthum des Hauſes lag im jährlichen Ertrage der Güter. Denn viele der Beſitzungen, die ſie auch verwalteten, genoſſen ſo vieler Rechte und Gefreitheiten, daß die Gewalt der Grafen immerhin ſehr geſchmälert blieb. Die Landgrafſchaft im Elſaß war ein bloßer Titel. Ueber die Klöſter beſaßen ſie nur eine vorübergehende Kaſtenvogtey; über Städte eine ſehr abhängige Hauptmannſchaft, und durch die Zertheilung in zwei Linien war des Hauſes Geſammtkraft wiederum ſehr verringert worden.

Unter ſolchen Verhältniſſen trat Albrechts Sohn, Rudolf, auf den Schauplatz, welcher bald von dem engen Umkreis des Gutes Eigen und dem unanſehnlichen Ritterſaal auf der Habsburg, zu einem welthiſtoriſchen ſich erweitern, und den ſchweizeriſchen Edlen, im ſtolzen Kaiſerſaale mit den höchſten Würden der Chriſtenheit geziert, und bald darauf mit ungebeugtem Sinne die Kräfte Teutſchlands wiederum einigend, den Hochmuth der Widerſtrebenden brechend, und dem verachteten Herrſcherthum im Reich eine neue Periode des Glanzes bereiten ſollte. Ungeachtet auch nicht im

Entfernteſten die Ahnung ſolcher Größe damals über Rudolf gekommen war, ſo ſtrebte dennoch ſein Geiſt bereits in dieſen Tagen ſchon nach einem Ziele, das weit über dem Bereiche naturgemäßer Möglichkeiten lag. Darum ſtieß er denn auch vielfach auf hartnäckigen, oft kaum bezwingbaren Widerſtand. Aber das Glück und ſein Verdienſt trugen ihn ſtets wieder ſiegreich aus aller Widerwart und zu unverhofftem Gelingen empor.

Er hatte noch nicht das vierzigſte Lebensjahr erreicht, als ſchon der Haß ſeines Hauſes ſchwer ihn verfolgte. Der Bruder ſeiner Mutter enterbte ihn, und die Kirche ſchleuderte zweimal gegen ihn den Bann wegen Ungehorſam und ketzeriſcher Geſinnung.

Eine ſeiner erſten Fehden war gegen den Bruder ſeines Vaters, den Grafen von Lauffenburg gerichtet. Schmälerung in Familiengütern gab hierzu die Veranlaſſung. Er fand jedoch in ſeinem Vetter Gottfried, welcher die bedrohte Ruhe und Rechte ſeines greiſen Vaters ſchützte, einen ſolchen Gegner, daß der begonnene Streit faſt ihn gereuen mochte. Graf Rudolf der Aeltere, der zu Lauffenburg Haus hielt, war, als Wohlthäter mehrerer Klöſter und als warmer Verfechter welfiſch-kirchlicher Intereſſen, bei dem Pabſte in großen Kredit gekommen. Seine Fürſprache wendete, als Innocenz IV., der, als Sinibald von Fiesko des

Kaiſers Freund und Ghibelline geweſen, auf der Kirchenverſammlung zu Lyon aber Friedrich II. verflucht und jene Theile des Reichs, die mit dem letzteren feſt hielten, mit dem Interdikt belegt hatte, — dieſe Strafe der Kirche von Muri ab, und der Gottesdienſt durfte bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden. Die Kirche nahm daher billig jetzt auch ſeine Bedrängniß durch den Neffen, zürnend ſich zu Herzen.

Gottfried zog wider Rudolf mit ſolchem Erfolg in den Streit, daß dieſer von der Habsburg aus die Flammen ſehen konnte, welche die ihm angehörige Stadt Brugk verzehrten. Der erbitterte Ohm übergab nun auch das auf dem romantiſchen Hügel Rammfluhe am Wallſtädterſee (nach mehreren Nachrichten von ihm ſelbſt)*) erbaute Schloß Neuhabsburg**) dem Münſter U. L. Frau zu Zürich, als Eigenthum, ließ ſich von der Aebtiſſin, Frau Juditha, neuerdings damit belehnen und erſtattete an das Gotteshaus hiefür einen jährlichen Zins.

Gleiche Unvorſichtigkeit und den ganzen Ungeſtüm ſeines Gemüthes bewies Rudolf ſeinem mütterlichen Oheim, Graf Hartmann von Kyburg gegenüber.

---

*) S. Dr. Stadlin's Beſchreibung bei Dalp. I.

**) Ueber Neu-Habsburg vergl. des Weitern Herrgott, Leu, Tſchudi u. A.

Nicht erwägend, daß er als ein ſo naher Sippe auf die reiche Erbſchaft des kinderloſen Greiſes die nächſte Hoffnung beſaß, ſchrieb er ihm, wiewohl ſeine Anſprüche Grund und Titel hatten, immerhin zur Unzeit, Kränkungen und Fehde zu. Da trat Graf Hartmann, welcher in ſeiner Forderung über Begehren ihn befriediget, das ganze Kyburgiſche und Lenzburgiſche Erbgut an den Biſchof zu Straßburg, Heinrich von Stableck, einen ſeiner getreueſten Freunde, ab, und band ſich ſelbſt, für alle möglichen Fälle, die Hände zum Widerruf.

Seine unerſchütterliche Treue für den größten aller Hohenſtaufen brachte Rudolf auch nunmehr zum Ueberfluß noch in den Fluch der Kirche. Zu denſelben Tagen, da durch Ottos IV. Tod die Hoffnung und Macht der Ghibellinen wieder neu ſich gehoben, war Rudolf gerade geboren und von Friedrich II. aus der Taufe gehoben worden. Niemand ahnete wohl damals, daß dieſes Kind beſtimmt ſey, nach Erfüllung des Schickſals aller Hohenſtaufen, der von den Päbſten geſchändeten Krone des Reichs den alten Glanz wieder zu bringen. Ein Jahr nach dem Siege des Kaiſers bei Cortenuova (1238), befand ſich Rudolf im Gefolge deſſelben, mit bei den Feyerlichkeiten anweſend, die zu Ehren der Vermählung ſeiner ſchönen, natürlichen Tochter Selvaggia mit Ezzelino von Romano, angeſtellt worden. Bei dieſer Gelegenheit empfing er, außer anderen Aus-

zeichnungen, die ſeine gefälligen Sitten und ſeine rit=terlichen Tüchtigkeiten ihm erworben, von der Hand des Kaiſers den Ritterſchlag.

Kaum einige Jahre waren über dem erſten Bann verfloſſen, ſo gerieth Rudolph, eines angezündeten Klo=ſters bei Baſel willen, zum zweitenmal in das päbſt=liche Interdict. Zur Befreiung von demſelben machte er den Kreuzzug wider die Preußen mit. „Das Glück des Grafen aber — drückt Müller ſich aus — durch viele lebhafte und kühne Thaten weniger vergrößert, als erſchüttert, veränderte ſich, ſobald er, durch Wider=wärtigkeiten klug, ſeine Leidenſchaft unterwarf; zum großen Zeugniß feuriger Jünglinge, inwohnende Kraft ihrer Seele vom Verdruß der Fehler ihres erſten Alters nicht niederſchlagen zu laſſen, ſondern mit unerſchüt=terlicher Hoffnung auf beſſere Zeiten anzuſtrengen." —

Die Ausſöhnung mit Lauffenburg ſowohl als mit Kyburg, erfolgte ſpäter dennoch. Graf Gottfried war durch Fortſetzung der Fehde mit dem ſo ſtreitbaren als vielgewandten Vetter arm geworden, und ſuchte in England ein neues Glück,*) nachdem er zuvor mit Rudolf noch Freundſchaft geſchloſſen. Hartmann aber, zu freundlichern Gefühlen gegen die Geſchlechtsver=

*) Nach Müller ſaßen Abkömmlinge Gottfrieds nach manchen Jahrhunderten noch im engliſchen Parlamente.

wandten bewegt, hatte die übereilte Vergebung des Kyburgiſchen Erbes zurückzuerhalten geſucht: die Unterhandlungen und die Waffen ſeines Neffen brachten, trotz des Biſchofs von Straßburg anfänglichem Widerſtreben, die Sache endlich zu befriedigendem Ziel. Und als gerade Rudolf die dem greiſen Ohm von Winterthur zugefügte Kränkung zu rächen herbeieilte, ward ihm die Kunde von deſſelben Tod gebracht. Er empfing von allen Vaſallen und Dienſtmannen Kyburgs die Huldigung (1264). Der Reichthum und die Macht Habsburgs war nun bereits zu nieverhofftem Grade geſtiegen. Noch Glänzenderes brachte eine nahe Zukunft.

Es gehört nicht zum Zwecke dieſes Aufſatzes, eine Schilderung von dem vielſeitigen Wirken und den zahlreichen Thaten des großen Mannes zu entwerfen, welche in Gedenkbüchern und Geſchichtwerken größeren Umfangs hinreichend aufgezeichnet und geprieſen zu finden ſind. Nur auf die Schickſale des merkwürdigen Geſchlechtes, das von der Habsburg ausgegangen, im Allgemeinen aufmerkſam zu machen, iſt dermal unſere Aufgabe.

So begnügen wir uns denn zu ſagen, daß Graf Rudolf, nachdem das heftige Feuer ſeiner erſten, thatengierigen Jugend ſich gemildert, durch Verſtand, Klugheit, Biederſinn und Liebe des Rechtes bei den Eid=

genoſſen, deren Schirmvogt er wurde, allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen ſich erwarb; daß er, wie den Feinden ſeines Hauſes, alſo auch den Unterdrückern der Freiheit, furchtbar, den Schwachen ein Hort, den Kriegern eine Zuverſicht und der Bürger, deren Sitten er liebte und annahm, Stolz und Freude ward.

Mitten in Rachegedanken wider Baſels gewaltſamen Biſchof, überraſchte ihn die große Botſchaft, welche ihn zum König der Teutſchen, ſeiner großen Jugend und Weisheit willen, gewählt, vor den Mauern der raurachiſchen Stadt begrüßte. Auf der Habsburg und zu Brugg traf er alle Verwandte, Freunde und Diener, mit aufrichtigen Glückwünſchen ſeiner harrend. Allen blieb er auch im neuen Stande, was er ihnen im alten geweſen. Die Eidgenoſſen hatten in ihm während der ganzen Dauer ſeines Lebens den erſten Freund.

Nachdem er alles Nöthige in ſeinen Beſitzungen und im Lande der Schweizer beſtmöglichſt geordnet, zog er der neuen Beſtimmung entgegen, welche er glänzend, wie wenige Kaiſer vor und nach ihm, erfüllte.

Er nahm die Bündniſſe der Städte gegen räuberiſche Edle und große Vaſallen in Schutz. Er wollte — nach der richtigen Anſicht eines verdienſtvollen teut-

ſchen Gelehrten *) aus dem Städtebund eine Art von Unterhaus in Teutſchland bilden, was den Vaſallen anfänglich das Gleichgewicht gehalten, nach der Hand aber die anarchiſche Ariſtokratie der Großen gebändigt haben würde. Wäre ihm ſein großer Plan gelungen, ſo würde ſich die Nationalmacht aus dem dritten Stande wieder erhoben, und die Reichskrone wieder jene Würde erhalten haben, welche ihr Karl der Große zu geben wußte. Das teutſche Reich wäre unter den Oeſterreichern eine eingeſchränkte Monarchie geworden, wodurch Freiheit von Innen und Anſehen von Außen geherrſcht hätten. Rudolf ſtarb zu frühe, um dieſen Plan ausführen zu können. Seine Nachfolger erhoben wieder die Ariſtokratie, und ſo erhielt das Reich, ſtatt einem Unterhauſe und einer gemäßigten Verfaſſung, eine goldene Bulle, welche der Grund aller künftigen Anarchie blieb. — Nach Vollbringung der größten oder wenigſtens der großartigſten Thaten, ſtarb der Kaiſer im Jahr 1291 zu Germersheim **).

---

*) Nikolaus Vogt in ſeinem Werke „die Schickſale der teutſchen Nation," deſſen ziemlich unteutſche Tendenz im Allgemeinen wir jedoch keineswegs billigen.

**) Eine treffliche Biographie Rudolfs ehe er Kaiſer der Teutſchen geworden, ſomit beſonders wichtig für die Geſchlechtsgeſchichte, lieferte J. Bader in E. Münchs Aletheia. Jahrg. 1829.

Die Töchter, die er mit ſeiner erſten Gemahlin, Gertrud, gezeugt, wurden an mächtige Fürſten vermählt, und dieſe Verbindungen dienten dazu, die Macht und den Einfluß des neuen Herrſchergeſchlechtes dauernd zu ſichern. Söhne hatte er nur drei; von dieſen kam der älteſte, Albrecht, zur Regierung des Landes Oeſterreich, und nachmals auf den Thron der Teutſchen; der zweite, Hartmann, wurde, noch bei Lebzeiten des Vaters, bei einer Luſtfahrt von den Fluthen des Rheins verſchlungen (1281); der dritte aber, Rudolf, Vater des unglückſeligen Parricida, ſtarb als Herzog zu Oeſterreich und König von Böhmen (1296).

Albrecht, Erbe des väterlichen Glückes, doch nicht des väterlichen Großſinnes und Ruhmes, entfremdete durch gewaltthätiges Weſen und unerſättlichen Geiz in Teutſchland ſich die Fürſten, in der Schweiz die Bürger und Landleute. Tyrannei erzeugte Freiheit; Unrecht an Verwandten, blutigen Mord. Ein furchtbares Beiſpiel unzeitiger Strenge und Gemüthshärte, aber gleichwohl an Regentenvorzügen nicht ſo arm als er gewöhnlich hingeſtellt wird, ſank durch rächeriſche Dolche der unglückſelige Kaiſer am erſten Mai 1308 auf dem alten Windiſchfelde *). Die Habsburg ſah

*) Wolfg. Menzel in ſeinem Handbuch der teutſchen Geſchichte nimmt Albrechts Regierungsſyſtem als dasjenige

den Frevel; doch ſah ſie auch eine der ſchrecklichſten Blutrachen, in ihren ſo lange Zeit friedlichen Gemächern ausgebrütet und beſchloſſen. Aus Albrechts Ehebett aber waren folgende Sproſſen hervorgegangen:

Rudolf, König von Böhmen († 1307); Friedrich der Schöne, durch ſeine für die teutſche Nation ſo verderbliche Wahl zum Kaiſer, und ſein Unglück gegen Ludwig den Baiern, wie durch die teutſche Treue und Tugendgröße, welche beide Feinde wieder vereinigte, berühmt, ſtarb 1330, mit Hinterlaſſung von zwei einzigen Töchtern; und Leopold der Kriegeriſche, der ſo treu an dem Bruder neben ihm noch treuer am Intereſſe ſeines Hauſes hing. Die Männer aus den Waldſtätten fürchteten aber weder den Trutz ſeines ungeſtümen Geiſtes, noch die gewaltige Waffenmacht, mit der er der Freiheit, voll unzeitiger Verachtung, drohte. Auf dem Morgarten verbleichte ſein Siegesſtern († 1326). Durch heiteres Weſen und freundliche Sitten glänzte Otto der Kühne († 1339) hervor; frühe ſtarben die zwei Söhne, die er gezeugt. Sein Ruhm ſelbſt reichte nicht an den ſeines Bruders. Zwei fernere Söhne des unklugen und hartherzigen Königs waren: Albrecht II. genannt der Weiſe († 1358), und Heinrich der

---

an, dem alle öſterreichiſchen Regenten, mit alleiniger Ausnahme Maximilians II. und Josephs II., gehuldigt.

Gütige († 1327). Die Namen mehrerer Töchter übergehen wir.

Von dieſen Söhnen pflanzte das Geſchlecht nur Albrecht II. weiter fort. Und es erſcheint zuvörderſt Rudolf IV. der Geiſtreiche († 1365); ſodann Friedrich der Prachtvolle († 1362); Albrecht III. († 1395); Leopold der Gerechte († 1386); endlich mehrere Töchter.

Unter den Aufgezählten erſcheinen ebenfalls wiederum nur zwei als Stammhalter: Leopold und Albrecht. Erſterer, Stifter der Tyroler-, letzterer der eigentlichen Oeſterreichiſchen Linie.

Der Sohn Albrechts III., Albrecht IV., erhielt von der Zeitgenoſſen übertriebener Bewunderung den Zunamen des Weltwunders, († 1404). Albrecht V., unter den Kaiſern der zweite, ſtarb zu frühe für das Wohl ſeiner Länder und die Hoffnungen der Welt (1442). Ladislaus Poſthumus, ſein einziger unmündiger Erbe, in Ungarn und Böhmen König, erregte ſchon in der Wiege bitteren Streit und Bürgerkrieg. Mit ſeinem thatenloſen Leben erloſch die Linie. († 1458).

Die Tyroler Linie ward durch Leopolds III. Söhne, Wilhelm den Ehrgeizigen, oder den Hofmann († 1406); Friedrich IV. mit der leeren Taſche, († 1439) und deſſen Sohn Sigmund

(† 1496); ferner durch Leopold IV., den Stolzen (1411), Ernſt den Aeußern und drei Töchter, Eliſabeth, Margarethe und Katharina fortgepflanzt. Auf ſie kam Friedrich der Friedfertige und der ritterliche Maximilian, ein Fürſt, an Größe des Geiſtes und Kühnheit der Regentenplane Friedrich II. von Hohenſtaufen und Joſeph II. ebenbürtig.

Die Namen der Herrſcher aus der habsburg-ſpaniſchen und den folgenden verſchiedenen Nebenlinien bis zum dermaligen Regenten Oeſterreichs aus der Dynaſtie von Lothringen übergehen wir und verweiſen auf die Geſchichten jenes Hauſes *).

Noch bleibt aus der Geſchichte Friedrichs mit der leeren Taſche die Schilderung, wie die Stammburg des Geſchlechtes an die Eidgenoſſenſchaft gekommen iſt, nachzutragen.

Zu Konſtanz waren, im Jahre 1414, die Väter der Kirche in feierlicher Verſammlung geſeſſen, um den Gebrechen derſelben an Haupt und Gliedern, nach langen Tagen der Schmach, der Unordnung und Parteiung, abzuhelfen. Unter die vorzüglichſten Hinderniſſe des allgemeinen Kirchenfriedens hatte der Pabſt Johann XXIII. gehört, der es vom Seeräuber und Kupp-

*) Es ſind deßhalb auch die Notizen über die unmittelbaren Nachkommen Rudolfs von Habsburg hier gedrängter, als bei der Lauffenburgiſchen Linie gegeben.

ler zur höchſten und heiligſten Würde der Chriſtenheit durch ſonderbare Fügung der Umſtände gebracht. Als er nach erzwungener Abdankung, wider die Abrede, von der Stadt des Konzils entflohen war, in der Hoffnung, mit Hülfe der Italiener und anderer Anhänger die alten Rechte neuerdigs geltend zu machen, und Herzog Friedrich zu Oeſterreich, durch Rückſichten der Freundſchaft bewogen, deſſen Flucht unklug ſchützte, kam über dieſen letzteren des Kaiſers Zorn und die Acht des Reiches. Es erging darum auch an die Eidgenoſſen die Mahnung, in die Erblande Friedrichs, den Thurgau, Aargau u. ſ. f. erobernd einzufallen. Der Einbruch geſchah, als die Noth und die Umſtände ſcheinbar über Rückſichten der Ehre und Beſtimmungen beſchworner Verträge ſiegten. Nach und mit vielen Städten und Schlöſſern traf auch die Habsburg die Reihe. — „An Umfang damals wie immer, weit unter ſeinem Namen, wiewohl für König Rudolf einſt ein nicht unwichtiger Theil des väterlichen Erbes, den Herzogen lehensmäßig, ward Habsburg von Heinrich von Wohlen gehütet, deſſen Unterdrückung die erſte That iſt, welche man von den Grafen zu Habsburg weiß. Er ſchwur mit Habsburg zu Handen des Reichs der Stadt Bern. Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte des Schloſſes mit der ſeines neuen Herrn unzertrennlich verwoben. Der Name

ſelbſt, nachdem Rudolfs Geſchlecht mit kaiſerlichen, königlichen und fürſtlichen Titeln und Würden ſich geziert, lebte ebenfalls nur kurze Zeit noch in der andern Linie fort, deren Sproſſen und Schickſale wir hier, gleich der bisher beſchriebenen, in Kürze aufführen.

Von den Söhnen Graf Rudolfs des Verſchwiegenen († 1246 oder 1249), der die Lauffenburgiſche Linie der Habsburger gegründet, wird als der älteſte angeführt, Werner († 1253), Wohlthäter der Abtei Wettingen, in deren Mauern auch ſeine Leiche begraben liegt. Hierauf: Gottfried, der rüſtige Verfechter des väterlichen Anſehens wider Rudolfs Angriffe und Gewaltſamkeit. Von ſeiner Verarmung und Verſöhnung mit dem geſippten Feind, und von der Fahrt nach England iſt bereits gemeldet worden. Die Kaſtenvogtei über Glarus hatte er, während ſeines Waltens im Schweizerlande, als Lehensmann des Frauenſtiftes Säckingen an ſein Haus gebracht. Eine harte Fehde mit Bern koſtete dieſem letzteren die Vorſtädte und vielen Bürgern, bei Ausfällen, das Leben. Als das Todesjahr Gottfrieds giebt man 1271 an.

Der dritte Sohn, Rudolf, zierte den biſchöflichen Stuhl von Conſtanz († 1293); der vierte, Otto, ſtarb ſchon im Jahr 1253, der fünfte endlich, Graf Eberhard, gründete durch ſeine Vermählung mit

der einzigen Tochter Hartmanns des Jüngern eine neue Linie von Kyburg, und ſein Geſchlecht vertauſchte in der Folge den zeitherigen Stammnamen. Burgdorf, Thun und viele andere Beſitzthümer kamen um dieſe Zeit an daſſelbe. Nicht ohne vielen Streit inzwiſchen ſchlichteten ſich dieſe Sachen, da die Wittwe Graf Hartmanns des Aeltern, Margarethe von Savoyen, gegen den Verkauf der Rechte über Freiburg an Eberhard, heftig ſich beſchwerte, und in ihrem Antheil an den Einkünften dieſer Stadt, der vor langen Jahren als Morgengabe ihr ausgeſetzt worden war, ſich, wider den klaren Inhalt der Verträge, geſchmälert ſah.

Da alle übrigen Brüder ohne männliche Sproſſen verſtorben waren, die Nachkommen Eberhards aber einen neuen Stammnamen ſich beigelegt hatten, ſo pflanzte Gottfrieds einziger Sohn, Rudolf, die Lauffenburgiſche Linie allein noch fort. Seiner Jugend nahm ſich mit redlichem Eifer der Ohm, Biſchof Rudolf von Conſtanz, an. Es vertheidigte derſelbe die Güter des Neffen nicht ohne große Ausdauer und Geſchicklichkeit gegen die zudringlichen Anmaßungen Herzog Albrechts, von Oeſterreich, welcher die Abtretung der dem jungen Grafen gehörenden Landſchaften auf jede Weiſe zu erwirken ſuchte. Später jedoch zog Rudolf dem Kaiſer, als ſolchen, bereitwillig in ſeinen

Kriegen zu. Durch Eliſabeth, die Tochter des letzten Grafen von Rapperswyl, und Wittwe Graf Ludwigs von Homburg, gewann er die Stadt Neu-Rapperswyl, nebſt allem Zugehör, am rechten Ufer des Zürcherſees, und nannte ſich von nun an nach dieſer Landſchaft. Um Grynau kämpfte er mit Tockenburg und bedachte mild und freigebig, zum Heil ſeiner Seele, die Gotteshäuſer. Er gelangte zu großen Ehren bei König Heinrich VII. Als Reichsvogt waltete er im Aargau, Thurgau, in den Waldſtätten und in den Landſchaften am Oberrhein und Bodenſee. Mit dem Jahr 1312 jedoch hörte ſein Einfluß auf. Ein Anderer kam an die ſo eben genannte Stelle, und Graf Rudolf ſtarb, unmuthvoll und im Innerſten ſeiner Seele verwundet, nur wenige Jahre darauf, zu Mümpelgard, in einer Art freiwilliger Verbannung. Auch er wurde zu Wettingen, an der Seite mehrerer ſeines Stammes, beigeſetzt.

Von den zwei hinterlaſſenen Söhnen, Rudolf und Hans, erhielt erſterer bei der Erbtheilung Rapperswyl, nebſt Zugehör; der andere aber Lauffenburg. Das Schwert der Eidgenoſſen raffte bei Morgarten, mit vielen anderen Edlen, auch Graf Rudolfen weg, und dem überlebenden Bruder fielen ſomit alle väterlichen Erbgüter ungetheilt zu. Seine Macht vergrößerte ſich in einem Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren ſehr bedeutend; denn auch der Enkel Ludwigs von Homburg, und der

Sohn ſeines väterlichen Stiefoheims ſtarben kinderlos (1330), und Alt-Rapperswyl, die March, Wäggi und die Wartenberge bei Baſel, nebſt vielen anderen Gütern mehr, wurden erſt den Herzogen Otto und Albrecht von Oeſterreich überantwortet, ſodann aber von dieſen dem Grafen Johann zu Lehen gegeben. Dankbar verhieß derſelbe dafür in ihrem Kriege wider Schwyz und Glarus ſeinen Beiſtand. Er leiſtete ſolchen auch der Partei Friedrichs des Schönen wider König Ludwig den Baiern. Obgleich mit Zürich verburgrechtet, gewährte er dennoch den daſelbſt geächteten Verſchwörern gegen die von Rudolf Brun eingeführte neue Ordnung der Dinge, Schutz zu Rapperswyl und reizte dadurch der Bürger Zorn und ihre Waffen vor die Mauern dieſer Stadt. Zwar leiſtete dieſelbe den Belagerern mehrere Tage hindurch Widerſtand; allein, als Graf Johann zur Hülfe Tockenburgs, ſeines Freundes, gen Grynau eilte, wurde er in dem daſelbſt gelieferten Gefecht erſchlagen, (1337). Von ihm war Fahrwangen an die Hallwyler, der Biberſtein aber an den Orden vom heil. Johann übergeben worden.

Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter. Der erſte von jenen, Johann II., vermählt mit Eliſabeth von Nidau, folgte in der Regierung von Neu-Rapperswyl. Zwiſchen ihm und ſeinen übrigen Brüdern, Rudolf († 1383) und der Stadt Zürich vermittelten Kö-

nig Ludwig IV. und Herzog Albrecht zu Oeſterreich noch in demſelben Jahre einen Frieden. Johann II. bekleidete nunmehr, durch den Abt Herman hiezu ernannt, auch die Stelle eines Landvogtes von St. Gallen, befehdete in dieſer Eigenſchaft das Stift Einſiedeln auf das Heftigſte und vertrieb den Abt aus Pfäffikon. Doch erfolgte im Jahr 1348 der Friede, und der Graf, ſo wie ſeine beiden übrigen Brüder, nahmen von da an jenes Stift ſogar förmlich in ihren Schutz.

Bald jedoch kam neues großes Unglück über das Haus Habsburg-Rapperswyl. Verleitet durch die flüchtigen Aufrührer oder Verbannten von Zürich, welche noch immer, gegen den Inhalt des Vergleiches, gehegt und gepflegt, in der Grafſchaft verweilten und in beſtändigem Verkehr mit den übrigen Mißvergnügten der Stadt, über Anſchlägen der Rache brüteten, ließ Johann in jene unglückliche Verſchwörung ſich ein, welche das Anſehen des verhaßten Bürgermeiſters und ſeine, im Geiſte des Demokratismus, unternommenen Neuerungen nur mehr zu befeſtigen diente. Außer der ihm von Natur ſchon eigenen Kühnheit und der Hoffnung, die Schulden zu tilgen, mit welchen er der Stadt Zürich verhaftet war, trieb ihn noch ganz beſonders die Begierde, ſeinen bei Grünau ertödteten Vater zu rächen. Nachdem ſomit Graf Johann auch ſeinen Freund und Vetter Ulrich von Bonſtetten und andere

Edle zur Theilnahme vermocht, ſchiffte er unter dem Vorwand eines Verſöhnungswerkes nach Zürich, und eine bedeutende Zahl Bewaffneter folgte, welche ſofort auf Fahrzeugen in die Nähe der Stadt gebracht wurden. Die berühmte Mordnacht brach an. Der Verrath ward durch Zufall entdeckt, und der Graf kam, als er auf der Flucht in einen Graben geſtürzt, in die Gewalt ſeiner Feinde. Ueber dritthalb Jahre ſaß er als Gefangener in dem Wallenthurm. Die Liebe nur und die Dichtung verſüßten ihm ſein herbes Geſchick. Mit Rührung liest man jetzt noch das „Lied von dem gefangenen Grafen.“

Inzwiſchen wurden die Veſten Alt= und Neu-Rapperswyl durch der Züricher rächeriſchen Arm gebrochen und die Güter Johanns ſämmtlich auf das furchtbarſte verwüſtet. Zur Wiedervergeltung für das angedrohte Verderben und nach den Geſetzen der Nothwehr ging die Stadt Neu=Rapperswyl ſelbſt in Flammen auf. Die Stimme der Gerechtigkeit verſtummte vor dringendern Rückſichten der Politik, welche das neue Werk des Tages von allen Seiten ſicher zu ſtellen für unerläßlich anſah.

Auch die elſäßiſchen Edlen von Sulz wurden durch die Brüder des Gefangenen, welche aber gerade nicht am eifrigſten für ſeine Löſung bedacht waren, in den Kampf verwickelt. Ebenſo darauf Baſel und Straßburg.

Da zog Herzog Albrecht von Oeſterreich, mit welchem, als ihrem Lehensherrn, die Grafen Gottfried und Rudolf bei Gelegenheit der rückſichtlich ihres Bruders durch Brun angeknüpften Unterhandlungen ſich entſchuldigt hatten, und welcher vergebens für den in ſeinen lehenbaren Städten und Burgen zugefügten Schaden von Zürich Erſatz begehrt hatte, vor daſſelbe und belagerte es.

Die Begeiſterung der Einwohner trotzte ſeinen Anſtrengungen; die Uebermacht reichte wider den kühnen Geiſt der Freiheit und den hohen Vaterlandsſinn, welchen ſelbſt die Frauen theilten, nicht aus. Die Königin Agnes vermittelte zwar nun für eine Zeitlang den Streit. Als aber aus verſchiedenen, gewichtigen Gründen Graf Johanns Freiheit von Zürich verweigert wurde, dauerte er noch bis zum Jahre 1352 fort. Jetzt erſt kam Friede zu Stande; für die Grafen wie für den Herzog unter ſehr beſchwerlichen und demüthigenden Bedingungen.

Nicht lange ward die feierliche Zuſage gehalten. Als auf Herzog Albrechts Anſtiften König Karl die Stadt Zürich neuerdings belagerte, nahm auch Graf Johann Theil an dieſem Handel, nebſt ſeinen übrigen Brüdern, nachdem er Albrechten zuvor Rapperswyl als Eigenthum übergeben, um vor möglichen Gefahren ſich zu ſchützen, (1354). Dafür erhielt er nachmals

von Biſchof Johann zu Baſel den Sißgau zu Lehen (1363). Auch er ruht bei ſeinen Stammverwandten in Wettingen. († 1380).

Sein Bruder Rudolf hinterließ ein, weniger durch eigene, ritterliche Unternehmungen, als durch die treue Hülfe, welche er Hanſen und Gottfried bei den ihrigen geleiſtet, ehrenvolles Andenken in den Annalen des Geſchlechtes. Lauffenburg und ein Theil des Sißgaues gehörten zu ſeiner Herrſchaft; von Oeſterreichs Herzog war er über den Aargau und den Thurgau als Vogt geſetzt. Die Wagniſſe der Brüder ſtürzten ihn häufig in Schuldenlaſt, und einſt mußte ihm die Stadt Baſel durch ein Darleihen bedeutender Summen aushelfen. († 1388).

Bei der Erbtheilung war dem dritten, Gottfried, Alt-Rapperswyl, die March, Wäggis, Rheinau, Homberg und anderes mehr zugefallen. Allein aus Haß gegen die Eidgenoſſen veräußerte der Graf Alt-Rapperswyl nebſt allem Zugehör an Oeſterreich, um die Summe von 1100 Mark Silbers. Von Lauffenburg aus unternahm er auch zahlreiche Streifzüge, und plünderte ſchweizeriſche Kaufleute. Der Unglimpf, welchen er an den Scheitlern aus dem Lande Uri verübt, hatte zur Folge, daß dieſe ihn während einer Pilgerfahrt gen Einſiedeln aufhoben, und auf dringliche Vorſtellungen des Abtes erſt dann wieder freigaben, nachdem er alles Geraubte wiedererſtattet, 200 Gulden an die Kaſten

bezahlt und gegen die Eidgenoſſen zu ewigem Frieden ſich verpflichtet hatte. († 1375).

Johann II. hinterließ einen einzigen Sohn, Johann III., welcher ohne Erben ſtarb, (1395); dagegen pflanzte Rudolfs Sohn, Johann IV. († 1408), in zwei Töchtern, Agnes und Urſula, weiblicher Seits noch für eine Zeitlang das Geſchlecht der Habsburg-Rapperswyler fort, bis er durch Urſula's Vermählung mit Graf Rudolf von Sulz gänzlich erloſch.

Wir kehren daher zu dem letzten Zweige der Lauffenburgiſchen Linie, der neuen Kyburger, zurück. Es hatte Eberhard, der fünfte Sohn Rudolfs des Verſchwiegenen, wie wir ſchon oben erzählt, Hartmanns des Jüngern von Kyburg Tochter geehlicht und Burgdorf, nebſt vielen andern Beſitzungen in Kleinburgund an ſich gebracht. Nach ſeinem Tode († ohngef. 1283) theilten ſich ſeine Söhne Hartmann und Eberhard in die Verlaſſenſchaft. Der erſtere fiel durch einen Meuchelmörder, der in die Zahl der Diener ſeines eigenen Bruders gehörte, (1322) nachdem er mit Eliſabeth von Froburg in einer glücklichen Ehe gelebt; der andere, vermählt mit der Tochter Landgraf Heinrichs von Burgund, Bertha, ſtarb im J. 1355. Außer den beiden finden wir noch zwei Töchter Eberhards, Eliſabeth und Katharina, angeführt. Hartmann der I. hatte keine, wenigſtens mannbare Er-

ben hinterlaſſen. Dagegen blieben von ſeinem Bruder folgende drei Söhne zurück: Hartmann II. Graf von Kyburg, Landgraf zu Burgund, vermählt mit Anna von Nidau, († 1380); Rudolf, mit demſelben Titel, († 1383); endlich Berchthold, Graf von Kyburg, († 1401). Es muß jedoch bemerkt werden, daß in der Genealogie der beiden Brüder allerlei Zweifel, und verſchiedene Angaben ſtatt finden, und ſelbſt über Anna von Nidau, ob ſie Hartmanns oder Rudolfs Gattin geweſen ſey, zweierlei Meinungen vorhanden ſind. Auch zählt, auf Tſchudi geſtützt, Guillemain außer den drei Brüdern noch einen vierten, Eberhard, Domherr zu Baſel, und einen fünften, Johann Probſt in St. Stephans Münſter zu Straßburg. Als Hartmanns Söhne, erzeugt mit Anna von Nidau, werden aufgeführt: Egon, Graf von Kyburg, für deſſen Todesjahr man 1420 annimmt. Anna von Bechburg war ſeine Gemalin; ferner: Berthold, der noch vor dem älteren Bruder geſtorben zu ſeyn ſcheint. Dieſen Beiden, welche bald für Hartmanns, bald für Rudolfs Söhne gelten, ſchiebt man noch einen andern Bruder, Heinrich, und eine Schweſter, Verena, zu. Doch ſchweigen von ihnen alle Denkmale. Mit Egon und Berthold erloſch auch die jüngere Linie von Kyburg und ſomit der letzte Zweig der Hauptlinie von Lauffenburg.

VI.

Stefano Porcaro.

Quellen: Leonis Baptistae Alberti Commentarius de Conjuratione Porcaria. (Murator. rer. Ital. T. XXV.) Stefano Iufessura: Diario; (Murat. T. III.) Machiavelli: Istoria Fiorentina. L. VI. Raynald. ad Baronium. Aeneas Sylvius de Europa. c. 58. Gobelini Commentar. — Gibbon, Hist. of the decline and fall of the Rom empire. Cap. 70.

Das Beiſpiel des wunderbaren Cola di Rien-zo,*) welcher um die Mitte des vierzehnten Jahr-hunderts, ſomit neunundreißig Jahre ſeit der Stif-tung des ewigen Bundes der ſchweizeriſchen Eidsge-noſſen, die Herſtellung der römiſchen Republik verſucht, und zum Erſtaunen der Welt für eine Zeit lang dieß Unternehmen ausgeführt, bis es am Geiſte der Zeit, an den Anſtrengungen einer tief gekränkten Ariſtokratie und an der unklugen Großmuth des Urhebers ſcheiterte,

---

*) Der Verfaſſer hat eine aus Quellen bearbeitete Bio-graphie des letzten Tribuns bald nach der Julirevolution an einen der erſten teutſchen Buchhändler, als den vertrags-mäßigen Verleger, abgeliefert, deren Abdruck jedoch erſt durch eine Revolution, ſodann durch Krankheit und endlich den Tod des Prinzipals der Buchhandlung, verzögert wor-den. Seitdem iſt er durch Bulwer's hiſtoriſchen Roman über denſelben Gegenſtand überraſcht worden.

— hatte, noch lange nach der traurigen Kataſtrophe, die den Tribun geſtürzt, in vielen kühnern Gemüthern mächtig fortgewirkt, und die Begierde nach ähnlichen Verſuchen rege erhalten. Allein keiner derſelben kam jemals zur Ausführung, ſondern jede Bewegung der Freiheit ward, nicht ſowohl durch der Widerſacher Eintracht und die Stärke der den Aufſtand bekämpfenden Ideen, als durch die Planloſigkeit der Unternehmer und die Unreifheit des Volkes für jeden politiſchen Aufſchwung, unterdrückt. Es ſtürzten jene Männer meiſt ſich ſelber nur und ihre Freunde in's Unglück, und dienten blos dazu, die bisher ſchlaffe und feige Tyrannei zu größerer Wachſamkeit und Strenge zu reizen, auch ihr mehr Syſtem und Konſequenz zu geben.

In der Reihe jener Männer und Jünglinge, die als bedauernswerthe Opfer der politiſchen Lage ihres Vaterlandes, und des Strebens für die Mündigung deſſelben, untergingen, muß vorzüglich Stefano Porcaro aufgeführt werden. Wir haben uns bemüht, aus den wenigen vorhandenen Nachrichten über deſſen That und deren Ausgang eine klare und geeignete Darſtellung zu liefern, indem außer Machiavelli nnd Gibbon noch kein neuerer Geſchichtſchreiber, und auch die beiden Ebengenannten nur kurz, den anziehenden Stoff bearbeitet haben. Die handelnden Perſonen erſcheinen hier — zur Vermeidung aller Mißverſtänd-

niſſe — im Geiſte ihrer Zeit, die von Herrſchaft, Freiheit und Aufſtand nicht ſelten von unſern Anſichten völlig verſchiedene gehegt.

Stefano Porcaro, geborner Römer, aus einem berühmten Rittergeſchlechte, durch treffliche Naturanlagen und eine ſorgfältig wiſſenſchaftliche Erziehung über die Unwiſſenheit ſeiner Kaſte in jenen finſtern Zeiten weit erhaben, verrieth von früher Jugend an ein ungeſtümes Weſen, einen feurigen Hang zur Selbſtſtändigkeit und eine edle patriotiſche Schwärmerei, welcher kein Gedanke zu rieſenhaft, kein Plan zu unausführbar ſchien, wenn es die Ehre Roms und den Nationalſtolz der Italiener betraf. Die Thaten der Alten und die Erinnerungen an Rienzo trieben ihn unaufhörlich nach einem Ziele, das vielleicht einige Zeit früher nicht ſo ganz, aber unter den damaligen Umſtänden allerdings unerreichbar war. Der Pabſt hatte damals wieder ſeinen Sitz in der ewigen Stadt; der Ausgang des Basler Conciliums durch Piccolomini's Politik und Friedrichs IV. Indolenz die gemäßigſten Erwartungen der Völker täuſchend, war für deſſen geiſtliches und politiſches Anſehen eher von Vortheil als Nachtheil geweſen. Die Verhältniſſe der Stadt Rom zu dem heiligen Stuhl zeigten ſich in Bezug auf Verfaſſung und Geſetzgebung geordneter, als mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Ariſtokratie, durch mannig-

fache Erfahrungen belehrt, ſah ſich entweder durch die päbſtliche Regierung ihrer kräftigſten Waffen beraubt, oder ſie hatte dieſelben, zufrieden mit dem Glanze, welchen der Thron als Abfindungsſumme ihr gleichſam zuwarf, an denſelben freiwillig abgegeben, und weder die Idee der Freiheit, das Eigenthum einer kleinen Anzahl Patrioten, noch viel weniger die Nothdurft des Volkes im engern Sinne, konnten in ihr den Wunſch zum Umſturz der Verfaſſung erregen. Auf einer andern Seite war der Pöbel, mißtrauiſch gegen das Gute, welches von Seite ſeiner bisherigen Unterdrücker kam, durchaus wider alle Bewegungen geſtimmt, an deren Spitze ſich Edle befanden; indem die gegenwärtige Lage der Dinge und die Demüthigung der Großen, ſomit die Gleichheit der Knechtſchaft, ſeinem Geſchmacke mehr, als eine durch ariſtokratiſchen Beiſtand geförderte Freiheit, zuſagte. Das Panem et Circenses zeigte ſich auch jetzt noch in der alten Allgewalt bei den Nachkommen der Brutus, Camillus und der Scipionen, und zwar immer mehr und mehr, je höher die Entartung des Volkscharakters und die Ueppigkeit der Sitten ſtieg.

Alle dieſe Umſtände wurden jedoch von dem kühnen Porcaro nicht erwogen, welchem Tag und Nacht als unerläßliche Aufgabe das Eine vorſchwebte: ſein unglückliches Vaterland aus den Händen der Prieſter

zu erretten, die er für die Hauptquelle des drückenden Uebels anſah, und dem Zuſtande ſeiner alten Freiheit es zurückzugeben, welche es in der Urzeit und zum Theil ſelbſt im Mittelalter längere Zeit hindurch genoſſen. Er war gewiß, den Titel eines „neuen Gründers und zweiten Vaters von Rom" ſich zu erwerben, und unabläßig begeiſterte ihn, der den Inhalt zuverſichtlich auf ſich ſelbſt übertrug, die unſterbliche Canzone Petrarca's, welche von dieſem ein Jahrhundert früher zu Ehren des Befreiers Rienzo gedichtet worden war*).

Porcaro, überzeugt, daß Dichter oft von einem Geiſte der Weiſſage erfüllt ſind, hielt um ſo mehr zu Vollführung der in jenem herrlichen Denkmal von Vaterlandsbegeiſterung angedeuteten Dinge ſich berufen, als keiner der übrigen Römer in Hinſicht auf Rednertalent, wiſſenſchaftliche Bildung, Reichthum, Freundezahl und Familienverbindungen eine Vergleichung eingehen konnte**)

Sein Haupthaß war, wie wir bereits angedeutet, gegen die Prieſter gerichtet, und hierin unterſchied ſich ſeine Tendenz weſentlich von der ſeines Vorgängers Rienzo, welcher, als Plebejer, die Edlen vor Allen

*) Rime di Petrarca. Canz. VI. „Spirito gentil" etc.
**) Macchiavelli.

als Gegenſtand der Rache ſich ausgeſchieden und den Klerus mit ins Intereſſe zu ziehen geſucht hatte. Allein deſto gefährlicher war das Wagniß, das er vorbereitete, und deſto unvermeidlicher der Untergang, wenn er mißlingen ſollte.

Porcaro that den erſten Schritt gleich bei Gelegenheit der Leichenfeier Eugens IV. Eine ſehr heftige, zur Empörung einladende Rede ward an die zuſammengeſtrömte Menge gehalten, und die Erinnerung an Roms alten Namen und Ruhm auf allerlei Weiſe rege gemacht. Die Köpfe begannen bereits ſich zu erhitzen, und nur die beredten Gegenvorſtellungen des Lälius Valejo verhinderten ernſthafte Auftritte. Der neue Pabſt, Nicolaus V., erfuhr den Hergang, und es ſtand bei ihm, den Buchſtaben des Geſetzes, welches über Hochverräther Tod verhängte, ſchon jetzt erfüllen zu laſſen. Gleichwohl, und der Meinung aller ſeiner Räthe entgegen, ließ er für dießmal Gnade über den Schuldigen ergehen. Seinem menſchenfreundlichen Herzen widerſtrebte, gleich im Anfange ſeiner Regierung ſolche Strenge zu handhaben. Auch ließ ihn eine ſonſt richtige Politik glauben, daß Großmuth und Milde nicht nur die Gemüther der Menge, ſondern auch der mißvergnügten Großen ihm deſto ſicherer gewinnen dürfte. Dieſer Milde fügte er noch unerwartete Wohlthaten bei; denn, nicht ohne einige Hoch-

achtung vor den Talenten und dem Charakter Porcaro's, welcher blos in ſeiner Richtung ſich verirrt zu haben ſchien, ernannte er denſelben zum Podeſta von Anagni.

Allein die patriotiſche Schwärmerei iſt mächtiger, als alle übrigen Rückſichten und Gefühle. Porcaro fühlte in ſeinem Gewiſſen ſich beängſtigt, von dem Manne, in welchem er den Tyrannen oder wenigſtens Verhinderer der Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes erſah, Wohlthaten empfangen zu haben oder noch ferner zu genießen, und, unverändert in ſeiner Geſinnung, kam er nach Rom zurück. Er brütete von nun an ohne Unterlaß über Empörung.

Bei Gelegenheit der öffentlichen Spiele, wahrſcheinlich zur Karnevalszeit, die in ganz Italien und in Rom zumal, ſtets auf ſo ungebundene und ausſchweifende Weiſe begangen wird, ergab ſich zwiſchen jungen Leuten und Handwerkern Streit. Porcaro benutzte die Sache alſogleich zu ſeinem Zwecke, und ſprach, den Partheihaß künſtlich fortnährend, gegen die beſtehende Ordnung der Dinge und gegen die öffentlichen Behörden mit ſolch giftiger Beredtſamkeit ſich aus — und Mienen, Geberden und Declamation ſtimmten ſo genau mit einander überein — daß ein Aufſtand abermal nahe war, Viele bereits zu den Waffen griffen, und Nicolaus nunmehr auf ernſtere Maßregeln

gegen den Unruheſtifter bedacht ſeyn mußte. Aber auch dießmal jedoch zog der edle Pabſt den gelindern Weg dem ſtrengern vor. Porcaro ward blos nach Bologna verbannt, und der genauen Aufſicht des Senates daſelbſt empfohlen, mit dem ausdrücklichen Befehle jedoch, daß es ihm an keiner Nothdurft gebrechen ſollte.

Trotz der Quarantaine, in welche die Wirkſamkeit des feurigen Mannes jetzt verſetzt, und trotz der ſcharfen Aufſicht, unter welcher er gehalten war (jeden Abend mußte er ſich dem Befehlshaber von Bologna perſönlich ſtellen), fand Porcaro dennoch Wege genug, ſeinen Freunden und Anhängern ſich mitzutheilen, und er war entſchloſſen, den alten Plan um jeden Preis durchzuſetzen, ſelbſt auf die Gefahr ſeines Lebens hin. Dankbarkeit gegen den Unterdrücker hielt er, mit ſophiſtiſcher Deutelei, für Verbrechen und das Vaterland höher als den Wohlthäter. Die Zahl der Verſchwornen mehrte ſich mit jedem Tage. Obenan ſtand ſein Neffe, ein Jüngling von gleichem Weſen, wie er ſelbſt, in ſeine Plane ſeit Längerm eingeweiht, und bereitwillig zu dem Verwegenſten und Blutigſten. Er ſchickte dieſen voraus nach Rom, um Soldaten zu werben und auch ſonſt noch Gehilfen zu dem Unternehmen zu gewinnen. Es gelang mit beiden; denn die Hoffnung großen Ruhmes und reicher Beute ſpornte.

Nachdem alles Nöthige eingeleitet war, machte Stefano ſich ſelbſt in ſtiller Nacht auf den Weg, und verfügte ſich in ſein väterliches Haus. Daſſelbe war angefüllt von Verſchwornen, die der Abrede gemäß ſeiner dort harrten. Und nun trat er, angethan mit purpurnem, golddurchwirktem Gewande und koſtbaren Ketten, in ihre Mitte, und hielt eine, mehrere Tage zuvor ausgearbeitete und einſtudirte Rede, mit ſolcher Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und mit ſo großem Beifall der Zuhörer, daß nichts als die beſtimmte Zeit zur Ausführung des gemeinſamen Planes zu fehlen ſchien. Er begann zu ſprechen von der alten Glorie Roms und dem Verluſte der alten Freiheit, und verwünſchte die Unbilden der Zeit, welche es nicht geſtatteten, den letzten Reſt von ehevoriger Kraft und Tugend in kühnern Männerherzen ans Tageslicht hervortreten zu laſſen. „Was mich betrifft,“ äußerte er unter Anderm, „ſo reuet mich durchaus nichts von allem dem, was ich gelitten und gethan, um meinen Mitbürgern zu beweiſen, daß i ch wenigſtens derjenige ſey, der ihren Ruhm will. Uebrigens zweifle ich keineswegs, daß nicht Alle, die hier gegenwärtig ſind, und die ich als tapfere Männer erkenne, häufig das mit Sehnſucht gewünſcht, was den Tapfern gezieme. Manchen gebrach es blos an Gelegenheit; manche wurden durch Hinderniſſe verſchiedener Art abgehalten, dem öffent=

lichen Wohle mehr, als ihrem Privatintereſſe ſich zu weihen. Nunmehr aber halte ich es für ganz gewiß, daß, falls die von mir vorbereitete Sache nur einmal offenkundig geworden, nicht nur in allen Anweſenden, ſondern auch in denen, welche ſpäter erſt zu ihrer Erkenntniß gelangen, ein Gefühl vorherrſchen werde; ſie müßten anders ſich ja ganz des Gedankens, Römer, ja ſelbſt nur Menſchen zu ſeyn, entſchlagen. Gleichwohl thun alle die Dinge noth, die ich jetzt mit kurzen Worten anzeigen will. Zuvörderſt entſchloſſene Geſinnung und unbedingte Bereitwilligkeit, nicht nur dasjenige anzuhören, was geſchehen ſoll. — Jeder von euch konnte ſchon nach eigenem klugen Ermeſſen und nach dem Zuſtand des drängenden Uebels dieß wiſſen — ſondern auch kraftvoll auszuführen, was das Wohl der gemeinſamen Sache und der ewig bleibende Nachruhm von euch fordern.“

Hier hielt der Redner plötzlich einige Minuten inne, und drückte nur durch Mienen, Geberden und Seufzer den tiefen Schmerz der Seele aus. Darauf hielt er die Rechte vor, blickte umher und frug mit feſter Stimme: ob wohl in der großen Zahl ſo vieler trefflicher und hochverdienter Mitbürger einer ſich befinde, der mit ſeiner eigenen Lage und der des Vaterlandes auf irgend eine Weiſe zufrieden zu ſeyn Urſache habe? Ferner: ob es einen gebe, welcher die gemein-

ſamen Drangſale aufzuzählen vermöge, ohne bittere Thränen zu vergießen? Ueberall ſehe man nur Dürftigkeit, Knechtſchaft, Schmach, Kränkung. Und alle dieſe Uebel ſeyen bereits ſo einheimiſch geworden, daß man es bisher noch für ein Glück gehalten, wenigſtens im Vaterlande, wenn auch mitten unter dieſen Drangſalen, bleiben zu dürfen. Nun aber hätten jene, welche ſich die Allerheiligſten ſchelten ließen, noch eine neue Art von Grauſamkeit erfunden; nämlich gewiſſe Perſonen würden gehindert, Bürger zu ſeyn. Man ächte, verweiſe und tödte Schuldloſe. Ganz Italien ſey angefüllt von Schaaren ſolcher Unglücklicher. Die Stadt Rom ſelbſt ſey leer geworden an Bürgern; bald ſehe man Niemanden mehr in der Stadt, als Barbaren. Wer die Kühnheit beſitze, für ſein Vaterland recht heiße Liebe zu tragen, werde als Verbrecher angeſehen.

Dieſes und Anderes mehr erörterte Porcaro umſtändlich. Und nun folgte ein noch grelleres Gemälde von der Tyrannei öffentlicherBehörden; was zu Tadel und Beſchuldigungen nur immer Stoff reichen konnte, war hier geſammelt und aufgehäuft. Er machte gehaßt und verächtlich Diejenigen, welche durch jede Art Schutz und Unwürdigkeit ſich berüchtigt, und dennoch gleich Göttern verehrt ſeyn wollten. Dieſelben mißbrauchten, nach ſeiner Behauptung, ihren Ueberfluß an Reichthum anf die ausſchweifendſte Weiſe, während

Bürger, die eines beſſern Schickſals würdig, gleichſam vom Almoſen leben müßten. Die Schuld jedoch an einer ſo unerträglichen Ordnung der Dinge müſſe nicht auf Andere, ſondern auf ſie ſelbſt gewälzt werden, welche aus Feigheit eine Reihe von Uebeln immer williger ertrügen. Möchte man doch gedenken, was Tugend vermöge, und welch Glück es ſey, nicht als Knecht zu leben.

Nach dieſem lenkte Porcaro auf die jetzt zu faſſenden Entſchlüſſe hin. Den Verſchwornen ward auseinander geſetzt, wie alle Mittel zur Selbſthülfe im Ueberfluß vorhanden. So habe man in der Stadt 300 Mann gemietheter Krieger; außerdem eine tapfere Schaar von 400 Geächteten. Viele andere ſtreitbare Männer mehr würden zu dieſen ſtoßen. Uebrigens ſey zur Ausführung des vorhandenen Planes die Mitwirkung auch von wenigern, als gegenwärtig vorhanden, hinreichend. Der Himmel ſelbſt werde die Sache begünſtigen; des Volkes Beifall ſie ſtützen; der Erdkreis aber ihre Tapferkeit bewundern, und bei allen Geſchlechtern ihr Name ein Gegenſtand des Ruhmes bleiben. Dagegen ſeyen ihre Gegner Gott und den Menſchen verhaßt, unter ſich entzweit, müßig, durch Ueppigkeit entnervt und durchaus nicht auf ihrer Hut. Kurz, es gebe nichts anders mehr zu thun, als die Früchte des Sieges zu ſammeln. Der Kampf, durch

den derſelbe zu erringen, ſey ſchon gekämpft, wenn man nur alle dieſe Dinge reiflich und gediegen berathen werde; und er verlange blos noch für kleine Weile, was man ſchon ſo lange gezeiget, Geduld. Nur noch ein Tag ſey zwiſchen dem Sieg und dem Preis des Sieges. Möchten ſie daher ihre Freude mit Mäßigung tragen und zum Empfange aufgehäufter Reichthümer ſich bereit halten. Eine Million Goldgulden werde die nächſte Nacht eintragen. Sich ſelbſt ſprach Porcaro völlig frei von allem Eigennutze, und von alleiniger Liebe der Freiheit, des Ruhmes und des Vaterlandes bewegt. Er nahm davon Anlaß, zu gleicher Tugend auch ſeine Genoſſen zu begeiſtern, und ſie eben ſo zur Beſonnenheit und Eintracht, als Tapferkeit und Selbſtaufopferung zu vermahnen.

Leider erfuhr jedoch der Pabſt gleich nach gehaltener Verſammlung alles, was vorgefallen, oder wenigſtens was ſich brüte, durch einen Verräther aus der Zahl der Verſchwornen, der, ſeines Handwerks ein Späher oder geheimer Anzeiger, vermuthlich blos zum Schein der Sache beigetreten war, in der Abſicht, den Zuſammenhang deſto gründlicher zu erforſchen, und die Fäden der Verſchwörung deſto ſicherer in Handen zu haben. Daß ſolche Menſchen gleich bei Porcaro's Rückkehr aus Anagni ſich an ihn gedrängt und unter der Maske patriotiſcher Wahlverwandtſchaft ſeines Her-

zens Gedanken erforſcht haben werden, läßt ſich aus der Natur der Sache ſchließen.

Der Pabſt beſchloß, dieſe Nacht noch zuzuwarten, in der Hoffnung — wie Leo Alberti behauptet — daß Viele, die zur Nachtzeit vielleicht ungeſcheuter herbeigeeilt, bei Tage ſich ruhig verhalten würden. Des folgenden Morgens aber ſandte der Senator, auf erhaltene Nachricht von dem Verſchwörungsplane, Bewaffnete aus, die das Haus Porcaro's umringten. Eine Anzahl noch darin befindlicher Genoſſen wurde alsbald verhaftet; nur der Neffe ſchlug mitten durch die Feinde mit dem Schwerte ſich durch. Den Anführer ſelbſt fanden ſie erſt in folgender Nacht; ſeine Schweſter hatte ihn in einer Kiſte verborgen gehalten.

Nach kurzem Verhör erhielten die Richter alle Geſtändniſſe, die ſie begehrten. Der nächſte Plan der Verſchwornen war folgender geweſen: Am Feſte der heil. Dreikönige pflegt der Pabſt, umgeben von den Kardinälen, dem Senator und dem übrigen Klerus, in der Hauptkirche den feierlichen Gottesdienſt zu halten. Dieſer Anlaß ſollte für den großen Schlag benutzt, in die umliegenden päbſtlichen Gebäude Feuer geworfen, und die ganze Verſammlung, wenn ſie, wie zu erwarten war, zur Hülfe hinausſtrömte, verhaftet, oder nöthigenfalls am Altare ſelber feſtgehalten und nach der Engelburg abgeführt werden, woſelbſt man,

durch ſeine und ſeines Bruders Perſon leicht den Zugang zu erhalten hoffte. Während dieß hier geſchehen, hätte man ſich, verkleidet als Vorſteher der Wächter, und unter dem Vorwand, Gefangene hineinzubringen, ohne Blutvergießen auch des Capitoliums bemächtigt, in deſſen Umkreis der öffentliche Kerker gelegen. Darf man den Berichten erbitterter Gegner glauben, ſo war den vornehmſten Prälaten, ja der geſammten Kleriſey, Tod geſchworen, damit — wie Porcaro ſich ausgedrückt haben ſoll — auf ewige Zeiten alle Furcht vor den Zähnen des abgeſchlagenen Kopfes getilgt würde. Die Häuſer der Geopferten ſelbſt waren der Plünderung geweiht. Man wollte überdieß bei einigen der Häupter Ketten gefunden haben, die für den Pabſt beſtimmt geweſen. Die Beute, die den Theilnehmern zugefallen, war alſo berechnet: 200,000 Dukaten ſollten genommen werden aus der Wohnung des Pabſtes; 200,000 aus dem Collegium der Kardinäle; eben ſo viel aus den Kaufläden und Dikaſterien; eine Summe von 100,000 Goldgulden aber aus den Kaſſen der öffentlichen Gefällverwaltung und jenen der feindlichgeſinnten Bürger.

Porcaro, nebſt neun andern Verſchwornen, wurde von dem Gericht zum Strange verurtheilt, und die

Sentenz, da dieſsmal die Gnade Nicolaus V. verſtummte, auch wirklich vollzogen, ohne daſs man ſelbſt nur die Wohlthat der Sakramente den Schuldigen noch verſtattet hätte. Dieſe Verſchärfung war als Schreckmittel für die Zukunft bei ähnlichen Verſuchen berechnet. Als er zum Tode gieng, rief er aus: „Um drei Stunden nur habt ihr mich überraſcht; in dem Vorhofe der Nacht erwartete uns der Sieg**)!“

In den Gemüthern vieler edlen Römer bewegte ſich tiefe Trauer ob des Falles dieſer Männer, welche mit auſserordentlicher Standhaftigkeit ihr Geſchick erfüllten, und es gab ſich dieſe Trauer, beinahe vor

*) Ueber die periculosissima conjuratio in Pontificis ac Cardinalium vitam detecta läſst Raynald, welcher beſonders den Aeneas Sylvius, Gobelin und Innocenz Maretti anführt, ſich alſo aus: Numen coelesti viso ostendisse periculum, quod a proditoribus imminebat, divinaque providentia discussum iri. Sexto, inquit, pontificatus sui anno ei Romæ in cubiculo suo dormitanti, Stephanus Porcarius, civis romanus, qui cum aliquibus aliis nefariis hominibus ac perditis sicariis crudeliter in caput suum, ad necem conjuraverat, baculum quendam dextra manu tenens apperuit, atque eo baculo brachium suum ita percutere videbatur, detecta paulo post conjuratione et conspiratione capitis ac ultimo, ut merebantur, supplicio affectis, in lucem venit. T. ad ann. 1453.

**) Machiavelli. — Gibbon.

den Augen der Richter, auf ziemlich fühlbare Weiſe kund**). Es iſt für den politiſchen Pſychologen nicht unintereſſant, den Anflug von Begeiſterung in dem Staatsmann Machiavelli zu belauſchen, welcher, allen politiſchen Träumereien ſonſt ſo abhold und fremde, dennoch vor Porcaro's Bilde mit einer Art Rührung verweilt.

Von der Zeit an erſtand Niemand mehr in der Siebenhügelſtadt, welcher an die alten Zeiten und Rechte der Republik zu erinnern wagte; und alle Empörungen des Pöbels und alle Aufruhre der Edlen waren gewöhnlich nur ehrgeiziger oder habſüchtiger Natur, und ohne daß irgend ein großartiger Zweck, oder irgend eine Idee von Recht oder Freiheit dabei vorangeleuchtet hätte. Die Ariſtokratie, welche in Italien bis zu den neuern Zeiten allein noch die Bewahrerin einer Art von Nationalität geblieben, wie ſie es auch in andern Ländern, wo der Theokratismus den Sieg gewann, als z. B. in Spanien und Portugal, es wiederum werden muß, verblutete langſam in einzelnen Bürgerkriegen, unter ſich ſelbſt, und gegen die Gewalt geführt, beſonders aber unter dem eiſernen Scepter des unerbittlichen Sixtus V. in den merkwürdigen Aechter- und Banditenfehden. Endlich war der letzte Ueberreſt von Gefreitheiten ver-

ſchwunden, mit denen Rom im Mittelalter noch ſo lange die Bewegungen der Kaiſer und Päbſte paralyſirt hatte, und auf die erdrückte Ariſtokratie und auf die mißhandelte Menge trat mit gleicher Härte der Fuß des Abſolutismus.

VII.

Vittoria Accoramboni.

Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Schiller.

Vittoria Accoramboni.

Vittoria Accoramboni ſtammte aus dem edlen Hauſe der Agubbios *) und zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch außerordentliche Reize des Körpers aus, ſo daß ſie von Künſtlern und Dichtern als Ideal weiblicher Schönheit geprieſen wurde; aber noch mehr gewann ſie die allgemeine Bewunderung durch hohe Vorzüge des Geiſtes. Niemand näherte ſich dieſem lieblichen Weſen, ohne von ſeiner Anmuth hingeriſſen, von dem kunſtlosrührenden Vortrage entzückt zu werden; und Niemand verließ ſie, ohne von ihren gründlichen Kenntniſſen, die ſie, theils in Folge glücklicher

*) Man findet verſchiedene ausgezeichnete Gelehrte, wie den Arzt Jeronimo, den Naturhiſtoriker Fabio, und den Juriſten Felice Accoramboni. Iſelin Supplement I.

Naturanlagen, theils ſorgfältiger Erziehung, ſich eigen gemacht, und mit einer ſeltenen Beſcheidenheit zu entwickeln verſtand, reiche Belehrung geſchöpft zu haben. Die angeſehenſten Gelehrten rechneten es ſich zur Ehre, ihres Umganges gewürdigt zu werden, oder ſie beneideten die Glücklichen, denen er zu Theil geworden.

Ihr ſüßes, bezauberndes Lächeln verbreitete über die gewöhnlichſten Gegenſtände einen neuen Reiz und ihr klarer geſunder Verſtand bereicherte da, wo die Bücher aufgehört, Bronnen der Erkenntniß zu bilden, mit ungeahneten Aufſchlüſſen.

Es war voraus zu ſehen, welch' eine Menge von Freiern ſich um ſie bewerben würde, da ſelbſt Familien, deren Adel älter und berühmter als der ihrige war und deren Beſitzſtand denjenigen der Eltern Vittoria's bei weitem überwog, durch den Gedanken einer Verbindung mit der gefeierten jungen Dame ſich geſchmeichelt finden konnte. Vittoria, von übertriebener Tugendſpröde wie von weiblicher Sucht zu glänzen, gleich fern, obwohl anderſeits ihres Werthes ſich nicht unbewußt, hielt eine anſtändige Mittelſtraße und entzog ſich längere Zeit dieſen Zudringlichkeiten, bis Verhältniſſe und wie es ſchien, perſönliche Neigung ſie beſtimmten, dem Francesco Peretti vor allen andern die Hand zu reichen. Dieſer Peretti war ein Sohn des Giovanni Mignucci und der Camilla Pe-

retti von Montalto, einer Schweſter des Kardinals gleichen Namens, welcher, wie aus ſeiner Lebensgeſchichte wohl bekannt iſt, von beſonderer Zärtlichkeit für ſie noch vor ſeiner Erhebung erfüllt, alsbald nach derſelben ſie mit Schätzen überhäufte und ihre Kinder zu ſich in's Haus nahm, zu ſeinen dereinſtigen Erben ſie erklärte und ſie ſchon jetzt ſeinen Namen und ſein Wappen führen ließ. Der Kardinal pflegte die Beiden, Maria Felicita und Francesco, mit väterlicher Sorgfalt und ſie ſahen, wenn auch ihr Oheim keine beſtimmten Ausſichten für eine noch erhabenere Würde hatte, doch immerhin einer ſo glänzenden, als glücklichen Zukunft entgegen.

Vittoria Accoramboni fand an ihrem Gatten Peretti nicht nur einen ſehr aufmerkſamen und zärtlichen Liebhaber, ſondern auch einen mit ihren innern Vorzügen genau vertrauten Verehrer, der ſie auf den Händen trug und ihr alles gewährte, was nur das Herz verlangen konnte. Der Kardinal ſah mit Selbſtgefühl und Zufriedenheit auf dieſe Verbindung, die er großentheils als ſein Werk betrachtete; auch er theilte die Verehrung ſeines Neffen und des Publikums für Vittoria und überhäufte, ihr zu Liebe, auch ihre ſämmtlichen Brüder mit Wohlwollen und Gunſtbezeigungen. Ottaviano, mit Talent und Tugenden begabt, erhielt auf ſeine Fürſprache bei dem Pabſte Gregor XIII. das

Biſthum Foſſombrone; Marcello, ein lebensfroher, unruhiger und vermeſſener Kopf, entging auf eben demſelben Wege der ungünſtigen Entſcheidung eines Gerichtes, vor welches er, begangener Uebereilungen willen, geſtellt worden war; der dritte, Giulio Flaminio, von verſchlagenem ehrgeizigen Weſen, kam in die Dienſte des Kardinals Sforza und gewann über dieſen binnen kurzer Zeit einen unbedingten Einfluß. Alle Verhältniſſe dieſer Familie ſchienen ſo glücklich ſich geſtaltet zu haben, daß nichts zu wünſchen übrig ſchien. Und dennoch ward dasjenige, was als Summe von irdiſcher Glückſeligkeit betrachtet werden konnte, zur Quelle namenloſen Unglückes und Jammers für mehr als ein edles Haus.

Eines Abends, als Francesco Peretti mit ſeiner Gemahlin ſich ſchon zu Bette gelegt hatte, pochte es ſo heftig an der Thüre des Pallaſtes, daß erſterer aufgeweckt wurde und nachzuſehen befahl. Eine der Dienerinnen erſchien alsbald mit einem Briefe, welchen nach ihrer Verſicherung Domenigo d'Aquavive, genannt Mancino, aus Fermo, ein im Hauſe Peretti's wohlbekannter Mann, gebracht hatte. Peretti erkannte aus der Adreſſe die Schriftzüge ſeines Schwagers Marcello, dem er, ſeiner Schweſter willen, bisher aufrichtig zugethan geweſen war. Marcello, von Rom wegen obberührter Dinge einfach verbannt, ſtatt daß auf dem ſtren-

gen Wege Rechtens der Kopf ihm hätte fallen müſſen, hatte ihn nichts deſto weniger von Zeit zu Zeit heimlich beſucht und neue Beweiſe ſeiner Gunſt und ſeines Zutrauens empfangen. Gegenwärtig bat er ihn dringendſt, in Eile nach Montecavallo an einen Ort zu kommen, wo er ihm über höchſt wichtige Angelegenheiten etwas zu eröffnen habe.

Peretti, welcher nicht den geringſten Argwohn ſchöpfte, theilte den Brief ſeiner Gemahlin mit, warf ſich raſch in die Kleider und ſchickte ſich an, bewaffnet mit einem Dolche und begleitet von einem Diener, welcher Fackeln trug, das Haus zu verlaſſen; als ſeine Mutter, ſeine Gattin und die Kammerfrauen derſelben ſich in flehentlichen Bitten vereinigten, daß er in dieſer Stunde nicht ausgehen möchte; ja ſie fielen ihm zuletzt zu Füßen und vergoſſen bittere Thränen. Eine düſtere Ahnung ſchien ſich ihrer Seelen bemächtigt zu haben, und ſchon der Umſtand, daß Peretti dießmal gegen die Gewohnheit von Marcello bei ſeiner Ankunft in Rom gerufen worden ſeyn ſollte, ſchien ihnen etwas verdächtig vorgekommen zu ſeyn. Die Zeit, in der ſie lebten, war überdieß fruchtbar an Abentheuern und Gräuelthaten, wenn man ſich nur der berüchtigten Banditen und Aechterfehden durch Alfonſo Piccolomini, Marc Antonio Colonna, Marco de Sciarra, die Orſini's u. A. angeregt, erinnern will, und ver-

doppelte Vorſicht blieb daher unumgänglich nothwendig. Zu allem dem kam noch der ſeltſame Umſtand, daß man den Boten, der den Brief gebracht, nicht mehr fand, als Peretti ihn perſönlich zu ſprechen gewünſcht hatte.

Francesco jedoch, welcher auf den bloßen Namen des vielgebrauchten Mancino vertraute, ließ ſich durch keine Vorſtellungen, noch Bitten und Thränen der Seinigen zurückhalten, ſondern nahm eiligſt Abſchied von ihnen und begab ſich nach dem Montecavallo. Es war eine finſtere, ſtürmiſche Nacht und nur mühſam unterhielt der Diener die Fackel, welche er ſeinem Herrn vortrug.

Kaum war dieſer an Ort und Stelle angekommen, als die Fackel verlöſchte, ein gellendes Pfeifen ertönte und mehrere Flintenſchüſſe ihn niederſtreckten. Die Meuchler begnügten ſich hiemit keineswegs, ſondern ſie eilten herbei und ſtachen ihn mit Dolchen und Degen noch vollends todt, worauf ſie erſt die Flucht nach den ververabredeten Schlupfwinkeln ergriffen.

Als Peretti viel zu lange ausgeblieben war, um nicht die Beſorgniſſe der Seinigen vor einem ſchweren Unglücke zu beſtärken, ſandte Vittoria noch ehe es Tag geworden, einige andere Diener nach dem Cavallo und hier fanden dieſe den Gebieter im Blute ſchwimmend und entſeelt.

Ein herzzerreißender Jammer erfüllte nun das Haus, welches kurz zuvor noch ein Tempel der Freude und Heiterkeit geweſen; Vittoria, wie ihre Schwiegermutter, überließen ſich der Verzweiflung. Nur der Kardinal, welchem noch in derſelben Stunde das Geſchehene gemeldet wurde, veränderte, in ſeltſamem Kontraſte zu den Uebrigen, keine Miene bei der Schreckensnachricht. Er kleidete ſich ruhig an, empfahl ſeine Seele Gott und verfügte ſich zu den Frauen, um ſie zu tröſten, ſodann aber zu der Leiche, welche er kalt und ſtarr betrachtete, ohne einen Laut auszuſtoßen; alles Nöthige wurde ſofort zu ihrer Beſtattung vorgekehrt. Auch bei dieſem Anlaß behielt Montalto ſeine ganze Faſſung bei, und zügelte ſelbſt den Schmerz ſeiner Dienſtleute, daß er nicht allzu laut ſich kund gab.

Für den folgenden Tag war ein geheimes Konſiſtorium der Kardinäle angeſagt worden, welches über allerlei wichtige Dinge zu verhandeln hatte. Niemand glaubte, daß Montalto dabei erſcheinen und den Jammer ſeiner Familie der Neugier preisgeben würde. Allein man betrog ſich. Er fand einer der erſten ſich ein und gab auf die Anreden ſeiner Kollegen, welche ihn zu tröſten ſich bemühten, ſo philoſophiſch-ruhige Antworten, daß ſie in nicht geringes Erſtaunen geriethen und er ſogar dem Vorwurf der Unempfindlichkeit ſich ausſetzte. Nur einige Wenige glaubten richtiger

zu urtheilen, wenn ſie eine tiefe Verſtellung in dieſer Sache, welches ſein Innerſtes verwundet, ihm beilegten und dieſe Verſtellung durch die Nothwendigkeit erklärten, auf zahlreiche Familienverbindungen und Einflüſſe des vielleicht von ihm bereits entdeckten Mörders Rückſicht nehmen zu müſſen.

Bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung jedoch und darunter ſelbſt aus den höchſten Ständen, überließ ſich bloß der Verwunderung über den ungewöhnlichen Stoicismus des Prälaten, da ſie ſeine warme Liebe für den Ertödteten gekannt und daher ſich nicht entſchließen konnten, Gleichgültigkeit bei ihm wahrzunehmen; jener Stoicismus kam ſomit auf Rechnung ſeiner Philoſophie und ſeiner religiöſen Grundſätze. Der Pabſt ſelbſt theilte dieſe Anſicht und indem er mehrfach Thränen über die traurige Geſchichte vergoß, verhieß er Montalto die ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung der verübten Frevelthat. Der Kardinal dankte demüthig und bat Sr. Heiligkeit, doch ja dieß nicht zu thun, da ſeiner Familie willen Niemand in Unglück und Schmach gerathen ſolle; er ſelbſt habe dem Urheber oder den Urhebern des Mordes in chriſtlicher Liebe verziehen. Dabei verzog er keine Miene, wie ſcharfſichtig auch die umſtehenden Hofleute ihn beobachteten und ebenſo ruhig, wenn gleich oft durch Geſpräche über das Vorgefallene unterbrochen, arbeitete

er darauf mit dem heiligen Vater, ſo daß dieſer nach beendigter Sitzung des Konſiſtoriums zu einem der Kardinäle ganz gutmüthig ſagte: „In Wahrheit, dieß iſt ein großer Frate!“ worin ein Kompliment zugleich und eine Ironie lag. Daſſelbe Benehmen ſetzte Montalto auch ſpäter fort, und ohne zu klagen und zu ſeufzen, erwiederte er die Beleidsbezeigungen der Kardinäle und Prälaten, welche ihn beſuchten, mit allgemeinen Phraſen über die Nichtigkeit des menſchlichen Glückes, über die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur u. d. gl., wobei er zugleich lebhaft bedauerte, daß ſolche unangenehme Materien nur einen Augenblick die Thätigkeit ſeiner Kollegen von wichtigern Dingen, die das Allgemeine beträfen, abgezogen hätten.

Am meiſten wunderte man ſich über ſeine Ruhe und Gelaſſenheit gegenüber von Paolo Giordano Orſini, Herzog von Bracciano, einem der ſtolzeſten und trozigſten Vaſallen des Kirchenſtaates, welcher geübt in Gewaltſtreichen mancherlei Art, zuerſt den Verdacht wider ſich erregt hatte, als ſey der Mord an Peretti durch ihn veranlaßt worden. Die beiden Männer aber behandelten ſich mit ſolch' feiner Höflichkeit und mit ſo heiterer Miene, daß die Leute, welche aus dieſem Beſuche etwas über ihr Verhältniß zu entdecken gehofft hatten, ſich ſehr täuſchten und der verſchmitzte Orſini ſelbſt zu einem ſeiner Vertrauten,

die Worte des Pabſtes traveſtirend, nachſprach: „Ja in Wahrheit, dieß iſt ein großer Frate!“

Da die Ehe des Peretti mit Vittoria Accoramboni kinderlos geweſen, ſo mußte man die Wittwe in das Haus ihrer Eltern zurückbringen. Montalto that es alsbald, machte ihr jedoch, wozu er nach den römiſchen Geſetzen nicht verpflichtet war, alles von Francesco und ihm, dem Kardinal ſelbſt, in Folge dieſer Ehe Erhaltene, darunter zumal Geld und Koſtbarkeiten, zum Geſchenke.

Seltſam genug, begab ſich Vittoria ſchon am dritten Tage nach dem gewaltſamen Tode ihres Gemahls, gemeinſam mit ihrer Mutter, in den Pallaſt des Paolo Giordano Orſini und zwar, wie verbreitet wurde, aus der Urſache, daß ſie dieſe berühmte und hochangeſehene Familie dadurch vor der Anſchuldigung des Publikums, welches ihr den Mord Peretti's beimaß, ſo wie vor einer Unterſuchung, welche in Folge dieſer feſterhaltenen Gerüchte ſie zuletzt doch getroffen haben würde, ſicher ſtellen wollte; oder auch zur Sicherheit ihrer eigenen Perſonen, indem man auf die Accoramboni ſelbſt Verdacht geſchöpft und es nicht unbekannt geblieben war, daß Orſini früher eine heftige Leidenſchaft für Vittoria gefaßt und bei derſelben einen ſolchen Eindruck gemacht hatte, daß ſie ihm, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Hand zum voraus ver=

ſprach. Dieſer Entſchluß ward theils durch die Perſönlichkeit des Herzogs ſelbſt, welcher trotz vorgerückten Alters und ſeine etwas unbehülfliche Leibesbeſchaffenheit einen den Damen inponirenden Geiſt und ein entſchloſſenes energiſches Weſen geltend zu machen verſtand, theils durch die Verſuchungen des Ehrgeizes der Accorambonis motivirt, welchen die Verbindung mit einer Familie, unter der die ihrige ſo weit ſtand, höchſt erwünſchlich ſeyn mußte. Der Mutter Vittoria's und dem ohnehin leichtfertigen Marcello ward übrigens ganz beſonders mißtraut; zumal, da jene ſich wenige Tage nach der Ermordung ihres Eidams von Rom wegbegeben hatte; kurz, es waren ſo manche, bald leiſere, bald ſtärkere Anzeichen vorhanden, daß das Verbrechen in der Mitte derjenigen ſelbſt Anklang, oder Mitwirkung, oder doch Entſchuldigung und Verzeihung gefunden, welche doch die meiſte Urſache gehabt hätten, durch daſſelbe, als durch das furchtbarſte Unglück, niedergeworfen ſich zu fühlen.

Wenige Tage nach der That war zwar ein im Namen Ceſaré Valentini's, eines übel berufenen und deßhalb aus Rom ebenfalls verbannten jungen Menſchen, verfaßter Brief an den Governadore eingeſendet worden, worin jener dieſem bedeutete: man möge ſich mit Unterſuchungen nicht weiter bemühen; er ſelbſt ſey der Urheber des Verübten, und zwar ſey es aus

Rache geſchehen, da er mit Peretti verdrießliche Händel gehabt und von ihm allerlei Kränkungen erlitten habe, wofür er ihn zu bezahlen gedacht. Allein man glaubte dieſen Verſicherungen nicht recht und das Tribunal, welches der Pabſt niederſetzte, um den Handel zu unterſuchen, richtete die Augen zuerſt auf den obenangeführten Vertrauten des Hauſes Accoramboni, Mancino, welcher den ſchickſalvollen Brief in jener Nacht gebracht. Derſelbe, mit der Folter bedroht, bekannte ſchon im zweiten Verhöre: die Mutter Vittoria's wiſſe um das Verbrechen und habe ſich deßhalb auch gleich nach der That gen Bracciano geflüchtet; die Dienerin, welche den Brief überbracht, als das Ehepaar Peretti bereits zu Bette gelegen, ſey mit im Vertrauen geweſen. Als die Werkzeuge des Mordes gab er Melchior von Agebbio und Paolo Brava aus Bracciano an, welche ein vornehmer Herr hiezu gedungen. Der Name dieſes Herrn ward von Mancino zwar ausgeſprochen, aber aus Rückſicht vor der Familie im Protokolle nicht bemerkt.

Der Kardinal Montalto ſtellte ſich ganz überraſcht und verlegen über dieſe Ausſagen und bat inſtändig, daß man eine Sache, über die doch immerhin noch großes Dunkel herrſche, welches zu durchdringen ſchwer halten dürfte, nicht weiter verfolge. Seine Vorſtellungen fanden Gehör; die Unterſuchung ward aufgegeben

und ſelbſt Mancino gegen Urphede, das römiſche Gebiet bei Lebensſtrafe nicht wieder zu betreten, nach ſeiner Heimath entlaſſen, Vittoria, welche eine zeitlang auf die Engelsburg, jedoch in ehrenvolle Haft, geſetzt worden war, erhielt ihre Freiheit wieder und ſetzte die Verbindung mit dem Herzoge fort. Gleichwohl gab der Pabſt Gregor XIV. nicht zu, daß die Heirath zwiſchen Orſini und Vittoria vollzogen würde und alle Verſuche des Erſtern und ſeiner Freunde ſtießen auf unbeſieglichen Widerſtand, zumal da die Familie Orſini dieſes Syſtem kräftig unterſtützte. Orſini, obgleich voll Verachtung gegen den Hof, getraute ſich, ſo lange der Pabſt noch am Leben, nicht, den ſehnlich gewünſchten Schritt zu thun; kaum aber hatte jener die Augen geſchloſſen, als er mit einigen Rechtsanwälten ſich berieth und, beruhigt durch ihre Verſicherungen: mit dem Tode des Pabſtes ſey das Verbot zu Ende und er habe bloß zur Vorſicht, noch vor geſchehener Wahl des neuen Pabſtes, ſeine Vermählung zu bewerkſtelligen, — die Einwilligung der Brüder Vittoria's einholte, von denen der Biſchof Ottavio allein ſie verweigerte. Noch am Tage der Ernennung Montalto's ward die ſchöne Wittwe mit großer Feierlichkeit in das Brautgemach des Herzogs eingeführt.

Der Kardinal Montalto, ſeinem Syſteme getreu, hatte wegen ſeines verſöhnlichen, gemäßigten, durch

die ſchwerſten Unbilden nicht zu reizenden Charakters die Neigung und das Zutrauen der entſchiedenen Mehrheit des Conclave's ſich erworben, und durch den Umſtand, daß er allenthalben ſeinen zerbrechlichen Körper und ſeinen abgemüdeten Geiſt zur Schau trug, die Ueberzeugung erregt, daß er unter allen Kandidaten für die Pabſtwürde dereinſt am leichteſten zu behandeln ſeyn werde. Die glühende Blutrache für den geliebten Neffen opferte er mit einer Selbſtbeherrſchung ohne Gleichen den höhern Rückſichten des Ehrgeitzes auf. So kam denn endlich die Tiare, das geheime Ziel ſeiner brennendſten Wünſche, auf ſein Haupt. In allen Kirchengeſchichten und in allen Biographieen Sixtus V. iſt erzählt, wie er, als ſeine Ernennung ausgeſprochen und er ſeiner Sache ſicher war, die Krücken, an denen er in der letzten Zeit ſich herumgeſchleppt, weit von ſich warf und mit hell tönender Stimme das Veni Creator Spiritus anſtimmte. Als die römiſchen Großen vor ihm erſchienen, ihm den Fuß zu küſſen, und aus ſeinen Mienen das Prognoſticon deſſen zu erhalten, weſſen ſie ſich für die Zukunft von ihm zu verſehen hätten, zeigte er ſich feſten und ſtolzen Blickes, und auf Orſini's Glückwünſche ſchwieg er, mit einer eiſigen und ſchneidenden Verächtlichkeit ihn über die Achſel betrachtend. Orſini, etwas verſchüchtert, erwirkte ſich durch die Vermittlung des Kardinals Ferdinando

de Medici eine Audienz bei Sixtus V. und ſuchte dieſen in einer gut abgefaßten und einſtudirten Rede von der Anhänglichkeit an ſeine Perſon dem Künftigen in allen ſeinen Pflichten, als Vaſall des römiſchen Kirchenſtaates, zu überzeugen. Sixtus hörte ihn ernſt und ruhig an, und gab ihm, als er geendet, zur Antwort: Niemand könnte eifriger, als er, den Wunſch hegen, daß das Leben und Treiben Paolo Giordano Orſini's würdig des Geblütes ſich erwähre, von dem derſelbe den Namen trage. Wie er bisher gegen den heiligen Stuhl, gegen das Haus Montalto und gegen ſeine eigene Perſon ſich benommen, werde ihm am beſten ſein eigenes Gewiſſen ſagen. Wenn er ihm aber auch durchaus alles verzeihe, was dem Ritter Francesco de Montalto zugefügt worden, ſo werde er doch nichts von demjenigen ihm vergeben, was er gegen den Pabſt Sixtus ſich erlauben dürfte. Die Wegſchaffung ſämmtlicher Banditen und Miſſethäter aus ſeinem Gebiete ſey die erſte Bürgſchaft ſeiner verbeſſerten Geſinnung, die er von ihm verlange. Bei dieſen Worten leuchteten die tiefliegenden, gedankenreichen Augen Sixti ſo unheimlich, und ſeine ſonore, kräftige Stimme tönte ſo furchtbar, daß ſie Orſini, welcher bisher nur wenig ſich aus den Päbſten gemacht, und ihrer Gewalt ſo oft getrotzt hatte, wie Blitze und Donnerſchläge vorkamen, wie er nachmals ſelbſt geſtanden hat, und er,

zum erſtenmal erbleichend und erzitternd, mit ſeinem Freunde Medici ſich über das Fernere beſprach.

Der Kardinal gab ihm den Rath, den Befehl des Pabſtes, deſſen eigentlicher Charakter ihm und ſeinen Kollegen bereits nur allzu klar geworden war, Genůge zu leiſten, und jene berůchtigen Leute aus dem Gebiete ſeiner Herrſchaft zu entfernen, dabei aber zugleich auf ſeine perſönliche Sicherheit bedacht zu ſeyn, indem mit Sixtus durchaus nicht zu ſcherzen ſey. Orſini folgte, und nahm ſeine Geſundheitsumſtände, welche wirklich um dieſe Zeit nicht die beſten waren, zum Vorwand, um in's Venetianiſche, als zum Gebrauche der Meerbäder, ſich zu begeben, wo er, aus Achtung gegen die Familie, welche ſich um die Republik Verdienſte erworben hatte, gaſtliche Aufnahme fand, und drei Paläſte, zwei in Venedig ſelbſt, den dritten aber in Salò am Gardaſee, miethete. Er hatte in Venedig ſo viele mächtige Verbindungen, daß ihm ſelbſt ehrenvolle Anträge gemacht wurden, die er jedoch, als bereits in Dienſten des Königs von Spanien ſtehend, nicht annahm.

Vielleicht mag es vielen auffallen, daß Sixtus, der das Andenken Peretti's noch immer beweinte und ſeinen Mörder von Grund der Seele haßte, denſelben ſo leichten Kaufes entließ, nachdem der Beſitz der höchſten Würde ihm doch Macht genug gegeben hatte,

eine exemplariſche Rache an ihm zu nehmen. Allein ſo ſehr auch dieß der perſönliche Wunſch des Pabſtes geweſen ſeyn mochte, ſo beſtimmte ihn doch ſeine Stellung als Regent, eine ſo einflußreiche und mächtige Familie, wie die der Orſini's, nicht gleich zu Anfang ſeiner Regierung wider ſich in offene Feindſchaft zu bringen, dadurch, daß er eine, immerhin noch nicht genug aufgehellte That peinlich unterſuchen ließ; und eben ſo mochte, je mehr er vielleicht von dem ganzen innern Zuſammenhang der einzelnen Umſtände genaue Kenntniß hatte, die Rückſicht auf den Scandal, der ſeine eigene Familienehre mit berührt haben würde, ihn beſtimmt haben, auf dasjenige zu verzichten, wozu die unverſöhnten Manen ſeines Lieblings ihn antrieben.

Die Weigerung des Herzogs von Bracciano, Dienſte bei der Republik zu nehmen, erzeugte bei der Signoria, welche ſich dadurch beleidigt fand, einige Spannung und zuletzt gänzliche Kälte gegen ihren Gaſt. Er bekümmerte ſich aber, ſtolz und hochfahrend, wie er war, wenig darum, und vertauſchte gern den Aufenthalt daſelbſt in derjenigen Jahreszeit, die er nicht an dem reizenden Garda verlebte, mit dem in Padua.

Vittoria, die er fortwährend auf das Zärtlichſte liebte und anbetete, fühlte ſich gleichwohl nicht behaglich unter den obwaltenden Umſtänden. Ihr Gemüth war von allerlei ſtürmiſchen Bewegungen ergriffen und

die Bilder der Vergangenheit ſchienen ſchreckend ſie zu umſchweben. Faſt unglaublich ſcheint es, daß ſie ſelbſt die That Paolo Giordani's an ihrem erſten Gemahl gebilligt, oder dieſelbe auch nur geahnt. Doch mußte während der letzten Zeit ihrer Ehe mit Peretti etwas in ihrem Innern vorgegangen ſeyn, was ſie beſtimmen konnte, dem Urheber des Mordes die Hand zu reichen; vielleicht auch war ſie durch ſeine Ueberredungskünſte von der Lügenhaftigkeit des wider ihn ausgeſtreuten Gerüchtes überzeugt, und deßhalb bloß des Entſchluſſes fähig, in ſeinen Pallaſt ſich zu flüchten. Daß ſie dem Herzoge ſchon vor der Kataſtrophe gut geweſen, geht nirgendwo beſtimmt erwieſen hervor; doch die moraliſche Möglichkeit, ſo bald nach der vorgegangenen Kataſtrophe zu einem neuen Ehebette ſich zu verſtehen, zeugt etwas wider ſie; war aber diejenige, welche als Muſter weiblicher Tugend und Vortrefflichkeit in allen früheren Lebenslagen geglänzt, und auf die auch der Neid nicht den Schatten eines Fehles bringen gekonnt, eines Verrathes an Demjenigen fähig, den ſie ſeither geliebt hatte, von dem ſie ſelbſt innig geliebt worden war, und welcher, — nicht zu rechnen den Umſtand, daß er ein Glied der Familie Montalto und Erbe des Kardinals war, ſomit die Vortheile des Zufalls von vorn herein für ſich geltend machen konnte, — auch noch durch Vorzüge der Perſon,

nämlich jugendliche Schönheit und Rüſtigkeit, ſo wie durch Geiſt zugleich ſeinen Nachfolger weit übertraf; ſo muß geſtanden werden, daß hier ein pſychologiſches Räthſel erſten Ranges mehr vorliegt, welches entweder blos durch den heftigſten Ehrgeiz, oder durch die glühendſte, in Auswahl des Gegenſtandes (bei dem geheimnißvollen Humorismus der weiblichen Natur) oft ſeltſam ſich gebehrdende Leidenſchaft erklärt werden kann.

Wie dem aber auch ſey, ſo mußte die Gemahlin Paolo Giordano's wohl ſehr um dieſe Zeit leiden, ſo oft ſie über ihre Lage ernſthafter nachdachte, und wenn auch weder Vorwürfe des Gewiſſens ſie, als eine Strafbare, beunruhigten, noch das Gefühl; mit einem ihres früheren Weſens unwürdigen Leichtſinn die Urtheile der Welt, welche Orſini als Mörder ihres erſten Gatten anklagte, verachtet oder allzu gleichgültig hingenommen zu haben, ſie mit Schaamröthe übergoß, ſo mußte ſie doch den Rückſichten auf ihre Selbſterhaltung einige Rechnung tragen. Sie beſaß Kenntniß der menſchlichen Zuſtände genug, um über die Abnahme der Geſundheit ihres Gemahls und die Nähe ſeines Verluſtes im Klaren zu ſeyn. Die Städte waren ihr zuwider; ſie bewog ihn, für bleibend in Salo ſich niederzulaſſen und in ländlicher Stille den Reſt des Lebens zu genießen; ja ſie machte ſelbſt Plane, ihn zu einer Reiſe nach der Schweiz und zu einem längern

Aufenthalt in dieſem Lande zu beſtimmen, nicht ohne die Abſicht, im Falle ſeines Abſterbens daſelbſt ſich und ihr Vermögen in Sicherheit zu ſtellen; denn die Zukunft ſtellte ſich ihr immer mehr und mehr mit düſtern Farben dar. Obgleich Paolo Giordano dem Ideale ſeines Herzens keinen Wunſch verſagen konnte, und die ehemals wilde und zerſtöreriſche Natur in Allem demüthig und hingegeben unter den Willen dieſer ſchönen Frau ſich ſchmiegte, ſo geſtatteten doch die Verhältniſſe, und zumal die phyſiſchen Umſtände, des Herzogs, die ihn an jeder Bewegung hinderten, die Ausführung des größeren Reiſeplanes nicht. Er ſelbſt, dem allmählig ſein Zuſtand kein Geheimniß mehr geblieben, ſah nicht ohne tiefes Mitleid auf das zarte Weib, welches ſeine Jugend, ſeine Ehre, ja vielleicht ihr Gewiſſen ihm geopfert hatte. Noch blühete Vittoria in üppiger Jugendfülle, und ihre Schönheit hatte durch alle erlittenen, äußeren und inneren Stürme nichts gelitten. Ueberall, wo ſie erſchien, glaubte man eines jener unſterblichen Werke helleniſcher Kunſt, zur Lebenswärme erwacht, herumwandeln zu ſehen. Aber das Vermögen, das ſie aus dem elterlichen Hauſe und jenem der Montalto's mitgebracht, reichte nicht zu einem anſtändigen Unterhalte hin und die Familie Orſini, auf welche durch Paolo Giordano in Folge der Wirren mit den Montalto's und des ſchweren Verdachtes we-

gen Peretti's Ermordung, mannigfacher Schimpf gekommen war, trug ihr tödtlichen Haß. Der Herzog errichtete daher aus eigener Bewegung einen Letztwillen, worin Vittorien 100,000 Scudi und ſämmtliche Möbel und Koſtbarkeiten, Pferde und Wagen u. ſ. w., ſo er auf der Reiſe gebraucht, vermacht wurden, und auch das Recht eingeräumt ward, in Rom, oder wo ſie immer es vorzöge, ſich einen Pallaſt und eine Villa um die Summe von 10,000 Scudi anzukaufen, ſo wie ferner, einen Hofſtaat von 40 Perſonen und eben ſo vielen Pferden ſich zu halten. Er wollte, daß das Weib ſeiner Wahl auch nach ſeinem Tode geehrt vor der Welt aufträte. Zwei der berühmteſten Rechtsgelehrten Padua's, Pancirolli und Menochi, hatten die Urkunde abgefaßt; die Herzoge von Ferrara, Florenz und Urbino, ſo wie die Kardinäle von Eſte, Farneſe und Medici waren zu Exekutoren des Teſtaments beſtellt. Allein gerade der Umſtand, daß die Wittwe ſo reichlich und ehrenvoll bedacht war, trug das Meiſte zu ihrem baldigen Verderben bei.

Der Herzog verſchied plötzlich an einem Steckfluſſe, nach Andern an einem Fieber. Seine getroffenen Verfügungen waren ſo klar und beſtimmt, daß die Wittwe durchaus ſorgenlos geſtellt ſchien und ruhig ein Leben nun führen konnte, wie ſie es ſich gewünſcht hatte.

Allein nur zu bald ſtieß ſie auf einen furchtbaren Widerſacher, der den ganzen Haß der Orſini gegen ſie repräſentirte, und ſchon früher ſeine und der Seinigen ſchlimme Geſinnung der armen Frau zu erkennen gegeben hatte. Ein Vetter Paolo Giordano's, Luigi Orſini, verweilte ſeit längerer Zeit ebenfalls in Venedig, wo er ſich, trotz ſeines ſchlechten Rufes, den er von Rom aus als Theilnehmer an den Aechter- und Banditenfehden und als Wüſtling mitgebracht hatte, dennoch in das Vertrauen des Senates einzuſchleichen und eine bedeutende Militärſtelle auf Korfu zu erhalten wußte. Schon damals, als er blos noch privatiſirte, ja ſelbſt bei Lebzeiten des Herzogs von Bracciano, hatte er keinen Anlaß unbenützt gelaſſen, der Accoramboni wehe zu thun, durch deren eigenmächtige Aufnahme in den Kreis eines an Ahnen ſo hochberühmten Hauſes er dieſes letztere für entehrt hielt, obgleich die Annalen der Orſini's von wenig mehr, denn von Mordthaten, Räubereien und hochverrätheriſch-gewaltſamen Thaten, bald gegen die Päbſte, bald gegen das römiſche Volk, erzählen, und er hatte Spott und Verläumdung abwechſelnd mit Verachtung über ſie ausgegoſſen.

Ueberall umlauerten Vittoria ſeine Späher. Daſſelbe geſchah übrigens auch von Seite des Pabſtes, welcher zwar nicht die Abſicht hatte, ihr ſelbſt etwas

zu Leide zu thun, ungeachtet er mit Bitterkeit wider ſie, in Erinnerung an da's Geſchehene, erfüllt war, wohl aber die Schritte und Tritte ihres Gemahles genau beobachten ließ, immer noch der Hoffnung, in irgend einer Felonie, als gleichſam in einem Netze, den verhaßten Orſini zu fangen, und unter geſetzlichem Vorwande die nur mühſam verſchmerzte und verſagte Blutrache für Peretti dennoch nehmen zu können.

Kaum hatte Luigi Orſini den Tod ſeines Vetters mittelſt eines Schreibens von Vittoria ſelbſt, erfahren, als er ſeine Abreiſe nach Korfu verſchob und mit der Poſt nach Salo ſich begab, um im Namen des Virginio Orſini, als einzigen Sohnes von Paolo Giordano aus deſſen erſter Ehe mit einer Schweſter des Großherzogs Don Francesco von Florenz, folglich als nunmehr allein rechtmäßigen Erben, von ſämmtlichen Gütern des Verſtorbenen Beſitz zu nehmen, und das Teſtament deſſelben für ungültig zu erklären. Der Graf gebehrdete ſich dabei mit vieler Rohheit und drohete ſogar, ſich an all' denjenigen zu rächen, welche nur auf irgend eine Weiſe den Herzog von Bracciano zu Gunſten der Vittoria bei Niederſetzung jenes Letztwillens verleitet haben konnten.

Orſini empfing zwar von Vittoria allerlei Edelſteine und Koſtbarkeiten zu Handen des Virginio; allein das Reſultat entſprach ſeinen habſüchtigen Er-

wartungen nicht, und in der Ueberzeugung, daß die ſchlaue Wittwe bei weitem das Meiſte unterſchlagen habe, und von dem Herzoge während ſeiner früheren Aechterfeldzüge unermeßliche Schätze geſammelt worden, drang er in ſie ſo lange, Alles auszuliefern, was ſie von Orſiniſchem Beſitzthume noch habe, während er zugleich die von ſeiner Familie genoſſenen Wohlthaten ihr vorhielt, daß Vittoria, um der Quälerei los zu werden, wirklich hergab, was ſie noch von dem Verſtorbenen beſaß, und ſelbſt von ihrem Eigenen zufügte. Luigi war gegen ſie ſo brutal verfahren, daß ſie mehr als einmal bitterlich weinte und ſogar einſt eine Piſtole ergriff, um ſich ſelbſt das Leben zu nehmen; nur mit Mühe hatten die Umſtehenden ſie daran verhindern gekonnt. Pabſt Sixtus, als man ihm ſolches meldete, fühlte ſich durch ihre Lage gerührt und bot ihr 500 Scudi an, wenn ſie in ein Kloſter gehen und daſelbſt ihre Tage beſchließen wollte. Allein hiezu verſpürte Vittoria zur Zeit noch keine Luſt und ſie zog eine der Wiſſenſchaft und Kunſt gewidmete Einſamkeit dieſem monotonen Stillleben müßiger Andacht vor.

Mit dem gewaltſamen Weſen der Orſini's wohl vertraut, hielt ſie ſich jedoch auch jetzt, nachdem ſie Luigi's Willen erfüllt, nicht für ſicher, ſondern ſchrieb an den Senat und flehete den Schutz der Republik für ſich und ihren Bruder an. Kaum war hierüber be-

ruhigende Antwort ihr zugekommen, als ſie mit ihrem Bruder Flaminio, dem auch bald darauf Marcello folgte, nach Padua reiste und daſelbſt den Pallaſt Cavalli bezog. Zugleich ſuchte ſie durch Rechtsanwälte, welche einen begründeten Ruf genoſſen, die Gültigkeit des Teſtamentes aufrecht zu erhalten.

Alle Anzeichen ſprachen dafür, daß der Handel, welcher vor den Gerichten nun verfolgt wurde, zu ihren Gunſten ſich entſcheiden dürfte, beſonders da auch der Herzog von Ferrara, Alfonſo II. von Eſte, ſich eifrigſt ihrer annahm. Allein die ſchwarze Seele des Luigi wartete dieſe Entſcheidung nicht ab, und ein neues entſetzliches Verbrechen mehr ward zu den übrigen, von dieſer Familie bereits verübten, gefügt.

Am 22. Dezember 1585 war Vittoria, überaus trauriger Stimmung und von düſteren Ahnungen verfolgt, in ihrem Pallaſte Cavalli ſo eben im Begriffe geweſen, ſich zu Bette zu legen und hatte ſich, von ihren Brüdern Marcello und Flaminio Abſchied nehmend, noch einmal vor das Cruzifix auf ihrem Hausaltare niedergeworfen, um ihr gewöhnliches Gebet zu verrichten. Plötzlich ward die Thüre des Gemaches geſprengt und eine ganze Reihe von Männern, völlig vermummt und mit Dolchen verſehen, ſtürmte herein und gegen ſie an. Der eine von ihnen rief ihr zu: „Jetzt, Madama, iſt es Zeit zu ſterben!“ Vittoria

warf ſich vor ihnen nieder und bat, wenn man ſie auch nicht verſchonen wollte, ihr doch zum Mindeſten einige Friſt zum Beichten zu verſtatten. Allein dieß war umſonſt; der Wortführer der Bande befahl ihr, die Bruſt zu entblößen, um die Stiche deſto ſicherer führen zu können. Nach einigem Widerſtreben gehorchte Vittoria, und das Reizendſte und Schönſte, was die Natur in dem an Schönheit und Phantaſie ſo reichen Lande geſchaffen, war den rohen Blicken erſchloſſen und ſchien die Mörder um Erbarmen anzuflehen. Umſonſt; man durchſtach das Meiſterwerk der Schöpfung, und zwar, mit teufliſcher Abſichtlichkeit, langſam und mit dem Eiſen in dem ſchönen Körper herumwühlend, bis man, wie Jene ſelbſt erklärten, das Herz gefunden hatte. Vittoria beſaß noch Kraft genug, die Meuchler zu verſichern, daß daſſelbe bereits getroffen ſey, und man von dem Ueberflüſſigen doch ablaſſen, auch ſie zum Mindeſten angekleidet ſterben laſſen möchte. Die Miſſethäter hörten nicht mit Stechen und Wühlen auf, bis ſie kein Lebenszeichen mehr gab. Vor ihren Augen ward auch ihr Liebling Flaminio, der auf das entſtandene Getöſe in ihr Gemach geflüchtet war, oder daſſelbe vielleicht noch nicht verlaſſen hatte, niedergeſtochen, nach Andern in Stücken gehauen. Marcello dagegen gelang es, zu entfliehen, und in der Stadt Lärm zu ſchlagen. Nachdem die Mörder ihrer Sache gewiß, zer=

ſtreuten ſich die Thäter, bepackt mit Kleinodien, Geld und Silberzeug. ſämmtlich Eigenthum der Ermordeten, und ließen die Leichen auf dem Boden liegen. Der Pallaſt wiederhallte vom Jammer und Klagegeſchrei der Diener und Dienerinnen.

Alsbald auf erhaltene Kunde von dem gräßlichen Bubenſtücke, ließen die Rektoren der Stadt Padua eine Legalinſpektion vornehmen und berichteten die Sache nach Venedig. Das Publikum aber ſtrömte in Schaaren herbei, die Leichen zu betrachten. Auch im Tode noch zierte ein ungewöhnlicher Reiz die unglückſelige Vittoria und viele Thränen floßen ihr zu, während der allgemeine Abſcheu die unbekannten Mörder verfluchte. Da dem Luigi Orſini, als nächſtem Verwandten der Herzogin von Bracciano, die Anordnungen zu ihrer Beerdigung zukamen, ſo mußte deſſen Willen: daß Alles ohne Gepräng und Geräuſch geſchehen ſollte, geradezu erfüllt werden. In der Kirche St. Jeronimo wurden daher beide Todten beigeſetzt, und zwar ſpät Abends, um eine größere Menge von Zuſchauern abzuleiten.

Allein die öffentliche Meinung, welche den Orſini, als ihren bisherigen Widerſacher, zunächſt als Urheber des Verbrechens bezeichnete, machte ſich bald ſo heftig geltend, daß der Proveditore ihn vor ſich rufen ließ. Luigi erſchien, jedoch mit einem Gefolge von 40—50

Bewaffneten, welche er aus der nach Corfu beſtimmten Mannſchaft genommen hatte. Da man ihm bedeutete, daß dieß ſo unziemlich als unzuläſſig ſey, und er höchſtens mit ein paar Begleitern in den Hof einzutreten habe, ſo nahm Jener zwar nur drei Perſonen mit, allein die übrigen ſprengten die Wache und das Thor, und drangen ebenfalls mit in den Saal.

Hier ſpielte Orſini nicht nur den Unſchuldigen, ſondern ſelbſt den Ungebehrdigen, und zeigte ſich ſehr entrüſtet über eine Beſchimpfung, die ihm noch niemals widerfahren und die ihm weder ein König noch der Pabſt ſelbſt zugefügt haben würden. Befragt: ob er etwas von dem traurigen Begebniß mit der Herzogin von Bracciano wiſſe? — erklärte er: wohl habe er etwas hievon erfahren, und alsbald der Behörde die Sache anzuzeigen befohlen. Als man aber weiter in ihn drang, dieſe ſeine Ausſage zu Protokoll zu geben, ſo erklärte er mit ariſtokratiſcher Unverſchämtheit: Leute ſeines Standes wären zu dergleichen nicht gehalten, und er würde ſich auch zu keinem Verhöre bequemen. Gleichwohl erbat er ſich vom Proveditore die Erlaubniß, einen Boten nach Florenz ſenden zu dürfen, um die Verwandten daſelbſt von dem Vorgefallenen, ſo wie von dem Verlaufe ſeines Prozeſſes, falls man einen ſolchen wirklich wider ihn einzuleiten entſchloſſen ſeyn ſollte, in Kenntniß zu ſetzen. Dieß

ward ihm geſtattet; da man jedoch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnete, daß der trotzige Mann ſich durch ſeine eigenen Worte auf die eine oder andere Weiſe verfangen werde, ſo lauerte man dem Boten außerhalb des Thores auf und fand bei ihm auſſer dem Briefe, welchen Orſini dem Proveditore vorgezeigt, noch einen andern, welcher in dem einen Stiefel verſteckt worden war.

In dieſem zweiten machte jener ſich luſtig über die Behörden, die er „geäffte Tropfen“ nannte, und geſtand mit ziemlich nackten Worten, daß er perſönlich die That, welche er zum Verdienſte ſich rechnete, an der Herzogin verübt. Eben ſo bat er, der Verabredung gemäß, einige Leute zu ſchicken, die man wohl wiſſen werde.

Der Proveditore ſchickte den Brief unverzüglich an den Senat und die Geſtändniſſe einiger auf die Folter gebrachten Spione Orſini's, welche im Hauſe der Dame aufgegriffen worden, vermehrten die Gewißheit und klärten über die wichtigſten Umſtände auf. Man ließ jetzt die Thore der Stadt ſchließen und dieſelben, ſo wie die Mauern ſtark beſetzen. Strenge Befehle und Strafandrohungen ergingen wider alle die, welche Kenntniß von etwas auf das Verbrechen Bezüglichem hätten und es anzuzeigen verſäumten. Auf die Entdeckung des Mörders ward ein beträchtlicher

Preis geſetzt und er ſollte ſelbſt nebſt voller Begnadigung demjenigen der Mitverſchwornen zukommen, welcher hiezu ſich verſtehen würde.

Der Senat in Venedig war durch die Berichte des im Pallaſte Canalli vollbrachten Gräuels mit ungemeiner Entrüſtung erfüllt und zu dem Entſchluſſe beſtimmt worden, ein Beiſpiel zu ſtatuiren, um das Anſehen der Geſetze und des Aſylrechtes, welche trotz ſeines der Herzogin von Bracciano gewährten Schutzes, ſo ſchimpflich verhöhnt worden, zu rächen. Der Avogador Bragadino traf gegen Abend des Weihnachtfeſtes in Padua ein mit unumſchränkter Vollmacht, den Orſini nebſt ſeinen Spießgeſellen um jeden Preis todt oder lebendig in ſeine Gewalt zu bringen. Der Avogador, der Capitano und der Podeſta begaben ſich daher mit ihrem ganzen Gefolge in's Kaſtell und ließen gleich darauf hier, ſo wie in allen Kirchthürmen Sturm läuten. Die Miliz und die ordentlichen Reiter hatten den Befehl, bei Strafe des Stranges, ſich der ziemlich befeſtigten Wohnung Orſini's, welche nicht weit vom Kaſtelle lag, ſich zu bemächtigen.

Sobald der Tag angebrochen, ritt ein Herold durch alle Straßen der Stadt und rief alle wehrfähigen Bürger und Unterthanen der Republik unter die Waffen; wer keine beſaß, erhielt ſie aus dem Zeughauſe des Kaſtells. Auf den Kopf des Orſini ward ein Preis

von 2000 Dukaten und auf den jedes ſeiner Genoſſen 500 Scudi feſtgeſetzt. Auch die Orte rings in der Nachbarſchaft von Padua wurden bewaffnet und über ihr Benehmen, im Falle Orſini die Flucht aus der Stadt gelingen ſollte, genau unterrichtet.

Von allen Seiten her traf man ſofort Maßregeln zu einer förmlichen Belagerung des feſten Hauſes, in welchem Luigi mit ſeiner Mannſchaft bis auf's äußerſte ſich zu wehren, entſchloſſen war; und nicht nur ſah man Geſchützſtücke auf den Mauern zunächſt dieſem Hauſe und dem Kaſtelle aufgepflanzt, ſondern auch die Straßen verbarrikadirt und Barken auf der Brenta mit Bewaffneten gefüllt, um die Operationen kräftig zu unterſtützen.

Die Verſuche, Orſini zu freiwilliger Uebergabe zu beſtimmen, mißlangen, da kein Theil die Bedingungen des andern annehmen wollte und die Unterhandlungen, welche durch das Organ einiger venetianiſchen Edlen, mit ihm ſtatt fanden, hatten keinen Erfolg. Die Beſchießung begann daher auf das lebhafteſte und nach einigen Stunden waren die äußeren Säulen und die vordere Mauer bereits niedergeworfen, bis an den Speicher, von welchem aus die Belagerten ein heftiges Gegenfeuer unterhielten, das aber nur geringen Schaden verurſachte. Luigi fühlte ſich ganz in ſeinem alten Elemente wie zur Zeit ſeiner verzweifeltſten Abentheuer

im Kampfe gegen die geſetzliche Ordnung; er ſchrie, wuthentbrannt und die Seinigen anfeuernd, in einem Athem: „Schlacht! Schlacht! Krieg! Krieg!“ Aus Tellern und dem Blei der Fenſterſcheiben wurden Kugeln gegoſſen und nach einer Weile bereitete er ſich ſelbſt zu einem Ausfalle vor. Die Belagerer machten Gegenanſtalten und ließen noch mehr und größeres Geſchütz auffahren. Ein bedeutendes Stück des Hauſes fiel endlich und in den Trümmern ward einer der Hauptwerkzeuge von Orſini's Verbrechen, Pandolfo Levonetti von Camerino, ein im Meuchelmorde lang geübter Aechter, erſchlagen und ſein Haupt den Behörden überbracht.

Mit einem zweiten Stücke fiel der Graf v. Montemellino, gänzlich zerſchmettert von Kanonenkugeln, welcher Verluſt Orſini ſehr zu Herzen ging. Bald folgte ein dritter, Lorenzo de Nobili, in dem Augenblicke, wo er ſeine Flinte losſchießen wollte, von einem Scholaren aus Santo Daniele darniedergeſtreckt; auch dieſem wurden alle Koſtbarkeiten abgenommen und das Haupt abgeſchnitten, um die Belohnung zu verdienen.

Nunmehr täuſchte ſich Orſini über ſeine hoffnungsloſe Lage nicht länger, zumal da der Fall ſeiner Theuerſten den Muth ihm gebrochen. Sein Haushofmeiſter Filelfo gab mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenſter hinaus, daß man unterhandeln und ſich erge-

ben wolle. Wirklich kam er, vom unerträglichen Trümmerrauch und Pulverdampfe faſt erſtickt, zum Hauſe hinaus und wurde von den Truppen der Behörden in Empfang genommen. Der Lieutenant Anſelmo Suardo führte den Grafen unter dem Arme bis in das Kaſtell, unter zahlreicher Escorte, welche Mühe genug hatte, das wüthende Volk, welches ihn in Stücke zu zerreißen geſonnen war, abzuhalten und deren Anführer Marcello Accoramboni war. Vor die Richter geſtellt, betheuerte er fortwährend ſeine Unſchuld an dem Morde der Herzogin und gab auch ſowohl die Zahl, als die Namen ſeines gewöhnlichen Gefolges falſch an. Er erklärte lächelnd, daß wenn er hätte fortfechten wollen, Niemand wohl in ſeine Gewalt ihn bekommen haben würde. Der Treue dieſes Edelmanns, Suardo, allein habe er ſich anvertraut; alles Geſchehene könne nicht auf ſeine Rechnung kommen; er habe nimmermehr darein gewilligt.

Nachdem ihm das Seitengewehr abgenommen worden, ſchnitt er ſich vornehm nachläßig mit einer Scheere, die er zufällig liegen fand, die Nägel an den Fingern, beklagte mit großer Zärtlichkeit den Tod ſeiner gefallenen Freunde, zumal Montemellino's und beſchenkte Suardo ſowohl mit einem koſtbaren Ringe, als mit den Waffen, die man in ſeinem Hauſe finden würde, und die er ihn zu ſeiner Erinnerung zu tragen bat,

als Edelmann und Soldat, und nicht als Häſcher der Polizei.

Die Seinigen hatten mit der Vertheidigung des halbzerſchoſſenen Hauſes, der getroffenen Abrede gemäß, ſo lange fortgefahren, bis ein Schreiben von ſeiner Hand den beſtimmten Befehl ihnen ertheilte, ſich an die Republik zu ergeben. Die Soldaten und die Häſcher drangen nun zu gleicher Zeit ein und letztere führten ſämmtliche vorgefundene Leute Orſini's, Paar und Paar feſtgebunden, in die öffentlichen Gefängniſſe ab. Die Leichen der Erſchlagenen ungefähr 34 an der Zahl überließ man den Hunden und dem Gevögel. Darauf erſtattete Bragadino umſtändlichen Bericht an die Signoria.

Es ſtellte ſich jedoch bei Vergleichung der eingeſandten Protokolle mit den früher verführten Akten und den ſonſt erhaltenen Papieren über dieſe Angelegenheit heraus, daß noch nicht alle Anhänger und Dienſtleute Orſini's eingefangen worden und daher wurden ſowohl zu Padua ſelbſt, als in Venedig ſtrenge Hausunterſuchungen angeſtellt und alle die mit dem Strange und der Vermögenskonfiskation und der Niederreißung ihrer Wohnungen bedroht, welche immer einen der Rebellen und Meuchler beherbergen oder der Ahndung des Geſetzes entziehen würden. Selbſt auf Candia und an andern Orten, wo venetianiſche Truppen ſtanden, zog man Freunde des Orſini ein oder nahm man Abſetzun-

gen von Angeſtellten vor, die man einer Gemeinſchaft mit ihm für verdächtig hielt.

Sofort wurden die Urtheile über die Verhafteten gefällt und augenblicklich vollzogen. Luigi Orſini ward erdroſſelt und ſtarb mit vieler Geiſtesgegenwart. Seine Leiche wurde, nicht ohne Pracht, in einer der Hauptkirchen Padua's zur Schau ausgeſtellt und, ſeinem letzten Wunſche gemäß, nach Venedig gebracht und daſelbſt begraben. Drei von ſeinem Gefolge erlitten den Tod durch den Strang. Am 30. traf daſſelbe Loos dreizehn andere Perſonen, meiſt vornehmen, oder doch angeſehenen Geſchlechtes, nämlich: Matteo Trento, Graf von Camerino, Domenigo di Citta di Caſtello, Florio Savorgnagno von Udine, Agrippa Tartaro von Monteſalcone, Valerio Paulucci, von Camerino, Evandro Campelli, Alidarco Gentiletti, Tribucio Reſedida, von Spoleto, Ptolomeo Visconti von Recanati, Andrea von Lodi, Francesco Graciano v. Borgo St. Sepolcro, Fabricio de Cicoli von Bologna, Pompilio Cerri von Sangineſe, Horatio Piſani von Relvedone, Armonido Floridi von Coſperti.

Dagegen wurden mit Verſchärfungen hingerichtet, nämlich zuerſt mit glühenden Zangen gezwickt, geviertheilt und auf dem Galgen aufgeſteckt: Graf Pignatello, Ubaldi von Arrezzo, Graf von Montemellino, und der Capitain Splendiano Adami von Fermo. Pa-

ganelli ward auf etwas empfinderiſche Weiſe gemartert, da es ſich herausfand, daß Orſini den Ruhm, Vittoria den tödtlichen Stich gegeben zu haben, mit Unrecht und bloß zu dem Ende in Anſpruch genommen hatte, um bei ſeinem Neffen Virginio ſich in deſto größere Gunſt zu ſetzen, indem vielmehr Paganelli es geweſen war, der in dem ſchönen Buſen des Opfers ſo langſam mitleidlos gewühlt hatte. Er erhielt daher auch bei der Hinrichtung von dem Henker wiederholt Stiche auf die linke Bruſt, bis das Herz getroffen wurde, gerade ſo, wie er es ſelbſt mit der Herzogin von Bracciano gemacht; aus der Wunde floß ſo entſetzlich viel Blut heraus und Paganelli hatte bei ſeiner rüſtigen Körperkraft und Geſundheitsfülle ſo ungewöhnlich lange mit dem Tode zu kämpfen, daß Jedermann darüber ſich erſtaunte.

Auch an den Leichnamen der in Vertheidigung des Hauſes Umgekommenen wurden entehrende Strafen vollzogen. Einige andere, darunter der Haushofmeiſter Filelfo, behielten das Leben, jedoch nur, um es eine Reihe von Jahren hindurch in Gefängniſſen oder auf Galeeren zu vertrauern. Die ſubalternen Leute und auch die Bedienten, Köche u. ſ. w. Orſini's wurden völlig freigeſprochen.

Eine ſo furchtbare Strenge hatte die Juſtiz der Republik ſchon lange nicht mehr gegeben und ſie über-

raſchte um ſo mehr, als auf die vielen edlen Häuſer, denen die Verbrecher angehörten, gar keine Rückſicht genommen worden war.

Die Hochachtung, welche man gegen Vittoria in Venedig bezeigte und die auch nach dem Tode ihres Gemahles fortſetzte, ſo wie dieſe ſchnelle und furchtbare Juſtiz gegen ihre Mörder, ſpricht zum Theil nicht wenig für ſie und ihre ſittliche Haltung und Stellung in der Meinung des Publikums; denn hätte ſie wirklich als Mitwiſſende an dem Tode des erſten Gemahls gegolten, ſo würde ſicherlich nach dem Tode des zweiten die Theilnahme an ihrem Schickſal, ſowohl vor als nach ihrer Ermordung nicht ſo bedeutend geweſen ſeyn. Auch wird von den meiſten Berichterſtattern, um noch einmal auf dieſen Punkt zurückzukommen, ſelbſt dieſer Vorwurf nicht ſo faſt direkt ihr gemacht, als aus dem Umſtande, daß ſie ſo ſchnell denjenigen ehelichte, der als der Urheber jener Kataſtrophe galt, gefolgert, während mehrere geradezu erklären, daß ſie unſchuldig erfunden worden. Es blieb nun immerhin möglich, daß der Herzog von Bracciano ſich in ihren Augen ebenfalls weiß zu waſchen gewußt und ſie ſomit, ohne innere Skrupel und ſeinen Schwüren vertrauend, zur zweiten Ehe, ſchon aus dem Beweggrunde der Sicherheit ſich hingegeben hatte.

Sixtus V. war nun doppelt gerächt; doch hatte

er bei der Nachricht von Vittoria's Ermordung einen tiefen Schauer empfunden und in den ſieben Kirchen Roms für ihre Seele zu Gott gebetet. Ihn beherrſchte dabei ganz das Gefühl, welches Schiller in der Braut von Meſſina ausgeſprochen hat:

„Sagt mir! ich kann's nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich erfüllend genaht.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten
Schritten das Schreckensgeſpenſt herſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen
Was ich in ahnender Furcht nur geſeh'n.
All mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſchiedenen Gegenwart *)."

*) Quellen. Die zwei Manuſcripte: Relazione delle félicità ed infelice fine di Vittoria Accoramboni und Relazione della morte della Signora Vittoria Accoramboni, moglie del Signor D. Paolo Giordano Duca di Bracciano. 1585, welche auch Lebret auszugsweiſe mitgetheilt hat. Istorici delle Cose Veneziane V. Vol. — Mauroceni (Morosini Histor. Venetae. — Cesare Campana: dell'Historie del mondo. — Leti, Vita di P. Sixto V. Aus einer überaus intereſſanten Sammlung von handſchriftlichen Relationen und Geſandtſchaftsberichten, wovon ich mir Abſchriften verſchafft, werde ich noch eine ganze Reihe von Gemälden, welche das römiſche Hof=, Staats=, Volks= und Kirchenleben und die große Verderbniß der Zeit beleuchten, in einzelnen Zwiſchenräumen, zumal die Biographie der unglücklichen Beatrice Cenci, liefern.

VIII.

Beiträge

zur

Geschichte der Meerfahrt

König Philipps des Schönen

im Jahr 1506.

Vorwort.

Pontus Heuterus, van der Vymkt und andere niederländiſche Hiſtoriker haben über die unwillkührliche Reiſe König Philipps des Schönen im Jänner 1506 nach England, welche nach Spanien gehen ſollte, beſchrieben und eine ausführliche Darſtellung findet man in der Geſchichte des Hauſes Fürſtenberg (I. B.) von dem Verfaſſer. Die Herausgeber der Scriptores rerum Belgicarum, welches Unternehmen durch König Wilhelm, und nicht, wie neulich die öffentlichen Blätter gemeldet, durch die gegenwärtige Regierung in Belgien vorbereitet und begründet worden iſt, kündigten ſchon im J. 1829 das Daſeyn und die Aufnahme eines Reiſetagebuchs

von König Philipp, als einer ſo wichtigen als anziehenden Quelle in jener großen Sammlung an, welche uns jedoch noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Wir ſind inzwiſchen ſo glücklich geweſen, ebenfalls einen ſchätzbaren Fund, enthaltend die ungedruckten Briefe des Grafen Wolfgang von Fürſtenberg (Hofmeiſter des jungen Königes, und von den belgiſchen Schriftſtellern ſelbſt ein durch Herzens- und Geiſtesgaben ausgezeichneter Mann genannt) hier mitzutheilen. Sie geben über die abentheuerreiche Fahrt beſſer, als jede hiſtoriſche Schilderung Aufſchluß, und liefern zugleich für die Perſönlichkeit des Schreibers ſehr charakteriſtiſche Züge.

I.

Wolfgang von Fürſtenberg an ſeine Gattin Eliſabeth.

Herz lieb gemalen mir zuiffelt nyt du habeſt wol wiſſen jn was wngnaden vnd laſt vnßer baider ſun gen wirttenberg vnd anderiſt iſt bin bit an dich du welleſt kain beſchuerd dar ab haben, ſunder daß got befellen der wirt jn wnzuiffel jn nyt verlaſſen den ich vnd al die min eß wm wirttenberg nie verdent haben wirttenberg iſt och wibel an myr vnd ſchript deß brief von myr darab ſolt och kain er ſchrecken haben ſunder ain fred den ich eß nit verdent hab vnd och mich ilain beſchuerd ſunder ain fred vnd geſchyech mir vnd mim ſun jez lieber den zu ender zit den wyr baid von goz genaden ſo von muiglich lybſ vnd anderſ ſend daß wir bayd vnſ deſ wol wellen er weren dar wm zuich ich mit dem kuing da hin der mich vnd min ſun in ſuz vnd ſchirm genomen hat deſ gelichen

der remſ kuing och darwm lieb huſfruw biß frelich vnd beſlich es got vnd byt got daſ er wns al befellen hab vnd duo daß beſt alz mir mit zuiffelt daß wil ich och duon damit war dich vnd vnſ al der almechtig got min hant mittenburg jn ſelant mentag nach dem hailligen tag XV vnd jm finft jar

W. g. z. furſtenberg.

A lergo.

Miner herz lieben gemalel elzbetten greffe zu furſtenberg jn jr hand.

1505.

II.

Fürſtenbergs Hofmeiſter, Hildebrand Fuchs an den Kammermeiſter Hans Ratthaler.

Min willigl. grues vnd was ich vermag wiſt zuvor an lieber kamermeiſter woo es ůch vnd euwer hausfrowen wol gieng ſehe ich vaſt gern Ich loß ůch wiſſen vor nammrer als wir mit vnſerem Herre konig aůß ſelandt vffs waſſer kamen nach ſpanien zu reiſen do haben wir von Samßtag nach der Heilig. dryer kong tag gut. wint gehabt bis vf den dinſtag zu nacht da hub ſich ein Sturwint vnd werret bis am donerſtag zu nacht, da blib Her floris von yſſelſtein vnd min gne-

diger Her graff wolff mit iren ſchiffen am dinſtag zu nacht bis vmb drey nach mitternacht by dem konig hallten mit gewalt geg. dem wint da ward ſo groß das wir den konig verloren vnd alle ſchiff vnd ward So vinſter liden groſe not vfm waſſer vnd konden kein landt erkennen Am mitwoch vmb 6 hor jm tag da funden wir den Hafen fallamue jn engellant mit großer not vnd funden niemant dar jun dan den von yſſelſtein mit ſinem ſchiff vnd hetten dry tag jm haffen vaſt großen wint das wir groß ſorg hatten vnſer ſchiff wurd ſich zerſtoßen am landt vnd die ancker wůrd nit mogen halten vnd hatten den kong ix tag verlorn vnd vil ſchiff dar nach fand man den kônig wol lvj meyl hinderſich Jn einen haffen allain vnd kein ander ſchiff bey jm vnd iſt der konig erſt am donerſtag zu nacht an das landt kommen vnd iſt ein tag vnd ein nacht jn allen ſturmwindt lenger geweſen dan alle ſchiff die man funden hat vnd hat die groſte not gelitten vnd iſt vil waſſers jn ſin ſchiff komen, vnd hat alle ſtunt gewart vmb zu vertrinken vnd ſin Mtſchiff ſtieß vff ein fells vnd ſich ganz erwegen zuuertrinken der konig vnd alle die jm ſchiff picht. vnd die konigin jm jm nachen zu fueßen gefallen vnd ſich ergeben hat williglich mit Jm zu ſterben vnd ſich der konig gar manlich hat gehalt. jn ſiner not, vnd do ſich ſein Mt hatt verweg. zuuertrinken hat ſin Mt offenlich geſprochen

ſin ſel gott bevolen darnach geſagt Nun rauwen mich mein icleine kind vnd meine landt die werden nach meinem todt jn groſe not komen vnd darnach rawet mich mein frome ritterſchaft die ich mit mir verfuert hab hat jn ſiner Mt not ſer weyſlich gerett das hab ich ůch als minen gut. frůnd nit wellen verhaltten. Es hat mir min gnediger her grof wolff beuollen euch zu ſchriben jm die brief ſo er ůch hiermit ſchickt von ſtund heim zu ſchicken ſinen gemahel oder ſinem Son der ein weib hat da bit ich ůch von mins gnedigen Herren wegen ir welte alß außrichten vnd ein brief iſt darvnder an Ro. km. Mt. das der bey großer botſchaft ſeiner Mt. geuertiget wert vnd ůch Sie g. Son Graf laßt bevollen ſein, vnd ob er etwas noturfftig wůrdt vf den ſumen von cleidern oder Hember wollts Jm beſtellen ſoll ůch ſchon bezahlt werd, grůeſt mir euwer Hůßfrowen vnd ſagt graf fridrich mein willig dienſt vnd das die frow jn wol tanzen lerre damit ſpar euch got geſundt geben zu fallamue jm hafen den xxix tag xvc vnd vj Jarre

Hyllprant fuchs
Hoffmeiſter

III.

Wolfgang von Fürſtenberg an ſeine Gattin.

Herz lieber gemalel ich laß dich wiſſen daß der koing vnd wir al mit jm am erſten tag nach der hailig trig kuing tag zu flißingen jn ſe lant jn die ſchif geſenſen ſind vnd haben wol iiix tag guot wint gehapt vnd mit demſelben wind ſend wir wol vf halben weg gefaren da iſt ain wind an vns kumen ain groß ſturm wind jn der nach vnd hat die ganz nacht vnd tag gewerd vnd iſt ſo groſ geweßen daſ wir al vns vnßer leben ver wegen haben ich bin jn mime ſchif jn den netten mit mim folick die ich wol bi mir gehapt hab 'cxxx paar fannen daß vnſer kainer anderſ ſich verſenen hat den daß er ſterben ſol doch hat vnſ vnd noch ain ſchif mit mir got jn ain Haffen geworffen das wir al vn ſchaiden dar von kumen ſend vnd jn den Haffen da wir kumen ſend iſt deß kuing von engellant vnd haſt das lant Korwallen vnd lit an jerlant do die luit haiden ſend vnd kain ilaid tragen doch do wir jez ſend iſt iſt kriſten jn kuirz warden am ander tag ſend wol Xviiij ſchif zu vns jn den haffen kumen doch iſt der kuing mit darvnder geweßen den haben wir al ver leren biß an den X tag da iſt botſchaft kumen daß der kuing jn ain ander haffen kumen iſt wol l myl von den haffen do wir ligen da lit der

kuing vnd wartten wen guot wind kum damit er fur-
faren mug, deß gelichen ligen wir och vnd wartten vf
guot wind, wen der kumpt ſo wellen wir vnß fuirtter
vf den weg machen wir ſend erſt den halben weg jn
jnſpany gefaren got geb vns beßer geluit den wir biß
hieher gehapt habe eß mangel noch X ſchif darvnder
wißen wir al daß iiij ertruncken ſend wie eß den ander
gat waß got ich hab Xyc knecht in die ſchif geduon
hab ich al biß an vc wo die ſend was got wir al ha-
ben groß not gelytten aber vn die ſchif die gar er-
trunken ſend ſo hat der kuing und die kuinge die jnn
aim ſchiff gewesen ſend am meiſton not gelytten vn
ganz ſterben haben ſy mit greßer not nit liden muigen
der kuing hat ſich ſo vil er zuamal wigt mit ſilber
gen ſant Jacob vnd vnßer fruowen jnſpani verhaßen
al des kuingß luit vnd die fueßknecht haben groß wal-
fart verhaßen vnd an dail edelluit daß ſy karduißer
werden wollen an dal kain flaiß ni mer eßen ich kan
dir nit ſchriben waß jederman verhaßen hat ſo vil
haben ſy verhaßen ich hab eß nit wellen duon ſunder
mich dem almechtigen got befollen vnd mich williglich
jn den tot geben den ich mich kaynßweg kummes mich
verſenen het vnd alle die bi mir waren vnd die greßt
beſchwerd die ich gehapt hab jn mim ſterben iſt ge-
weßen du vnd vnße baide kinder vnd min frum vnd
getruy luit daß jn jn warhait min greſt beſchuerd ge-

weßen, daß ich geſuecht hab nach mim tot jn al jn groß not mechten kumen daß iſt jn mim herzſen min greſt clag geweßen doch hab ich daß nemen geſagt ſunder ſtill geſchwigen vnd al ogenblick gewartten wen daß ſchif vndergang daß iſt och min troſt geweßen daß ich ain guot ſchif vnd ſchifmann gehept hab der waß al weg guoth troſt ich wil dir nit mer ſchriben dar von den daß wir al in großen gangſt und netten geweßen ſend vnd hilpft mir got von dem waßer ſo hab ich dafür daß mich kayn menſt mer vf das waßer pring doch hab ich es nit vernet wir haben noch wohl ijc mil hin witer zu faren got helf vns al hin witer daß alleſ hab ich dir nit wellen verhaltten damit du vnd die mir verwant ſend wißen wie eſ vnſ allen bis vf diſen tag gangen iſt den ich wol waiß daß man ſagen ſol daß wir al ertrugen ſegen ich ſuecht wir haben greßen ſchaiden genumen den wir al noch wißen da mit liß got vnd ſinner liebe muotter befollen deß gelichen al min luit vnd ob got wil ſo wil ich balt wider zu dir kumen deſ wil ich mich flißen waß mir och witter begeget wil ich dich wißen laßen tattum zu fallenmuett jn des kuing von engellant den leſten tag januarii Anno sexto

W. G. z. furſtenberg.

IV.

Wolfgang von Fürſtenberg an Ebendieſelbe.

Herz lieber gemalel ich laß dich wißen das ich friſt vnd geſunt bin von goz genaden jn Hofnung zu dem almechtigen got du ſegeſt mit ſampt vnßer baider kinder och friſt vnd geſund vnd laß dich daby wiſſen daß der kunig vnd wir al mit jm noch jn kornwallen ligen vnd nit haben muygen dar vß kumen ſunder daß wetter ſo beß iſt daß wir vns nit deren vf das waßer wagen vnd wartten al tag guoz wetters wen das kumpt ſo faren wir hin jn ſpange vnd ich hab ganz dar fur daß wir jn v tagen nach tattum diß brief vf ſyn werden vnd jn juſpange faren werden deß alles hab ich dir nit wellen verhalten vnd bitt dich dar vf gar fruntlich du welleſt daheim das beſt duon alz mir an dir nit zuiffelt das wil ich wn zuiffel och duon vnd mich vf deß belteſt ſo mir muiglich iſt wider haim fuegen vnd mich dar nach ſo vil mir muiglich iſt da heim beliben daß ſolt du jnnen werden ich bin ſer von dir got helf vns baiden mit freden wider zuſamen damit bewar dich got min hant tattum jm haffen jn kornwallen frittag nach mit faſten jn xvj jar

W. g. z. furſtenberg ꝛc.

N.S.

vnß baider ſun friderrich halt ſich wol nit waiß

ich wie eſ willem gat vnd wie er ſich halt daß alles laß mich wißen vnd wie es dir gang.

V.

An Ebendieſelbe.

Herz liebrr gemalel ich hab dir zu dickermal geſchriben und dir verkunt daß ich friſt und geſunt bin vnd mir von goz genaden wol gat jn hofnung zu got eß ſol dir och wol gang vnd daß du och geſunt biſt vnd laß dich wißen daß der kuyg vnd wir al hie zu ſant jackop ſent vnd morgen der kuing vnd wir al hie weg zyeen jn daß kuingrich ſpan zyeen in Hofnug der kuing werd ſyn ſach balt vßrichten ſo wil ich ob got wil mit freden vnd erren balt zu dir kumme ich hab mim ſum wilhalm vnd werdenberg guet brif jez geſchriben vnd ſtat jr baider ſach deß ich hoff gang wol den warlich der kuing wirt ſy nit verlaßen wie ich dir wol ſagen wil ich laß och dich wißen daß eß friderrich unſem baider ſun ganz wol gat vnd lert ganz wol welſch vnd ſuſt vil guotter ſtuck vnd halt ſich ganz wol vnd recht. ſyn her hat jn ſo lieb daß wunder iſt, ich kan dir nit ſchriben jn was weßen ich bin eß iſt groß ich hab och ain groß laſt vf mir aber von goz genaden gat es mir wol jn Hofnug zu got ich wel eſ wol vßpringen dar vm biß frelich vnd duo das beſt

alz mir nit zuiffelt ſo ſollt du wn zuiffel ſin ich wil mich ſo halten bi dem kuig daß es vnßer baider kinder vnd dir vnd mir zu vil guottem kummen daß du balt jnnen werden ſolt da mit bewar dich got¹ vnd alleß das vns zu ſtat min hant dattum zu ſant jackob in galiz am iiij juni und Xvc vnd vj jar.

W. g. z. fürſtenberg.

Wolgebornnen Eliſabeth Grefin von .... grefin zu fürſten.... einer hertz lieben jn jr hanndt.

VI.

Eliſabeth von Fürſtenberg an ihren Sohn, Graf Wilhelm.

Wolgebornner früntlicher herz lieber Sune, wiß myn mutterlich truw, vnd als min vermágen alzit zuvor, Jch hab din ſchriben geleſen, vnd laß dich wißen, das der Zweng veltin ſchrib Jörg ſchnider hannß wagner vnd Ander, von mym lieben herrn vnd gemahel dim vatter Jn engenlandt, gezogen, da ſagendt Sy, er hab Sy abgeverttigt, den nechſten zu mir haim zu ziehen, ſin zu wartten, hoff er wöll er by mir ſin, dan Sy, vnd mir kain geſchrift noch nichts van jm bracht, das mich verwundert, doch So iſt es vß ſin geſchäften, dero vil ſint, vnder wegen pliben, als ich

es acht, er wölt ſelb der bat ſin, vnd wart ſin all ſtundt, ꝛc.

In dem iſt laider got erbarms der zu vall des abgangs des edlen kunigs, dem got Imer gnedig ſin wöll beſchehen das ich darfur hab, im ain verhinderung bring in trůrikait vnd vil hendeln, Sidt har iſt der jung von höwen, der ſchowenburger Außhelm vnd Ander mit den hengſten vnd eſeln mir auch zu Huß kom die ſagendt Sy ſölt. zu Schif mym Hern nach gevarn ſin, do möchten Sy zu ſchiff nitkomen, ſonder Sint Sy durch frankenrich Harvß zogen ꝛc. wißen auch aigenlich nichts von mym Herren zu ſagen ꝛc.

Aber zwen glophafft knecht vß dem ampt ortenberg die erſt Harvf komen ſint, und Suſt noch ainer Sagendt by Ihrer Höchſten warhait, das Sy Min Hern zu mecheln Im Niderlandt geſehen geſundt vnd friſch vnd das er den knechten gern helffen wöllt, das Sy von den Niderlendiſchen ſtetten, beſtellt würd in vnd er hab vil geſchefft, Rit von Ainer Statt zu der andern was ſin handel Syg, nieman zu wißen, vnd So er an dem landt Sin ſoll, Beſorg ich er kome er zu dir, dann mir. Ich wölt ye gern, das er am erſten zu mir kemme, vnd wer mir lieber, das ich dir das botten brot Anvardern ſolt, doch kämpt er vor zu dir das ſolttu mir nit verhalten, Es ſint gar hipſch genitur komen, davon dir auch zwen gehören söllen.

Mich verwundert das du doch mir nit mit ſchribeſt, was min herz liebe tôchter din gemahel tuge, wie es jr vnd dir gânnge ꝛc. Auch jr mutter, Sampt Grâff velix gemahel vnd alle die vch lieb ſint, dann ſo es vch allen glůcklich vnd wol gat, Iſt mir doch ain ſonnder herzlich frôde ꝛc.

Vnd So ich Inen allen, auch dir, jn allen truwen liebe, vnd genaigter fruntſchaft erſchließen kůndt oder môcht wâlt ich gar willig vnd ſonder gevlißen ſyn, dat. ſondag nach martini ꝛc. Aoxvc vnd jm Sechſth jare.

Eliſabeth Graffin zu Fůrſtenberg Geborun von Solmß.

Auch herz lieber lieber ſůn Ich fůg dir zu wießen daz mir nachz in der eilften ſtund lenzenkrâzer ware botſchaft hat bracht daz myn l. h. v. gemahel vff hut ſontag nach marthini vmb mitag zu ſtraßbôrg in geritten ſy da hat er jn geſehen vnd darvmb verkůnden ich dir ſolichs jn freůden darvmb wolleſt bald mit dinem lieben gemahel zu vnß komen vnd freud mit vnß haben vnd welleſt myner herz lieben docht dim gemaheln myn mutterlicher druwe vnd vil guter ſagen hie mit befylch ich ůch alle ſant Annen ſelb drit.

Dem wolgebornnen wylhelm graffen zu fůrſtenberg mynem fruntlich lieben ſon.

IX.

Floris von Montmorency,

Herr von Montigny.

(Nach niederländiſchen Quellen bearbeitet.)

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.
Schiller.

In der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des Prozeſſes wider die Grafen von Egmont und Hoorn iſt der gemeinſchaftlichen Sendung des Markgrafen von Berghen (-op-Zoom) und des Barons von Montigny nach Spanien, in Angelegenheiten der Niederlande Erwähnung geſchehen. Unſer unſterblicher Dichter und Geſchichtſchreiber Schiller hat den traurigen Ausgang jener beiden Edlen nach einer in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Aktenſammlung dargeſtellt; es dürfte jedoch für das größere Publikum von Intereſſe ſeyn, auch das Schickſal der zwei andern, in niederländiſchen Geſchichten vielgenannten Männer, zu erfahren, zumal da, wenigſtens unſeres Wiſſens, noch kein teutſcher Geſchichtſchreiber ihre Kataſtrophe behandelt hat.

Bekanntermaßen wurden der Markgraf von Bergen, Jan van Glimes, und der Herr v. Montigny an den König abgeſchickt. Beide hatten der Sendung nur mit äußerſtem Widerwillen ſich unterzogen, da

allerlei üble Vorbedeutungen ihr vorangingen und erſterer folgte ſeinem Freunde erſt ſpäter nach, als alle Vorwände zu längerer Verzögerung verbraucht waren. Allein die Berichte über die Bilderſtürmerei hatten den König ſo ſehr erbittert, daß er nicht nur mehrere Monate lang ſich weigerte, die Botſchaft der Notabeln in Audienz zu empfangen, ſondern ſelbſt die Unterredungen mit den Miniſtern ihnen ſehr erſchwert wurden. Sie ſchrieben hierüber ſehr troſtloſe Briefe nach Brüſſel. Jeden Tag lauteten die Erklärungen dunkler, düſterer, oder, wie Montigny ſich ausdrückt — klarer und offenbarer in feindlichem Sinne für die niederländiſche Sache.

Als es im ferneren Laufe der Ereigniſſe um die Mittel ſich handelte, dem Geiſte der Neuerung und des Aufſtandes am beſten zu ſteuern, ſchlugen Bergen und Montigny die perſönliche Gegenwart des Monarchen in den Niederlanden als das einzig erſprießliche und zum Ziele führende Mittel vor. Es iſt nicht unwichtig, aus den Geſandtſchaftsberichten die Gründe zu erfahren, welche Philipp II. abhielten, dieſem Rathe zu folgen, und die Gegengründe, durch welche die zwei Edlen erſtere zu entkräften geſucht haben. Manches dient, die allzuleidenſchaftlichen Urtheile über den perſönlichen Charakter des Königs zu widerlegen, während es zugleich dem Gerechtigkeitsſinn und dem klaren

Blicke der Unterhändler große Ehre macht. Montigny, die edle und zur Gelindigkeit ſich hinneigende Gemüthsart rühmend, ſchilderte den Zweikampf der Gefühle im Innern des Monarchen mit der Feinheit eines Pſychologen, und doch geſtand er, daß der hohe ſpaniſche Muth in Philipp etwas mehr, als in ſeinem verſtorbenen Vater herrſchte. Von den Verhandlungen des Staatsrathes und den motivirten Gutachten der einzelnen einflußreichen Mitglieder deſſelben lieferte er höchſt anziehende und inhaltreiche Berichte.

Als die Sachen die bekannte ſchlimme Wendung genommen, welche Bergen und Montigny längſt vorausgeſehen, ſuchten ſie wenigſtens die Erlaubniß zu ihrer Heimkehr zu erwirken, denn der Aufenthalt in Spanien ward ihnen von Tag zu Tage unheimlicher. Allein man fand allerlei Vorwände, ſie aufzuzögern und Bergen ſtarb zuletzt, nach vielfach erlittenen Widerwärtigkeiten und Drangſalen (Mai 1567). Man hat behauptet, daß er vergiftet worden ſey. Nach ſeinem Tode wurde ſein ganzes Benehmen einer gerichtlichen Unterſuchung unterſtellt und die Sentenz, welche ihn für des Hochverrathes an dem Könige ſchuldig erklärte, ſprach ſeine Güter dem Fiskus zu, obgleich ſeine Gemahlin, Marie de Lannoy Mollendair, alles gethan hatte, um aus dem Gebiete ihrer Herrſchaft

zu entfernen, was nur dem Könige Anſtoß oder Verdacht erregen konnte.

Montigny ließ inzwiſchen nicht ab, den König mit Bitten zu beſtürmen, ihn nach der Heimath zu entlaſſen, woſelbſt, zumal er in Spanien nichts mehr zu verrichten habe, ſeine Gegenwart unter den obwaltenden Umſtänden am nöthigſten ſeyn dürfte. Philipp blickte ihn bei einer ſolchen, wiederholt angeſuchten und verwilligten, Audienz mit jenem eigenthümlichen Lächeln an, welches demjenigen, ſo es galt, durch die Seele drang, und welches, da dieſer Fürſt in der Regel niemals lachte, ſtets der Vorbote irgend eines Unglückes zu ſeyn pflegte. Er ermahnte ihn noch eine Weile Geduld zu tragen, bis er ſelbſt die Reiſe nach den Niederlanden antreten würde. Dieſe Reiſe ward von vielen Leuten immer noch für möglich gehalten, auch hatten die Agenten Philipps, der ſeine tiefern Plane ſorgfältig zu verbergen liebte, durch ganz Italien ſie als unzweifelhaft verbreitet, ſo zwar, daß ſelbſt der Pabſt daran glaubte und ein feierliches Hochamt mit allerlei Prozeſſionen abhalten ließ, um den Segen Gottes für den hohen Wanderer zu erflehen. Allein ſchon aus der Aeußerung des bekannten Mendoza, der damals zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen von Wichtigkeit gebraucht wurde, konnte man entnehmen, wie wenig es dem Könige mit ſeinem Vorhaben Ernſt

ſey; denn auf die Frage, wo er hinginge? — antwortete jener ſpöttiſch-aufrichtig und mit einem Tone, welcher auszudrücken ſchien, als halte man es kaum nochder Mühe werth, die Ironie zu verbergen: „Ich gehe, die Welt zu verſpotten und zu täuſchen.“

Montigny überzeugte ſich endlich ebenfalls von der Wahrheit dieſes Letzteren, und bemerkte an allerlei Dingen die Abnahme der königlichen Gunſt, welche bisher zum mindeſten ſeiner Perſon noch geworden war. Auf ſeine unterthänigſten Vorſtellungen und Beſorgniſſe, die er zu eröffnen wagte, erhielt er ſtets den ſtereotypen Beſcheid: der König hege von ihm die beſte Anſicht und ſey geneigt ihm alle Gnade zu erweiſen. Gleichwohl ſah er, wie die Augen der Höflinge mit einer Art Mitleid auf ihm ruheten und ſie wiederum ſcheu ſich von ihm wendeten, ſo oft er irgend eine vertrauliche Berührung mit ihnen ſuchte; auch erfuhr er zuletzt aus ſicherer Quelle, daß der König bei ſchwerer Strafe verboten habe, ihm Pferde zu leihen, oder ſeinem Gefolge freies Geleit zu verſchaffen.

Die Nachricht von der Verhaftung und dem Prozeſſe ſeines Freundes, Graf Egmont, ſo wie ſeines Bruders, Graf Hoorn, beſtürzte den Freiherrn ſehr und klärte ihn über ſein eigenes, muthmaßliches Schickſal in der nächſten Zukunft auf. Doch verwarf er zur Zeit noch, ritterlich und edel wie er war, jeden Ge-

danken und Vorſchlag zur Flucht, welche damals ihm noch möglich geworden ſeyn würde, um nicht dadurch ſeinen Gegnern ſelbſt Stoff zur Anklage wider ſich darzureichen.

Es ging nicht lange, ſo ward ſeine Ahnung zur vollen Gewißheit; der Obriſt der königlichen Leibwache, Sellens, ein geborner Holländer, trat mit verſtörten Blicken in ſein Gemach, und kündigte ihm an, daß er mit dem traurigen Befehl belaſtet ſey, ihn in ſeinem Zimmer zu bewachen und die Waffen ihm abzunehmen. Nach einigen Augenblicken der Ueberraſchung von der einen und des Bedauerns von der andern Seite, ſtellte man Montigny frei, welche von den beiden Citadellen, zu Toledo und Segovia, er zum Orte ſeiner Haft ſich wählen wolle. Der Freiherr, aus Furcht vor der Inquiſition, die in Toledo einen ihrer Hauptſitze hatte, zog die letztere vor. Die Abführung ging noch in derſelben Stunde vor ſich, ohne daß man dem Gefangenen erlaubt hätte, zuvor noch Abſchied von ſeinen Freunden zu nehmen, welche auch aus Furcht vor der Rache der Hofpartheı keinen Verſuch zu ſeinen Gunſten wagten. Sellens begleitete ihn in einem verſchloſſenen Wagen bis Segovia und übergab ihn daſelbſt dem Kommandanten des Schloſſes.

Dieſer Offizier hatte die genaueſte Ordre über Alles, was ſeinen Gefangenen betraf, erhalten. Mon-

tigny ward zuoberſt im Thurme in ein ziemlich kleines Gemach gebracht; acht Soldaten bewachten ihn hier noch überdieß (im Vorzimmer) und geſtatteten dem einzigen Diener, welchen man zu ihm ließ, weder aus⸗zugehen noch mit Jemanden zu ſprechen, ausgenommen in ihrer Gegenwart. Als der Gefangene von den vie⸗len heftigen Eindrücken über den plötzlichen Schickſals⸗wechſel überwältigt, bald darauf in eine hitzige Krank⸗heit verfiel und ein Arzt ihm nicht verweigert werden konnte, durfte er gleichwohl mit dieſem keine Sylbe wechſeln, ohne dieſelbe widerwärtige Geſellſchaft. Alle Briefe, ſelbſt die an den König gerichteten, wurden zuerſt von dem Kerkermeiſter geleſen.

Uebrigens fruchteten auch dieſe Briefe ſehr wenig oder nichts, und die Beſchwerden, welche der Freiherr über ſeine ſo ungeſetzliche als unverſchuldete Haft darin geltend machte und welche er beſonders dadurch kräftig zu machen gedacht hatte, daß er als Ritter des gol⸗denen Vließes von keinem andern Gerichte, als dem Ordenskapitel deſſelben, außer in dem Falle erwieſenen Verrathes und erwieſener Ketzerei, unterſucht werden könne, dienten mehr dazu, den König zu reizen, ſtatt zu ihren Gunſten auf ihn einzuwirken.

Nach und nach lernte er ſich in ſein Schickſal finden und beruhigte ſich durch die Hoffnung, wenig⸗ſtens bald verhört und in die Lage verſetzt zu werden,

ſeine Unſchuld vertheidigen und der Welt bekannt machen zu können. Allein auch hierin täuſchte er ſich ſehr. Mehrere Monate verſtrichen und noch war er nicht einmal vor ſeine Richter geſtellt worden. Mit Mühe gewann er es über den Befehlshaber der Feſte, daß ihm geſtattet wurde, an einige ſeiner Freunde zu ſchreiben, durch deren Einfluß bei Hof er die Vornahme ſeines Prozeſſes und die ſchriftliche oder mündliche Vertheidigung auf eine ſchriftlich verfaßte Anklage zu erwirken trachtete.

In einem dieſer Bittſchreiben wurde dem Könige vorgeſtellt, daß die Reiſe nach Spanien einzig und allein im Intereſſe der Monarchie unternommen worden ſey; keine andere Rückſicht hätte ihn, den Gefangenen, beſtimmen können, ſich den damit verbundenen Beſchwerlichkeiten und Gefahren preis zu geben und aus den Armen einer jungen Gemahlin ſich zu reißen, mit welcher er erſt kurz zuvor ſich verbunden und welche nun einſam, troſtlos und kummervoll ihre Tage dahin bringe. Welches auch immer die Miſſethaten wären, die man ihm zur Laſt lege, ſo möchte man wenigſtens geruhen, ihn vor Gericht zu ſtellen. Der Freiherr beklagte ſich ſehr über das Ungemach, welches er in ſeinem Gefängniß auszuſtehen habe, ſo wie über den Muthwillen der ihn bewachenden Kriegsknechte. Solchem möchte man ſteuern und auch den

Briefverkehr mit ſeinen Freunden im Niederlande ihm geſtatten.

Diejenigen ſeiner Diener, welche nicht zu ihm gelaſſen worden, jedoch in der Nähe ſich aufhielten, und denen dieſe Schreiben mit vieler Mühe zugeſpielt wurden, übernahmen es, in Madrid ſie an Behörde zu bringen; allein ohne glücklichern Erfolg für ihren Herren. Der König blieb ſtumm und taub, und wenn er vielleicht auch für ſeine Perſon zur Milde geneigt ſich zeigte, ſo redete ihm die Parthei, welche im Staatsrath und bei Hofe für ein Schreckensſyſtem gegen alle in niederländiſche Angelegenheit verwickelten Perſonen ſtimmte, bald wieder ſeinen Vorſatz aus.

Montigny erſah jetzt kein anderes Mittel mehr, um ſich zu helfen, als die Flucht. Einmal in Freiheit hoffte er den Monarchen, wie das Publikum, von ſeiner völligen Unſchuld zu überzeugen. Allein die Flucht aus dem Verwahrungsorte, in welchem Er ſich befand, gehörte nicht zu den leichteſten Dingen. Die Citadelle von Segovia liegt auf einem hohen Felſen gebaut und iſt von nicht weniger denn drei Mauern umgeben. Nun befand er ſich noch gar in dem oberſten Stockwerke des Hauptthurmes, faſt unmittelbar unter dem Glockenthurme und das Fenſter ſeines engen Gemaches war zu allem Ueberfluß mit eiſernen Gittern verſehen.

Die Verzweiflung jedoch machte ihn erfinderiſch

und er wagte zuerſt einen Angriff mit Gold auf das Dienſtgewiſſen ſeiner Hüter. Sie widerſtanden ſolch gründlichen Vorſtellungen nicht, und ſo ſah er ſich im Stande, einen Brief in die Hände des Hofmeiſters zu bringen, welcher in der Regel ihm ſeine Nahrung beſtellte; dieſen Brief hatte er in ein Tuch gewunden und daſſelbe durch eben jene Hüter ihm einhändigen laſſen. Der Hofmeiſter ward darin von ſeiner troſtloſen Lage, ſo wie von dem rechtswidrigen Verfahren gegen ihn in Kenntniß geſetzt und dringend aufgefordert, ihm zur Flucht zu verhelfen, wofür er Zeitlebens ihm ſeine Dankbarkeit bezeugen würde. Mit einem ſeiner Diener, dem Geheimſchreiber Anton van der Beek, einem ſehr verſtändigen und ihm treu ergebenen Jüngling, möchte er Rathſchlag über die Art und Weiſe pflegen, wie die Flucht zu bewerkſtelligen. Alsbald nach erhaltener Freiheit gedächte er ſeine Unſchuld vor Jedermann darzuthun und die Verläumdungen Lügen zu ſtrafen, mit welchen man ihn überhäuft.

Van der Beek ging gleich mit Freude in den Plan ein; weniger raſch dagegen zeigte ſich der Hofmeiſter. Er ſchilderte in der Antwort an Montigny die Größe der Gefahr, nicht zwar für den Gefangenen ſelbſt, dem ſolches nicht verargt werden würde, wohl aber für diejenigen, ſo ſich ihm als Werkzeuge hergegeben; er erinnerte an die ſo häufige Erfahrung, die man in der

Welt ſchon gemacht habe, daß vornehme Herren die Dienſte ihrer Diener zu vergeſſen pflegten, und während ſie oft der leichteſten Beleidigung tief eingedenk blieben, die Treue vieler Jahre nicht beachteten. Aus dieſen und andern Gründen begehrte er die Stipulation einer beſtimmten Belohnung, damit jene Gefahr nicht umſonſt gewagt würde.

Montigny ward zwar im Innerſten betrübt über ſolch' unedle und habſüchtige Geſinnung dieſes Menſchen gegenüber einem unglücklichen Gefangenen; doch willfahrte er, nothgedrungen, ſeinem Begehren, bat ihn jedoch, künftig die Briefe, welche an ihn gerichtet wären, nicht mehr durch den Gefängnißwärter ihm zukommen zu laſſen, ſondern in den Taig des Brodes zu ſtecken, das mit dem Eſſen ihm gewöhnlich gebracht wurde; ſein Geheimſchreiber ſollte dann jedesmal ſelbſt die Sache beſorgen. Dieſes Brod, auf niederländiſche Weiſe zubereitet, verdankte Montigny der Gunſt des gewonnenen Thürmers, welchem er vorgegeben hatte, ſein Magen könne ſich an die ſpaniſche Zubereitung nicht gewöhnen. Die Beiden brachten ihm nun auch kleine Feilen zu, welche in Madrid gekauft und in ein Tuch mit der Adreſſe „Gelder“ gepackt und verſiegelt an ihn gerichtet wurden.

Der Geheimſchreiber, ein geborner Lütticher, war ein ſehr gewandter und verſchmitzter Geſelle, und wußte

durch allerlei Freundlichkeit und Großmuth die Soldaten, welche ohnehin an Langeweile und Ueberdruß litten, durch Eſſen und Trinken, wie durch Kartenſpiel, wozu er ſie fleißig nöthigte, ſo zu beſchäftigen, daß ſie das Geräuſch der Feilen überhörten, mit denen der Freiherr die Stäbe ſeines Gitters durchſchnitt. Dieß ward jedoch nur allmählig und auf ſolche Weiſe vorgenommen, daß man nichts von der Arbeit gewahrte, indem der Kerbe mit Wachs von Eiſenfarbe verſtrichen und die Lücken künſtlich ausgefüllt wurden. Kamen dann auch bisweilen die Hüter unverſehens in ſein Gemach, was ihnen zu jeder Stunde freiſtand, ſo bedeckte der Gefangene mit der Hand oder mit ſeinem Leibe die bearbeiteten Stellen des Gitters und zwar mit einer Unbefangenheit und Abſichtsloſigkeit, daß nicht der geringſte Verdacht in ihnen aufſtieg.

Mittlerweile hatte der Hofmeiſter den Auftrag erhalten, ein zweites Eiſengitter verfertigen zu laſſen, wozu er ihm einen Stock gab, an welchem er das Maaß genommen. Es glich dem alten ſo genau, daß man beide von einander nicht unterſcheiden konnte. In den Steinkohlen, welche zur Feuerung des Kamins im Gemache Montigny gebracht wurden, ſchwärzte man die Sache glücklich hinein und nun feilte jener vollends weg, was noch übrig geblieben, hob das alte Eiſen aus und ſetzte das neue an deſſen Stelle, mit einer

Kunſtfertigkeit, daß er, ſobald es ihm thunlich war, es leicht wieder herausnehmen konnte. Nunmehr mußten Leitern verfertigt werden, auf eine Weiſe zuſammengeſchlagen und aneinander gefügt, und ebenſo von ſolcher Leichtigkeit, daß man ganz bequem ſie zu tragen im Stande war. Endlich auch kaufte man zwei Pferde und zwei Mauleſel, welche zu raſchem Ritte geeignet ſchienen; deßgleichen wurde die zur Reiſe nöthige Summe Geldes zuſammengebracht.

Allein in dem Gefangenen ſelbſt entſtand nun plötzlich Zweifel, wohin er denn eigentlich fliehen ſollte. Er hatte nur zwiſchen Frankreich und Portugal die Wahl; da jedoch um der verwandtſchaftlichen Verhältniſſe beider Höfe willen letzteres Land das weniger ſichere ſchien, ſo mußte er ſich für Frankreich entſcheiden; nur trat hier der fatale Umſtand ein, daß der Weg viel weiter und daher auch mit mehreren, großentheils noch unbekannten, Gefahren verbunden war und die Aufmerkſamkeit der Poſten und der Behörden ſich in gleichem Grade, wie die Lebhaftigkeit des Verbrechens ſich geſteigert hatte. Auch befürchtete Montigny, der vielen Perſonen in Frankreich ſehr bekannt war, an dem einen und andern Orte allzubald erkannt und in dieſem Falle von gemeiner Habſucht an den König von Spanien ausgeliefert zu werden.

Nichts deſtoweniger würde alles glücklich ſich ge-

ſtaltet und bewerkſtelligt haben, wenn nicht ein plötzlicher Uebermuth, in Folge unverhoffter Wohlbehaglichkeit Gewalt über ihn gewonnen und der Beſitz von Summen, welche die Beſtimmung hatten, den Gefangenen zu befreien, ihn verleitet hätte, den größten Theil davon (in mehr als 100 Dukaten beſtehend) und was noch uneinbringlicher war, die koſtbare Zeit, in Praſſerei und Frauengenuß zu vergeuden.

Drei Monate waren ſomit über den Anſtalten zur Flucht verſtrichen. Eines Abends, als Montigny, immer ſehnſüchtiger nach Freiheit, an dem Gitter ſeines Fenſters ſtand und die ruhig dahin wandernden Sterne betrachtete, vernahm er plötzlich Geräuſch auf der Straße und Guitarren und Leyer ertönten zu einem von Bänkelſängern verfertigten Liede. Wie groß war nicht ſein Erſtaunen und ſein Schmerz, als er ganz deutlich und vollſtändig die tragiſche Geſchichte der Hinrichtung ſeiner Freunde Egmont und Hoorn darin erhielt.

Der König hatte zwar ſtrenge verboten, ihm die Nachricht von dieſem Ereigniſſe mitzutheilen; allein ſey es, daß bereits die Volkspoeſie des Gegenſtandes ſich bemächtigt hatte, oder ſeine Bekannten ſelbſt ihn auf dieſe mittelbare Weiſe — die Sänger waren Pilgrime geweſen — in Kenntniß ſetzen gewollt — kurz, der arme Baron vergoß einen Strom von Thränen

und ward von ſolcher Verzweiflung erfaßt, daß ſeine ſäumigen Leute durch den Anblick ſeines Jammers friſch angetrieben wurden, ſeine Rettung endlich in's Werk zu ſetzen.

Ein paar Tage zuvor war ein Mann aus Hennegau, Namens Prutenus, erſchienen, deſſen Familie vom Hrn. v. Montigny früher viele Wohlthaten empfangen hatte. Dieſen wollte er jetzt benützen, und er ward mit in den Plan gezogen. Dem zufolge reiste er voraus nach Ernani, unweit der franzöſiſchen Gränze, um daſelbſt weitere Vorkehrungen zu treffen und den Freiherrn zu erwarten. Als völlig unbekannt im Lande ſchien er ganz zu nützlichen Dienſten geeignet.

Alles war nun gehörig eingeleitet und es blieb nichts mehr übrig, als daß der Hofmeiſter, wenn der geeignete Tag zur Flucht angebrochen und alles ſicher ſeyn würde, das verabredete Zeichen gab, welches darin beſtand, daß er in der Niederung unter der Burg gegen zwei Uhr Nachmittags mit einem Sacktuche hin und her wandeln, und damit, als wollte er Kühlung ſich zuweben, das Angeſicht fächeln ſollte. Hierauf hatte Montigny zur Nachtszeit geradezu herunter zu ſteigen, und es blieb Hoffnung, daß er Zeit bis gegen Mittag des folgenden Tages gewinnen würde, indem der Hofmeiſter mit den Hütern es ausgemacht hatte, nicht vor eilf Uhr in das Gemach ſeines Herrn zu

erſchien bei ihnen ſchon nach wenigen Tagen, unterſuchte die Sache ſcharf und erfuhr, nachdem der Hofmeiſter anfänglich Alles zu läugnen verſucht, jedoch auf die Drohung mit der Folter hin den Muth und die Beſinnung verloren hatte, aus ſeinem Munde den ganzen Zuſammenhang. Seine Geſtändniſſe ſchützten ihn gleichwohl nicht vor der peinlichen Frage; man wollte noch allerlei andere Namen herausbringen; allein der Hüter, welcher ſich durch Gold hatte beſtechen laſſen, und der Schmied, bei dem die Feilen und das Eiſengitter verfertigt worden, waren die einzigen, die mit in den fatalen Handel verwickelt werden konnten; auch ſie wurden gefänglich eingebracht.

Der Herr v. Montigny ward durch die Nachricht von dem Mißlingen des Fluchtplanes ſehr erſchüttert, aber noch mehr durch die Betrachtung des Unglückes, in welches er ſeine Dienſtleute und die anderen Perſonen, welche ſich für ihn brauchen ließen, nunmehr geſtürzt hatte. Er ſchickte einen Boten an den Richter, bat ihn um mildes Verfahren gegen die Seinigen, als ſolche, die ſchuldlos an der Sache wären, blos auf Befehl gehandelt hätten; er ſelbſt wolle die Strafe, die auf das Vorgefallene ſtehe, geduldig erleiden, ſo man anders nur jene Leute ſchonen würde. Daſſelbe ward an den König geſchrieben.

Allein obgleich Philipp dieſe Vorſtellung wirklich

zu Handen erhielt, ſo hemmte dieß doch den Lauf des Rechtes nicht. Die Urtheile wurden raſch gefällt und der Kriegsknecht, welcher zuerſt für den Gefangenen gewonnen worden war, eröffnete auch den Reihen bei dem Vollzuge. Nachdem er ſeine Beicht verrichtet und noch eine Meſſe gehört, ſteckte man ihn in ein weißes Kleid und ſetzte ihm einen Hut mit vier rothen Kreuzen auf, und führte ihn auf einem Eſel durch die Straßen, während ein Herold mit lauter Stimme dem Volke ſeine Verbrechen, der Dienſtuntreue, des Hochverraths und der Beſchützung eines Ketzers, bekannt machte; darauf ward er durch den Strang hingerichtet. Der Koch, welcher die Speiſen geliefert, mittelſt welcher die Correſpondenz des Gefangenen eingeſchwärzt worden, erlitt eine geringere, aber immerhin ſehr empfindliche Strafe; er ward nämlich erſt an Händen und Füßen gebunden vom Henker herumgeſchleppt und erhielt hierauf mit einer zwei Finger breiten, mit Knoten verſehenen ledernen Karbatſche 200 Hiebe mit ſolch' ſchonungsloſer Härte, daß ſelbſt die rohen Soldaten Mitleid mit ihm empfanden; nach dieſem kam er für fünf Jahre auf die Galeeren. Der Mann, welcher zum Wegweiſer dienen ſollte, ward auf ewige Zeiten des Landes verwieſen. Der Eiſenſchmied kam für zwei Jahre in Feſſeln und mußte noch eine Geldſtrafe von 40 Dukaten erlegen. Der Hofmeiſter und der Geheim=

ſchreiber endlich wurden zum Tode verurtheilt und auf den Richtplatz geführt, um enthauptet zu werden; doch erhielten ſie, auf eine bewegliche Berufung van der Beeks an den König Gnade, jedoch nur, um in einem finſtern Loche voll Ungezieſer zu ſchmachten und ſtündlich unter dem Schrecken des Nachrichters zu ſchweben, da ihnen mit Abſicht von dem Geſangenwärter von Zeit zu Zeit ihr Tod als dennoch ſehr wahrſcheinlich und dermal blos aufgeſchoben geſchildert wurde; oder auch entſetzte ſie der Schloßvogt, auf ſolche Weiſe zehnfach ſie moraliſch ertödtend, durch die Drohung: er werde ſie über kurz oder lang Hungers ſterben laſſen.

Der Herr v. Montigny war auf die unglückliche Geſchichte hin alsbald in engern Gewahrſam gebracht und aller Verkehr nach außen ihm fortan abgeſchnitten worden. Ihn kümmerte aber die Lage der Seinigen mehr, als die eigene, und er verſchwendete daher ſowohl an den König, als an den Biſchof von Segovia, auf deſſen Menſchlichkeit und Einfluß er rechnete, die rührendſten Bitten zur Erleichterung ihres Schickſals, jedoch ergebnißlos. Eben ſo ließ er nicht ab, ihnen auf dem Wege, den man hiezu geſtattete, Troſt zuzuſprechen und reiche Entſchädigung für die Zukunft ihnen zu ſichern, falls Gott je ihn wieder zum Genuß der Freiheit gelangen laſſen würde.

Das Einzige, was er durch ſeine unermüdlichen

Vorſtellungen bewirkte, war, daß man den Leuten erlaubte, durch einen Anwalt vor dem höhern Tribunale, das über ſie nochmals zu erkennen niedergeſetzt worden war, ſich vertheidigen zu laſſen; aber auch dieſe Vertheidigung frommte ihnen nichts; vielmehr ward ihnen ewiges Stillſchweigen auferlegt, und die von dem früheren Gerichte ausgeſprochene, durch die Appellation an den König blos aufgeſchobene Strafe, als immer noch des Vollzuges fähig, gleichſam beſtätigt.

Die Unglücklichen wurden jedoch fortwährend mehr gemartert, als wenn man ſie alſogleich dem Nachrichter übergeben hätte. Von Gefängniß zu Gefängniß herumgeſchleppt, kamen ſie zuletzt in einen Thurm, wo nichts als die nackten Wände erſichtlich waren, wo ſie keinen Stuhl, kein Bett, um zu ruhen, fanden, wo Feuchtigkeit und Kälte ſie verfolgten, und die Kleider ihnen zuletzt verfault und vermodert vom Leibe fielen. Gleichwohl mußten ſie noch die hoch angeſchlagenen Koſten für dieſen Aufenthalt aus dem Ihrigen beſtreiten. Das Elend war ſo groß, daß ſie den Tod nicht mehr fürchteten, ſondern demſelben, als ihrem Erlöſer, ſich entgegen ſehnten.

Ein Strahl der Hoffnung ſchien endlich zu dämmern, als eines Tages die Königin von Portugal, die Schweſter König Philipps, mit ihrem Gefolge an der Citadelle vorüberzog. Die Gefangenen hatten ſie nicht

ſobald erblickt, als ſie mit ihren Ketten ein ſolches Geklirr und Getöſe zu erheben begannen, daß die Für-ſtin aufmerkſam gemacht wurde und ſich nach der Ur-ſache erkundigte. Leute vom Volke ſetzten ſie nun in Kenntniß von dem Schickſale der hier ſchmachtenden Niederländer, ſo wie von der Veranlaſſung deſſelben, und zwar auf eine Weiſe, daß die Fürſtin ſehr gerührt wurde, und bei ihrem königlichen Bruder eine Fürbitte einzulegen verhieß.

Der Burgvogt erhielt wirklich bald darauf den Befehl, ſeine Gefangenen frei zu geben und dieſelben überließen ſich der ungemeſſenſten Freude und ſchöpften auch tröſtliche Hoffnung für die Zukunft, Mon-tigny durch beharrliches Bitten erwirkte, daß ihnen ein gewiſſes Einkommen, das ihre Exiſtenz ſicher ſtellte, von ſeinen Gütern in Hennegau eingeräumt werden dürfte. Allein die Freiheit war auch Alles, was ſie reell mit ſich nahmen; denn als ſie nach des Freiherrn Tode um die Verwirklichung des Verwilligten bei Hofe ſich bemühten, ward ihnen ihr Geſuch rundweg abgeſchlagen, da das geſammte Beſitzthum Montigny's, als dem Staate verfallen bereits inzwiſchen erklärt, worden war.

Der arme Freiherr ſelbſt war nicht mehr ſo glück-lich, die balſamiſchen Lüfte der Freiheit wieder einzu-athmen; vielmehr ſah er ſich ſtrenger bewacht und

härter behandelt, als je. Statt daß, wie zuvor, die Wachen vor ſeiner Kammer aufgeſtellt wurden, hatte man ſie, um jeden ferneren Plan zur Entweichung rein unmöglich zu machen, ihm geradezu in dieſelbe hineingelegt. Tag und Nacht ſah er ſich von ihren rohen Manieren verfolgt, und nicht nur im regelmäßigen Schlafe, ſondern ſelbſt im Zuge der Gedanken und in dem Genuß, den die Einſamkeit gebrochenen Herzen darbietet, durch das Fluchen und Schreyen, die Spiel- und Saufgelage der Wärter geſtört. Auf ſeine Bitten und Klagen erwiederten ſie einfach: ſie ſeyen hier, um ihn zu hüten, und nicht um ihm zu gehorchen.

Sein Prozeß, als er endlich, ſpät genug, und zwar vor einem, ſcheinbar, Niederländiſchen Gerichte, vorgenommen wurde, entbehrte aller rechtlichen Formalitäten, und während man einerſeits ſeinem Sachwalter peremtoriſche Friſten zur Anbringung von Vertheidigungsgründen auferlegte, verbot man ihm anderſeits ſtrenge jeden Verkehr mit dem Beklagten, um ſich mit ihm darüber, wie doch unumgänglich nöthig war, zu berathen. Nichts deſto weniger fällte man über ihn das Urtheil, welches ihn des Verbrechens der beleidigten Majeſtät überwieſen hinſtellte. Als er um eine Reviſion ſeines Handels bat, erklärte man: es ſey zu ſpät; das Urtheil ſey bereits nach Spanien an den König zur Beſtätigung geſandt worden.

Gerade um dieſe Zeit zog die Erzherzogin Anna von Oeſterreich, Kaiſer Maximilians II. Tochter, den Rhein herunter, auf ihrer Reiſe nach Spanien, wo ſie dem Könige vermählt werden ſollte. Die Mutter und die Gemahlin Montigny's benützten die Gelegenheit, erwirkten ſich Gehör bei der Prinzeſſin, und theilten ihr, nachdem ſie einen Fußfall gethan, alle Einzelnheiten des von dem Gefangenen erlittenen herben Schickſals mit: Die hohe Braut fühlte die innigſte Theilnahme und ſicherte der bedrängten, verlaſſenen Familie ihren Schutz und die kräftigſte Fürſprache bei dem Könige von Spanien zu.

Allein dieſe Dazwiſchenkunft kam dem Herzog von Alba, welcher gleich anfänglich Montigny, wie die übrigen Häupter der niederländiſchen Volksbewegung dem Verderben geweiht hatte, höchſt ungelegen; er ſchrieb daher, um den Erfolg zu vereiteln, an den König voraus: der Tod Montigny's ſey eine politiſche Nothwendigkeit; er möchte daher die Ankunft ſeiner Braut nicht abwarten, ſondern den Freiherrn vorher hinrichten laſſen; die That, wenn ſie einmal geſchehen, werde ſich ſchon ſelbſt entſchuldigen.

Philipp nahm keinen Anſtand, dieſem Rathſchlage zu folgen; da er jedoch es für unzweckmäßig fand, ein öffentliches Skandal dieſer Art mehr zu geben, nachdem die Hinrichtung Egmonts und Hoorns ſchon

ſo viel Aufſehen gemacht, ſo fanden ſich dienſtfertige Leute genug, welche einen ſeiner Winke verſtanden und es hieß plötzlich eines Tages: Montigny ſey an einem hitzigen Fieber geſtorben. Der Krankheitsſtoff lag aber, wie zum mindeſten die Niederländiſchen, freilich in dieſem Punkte oft nicht ſehr zurückhaltenden Berichterſtatter verſichern, in einem vergifteten Pulver, welches dem zuerſt noch von Segovia weg und in das Schloß Samincas gebrachten Gefangenen in die Suppe geſchüttet worden. Nach einer Behauptung war es ſein eigener Page geweſen, den man durch Todesdrohung zu ſolcher That vermocht hatte. Sie ſchadete aber, ob wirklich vollbracht, ob von dem Publikum blos geglaubt, dem moraliſchen Rufe Philipps II. ungemein und half die Reihe der gehäſſigen Anſchuldigungen vermehren, durch welche die Revolution der Niederländer vor Europa ſich zu rechtfertigen nicht geſäumt hat.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston